S. [illegible]

Germ. g. 109 ft

Duller

<36610764960013
<36610764960013 S
Bayer. Staatsbibliothek

Die Geſchichte

des

deutſchen Volkes

von

Eduard Duller.

Mit hundert Holzſchnitten.

Zweite Auflage.

Erſter Band.

Leipzig 1841.

Verlag von Georg Wigand.

G. n. 28.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede zur zweiten Auflage.

An unſrer Väter Thaten
Mit Liebe ſich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In ſolchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n,
Um unſre Schmach ſich kränken,
Sich unſrer Ehre freu'n;
Sein eignes Ich vergeſſen
In Aller Luſt und Schmerz:
Das nennt man, wohlermeſſen,
Für unſer Volk ein Herz!

Dieſe Worte Uhlands haben mir vorgeſchwebt, als ich den Plan zu meiner Geſchichte des deutſchen Volkes entwarf; dieſer Worte tiefe Bedeutung hat mich nicht verlaſſen, als ich die Geſchichte ſchrieb. Der Eingang derſelben im Volke, welchen ich ſo raſch nicht erwarten durfte, ſcheint mir den erfreulichen Beweis zu geben, daß die Idee, welche mich leitete, wahr und die Ausführung — mit Rückſicht auf das größere Publikum, welches ich vor Augen hatte, nicht unrichtig iſt.

Ich betrachtete nämlich die Geſchichte des deutſchen Volkes als die Entwickelung eines ſelbſtſtändigen und großartigen Organismus, welcher ſieben Stadien bedurfte, bis er jenen Höhepunkt geiſtiger Ausbildung erreichte, auf welchem wir ihn in der Gegenwart angelangt finden, und womit, ſo Gott will, das Leben des deutſchen Volkes noch ebenſowenig abgeſchloſſen, als deſſen höchſte Aufgabe vollendet iſt. Sodann wollte

ich in allen Epochen bis zur Gegenwart hinweiſen auf die unauslöſchlichen Grundzüge des deutſchen Volkscharakters, auf jenes Eine, das uns in allen Stürmen und Verderbniſſen geblieben iſt und bleibt, auf jene ſittliche Kraft, deren Bewußtſein wir ſtets rein und klar erhalten müſſen. — In Bezug auf die räumlichen Verhältniſſe des Buches hatte ich übrigens ungefähr die Aufgabe eines Freskomalers.

In dieſer zweiten Auflage wußte ich nur Weniges beizufügen, wegzulaſſen oder zu verbeſſern. Keinesfalls neigte ſich irgend eine Veränderung gegen den Grundgedanken, welcher mich leitete; vielmehr wollte ich dieſen durch eine ſolche wo möglich nur noch klarer machen.

Ich ſprach aus dem Herzen; und nur ſo darf man zu einem Volke ſprechen, deſſen beſte Kraft im Herzen wurzelt. Frei und kühn muß das Herz ſchlagen, entſchieden in Liebe oder Haß, wenn man deſſen Schläge verſtehen ſoll. Dies iſt ſo naturgemäß, daß man darin weder einen beſonderen Vorzug, noch anderſeits einen Fehler meiner Darſtellung ſuchen darf.

Möchte denn dies Buch auch in der zweiten Auflage beim deutſchen Volke eine ebenſo freundliche Aufnahme finden, wie in der erſten! Möchte es am theuren heimiſchen Herde wie ein heiliges Feuer den Gedanken fort und fort erhalten, daß wir alle, wie wir auch heißen, wo wir auch wohnen, welchem Staate wir auch angehören mögen, — wenn wir nur deutſch reden, — Deutſche ſind und es immerdar bleiben wollen!

Darmſtadt, 1841.

Eduard Duller.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes Buch.

(Von der Urzeit bis zum Jahre 768 nach Chriſti Geburt.)

1.

„Ja, wir ſind eines Herzens, eines Bluts."
Schiller.

In uralten Zeiten, wohl viele Jahrhunderte vor Chriſti Geburt, erhoben ſich rüſtige Stämme eines kühnen Hirtenvolkes im Morgenland, und zogen mit Heerden und Waffen aus ihrer Heimath fort. Von dem Gebirge Kaukaſus ſtiegen ſie nieder an das ſchwarze Meer, in welches die gewaltigen Ströme münden, der Don, der Dnieper und die Donau; dieſe zeigten den Wanderern die Wege in die Länder gen Sonnenuntergang und gen Mitternacht. Da kamen ihrer Viele in einen ungeheuren Wald; wohl manche Tagereiſe lang zogen ſie darin weiter und nach allen Richtungen umher, und konnten ſein Ende doch nicht finden. Breite Flüſſe durchſchnitten die Wildniß, die meiſten rollten von Mittag gen Mitternacht. Auch an unermeßliche Sümpfe kamen die Wanderer; darin hauſte furchtbar Gewürm, das ſie erſchlugen. Aus den finſtern Bergſchluchten ſprangen ihnen der rieſige Ur und das Elennthier, der Wolf und der Bär entgegen; im Kampf mit ſolchen Heldenthieren erprobten ſie freudig ihre Kraft. Auf den Triften aber, die dem Sonnenlicht offen dalagen, weideten kleine wilde Roſſe im hohen Graſe; die fingen ſie liſtig und gewandt, ſchwangen ſich drauf und tummelten ſie. Welche von den Einwanderern bis an die Meeresküſte der Oſtſee drangen, die fanden dort den gold-

glänzenden Bernſtein, den die Wellen bei Nord- oder Weſtwind ihnen zuwarfen; welche tiefer inmitten des Landes hinzogen, die entdeckten reiche Salzquellen, deren Fluth ſie auf glühende Kohlen goſſen, ſo gewannen ſie Würze zum Schmaus des erlegten Wildes.

So rauh dies Land war, — dem kernhaften Volke gefiel's. Nichts auf der Welt ging ihm über die Freiheit; in dieſen Wäldern und Bergſchluchten ſchien ſie ihm am beſten geborgen. Und ſo blieben denn die einzelnen Stämme auf den weiten Länderſtrecken als auf ihrem Eigenthum; und jeder einzelne Hausvater baute ſich, fern von den Anderen, aus gewaltigen Stämmen ſchlicht und recht das Haus und umgab den Hofraum mit Pfahlwerk; das war nun ſein und der Seinigen unverletzliches Heiligthum, und er waltete drin nach alter Sitte, wie ein Prieſter, Richter und Fürſt ſeiner Familie. Solch ein feſtes Gut, das dem Geſchlechte durch Erbſchaft der Söhne verblieb, hieß Allod.

So lieb war dem fremden Volke von Geſchlecht zu Geſchlecht die neue Heimath geworden, daß es allmälig die Erinnerung an die urſprüngliche Abkunft aus Aſien ganz und gar verlor, und glaubte: es ſei eingeboren auf dieſer freien Erde, die durchrauſcht wurde vom Rhein und von der Donau, von der Elbe und Oder, die da reichte von den Küſten der Oſt- und der Nordſee bis zu den Alpen. In ſpäteren Tagen ward erzählt: alle Stämme, — ſo viele und verſchiedene ihrer in dem großen Lande vom Rheinſtrom bis zur Weichſel und von den Bernſteinküſten bis zu den ſchimmernden Alpen wohnten, hätten ihren Urſprung von dreien, die von den drei Söhnen des Mannus ausgegangen, welchen der göttliche Held Thuisko gezeugt, dieſen aber habe die deutſche Erde geboren. So waren und blieben alſo die Männer in allen Gauen ſich wechſelſeits Brüder, und als rechte Brüder gab ſie die Gleichheit der Geſtalt und gab die Liebe zur Freiheit ſie zu erkennen, die in allen Stämmen gleich tief eingewurzelt war. Verſchieden waren die Namen der einzelnen Stämme, der einzelnen Gauvölker; alle zuſammen wurden Germanen geheißen (dies bedeutet: Speermänner,) und ihre Sprache die deutſche (Diutiska).

Groß, ſtark und ſchön waren die Deutſchen in alter Zeit. Keuſchheit, Einfachheit der Sitten und Freiheit erhielten den Kindern die Kernkraft und Eigenthümlichkeit der Eltern. Wie Rieſen blickten ſie hoch über andre Menſchen hin. Weiß und rein war die Farbe ihrer Haut; in üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar, der Mähne des Löwen ähnlich, bei Männern und Frauen hernieder, und aus den großen blauen Augen blickten Muth und edler Freiheitsſtolz. Die Kraft des Leibes wurde frühzeitig geſtählt, das neugeborne Kind in kaltes Waſſer getaucht, das heranwachſende durch jede Leibesübung abgehärtet. Der Knabe ging mit dem Vater auf die Jagd oder warf ſich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen. Der Jüngling ſprang nackt zwiſchen nackten Schwertern und Lanzenſpitzen einher; ſolcher Schwerttanz war das einzige Schauſpiel, woran das Volk Gefallen fand, und der Beifall des Volkes lohnte die Keckſten und Geſchickteſten reichlich. War der Jüngling mannbar geworden, dann machten die Edelſten des Stammes in der Volksverſammlung ihn wehrhaft; dies hieß man die „Schwertleite.“ Des Mannes liebſte Luſt war, mit dem Feinde ſich zu meſſen, oder das rieſige Wild zu erlegen. Das Mädchen hingegen lernte Sitte und Zucht bei der keuſchen und treuen Mutter. Die Jungfrau gab nur dem Tapferſten ihr Herz und nur ein ſolcher durfte ſie freien. Daher ſtammt eben das Wort „freien“, weil der Mann, der bis dahin unter der Vormundſchaft („Mund“) des ſchützenden Hausvaters geſtanden, durch die Heirath ſelbſtſtändig ward. Der Mann brachte dem Weibe zum Witthum Waffen und Roß, und am Morgen nach der Hochzeit eine gleiche Gabe; die ward des Weibes Vermögen. Die Verlobung aber ward im öffentlichen Mal (d. i. in der Volksverſammlung) gehalten; daher kommt das Wort „vermälen“. Vielweiberei war bei den alten Deutſchen nicht zu finden; Keuſchheit hochgeehrt, die Ehe heilig; Ehebruch wurde für die größte Schande gehalten und als ſolche beſtraft. Denn im Weibe ehrten ſie etwas Heiliges und Gottverwandtes; die Frauen hatten die Gabe der Weiſſagung und waren ſo treu, daß ſie die Gatten ſelten überleben mochten. Die Fülle der Kraft galt unſern Urvätern ſo hoch, daß ſie

kranke Kinder lieber umbrachten, als zu Krüppeln heranwachſen ließen, und daß die Alten, wenn ſie ſich für nichts mehr tüchtig hielten, ſich ſelber den Tod gaben.

Nur der freie Mann war damals im Recht, durfte langes Haar tragen und Waffen führen; Kriegsgefangene, oder Eingeborne, die zur Strafe eines ſchändlichen Verbrechens oder in der Leidenſchaft des Würfelſpiels die Freiheit verloren hatten, ſtanden als Leibeigene unter des Hausvaters Gewalt und bebauten das Land, was dem Freien unwürdige Beſchäftigung ſchien. Es waren aber die Freien entweder bloß Freie oder Edle aus alten Geſchlechtern. Nur die Freien und Edlen traten zur Neumonds- oder Vollmondszeit unter den heiligen Bäumen zuſammen, um des Volkes Wohl zu berathſchlagen, Krieg zu beſchließen und Recht zu ſprechen. Waffengeklirr verkündigte den Beifall, Murren das Gegentheil. Nie ſcholl auf jenen Malſtätten eines Zwingherrn Machtwort; eiferſüchtig wachten alle Freien, daß Keiner aus edlen Geſchlechtern allzu gewaltig werde und die Freiheit in Gefahr bringe; erſt in ſpäteren Zeiten entſtand die Würde eines Königs (durch Wahl des Volkes, und ſelbſt, wenn der Sohn dem Vater in jener Würde erblich folgte, durch des Volkes Beſtätigung). In Wehr und Waffen, als ging's zum Kampf, traten die Freien in die Verſammlung und ſprachen offen und ehrlich, jeder wie es ihm um's Herz war. Wenn das Volk in Gefahr und der Krieg beſchloſſen war, ſo wählten ſie den Tapferſten zum Führer des Heerzugs, hoben ihn jauchzend auf den Schild und begrüßten ihn als Herzog. Dieſer ließ dann das Aufgebot zur Nationalbewaffnung (Heerbann) ergehen. Von Hof zu Hof verkündete es der „Heerpfeil"; die Wehrmänner ſchaarten ſich, brachen auf und holten die Feldzeichen, die in den heiligen Hainen aufgehoben waren; auf Wagen folgten ihnen die Frauen mit den Kindern. Auf dem Schlachtfelde reihten ſich die Männer eines Geſchlechts, die Gemeinden, die Gaue, aneinander; hinter den Kriegern die Frauen auf der Wagenburg. Der Angriff begann mit wildfreudigem Kriegsgeſchrei und Geſang („Barrit"), furchtbaren Ungeſtüms; der Kern war das Fußvolk; die Keckſten davon miſchten ſich unter

die Reiter, hingen ſich an die Mähnen der Roſſe und ſtürmten ſo, wie im Flug, mit voran. Auch zu lebendigen Keilen zuſammengedrängt, gingen ſie gern in die Schlacht; da weihten ſich die Vorderſten dem Tode. Sonſt verſtanden ſie in den älteſten Zeiten nichts von den feinen Liſten der Kriegskunſt; Angriff und Ringen, Mann gegen Mann, galt Alles. Nicht die unwiderſtehliche Wuth beim Angriff allein, — auch ihr Anblick ſelber ſchreckte den deſſen ungewohnten Feind. Denn noch größer machte die ohnehin ſchon rieſigen Geſtalten ihre Rüſtung; als Helm trugen ſie die Schädelhaut eines Thieres, woran die Hörner und Ohren ſtehen geblieben, als Mantel das Fell, dazu einen langen, bemalten Schild, hinter dem der Mann ſich bergen konnte; der nervige Arm ſchwang die „Framea" (oder „Spathe"), einen Spieß mit gleißender Steinſpitze, oder die lange Lanze, die Axt, die Keule, das Meſſer („Sachs"). Während die Männer fochten, walteten die Frauen wie Schickſalsgöttinnen in der Wagenburg, pflegten die Verwundeten, ſangen den Ermatteten Muth ein, erdolchten die Feigen, die zurückflohen, und, war Alles verloren, ſo würgten ſie ihre Kinder und ſich ſelbſt, um verhaßter Knechtſchaft zu entgehen. Siegten die Deutſchen, ſo vertheilten ſie die Beute und die Gefangenen unter einander, dann zogen ſie heim und opferten einen Theil den Göttern. Mit dem Kriege aber hatte auch des Herzogs ganze Macht ein Ende.

Eine andre Heerfahrt war die auf Abenteuer. Wenn dem Helden die Ruhe des Friedens zu lange währte, oder wenn der Sohn eines Mannes, der im Kampfe ſich Ruhm geholt, von Ungeduld glühte, es dem Vater gleich zu thun, ſo berief der Eine oder der Andre die Rüſtigſten des Stammes, daß ſie ſeine Waffenbrüder würden und mit ihm auszögen auf kecke Abenteuer, auf Sieg, Ruhm und Beute. Da ſchwuren ſie ihm, immerdar ſein Geleite zu ſein, und blieben, wohin er ſie führte, wenn's nur ein ehrlich Werk war, in Noth und Tod ihm getreu. Ewige Schande fiel auf den, der ſeinen Herzog verließ; und fiel dieſer im Kampf, ſo mocht' ihn kein Waffenbruder überleben. Gleichwohl iſt aus ſolcher großer Treue, weil das Geleite (oder die „Gefolgſchaft") den Herzog auch in Frie-

denszeiten nicht verlaſſen mochte und von ihm einen Theil der Beute und des eroberten Landes erhielt, dem Volke ſpäter die unumſchränkte Herrſchergewalt über's Haupt gewachſen, welche die urſprüngliche Freiheit erdrückte. Hingegen haben Andere an dieſer ſo feſt gehalten, daß ſie ſich ſogar durch den Beſitz eines eigenen Gutes ſchon für allzu gebunden hielten, und lieber als Wildfänge umherſchweiften.

Wie die Freiheit gegen außen zu durch den Krieg geſichert ward, ſo waren im Lande ſelbſt die einfache Verfaſſung und das Rechtsweſen ihre ſicherſten Bollwerke. Die erſtere war Gauverfaſſung und beruhte auf der Anerkennung der Freiheit und Selbſtſtändigkeit für die einzelnen Familien (Höfe), deren in der Regel eine Zehnzahl eine zuſammenhaltende Genoſſenſchaft ausmachte; mehre ſolche größere Genoſſenſchaften bildeten dann den Gau. Der Verfaſſung ſowie dem Rechtsweſen lag der Begriff von Geſammtbürgſchaft zu Grunde. Was nun das Rechtsweſen betraf, ſo gab eben die Freiheit den höchſten und erſten, ja faſt einzigen Anſpruch auf den Genuß des Rechts; denn nur Freie wurden als Perſonen, Unfreie („Hörige" und „Leibeigene") wurden bloß als Sachen betrachtet. Es wurde gerichtet über Verletzung von Leib und Leben, von Freiheit und von Ehre; über Eingriffe in das Recht des Beſitzes, welches man ſich im engſten Zuſammenhang mit jenen dachte; endlich über Verbrechen gegen das Vaterland; alſo über Mord und Todtſchlag, Gefangennehmung, Entführung und Entehrung, Raub und Diebſtahl, Landesverrath. Kein Gericht wurde damals heimlich gehalten; die Rechtspflege war öffentlich und mündlich; das ganze Volk ſelbſt übte ſie, indem es aus ſeiner Mitte beſondre Männer erwählte, welche das Urtheil fanden und das Recht wieſen (Geſchworne), und einen Richter, der die Ordnung hegte. Dieſer ſaß unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage, auf Bergeshöh' oder unter'm heiligen Baum, mit verſchränkten Beinen, auf einem Stuhle, angethan mit einem Mantel, und einen Stab in der Hand, Beides zum Zeichen ſeiner Gewalt, und ließ in dem zum Hegen des Gerichts abgeſteckten Raume Kläger und Beklagte vor ſich und die Geſchwornen treten. Als Beweismittel galten Zeugenausſagen,

und, in Fällen, wo die Wahrheit durch ſolche nicht ermittelt werden konnte, überließ man dem Himmel die Entſcheidung durch Gottesurtheile (Kampf, wobei der Sieg des Siegers Recht erwies, — Feuer- oder Waſſerprobe). Die Sühne wurde als Privatſache des Klägers betrachtet, welcher durch das Verbrechen des Beklagten einen Verluſt erlitten hatte; daher galt ſtatt der früheren Blutrache das „Wergeld", ſogar zur Sühne von Mord oder Verwundung, weil dabei das Geſamtintereſſe der Familie beeinträchtigt war und Schaden nahm. Bei der Abſchätzung des Wergeldes wurde auf den Stand und die Bedeutung der Gekränkten Rückſicht genommen. Wer zum Beiſpiel Richter, Edle und Freie kränkte, mußte ſeine Schuld um das Doppelte und Dreifache an Waffen oder Vieh höher büßen, als wer Männer und zumal Sklaven verſehrt hatte; ein Weib mehr als ein Mann, und am allermeiſten, wer den freien Mann in ſeinem Allod, oder gar auf der heiligen Malſtätte gekränkt. Todesſtrafe gab's meiſt nur für Unfreie und für Verräther; dieſe empfingen damals noch den rechten Lohn, der ihnen gebührte, — den Strick; Feiglinge und Schandbuben wurden in Sumpf und Moor geworfen. Kerker gab's nicht; die Leibeigenſchaft war als Strafe für gewiſſe Verbrechen ſchon bitter genug.

Bei ſolcher Verfaſſung erhielten ſich lang die alten Sitten und Tugenden, Treu' und Redlichkeit, Gaſtfreundſchaft und Keuſchheit, und der feſte Muth, der den Tod verachtet. Der Mann lebte nur dem Krieg, und im Frieden meiſtens nur dem edlen Waidwerk und dem Gelage; da zechte er bei Harfenklang und Geſang der „Skalden" (oder „Schalten"), unter'm Schall der Heldenlieder, aus den Hörnern des Urs Bier und Meth. Die Frau beſorgte indeſſen das Hausweſen und der Leibeigene den Acker; aus jenen uralten Zeiten ſchreibt ſich's mit her, wie der Bauernſtand in deutſchen Landen immer ſo gedrückt an Leib und Seele geblieben iſt. Schlimm genug war's, daß der Mann beim Trunk kein Maaß und beim Würfelſpiel kein Ziel kannte; in der Hitze des Trunks und Spiels bedachte ſich Keiner, wenn er Alles verloren, ſich ſelber auf den Würfel zu ſetzen; verlor er den letzten Wurf, ſo war er der Sklave deſſen, der ge-

wonnen hatte. Auch war bei'm Trunk der Freund vor ſeinem beſten Freunde nicht ſicher und aus manchem Becher wuchs ein Zweikampf.

Sie verehrten einen weiſen, allwaltenden Vater, der Alles erſchaffen, Welt, Götter und Menſchen. Aber nicht in Tempeln beteten ſie ihn und ſeine Söhne, die Götter, an; denn viel zu klein ſchien ihnen ein enges Haus, das Unermeßliche drin zu faſſen. Aus ſolcher Frömmigkeit hatten ſie auch keine Bilder und lernten erſt ſpäter, von fremden Völkern, dergleichen fertigen. In heiligen Hainen beteten ſie, an uralten Bäumen, zum Donnerer Thor (Thunar, Dor), zum geheimnißvoll mächtigen Wuotan (Godan, Othin,) zum Freyr (auch Fro oder Froho genannt,) der Frieden und Fruchtbarkeit gab, zum Kriegsgott Tyr (oder Tiv, Ziu), zur Mutter Erde Hertha, zur Göttin der Liebe Frauwa oder Freia (auch Frigga genannt). Dieſe verehrten ſie als Königin des Himmels, als die höchſte und heiligſte aller Frauen, ja als den Inbegriff aller weiblichen Tugend und Holdſeligkeit. Auch an gewaltige Rieſen und an weiſe Zwerge glaubten ſie, an lichte und dunkle Elfen (gute und böſe Geiſter) und an einen Himmel, in den die tapfern Helden auffuhren. Der hieß Walhalla; dort war abermals Kampf und Gelage ihre Luſt; darum ward der todte Freie in Wehr und Waffen und im ſchönſten Schmuck auf den Schild gelegt und mit Roß und Hund begraben oder verbrannt. Von der Welt glaubten ſie, daß ſie einſt mit allen Göttern durch einen ungeheuren Brand untergehen würde, nach welchem Allvater einen neuen Himmel und eine neue beſſere Erde erſchaffe. Eine eigene Prieſterkaſte hatten ſie nicht; die Aelteſten und Weiſeſten hielten daheim oder auf der Malſtätte oder in den Waldheiligthümern für alle Andere die Feſte der Götter mit Opfern und Gelagen. Solcher großer Opferfeſte gab es im Jahre drei. Jene Männer erforſchten (ſowie die weiſſagenden Frauen) das Schickſal durch Looſe, und ſegneten Geſchlecht, Gemeinde oder Gau.

So lebten unſre Väter, ein freies Volk auf freier Erde. Lange wußten die andern Völker nichts von ihnen. Als ſie aber ihr Daſein zu erkennen gaben, erzitterten die ſtolzen Herren der Welt.

2.

Mit der furchtbaren Stärke gerüſtet,
Führen ſie aus, was dem Herzen gelüſtet;
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, donnernde Fall.

Schiller.

Das geſchah im Jahre 113 vor Chriſti Geburt. Da ward in der Stadt Rom, deren Herrſchaft von Spanien bis Aſien und von den Trümmern Karthago's in Afrika bis an die Rhone reichte, die Kunde erzählt: „in den ſteiriſchen Alpen ſteht ein Volk von Rieſen und ſchüttelt die Waffen; es ſind ihrer dreimalhunderttauſend mit trutzigen Augen, ſo blau, wie der welſche Himmel, und mit langem Haar, ſo goldig wie der Schmuck welſcher Frauen; Kimbern, d. i. Kämpfer, heißen ſie ſich ſelber; weither von Mitternacht, wo es nie Frühling wird, ſind ſie gekommen, dort hat das Meer ihr Land verſchlungen, und jetzt lüſtet es ſie nach dem ſchönen Italien." Da war in Rom große Beſorgniß, und in Eile führte der Feldherr Carbo ein Heer gegen die Kimbern; er traf ſie in Steiermark bei der Stadt Noreja. Sie aber ließen ihm durch Geſandte ſagen: „wir ſind nicht gekommen, um mit Dir zu ſtreiten; nach dem Lande Gallien wollen wir ziehen, drum laß uns ehrlich Frieden halten und gieb uns Wegweiſer." Der Römer verſprach's, doch gab er ihnen falſche Führer und überfiel das fremde Volk in der Nacht, da es ſchlief; denn er hielt's für das Sicherſte, ſie in den Alpen aufzureiben. Aber die Kimbern ſprangen auf, ſchrieen um Rache und erſchlugen im Grimm das ganze römiſche Heer bis auf Wenige; dann zogen ſie weiter und kamen in die Schweiz. Dort traten die Gaue der Tiguriner (d. i. der Züricher) und der Toygener (d. i. der Zuger) zu ihnen und Alle zuſammen fuhren auf Abenteuer gen Gallien. Bald gewannen ſie das ganze Land bis auf die feſten Städte; am Niederrhein aber kämpften ſie, mit einem andern deutſchen Stamm, mit den Teutonen, verbunden, gegen die Belgen. Dort kehrten die Kimbern um

und zogen bis zur Stadt Maſſilia zurück, die jetzt Marſeille heißt. Da fanden ſie ein römiſches Heer und verlangten von Silanus, dem Feldherrn, Land in Italien, um darauf zu wohnen; dafür wollten ſie den Römern Kriegsdienſte thun. Als ihnen Silanus dies nicht gewährte, ſchlugen ſie ihn. Zwei Jahre ſpäter vertilgten die Tiguriner ein andres römiſches Heer am Genfer See; ein drittes, das Scaurus anführte, überwanden abermals die Kimbern. Mit dieſen vereinigten ſich jetzt auf's Neue die Teutonen, ſo wie die Ambronen, die an der Rhone ſaßen, und erſchlugen an dieſem Strom achtzigtauſend Soldaten und vierzigtauſend Troßleute der Römer und ihrer Bundesgenoſſen; alle Verwundeten und Gefangenen brachten ſie um, und die ganze Beute warfen ſie, als den Göttern geweiht, in die Rhone; nur zehn Männer entrannen und brachten die Schreckensbotſchaft nach Rom. Da war großes Wehklagen und noch größeres Entſetzen in ganz Welſchland. Keiner mochte gegen die Deutſchen in's Feld ziehen und Jeder glaubte: das Ende der römiſchen Herrſchaft ſei da. Die Sieger aber, anſtatt in Welſchland einzufallen, fuhren gen Spanien und kämpften dort drei Jahre lang mit den Keltiberiern. Dadurch verſäumten ſie Alles.

Denn während dieſer Zeit war in Rom Cajus Marius zum Feldherrn gewählt worden, ein rauher Mann, aber ein Abgott der Soldaten. Er hatte ein gewaltiges Heer gerüſtet und die alte, eiſerne Kriegszucht, durch welche die Römer ſtets ſiegreich geweſen waren, wieder hergeſtellt. Als nun die Kimbern und Teutonen aus Spanien wiederkamen, lagerte Marius an der Rhone. Da trennten ſich die Bundesgenoſſen, um auf verſchiedenen Wegen in Italien einzufallen, und die Kimbern zogen in's Tyroler Land, die Teutonen mit den Ambronen gegen Piemont und das Meer zu; die Tiguriner aber hüteten die Alpen. Mit wildem Ungeſtüm rannten die Teutonen und Ambronen wider das feſte Lager des Marius an, und verſuchten, die Römer zu offner Feldſchlacht draus hervorzulocken; bald aber des fruchtloſen Harrens müde, verſpotteten ſie die vermeintliche Feigheit der Feinde und zogen weiter gen Welſchland zu, — Marius ihnen nach wie der Wind. Nicht weit von der

Stadt Aquä Sextiä in der Provence (dem heutigen Aix) traf er ſie (im Jahre 102 vor Chriſti Geburt), wie ſie im ſchönen Thalgrund an beiden Ufern eines Fluſſes Raſt hielten, vergnügt und ſorglos beim Schmaus und im Bad. Das mußten die Römer, die vor Durſt bald verſchmachteten, von einem verſchanzten Hügel herab ruhig anſehen; ſo wollt' es der kluge Feldherr Marius, um ihre Wuth gegen die Deutſchen auf's Aeußerſte zu reizen. Doch endlich hielt's der Troß nicht länger aus und ſtieg an's Waſſer hinab, um zu ſchöpfen. Da ward er bald mit den Ambronen handgemein. Dieſe erhoben ihr wildes Kriegsgeheul und ließen ihre Waffen erklirren; die Römer, glühend vor Durſt und Wuth, ſchreckte Beides nicht. Gleich wächſt die Zahl der Streitenden. Schon fechten die Römer mit den Ambronen mitten im Fluß, Blut färbt das Waſſer, die Römer trinken gierig daraus und fechten fort. Jetzt treiben ſie die Deutſchen durch den Fluß an's andere Ufer hinüber und drücken ſie endlich an ihre Wagenburg zurück. Wie dort die Weiber die Flucht der Ihrigen erſchau'n, erſchlagen ſie, grimmig vor Scham, ihre Männer, und ſetzen zugleich, ſtatt derſelben, den Kampf gegen die Römer fort, bis dieſe endlich zurückweichen. — In der Nacht aber ſammelten ſich die Flüchtlinge wieder; grauſig ſcholl und wiederhallte ihr Geſchrei. Am andern Tage hielten Römer und Deutſche Raſt, Keiner mochte ſchlagen; in der Dämmerung legten ſich indeſſen dreitauſend römiſche Reiter in einen Hinterhalt. Wie nun der Morgen graute, rückte das römiſche Heer in geſchloſſenen Reihen langſam die Höhen hernieder; die Teutonen ihnen entgegen, ſtürmten jauchzend hinan. Da machen die Römer, wie feſtgewurzelt, plötzlich Halt, und laſſen die Deutſchen an Schilde und Schwerter anrennen. In ſolcher Nähe, Stirn an Stirn, können dieſe mit ihren gewaltigen Waffen nicht ausholen, und auf den glatten Abhängen gleiten ſie aus. So groß auch ihre Kampfwuth iſt, ſie müſſen endlich doch weichen; nun fallen ihnen die römiſchen Reiter aus dem Hinterhalt in den Rücken, während Marius mit den Seinigen ſie Schritt für Schritt von den Höhen tiefer in's Thal hinabdrängt; ihre Reihen ſind gelichtet, die Verwirrung vollendet ihre Niederlage. Zu Tauſenden

ſinken ſie in ihr Blut, nur Wenige entfliehen mit ihrem rieſengroßen Herzog, dem Teutoboch. — Die Weiber auf der Wagenburg wurden gefangen, und beſchworen die Römer, ihrer Keuſchheit zu ſchonen; als ihnen dies nicht bewilligt ward, erwürgten ſie ſich alle in der Nacht. Im Wald wurde auch Teutoboch gefangen und mit dem Beſten von der Beute für den Triumphzug aufgeſpart, alle übrige Beute den Göttern Roms als Dankopfer verbrannt.

Indeſſen waren die **Kimbern** durch die Tyroler Alpen hinab an die Etſch gezogen, vor ihnen her der römiſche Feldherr Catulus, flüchtend, mit ſeinem Heer. An beiden Ufern des Stromes, die er durch eine Brücke verband, verſchanzte er ſich und bot den Kimbern die Schlacht. Da riſſen dieſe, wie zum Spiel, die ſtärkſten Bäume, mit Wurzeln und Erdreich dran, aus, warfen ſie in den Strom, mächtige Felsſtücke dazu, und zertrümmerten die Brücke. Catulus floh; ſein Heer am jenſeitigen Ufer hingegen hielt in den Verſchanzungen ſo tapferen Widerſtand, daß die Kimbern, als ſie es endlich dennoch bezwangen, ihm um des Muthes willen freien Abzug gönnten. Drauf ergoſſen ſich die Schaaren der Sieger über die üppigen Fruchtfelder Welſchlands, ſonnten ſich behaglich unter dem milderen Himmel und tranken ſorglos vom ſüßen welſchen Wein. So vergingen ihnen in Wohlleben der Herbſt und der Winter, und der Frühling kam, aber ihre Kriegsgeſellen, die **Teutonen**, auf die ſie warteten, kamen nicht; — ſtatt ihrer die Römer, ſtolz auf den Sieg und nach neuen lüſtern. Der gewaltige Marius, und Catulus, voll Ungeduld, die Schmach der Flucht auszutilgen, hatten 52,000 Kriegsmänner gegen ſie in's Feld geführt. Die **Kimbern**, die von der Teutonen Untergang nichts wußten, ſchickten zu Marius und verlangten abermals Land für ſich und ihre Brüder. „Die haben ſchon Land genug!" rief Marius lachend und ließ ihnen, als ſie ihm Rache drohten, die gefangenen Heeresfürſten der Teutonen in Ketten zur Schau heranführen. Als die Kunde davon in's Lager der Kimbern kam, ſchwoll jedes Herz von Rache, und Bojorix, der Herzog, der einſt im Grimm einen gefangenen Römerfeldherrn erſchlagen, weil dieſer die Römer als unüberwindlich geprieſen, ritt

vor's Lager des Marius und rief um Ort und Zeit der Schlacht hinan. „Uebermorgen, auf den raudiſchen Feldern bei Vercelli!“ bekam er zur Antwort.

Alſo geſchah's. Am Morgen des dritten Tages (es war am 30. Juli des Jahres 101 vor Chriſti Geburt) ſtanden Kimbern und Römer einander gegenüber, die Kimbern im ungeheuren Viereck zuſammengedrängt; die Vorfechter in den erſten Reihen, durch hohe Schilde gedeckt, hatten ſich mit Ketten aneinandergeſchloſſen, um gemeinſam zu ſiegen oder zu fallen. Ihre Reiter, 15,000 an der Zahl, glichen durch Helmſchmuck und Waffen rieſigen Greifen mit blitzenden eiſernen Fängen. Dieſe Reiter begannen im Frühnebel die Schlacht. Ihre Schwenkungen hielten die Römer für Flucht und folgten raſch. Das war's gerade, was die Kimbern gewollt; flink fiel nun ihr Fußvolk den Römern in den Rücken. Schon verzweifelten Marius und Catulus an dem Sieg, doch hielt der Letztere den Sturm der Feinde noch mannhaft aus. Da ſchwinden plötzlich die Nebel, die Sonne verräth die Liſt der Kimbern und blendet ſie, Staubwolken wirbeln ihnen in's Geſicht, und Verwirrung bricht ein. Jene Ketten werden nun ihr Verderben, denn der Sterbende reißt im Falle den noch Kämpfenden mit ſich zu Boden und jeder iſt gehemmt; die ungewohnte Hitze wirft die Rüſtigſten nieder. Jetzt hebt das Würgen an und währt den ganzen Tag. Bojorix fällt, um ihn im hohen Haufen ſein treues Geleite; zwei Anführer werden gefangen; zwei andere faſſen ſich feſt an den Händen, legen die Schwerter Einer an des Andern Bruſt und durchbohren ſich ſo wechſelſeits, um doch als Freie zu ſterben. 90,000 Landsleute waren erſchlagen. Als Alles verloren war, fochten die Weiber noch fort und erdroſſelten endlich verzweifelnd ihre Kinder und ſich ſelber. Die treuen Hunde vertheidigten noch lange die Wagenburg.

So erlagen dieſe deutſchen Stämme. Daß ſie ſich getrennt hatten, war der Grund ihres Verderbens. Aber die, ſo im Krieg gefangen worden waren, verloren in der Sklaverei bei den Römern den Freiheitsſinn nicht. Deutſche waren es, welche in einem großen Aufſtand der Sklaven den römiſchen Staat an den Rand des Verderbens brachten;

und lange Jahre blieb es zu Rom ein Sprichwort: „Kimbriſche Schrecken“! — Länger noch ehrte und ſcheute das römiſche Volk das deutſche Heldenthum.

3.

. . . Es preiſe ſich, wer Keinem
Mit ſeinem Leibe pflichtig iſt auf Erden.
Schiller.

Neun und zwanzig Jahre nach dem Untergang der Kimbern riefen im Lande Gallien die Sequaner, die an der Saone ſaßen, den Deutſchen am Rhein, daß ſie kämen und ihnen gegen ihre Nachbarn Hülfe brächten. Alſobald führte ein Herzog im großen Stamme der Sueven, Arioviſt, eine Gefolgſchaft von 15,000 Deutſchen über den Rhein, gewann den Sieg, verlangte den dritten Theil des Landes und lud ſeine Landsleute, die noch in der Heimath waren, ein, daß ſie nachkämen und mit ihm das ſchöne Galliern gewännen. Da erſchracken die Gallier und riefen zum Schutz gegen die Deutſchen den römiſchen Feldherrn Julius Cäſar herbei, von deſſen Kriegsruhm alle Lande voll waren. Schneller, als den Gallien ſpäterhin lieb ſein mochte, zog dieſer heran, und gebot gar trotzig und übermüthig dem Arioviſt: er ſolle fürder weder die Gallier, welche Rom in Schutz genommen habe, irgendwie kränken, noch auf's Neue deutſches Volk herbeirufen. Arioviſt verachtete dies Gebot und rüſtete lieber gegen den ſtolzen Feind. Da beſtellte mancher Mutterſohn im römiſchen Heer in Todesangſt ſein Teſtament, als die Nachricht bekannt ward, es ginge gegen Deutſche in's Feld. Doch Cäſar vertraute auf ſein Glück und dies verließ ihn nicht. Da er ausgekundſchaftet hatte, daß die Deutſchen, durch Prophezeihungen gewarnt, vor Neumond keine Schlacht beginnen wollten, drängte er ſie ohne Verzug auf den Wahlplatz. Heiß war der Tag, Cäſar ſiegte, Arioviſt floh über den Rhein (im Jahre 58 vor Chriſti Geburt).

Darnach überwand Cäſar die Belgen, die ſich mit jenen Deutſchen, welche über'm Rhein wohnten, verbunden hatten, und, durch

Treuloſigkeit, die Tenchterer und Uſipeter. Dann ging er bei Andernach über den Rhein und wollte die Sigambrer bändigen. Aber dieſe waren tief in's innere Land zurückgewichen, und der Erobrer, ſo ſtolz er war, wagte es nicht, die Löwen in der Höhle aufzuſuchen, ſondern zog bald wieder über den Rhein zurück.

Nicht lange vermochten die Belgen das Joch zu tragen und drei edle Männer gaben ſich die Hände, das Volk zu befreien. Da geſchah im deutſchen Lande der erſte Verrath durch den Stamm der Ubier, die zwiſchen dem Main und der Lahn ſaßen; dieſe wandten ſich feig von den Landsleuten ab und dienten den Feinden des Vaterlandes als Bundesgenoſſen; auch im gewaltigen Stamm der Trevirer (Trierer) ſtiftete die Herrſchſucht Einzelner Uneinigkeit und verleitete zum Abfall. Dadurch gewann Cäſar freies Spiel und ging abermals über den Rhein; doch richtete er nicht mehr aus als das erſtemal. Hingegen bezwang er in mühvollen Kämpfen die Belgen vollends und machte alles Land bis an den Rhein den Römern zinsbar. Als er aus Gallien fortzog in den Kampf mit ſeinem Nebenbuhler um die Herrſchaft des römiſchen Reiches, ſchlugen Deutſche um Sold in fremden Ländern ſeine Schlachten!

Von jenen Tagen an ergoß ſich die Gewalt der Römer immer weiter und breiter in deutſchen Landen; in den Alpen und bis an die Donau wurden ſie Herrn, bauten Städte und Burgen zu Schutz und Trutz, brachten welſche Sitten und welſches Verderbniß, welſches Geld und welſche Götter in's Land. Noch ſchlimmer aber als die Herrſchaft der fremden Zwingherrn war's, daß die Zwietracht der deutſchen Stämme gegeneinander immer zunahm, daß der Kriegsluſtigen immer Mehre die Heimath verließen und mit den römiſchen Heeren in alle Welt zogen, um ſich ſatt fechten zu können. Viele Söhne aus berühmten deutſchen Geſchlechtern kamen damals in die Stadt Rom, als Geißeln, oder um Kriegskunſt und feinere Sitten zu lernen. Dies war den Römern lieb genug und ſie kirrten die jungen Herzen mit Ehren und Wollüſten, daß ſie Freiheit und Vaterland darüber vergeſſen ſollten.

Denn gar lüſtern ſahen die Römer ſchon lang auf das Land über dem Rhein, das noch frei war; durch die Zwietracht der Deutſchen hofften ſie um ſo leichter zu ſiegen. Und es brach zuerſt Druſus, der Stiefſohn des römiſchen Kaiſers Auguſtus (im Jahre 12 vor Chriſti Geburt), mit gewaltiger Heereskraft im Lande der Bataver, wo der Rhein mündet, auf, und trug den Krieg den Rheinſtrom hinauf bis zu den Sigambrern (die im Weſterwald ſaßen), und wieder hinab bis an's Meer. Dort halfen ihm die Frieſen wider ihre Nachbarn, die Chauken, kämpfen; an der Mündung der Ems baute Druſus eine Burg. Im nächſten Jahre zog er mit Mord und Brand bis an die Weſer; dort fand er den tapfern Stamm der Cherusker und hielt es gerathen, umzukehren. An der Lippe aber ſchlug er, weil er mußte, eine große Schlacht und baute an der Stelle, wo jetzt das Dorf Elſen liegt, das Kaſtell Aliſo. Wohl funfzig Städte und Burgen gründete er am Rhein (worunter Mainz und Bonn).

Auch gegen die Chatten zog er, (von denen die Heſſen ihre Abkunft haben), und ſelber in die verrufenen Wälder der Cherusker drang er endlich ein; was dem mächtigen Julius Cäſar nicht gelungen war, das hoffte er zu vollbringen, alles Land, wo deutſch geredet ward, zu entdecken und zu bewältigen. Bis an die Elbe kam Druſus; da erſchien ihm plötzlich am Ufer ein rieſenhaftes Weib, hob die Hand wider ihn und rief ihm zu: „Wie weit willſt Du noch ziehen? Kehr' um! Dein Ende iſt nah!“ Und Grauſen kam über Druſus, der in ſo vielen Schlachten nie gebebt hatte, er kehrte um; dreißig Tage darnach verlor er durch einen Sturz vom Roß das Leben. Er hatte den Grund zu einer großen Gränzlinie von römiſchen Verſchanzungen gelegt, welche ſpäter fortgeſetzt wurden, und deren Ueberreſte heutzutage der „Pfahlgraben“ heißen.

Nach ihm (Jahr 9 vor Chriſti Geburt) waltete ſein Bruder Tiberius liſtig, treulos und grauſam am Rhein, — tapfer und klug hingegen der Feldherr Domitius an der Elbe. Nicht lange ſtand es an, ſo hießen die Römer alles Land zwiſchen beiden Strömen eine Provinz ihres Reiches, wiewohl das Land noch keineswegs völlig

bezwungen war; aber ſie hofften es bald ganz zu bewältigen durch Handel und Wandel, durch liſtige Freundlichkeit. Schon erbauten ſie Burgen darin, und ſetzten Feldherrn als Statthalter ein, die nach römiſchem Brauch ſchlichteten und Recht ſprachen. Dies geſchah um die Zeit, da Jeſus Chriſtus geboren wurde. „Die deutſche Freiheit iſt untergegangen“, dachte ſtolz der Kaiſer zu Rom in ſeinem Palaſt, welchen ihm eine Leibwache aus deutſchen Jünglingen behütete; auch mancher Deutſche ſogar dachte nicht anders. Aber in den dunklen Hainen traten viele Männer von altem Schrot und Korn zu einander, denen der Muth noch feſt ſtand wie die heiligen Eichen; ſie tauſchten heimlich manches kluge Wort, erkannten nur in Treu' und Einigkeit des Volkes Heil und beriethen die Rettung der Freiheit.

4.

„Es iſt ein Feind, vor dem wir Alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns Alle frei.“
Schiller.

Von vielen deutſchen Jünglingen, die nach Rom gekommen waren, hatte der Kaiſer Auguſtus zwei aus edlen Geſchlechtern mit Gunſt und Ehren beſonders ausgezeichnet, den Marbod aus dem großen und mächtigen Stamm der Sueven, und den Hermann (oder Armin) aus dem Stamm der tapfern Cherusker. Dieſer erhielt das römiſche Bürgerrecht und die Ritterwürde; doch ob er gleich die Sprache der Römer gelernt hatte, das Rauſchen der deutſchen Eichen vergaß Hermann in Rom nicht. Auch Marbod gedachte des Vaterlandes, und, da er die Argliſt der Römer erkannte, ward ihm das Herz voll von mächtigen Beſchlüſſen, ihrem Trotz wieder Trotz zu bieten. Da zog er heim, führte die Markomannen, welche am Oberrhein ſaßen, in das Land, ſo heutzutage Böhmen heißt, ſammelte viele Stämme, die im nördlichen Donauland wohnten und wollte ein einiges ſtarkes Volk aus ihnen ſchaffen, an dem die fremde Herrſchaft zu Schanden würde. Aber das Beſte überſah Marbod dabei:

die Freiheit. Einen gewaltigen Herrſcher müſſe das Volk haben, der es in Krieg und Frieden zuſammenhalte, ſo meinte er, und in ſich ſelber fühlte er Kraft und Luſt genug, ein ſolcher zu werden. So lehrte er die Markomannen römiſche Kriegskunſt, damit ſie durch dieſe ſelbſt die Römer zu überwinden vermöchten. Im Lande Böhmen baute er ſich alsdann eine feſte Burg, worin er als Fürſt waltete, und bezwang die benachbarten Stämme, daß ſie ſich dem neuen Reiche anſchloſſen. Bald wurden die Römer argwöhniſch gegen die wachſende Macht ihres alten Günſtlings und ſtellten ihn zur Rede. Obwohl er ſie nun durch erheuchelte Unterwürfigkeit zu täuſchen ſuchte, ſo erkannten ſie doch, wie mit der Macht Marbod's Stolz wuchs, und erkannten auch die Gefahr, die von Böhmen her den Ländern ſüdlich vom Donauſtrom drohte, welche ihnen unterwürfig waren. Da beſchloſſen ſie, Marbod's Herrſchaft mit einem einzigen Schlag zu vernichten. Darum griffen ſie ihn von zwei Seiten her zugleich an; aber ſieh, es erhoben ſich damals, wie auf ein einziges Loſungswort, alle Völker, die zwiſchen der unteren Donau und dem adriatiſchen Meere wohnten, gegen ihre Zwingherrn. Als dieſe nun ſolche große Gefahr ſahen, boten ſie ſchlau dem Marbod Frieden. Ihn aber verblendete die Selbſtſucht ſo ganz und gar, daß er, ſtatt die günſtige Gelegenheit zu benützen, lieber müßig zuſah, wie die Völker, die um ihre Freiheit fochten, von den Zwingherrn auf's Neue überwältigt wurden. So vergaß er, um der eitlen Luſt an der Herrſchaft willen, die gemeinſame Sache; dafür vergaß ihn ſelber ſpäter die Vergeltung nicht.

Um dieſe Zeit waltete diesſeits und jenſeits des Rheins als römiſcher Statthalter Quintilius Varus. Die Deutſchen, die ſeinen Vorgänger, den Sentius, einen ehrlichen Mann, geliebt hatten, haßten ihn; denn Varus nahm ihnen nicht bloß ihr Hab und Gut, ſondern hatte ſich auch vorgeſetzt, ihnen das gute alte Recht aus der Hand zu winden und die theure Sprache der Väter auszudrängen, damit ſie auch, wenn ſie untereinander redeten, immer dran denken ſollten, daß ſie nichts weiter mehr ſeien, als Knechte des römiſchen Kaiſers. Von allen Deutſchen empfand Keiner die Unterdrückung

mit größerer Scham und mit heißerem Grimm, als jener edle Cheruskerjüngling Hermann, der Sohn Siegmars. Er hatte ſein deutſches Herz rein und unverderbt aus Rom heimgebracht, während ſein Bruder fort und fort den Römern diente und ſogar ſeinen ehrlichen deutſchen Namen für den römiſchen: „Flavius“ aufgab. Nach deſſen Sinnesart maß nun Varus, welcher, von Stolz verblendet, die Kraft der Deutſchen ſchon für gebrochen hielt, auch das Tichten und Trachten Hermanns und zog ihn, wie einen ganz römiſch gewordenen Mann, ſogar in's Vertrauen. Hermann ließ ihn bei'm Glauben, bis das Werk der Befreiung, das er im Herzen trug, zur Reife gediehen ſei. Denn heimlich hatte er indeſſen die Beſten ſeines Stammes, die er treu und freiherzig erfunden, zuſammenberufen, und mit ihnen in ſtiller heiliger Waldeinſamkeit Rath gepflogen. Alle erkannten, daß für die Deutſchen nur darin Heil ſei, wenn ſie alle Römer, die im Lande ſaßen, wie böſe Raubthiere auf einem einzigen Treibjagen erſchlügen. Dazu lud er nun die benachbarten Brukterer und die Marſen und viele andere Gauvölker ein und alle ſchloſſen mit den Cheruskern eine Eidgenoſſenſchaft auf Noth und Tod, und alle hielten für gut, die ſtolzen Römer durch erheuchelte Demuth noch eine Weile immer ſicherer zu machen. Dies Vorhaben gelang ihnen. Indeſſen hatte Hermann eine Jungfrau geſehen, die hieß Thusnelda; keine andre im ganzen Cheruskerland kam ihr gleich an Schönheit des Leibes und der Seele, und mit bittrem Schmerz ſah auch ſie die Erniedrigung des Volkes; ihr Vater aber, Segeſt, hielt zu den Römern und hoffte durch deren Beiſtand ſich die Herrſchaft über ſein Volk zu erringen. Zu dieſer Jungfrau trug Hermann unſägliche Liebe im Herzen, und treuinnig hing Thusnelda an ihm. So ging denn Hermann zu Segeſt und freite um die Hand der Jungfrau, und als ſie ihm verweigert ward, achtete er in ſeiner großen Liebe weder der alten Sitte, noch der Gefahr für ſeine Freiheit, wenn der Vater ihn ereilte, ſondern entführte Thusnelden, und brachte ſie heim als ſein ehelich Weib. Dafür ſchwur ihm Segeſt ewige Rache und begann dieſelbe damit, daß er, ſelbſt ein Verräther am Vaterland, (denn er wußte von dem Bund der Eidgenoſſen) den

Varus vor Hermann als vor einem Verräther warnte. Doch Segeſt predigte tauben Ohren; der römiſche Feldherr, der den Grund ſeines Haſſes wußte, dünkte ſich klüger und verachtete den Rath eines „plumpen Deutſchen". So ſchlug ihn Gott mit Blindheit, bis die Schale des Gerichts voll war.

In ſeinem Sommerlager an der Weſer ſaß Varus, als er die Kunde erhielt: ein deutſcher Stamm an der Ems habe ſich erhoben und alle Römer, die in ſeinen Marken wohnten, erſchlagen. Alſo war's verabredet geweſen zwiſchen den Eidgenoſſen. Denn Hermann, die Seele des Bundes, hatte zuvor bedacht, daß Varus in ſolchem Falle nicht ſäumen werde, mit aller Macht in's Feld zu ziehen. Und ſo kam's auch. Der Römer beſchloß, ohne Verzug aufzubrechen und Rache zu nehmen. Bei'm Abſchiedsmahl im Lager waren Hermann und Segeſt zu Gaſt und Segeſt warnte noch einmal. Doch Varus glaubte ihm abermals nicht und gebot vielmehr dem Hermann, daß dieſer den Heerbann der Deutſchen aufbiete und ſie den Römern als Bundesgenoſſen ſchleunig zuführe. Dann brach er ſtolzen Muthes mit drei erprobten Legionen auf und zog in die Berge an der Weſer, in die Gegend, wo jetzt Herford und Salzufeln liegen. Raſch bot Hermann den Heerbann auf und freudig hoben die Eidgenoſſen ihre Schwerter, die Freiheit zu rächen. Auf wohlbekannten kürzeren Wegen führte Hermann ſie hinter den Römern her und fiel plötzlich deren Nachhut an. Noch ahnte Varus nicht den ganzen Umfang der Gefahr und hielt für Uebermuth Einzelner, was Plan und kluge Vorſicht war. Denn ſchwächen und zerbröckeln wollte Hermann die römiſche Heeresmacht zuerſt, um dann die Trümmer deſto ſichrer zermalmen zu können. Es kamen und ſchwanden die Rächer wie Schatten der Nacht. Jetzt hier, jetzt dort fiel ein Römer im Engpaß. Die Todten zu zählen, die im Dunkel des Waldes verröchelten, vermochte Varus nicht. Da befahl er, geſchloſſenen Marſch zu halten; doch war's in der Wildniß unmöglich. Endlich neigte ſich der Tag und Varus gebot dem Heere: Halt zu machen, ſich zu verſchanzen, ſo gut es ginge, und zu verbrennen, was von Gepäck überflüſſig ſei und im Zuge nur hindern könne. Am anderen Tage rückte das Heer, immer

von den Deutſchen umſchwärmt, doch in beſſerer Ordnung, in der Ebene weiter, die ſich an der Werra ausbreitet, und kam in das dichtbewaldete ſumpfige Thal, das die Berlebecke durchrinnt, in die Gegend von Detmold, wo die hohe Teutoburg ragte. Da ward auf einmal jeder Buſch lebendig, aus jeder Bergſchlucht raſchelte es wie viel hundert Schlangen empor, und die uralten Bäume ſchüttelten, wie ſonſt nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne Zahl auf die Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deutſchen mit Sturm und Regen. Von den Güſſen unterwühlt, ſank die deutſche Erde unter des Römers Füßen ein; im loſen Erdreich ſchwankend, vom Sturm gerüttelt, ſtürzten die deutſchen Eichen über die Unterdrücker hin und zermalmten ſie im Fall. Jetzt nehmen die Deutſchen in Waidmannsluſt ſich erſt recht die fremden Eber auf's Korn, die ihnen die heilige Erde des Vaterlands ſo lange aufgewühlt. Pfeil an Pfeil! Fall an Fall! Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er ſteht, um den Weg, um jeden Baum, um jeden Stein, und kommt nicht eher zu Athem, als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager ſchlagen und ermattet ſinken die Römer hin; in jedem Augenblick ſcheucht der Deutſchen Kriegsgeheul ſie aus der kurzen Nachtruh empor. Wie der dritte Tag ſich lichtet, entdecken ſie erſt, wie licht es in ihren Reihen geworden. Mann an Mann geſchloſſen, brechen ſie auf und kommen auf's offene Land, das die Senne heißt. Da ſehen ſie mit Grauſen die ganze Macht aller Eidgenoſſen vor ſich entfaltet. Ringsum Deutſche, nirgends ein Ausweg! Für alle Tapferkeit iſt nichts mehr feil als der Tod. Jauchzend ſtürzen jetzt die Eidgenoſſen in der verzweifelnden Römer ſtarre Reihen. „Die Freiheit! die Freiheit!“ ſchallt's wie Donner des Himmels den Römern in die Ohren. Wie die Saat unter Hagelſchloſſen, ſinken die Tapferſten unter deutſchen Hieben hin. Hermann ſelbſt iſt überall; hier ordnet er als Feldherr die Schlacht und ruft: „Drauf, Brüder, drauf!“ dort kämpft er mit der Kraft von zehn Männern, Stirn an Stirn; kein Eidgenoſſe, der nicht mit ihm um den Preis wetteifert! Des Feindes Schaaren ſind zerſprengt, nur wenige wilde Haufen ragen

noch aus dem Meer der Schlacht empor. Jetzt wird die Flucht allgemein; doch wer ſich retten will, rennt wie blind grad' recht in die Spieße der Deutſchen. Da faßt den Varus Verzweiflung, und, um ſein Unglück nicht als Schmach überleben zu müſſen, ſtürzt er ſich in ſein Schwert. Nur Wenige von dem ungeheuren Römerheer entrinnen glücklich nach der Feſte Aliſo; die Meiſten liegen auf dem Wahlplatz.

Wer in Gefangenſchaft kam, ward entweder den Göttern, zum Dank für die wiedererrungene Freiheit, geopfert oder zu gemeinem Frohndienſt in die Gaue der Eidgenoſſen geſchleppt. Am grauſamſten rächte das Volk die lang erduldete Fremdherrſchaft an den Sachwaltern und Schreibern, die ihm ſtatt des guten alten Rechts das ſpitzfindige neue aufgedrängt; einem, den es gefangen, riß es die Zunge aus, ſtopfte ihm die Kehle zu und rief: „Jetzt ziſch' einmal, Natter, wenn Du kannſt!" —

Das war die große Schlacht im Teutoburger Walde, die geſchlagen ward im neunten Jahre nach Chriſti Geburt. Die Freiheit des deutſchen Volkes brachte Hermann ſeinem treuen Weibe draus heim; den ewigen Ruhm ſeines Namens ſah ihm Thusnelda auf der Stirne leuchten, da ſie dem Helden wieder am Herzen lag. Dem Marbod aber ſchickte Hermann das Haupt des Varus, zur Mahnung, daß alle Deutſche nur *einen* Feind hätten und nur für *eine* Freiheit kämpfen ſollten. Doch Marbod verſtand die Aufforderung nicht oder wollte ſie nicht verſtehen, und ſandte den Varuskopf nach Rom. Als dort der Kaiſer Auguſtus die Kunde erhielt, daß die drei Legionen gefallen, ſtieß er in Verzweiflung die Stirn an die Wand ſeines Palaſtes und rief aus: „O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Ganz Rom war voll Entſetzens vor den Deutſchen und glaubte mit jedem Tag, ſie kämen in ungeheuren Heerſchaaren, wie einſt die Kimbern und Teutonen, gen Welſchland heran. Im Lande Gallien und am Rhein ward zur Nothwehr gerüſtet. Grundloſe Furcht! Nicht an Eroberung dachten die Sieger; die theure Freiheit erlöſt zu haben, war ihnen genug; ſtolz legten ſie die Hände in den Schooß, als ſie die Zwingburgen im Lande gebrochen

Z. S. 26.

hatten, als bis an den Rhein kein Römer mehr zu ſchauen war. Hermann allein dachte daran, wie die Freiheit auch für alle künftigen Zeiten bewahrt werden müſſe, und fand das einzige Mittel in einem ſteten Bunde der Eidgenoſſen. Aber die Mißgunſt der Edlen, welche für ſich ſelbſt die Herrſchaft zu erringen hofften, widerſtrebte ihm, — vor Allen Segeſt. Dieſer trug noch immer unverſöhnlichen Groll gegen ihn im Herzen, überfiel ihn und ſchlug ihn in Ketten; das treue Geleite aber befreite den Helden und übte Wiedervergeltung an dem Verräther.

Als die Römer von dieſer Zwietracht vernahmen, wuchs ihnen auf's Neue der Muth und ſie beſchloſſen, die Niederlage des Varus zu rächen und die verlorene Herrſchaft wieder zu gewinnen. Große Macht ward gerüſtet, und zuerſt kam Tiberius, der bald darauf römiſcher Kaiſer ward, — dann Germanicus, der Sohn des Druſus, an den Rhein. Der überfiel die Marſen und die Chatten und legte ihre Gaue wüſt. Bald ſandte ihm Segeſt durch einen Vertrauten Botſchaft: er, der ſtets ein Freund der Römer geweſen, werde von dem Volk in ſeiner Burg belagert, und bat den Germanicus, daß er mit Heeresmacht käme und ihn befreie. Nicht lange ließ der Römer auf ſich warten und entſetzte den Verräther. Da wurden in Segeſts Burg viele edle Frauen gefunden, unter ihnen auch Hermanns Weib, Thusnelda, die ihr Vater den Römern als Gefangene übergab. Sie trug ein Kind des edlen Helden unter'm Herzen; ſchweigend und thränenlos ſtand ſie in ihrer Würde da, die Hände unter dem Buſen gefaltet, und dachte an Hermann. Als dieſer von Segeſts Niederträchtigkeit vernahm, rief er in unſäglichem Schmerz von Gau zu Gau um zwiefache Rache, für die Freiheit des Volkes zuerſt, dann für die ſeines Weibes und ſeines ungebornen Kindes. Da erhoben ſich die Eidgenoſſen auf's Neue voll Wuth gegen die Römer; Germanicus aber zog ſtolz und in Siegeshoffnung durch den Teutoburger Wald heran. Darin fand er den Wahlplatz, wo die Legionen gefallen waren, und begrub die weißen Gebeine ſeiner erſchlagenen Landsleute. Hermann erwartete ihn auf einer Haide und bot ihm zwiſchen Wald und Sumpf die Schlacht; die ward ſo klug und wild

geſchlagen, daß die Römer wichen. Dann überfiel und bewältigte er raſch das Heer des Cäcina; nur der Ungeſtüm der Deutſchen rettete dieſen alten, erfahrenen Kriegsmann vor dem Schickſal des Varus. Um ſo eifriger dürſtete Germanicus nach dem Ruhm: ganz Deutſchland römiſch zu machen, und bot alle Liſt der Kriegskunſt auf. An den Meeresküſten fuhr er mit einer Flotte bis hin zur Mündung der Ems; von dorther drang er jetzt ins Land. Da wichen die Cherusker, in der Gegend, wo heutzutage Minden ſteht, hinter die Weſer zurück und erwarteten ihn zur Schlacht. Bevor ſie begann, ſah Hermann ſeinen Bruder Flavius am andern Ufer des Stromes ſtehen und rief ihm zu: „O komm herüber zu Deinem freien Volk, mein Bruder; was kämpfeſt Du in den Reihen der Römer gegen uns? Kennſt Du die alten Eichen nicht mehr? Hörſt nicht, wie ſie Dir Grüße zurauſchen aus unſrer Knabenzeit? Wirf hin, o wirf hin die eitlen Ehren, mit denen die Römer die Schmach Deiner Abtrünnigkeit und Knechtſchaft vergülden! O wie viel ſchöner iſt's, von freien Brüdern geliebt zu ſein! Wie viel ſüßer, auf heimiſcher Erde als freier Mann zu ſterben, denn auf fremder als reicher Sklav zu leben!" Aber Flavius hatte kein Herz für ſolche Worte mehr. Da gebot Hermann voll Grimm die Schlacht. Am andern Tage ward ſie geſchlagen, in dem Gau Idiſtawiſo, vom Morgen bis in die tiefe Nacht. Klug hatte Hermann den Plan erdacht und beſtellt, doch die Wuth des Kampfes verdarb das Wohlerſonnene. Die Cherusker rannten von den waldigen Hügeln, wo Hermann ſie aufgeſtellt, zu früh in's Thal hinab. Dadurch entſteht Verwirrung. Die Römer benützen ſie, drängen von allen Seiten und werden Meiſter des Schlachtfeldes. Da ſtürmt Hermann hoch zu Roß wider die Bogenſchützen und bahnt ſich endlich eine Gaſſe. Plötzlich ſtößt er wieder auf eine lebendige Mauer; das ſind die römiſchen Bundesgenoſſen, die aus Gallien, die aus Tyrol und vom Lech. Verwundet, daß das Blut ihm über's Antlitz rinnt, und ihn unkenntlich macht, bricht der tapfere Held dennoch durch und gewinnt das Freie. — Wie aber die Römer den Rückzug antraten, ſtand alles Volk in den Gauen wider ſie auf und abermals ward grimmig geſchlagen bis tief in die Nacht; die Römer nannten's einen

Sieg; doch war's keiner. Darnach fuhren ſie auf der Ems in's Meer, da zerſplitterte der Sturm ihre Flotte. Ungebeugt durch dieſen Verluſt, griff Germanicus die Chatten und Marſen an, legte das Land wüſt, und hoffte mehr denn je, Deutſchlands Meiſter zu werden. Der Kaiſer in Rom aber ſprach ein Wort, das ſich leider zu allen Zeiten als wahr erwieſen hat: „Sichrer als durch fremde Waffen wird die Kraft der Deutſchen durch ſie ſelber gebrochen"; und ſo rief er den Germanicus, auf deſſen Macht er längſt eiferſüchtig geweſen war, zurück und gönnte ihm die Ehre eines Triumphes. Da wurden viele gefangene Edle und die Edelſte von Allen, Thusnelda, mit Hermanns Söhnlein, das ſie in der Gefangenſchaft geboren, nach Rom gebracht. Nie erblickte Hermann ſie wieder. Ihr Vater Segeſt aber ſah ſchamlos zu, wie das Weib des Helden, wie ſeine Landsleute dem Pöbel Roms im Triumph zur Schau vorgeführt wurden.

5.

Wie lang zerfleiſcht mit eigner Hand
Germanien ſein Eingeweide?
Beſiegt, ein unbeſiegtes Land,
Sich ſelbſt und ſeinen Ruhm zu ſchlauer Feinde Freude?

Uz.

Hermanns einziger Troſt war das Vaterland; dem allein lebte er. Aus der Römer Gewalt hatte er es abermals errettet; von einem andern Feinde, den er für nicht minder gefährlich hielt, wollte er es jetzt befreien, von dem böſen Beiſpiel der Alleinherrſchaft eines Fürſten. Das gab Marbod, der von den Alpen bis an die Elbe ſein gewaltiges Markomannenreich aufgerichtet hatte und darin eigenwillig herrſchte. Zwei tapfre Stämme des Suevenvolkes, die Longobarden und die Senonen, mochten dies nicht ertragen; d'rum traten ſie aus dem Bunde der Markomannen und reichten den freien Cherusker-Eidgenoſſen die Hände. Bei dieſen aber ergrimmte Hermanns Oheim, Ingiomar, in Eiferſucht über den Ruhm und das Anſehen

ſeines Neffen und ging aus Trotz zu den Markomannen. Ueber Beides ward Krieg. — So ſtanden (im Jahre 17 nach Chriſti Geburt) Deutſche wider Deutſche, die Einen, Hermanns Eidgenoſſen, geringer an Macht, aber ſtärker durch Tugend, für die Erhaltung der Freiheit im deutſchen Lande, die Andern, Marbods Gefolge, zum Schutz der neuen Herrſchergewalt, beide mit gleicher Tapferkeit. Endlich mußte Marbod weichen, und, verzagend an ſeiner ſchlechten Sache, ſchämte er ſich nicht, die gemeinſamen Feinde aller Deutſchen, die Römer, um Beiſtand anzuflehen; ſo tief in der Ehre hatte ihn das ſchleichende Gift der Herrſchſucht verderbt. Da brach ihm plötzlich ein junger Edler aus dem Stamm der Gothen, Namens Katwald, in's Land und gewann ſeine Burg und ſeinen Schatz; Marbod floh in den Schutz der Römer. Den gewährten ſie ihm in ihrer Stadt Ravenna. Dort ſtarb Marbod nach achtzehn Jahren; kein freies Herz klagte um ihn.

Hermann, den Cherusker, traf der Tod in der Blüthe der Kraft; erſt ſieben und dreißig Jahre zählte er, und zwölf Jahre lang hatte er unermüdlich für die Freiheit des deutſchen Volks geſtritten. Ihm, der die Freiheit noch mehr geliebt als Weib und Kind, ihm ward nachgeſagt: „er ſtrebe nach der Alleinherrſchaft!“ Dies Gerede kam von ſeinen eigenen Verwandten, welche ſelber darnach trachteten, und unter dieſem falſchen Vorwand brachten ſie ihn meuchlings um; dies geſchah im Jahr 22 nach Chriſti Geburt. Das Volk hat den treuen Helden lange nicht vergeſſen und ſeine Thaten in Liedern geſungen.

Sechs Jahre nach Hermanns Tode zerbrachen die Frieſen und ihre Nachbarn, die Caninefaten, das römiſche Joch. — Der Ruhm der Cherusker aber ſank und zerfiel, weil die Edlen in Verblendung nicht abließen, um die Herrſchaft zu ſtreiten. Endlich holten ſie ſich gar aus Rom den Sohn des abtrünnigen Flavius, der von dem Lande, worin er geboren worden, Italicus hieß, und gaben ihm die höchſte Macht in die Hand. Doch bald empfanden ſie den Fluch der Knechtſchaft; da nahmen ſie ihm die Gewalt wieder, er aber rief die Longobarden, daß ſie ihn auf's Neue einſetzten, und ſo ward das

Volk, welches den Hermann geboren hatte, durch die Zwietracht der Parteien mit der Zeit immer ohnmächtiger und den Römern, wie den andern Deutſchen verächtlich. — Mächtiger beharrten die Chauken und die Chatten; der Name der Marſen aber war verſchwunden. Bald wurde auch der der Ampſibarier (Emsanwohner) nicht mehr genannt. Das kam ſo: Sie baten, als ſie von den Chauken vertrieben worden, die Römer um Land, dieſe aber ſchlugen es ihnen ab, boten jedoch insgeheim dem Herzog des Volks, welcher früher den Römern hold geweſen, für ihn ſelber großes Gebiet, um ihn von den Seinigen abwendig zu machen. Da kam ſein deutſches Herz recht an den Tag; denn er wollte lieber getreu mit ſeinem Volke ſterben, als Hab' und Gut für ſich allein beſitzen; und ſo führte er denn das Volk von einem Stamm zum andern umher; keiner von allen nahm die landloſen Wanderer auf. Da erlag endlich jenes ganze Gauvolk, theils durch das Schwert und durch Hunger, theils in Knechtſchaft.

Während ſich dies im nordweſtlichen Deutſchland begab, war auch im Donauland nicht Ruhe geblieben. Dort, im Markomannenreich, hatte ſich nach Marbods Fall durch Zuthun der Römer die urſprüngliche Verfaſſung völlig umgewandelt, und aus den Geleiten des Fürſten waren Vaſallen geworden, die für treue Dienſte Land zu Lehen erhielten. Denen hatten die Römer den Vannius aus dem benachbarten Stamm der Quaden zum Fürſten gegeben. Damals aber wurden die Hermunduren, vom Hauptſtamm der Sueven, gewaltig; dieſe beſiegten den Vannius, daß er zu den Römern floh, und breiteten ſich dann immer weiter gegen Abend aus (zwiſchen Elbe, Saale und Donau). Im Land an der Saale aber wollten ſie die heiligen Salzquellen in Beſitz nehmen. Darüber ergrimmten die Chatten, begannen Krieg gegen die Hermunduren, und gelobten, wenn ſie ſiegten, alle Gefangene den Göttern zu opfern. Aber die Chatten unterlagen und nun wurden ſie ſelbſt von den Siegern an den Altären geſchlachtet.

Dem Allen ſahen die Römer im Stillen voll Schadenfreude zu; denn der Sicherheit ihres Reiches kam es zu Gut, wenn die Deutſchen im Wahnſinn gegen ſich ſelber wütheten.

6.

Soll uns die Willkür länger ſchänden?
Nein! ſei der große Wurf gewagt!
Das Blatt, wie bald kann ſich's doch wenden!
Seid nur getroſt und unverzagt!

Wetzel.

„Nero iſt todt!“ ſo ſcholl es im Jahre 68 nach Chriſti Geburt durch die halbe Welt, und da war kein Herz, das nicht aufgejauchzt hätte, denn die halbe Welt war 14 Jahre lang ſo feig geweſen, ſich von dieſem Nero unterdrücken und peinigen zu laſſen, weil er römiſcher Kaiſer hieß. Kaum war nun der Tyrann Nero geſtorben, ſo entſtand großer Zwieſpalt um die Herrſchaft des römiſchen Reiches, das in ſich zuſammenbrach, ſeitdem Treu' und Redlichkeit daraus verſchwunden waren.

Damals lebte im Lande der Bataver (an den Rheinmündungen), die zu den Römern von Alterszeiten her als Bundesgenoſſen geſtanden, ein Mann Namens Civilis, den ſie über eine Abtheilung ſeiner Landsleute geſetzt, welche in ihrem Heere dienten. Er hatte nur ein Auge, ſah aber damit beſſer, als hundert Andre mit zwei Augen, die Noth und Schmach ſeines Vaterlandes, und wie niederträchtig die geizigen, wollüſtigen Römer darin walteten. Dieſe aber erkannten bei Zeiten ſeines Herzens rechte Luſt; drum legten ſie ihn und ſeinen Bruder in Feſſeln und ermordeten ihm den Letzteren. Ihn ſelber gaben ſie wieder frei; doch Civilis ließ ſich Haupthaar und Bart wachſen und that einen Eid: nicht eher wollte er ſie ſcheren, als bis ſeiner Rache Genüge geſcheh'n. Geſagt, gethan. „Dulden wir's länger, daß ſie unſere Knaben zu ſchändlichem Mißbrauch nach Rom ſchleppen? — ihr wißt's ja alle; — daß ſie unſ're Greiſe zu Soldaten preſſen, um ſchweres Löſegeld zu gewinnen?“ ſo rief Civilis ſeinen Landsleuten zu, und alle ſprachen einmüthig: „Nein!“ und hoben die Waffen. Da ſchickte er insgeheim Botſchaft an die Andern, die in Mainz den Römern dienten, und an die Frieſen und Caninefaten; dieſe beiden Völker ſtimmten ihm bei, daß die Fremdherrſchaft

z. S. 33.

nicht länger zu ertragen ſei, und alle zuſammen ſchlugen die Römer. Da ward es auch den Belgen warm um's Herz und den Deutſchen über'm rechten Ufer des Rheinſtrom's, und jene Bataver, welche in Mainz lagen, eilten zu ihren Brüdern. Römer oder Römiſchgeſinnte — es galt den Verbündeten gleich, wenn's an Schlacht und Vertilgung kam.

Im Lande der Brukterer war um jene Zeit eine Jungfrau, vor deren Augen die Zukunft offen lag; die hieß Veleda. Alles deutſche Volk verehrte ſie und horchte gläubig auf ihre Worte; ſie ſelber ſprach nur mit ihren nächſten Verwandten; dieſe allein und kein Fremder durften zu dem Thurm kommen, in dem ſie wohnte; er ſtand in tiefer Waldeinſamkeit an den Waſſern der Lippe. Jetzt, als Civilis mit den Batavern den Krieg um die Freiheit begann, weiſſagte die begeiſterte Jungfrau ihm Heil und verkündigte den Untergang der Römer. Auf dies Wort griffen auch die Brukterer und Tenchterer zu den Waffen, und eilten zu den Batavern und alle Verbündeten ſtürmten Xanten am Rhein, wo ſich die Römer im feſten Lager verſchanzt hielten.

Während dieſer Zeit wurde Vespaſianus als römiſcher Kaiſer ausgerufen, und Civilis, der bis dahin, der guten Sache zu Nutzen und Frommen, den Schein beibehalten hatte, als ſei er bei dem Zwieſpalt um die Kaiſerwahl jenem zugethan geweſen, warf jetzt die Maske ab, und es ward offenkundig, daß er nicht für den einen oder den andern fremden Herrn, ſondern gegen alle Fremdherrſchaft ſtritt. Immer muthiger ſetzte er den Krieg fort, immer mehr begünſtigte ihn und alle Deutſchen, die mit ihm für die Freiheit fochten, das Glück; immer mehre deutſche Völker, die lange zu den Römern gehalten, fielen von dieſen ab. Auch die Gallier hoben ſtolzer den Nacken unter dem Joch und ſchloſſen, um es abzuſchütteln, einen Bund mit den ſiegreichen Deutſchen. Xanten ergab ſich; und als die Beſatzung daraus hervor zog, konnten die Deutſchen ihren lang verbiſſ'nen Grimm nicht mehr bändigen und erſchlugen alle römiſchen Soldaten. Da glaubte Civilis, ſein Gelübde ſei gelöſt, und ſchnitt ſich wieder Bart und Haupthaar; den beſten Theil der Beute ſchickte

er der Veleda. Die Kölner allein hatten bis dahin ſtandhaft zu den Römern gehalten; jetzt aber, von den Tenchterern hart gedrängt, ſchloſſen auch ſie ſich an den Bund der Deutſchen.

Dieſen und ihrer guten Sache ward jedoch die Vereinigung mit den wetterwendiſchen Galliern zum Verderben. Denn bald wurden die Gallier unter ſich uneins, und als der römiſche Kaiſer Veſpaſianus den Cerialis, einen erprobten alten Kriegsmann, mit großer Heeresmacht nach ihrem Lande ſchickte und dieſer bei Trier den Sieg gewann, fielen ſie von den Deutſchen völlig ab. Am ſchlechteſten erwieſen ſich die Kölner; dieſe überfielen und erſchlugen bei Nacht bundgenöſſiſches Volk von den Frieſen und Chauken, da es ſorglos bei'm Schmauſe ſaß, und lieferten die Hausfrau und die Schweſter des Civilis, die ſich in Köln befanden, den Römern aus. Civilis verlor im tiefſten Schmerz über dieſen Verluſt den feſten Muth nicht; ja, um ſo beharrlicher focht er den Freiheitskrieg fort. Bei Xanten ſammelte er ſein Heer, dann baute er einen Damm im Rhein, damit die Waſſer des Strom's weitumher ſich ergöſſen und die Feinde drin untergingen; er ſelbſt und ſeine Bataver waren ja mit den Fluthen vertraut. So gab er gutes Muth's das Zeichen und trieb die deutſchen Völker, jedwedes wie einen ſcharfen Keil, in die ſechs Legionen der Feinde. Aber ein Ueberläufer hatte dieſen einen Umweg gewieſen, auf dem ſie die Deutſchen hinterrücks überfielen. Da gab Civilis den Sieg verloren, aber die Hoffnung nicht zugleich. Er durchſtach jetzt den Rheindamm, den Druſus einſt gebaut hatte; — auf einmal ſtand alles Niederland bis an die Waal unter Waſſer, und nun griff er mit vier Heerhaufen die Römer an; dennoch gewannen dieſe durch die Kriegskunſt ihres Feldherrn und durch Heldenmuth wieder den Sieg; als die Eidgenoſſen flohen, ſtellte ſich ihnen Civilis in den Weg und hielt ſie mit Bitten und Ermahnungen auf; endlich ward ihm das Roß unter'm Leib erſchoſſen, da ſprang er in den Rhein und gewann ſchwimmend das Sich're. Binnen kurzer Zeit ſtand er den Römern wieder ſchlagfertig gegenüber; ein Treffen zu Schiff geſchah im Bataver Land; als der Ausgang deſſelben unentſchieden blieb, zog der unermüdliche Freiheitsheld über die Waal

zurück, um neue Pläne zu erſinnen und unverſehens auszuführen. Die Römer aber, ſo tapfer ſie kämpften, erkannten, daß offener Krieg für ſie keinen glücklichen Ausgang haben könne, ſo lange Civilis mit ſeiner eiſernen Ausdauer an der Spitze des Bundes ſtehe. Drum wiegelten ſie das Volk und die Edlen gegen ihn auf, und bethörten beide durch liſtige Reden ſo lang, bis ſie in Glauben und Treue zu Civilis wankend wurden. Da mußte denn der verlaſſene Held dem Erbfeinde die Hand zum Vergleich darbieten; er that's (im J. 70), um größeres Unheil von dem Volk abzuwenden.

Auch bei den Brukterern, den Cheruskern und den Chatten ſtreuten die Römer mit gleichem Erfolg den Samen der Zwietracht aus und die böſe Saat keimte ſchnell. In dem Krieg, den jene Stämme untereinander erhoben, verblutete ſich faſt alles Volk der Brukterer, und Veleda, die Prophetin, ward von den Römern gefangen.

Darnach war lange Zeit Frieden und in deſſen Schutz blühten die Pflanzſtädte auf, die ſich am Rhein, an der Donau und in dem Lande zwiſchen dieſen beiden Strömen, das den Römern gehörte, gebildet hatten, wie Moguntiacum (Mainz), Argentoracum (Straßburg), Colonia Agrippina (Köln), Aquae (Aachen), Augusta Trevirorum (Trier), Juvavia (Salzburg), Augusta Vindelicorum (Augsburg).

Im Ungarland aber, wo damals deutſche Stämme, die Daken, wohnten, erſtand den Römern in Decebalus, dem König der Daken, ein Feind, wie ſie ſeit vielen Jahren keinen furchtbareren gehabt hatten. Einige Jahre lang zahlten ſie ihm Tribut, um mit ihm Frieden zu erhalten; erſt der Kaiſer Trajanus ertrug dieſe Schmach des römiſchen Kriegsruhms nicht mehr, überwand in zwei Feldzügen die Daken, die vergeblich die andern Deutſchen um Beiſtand aufgerufen hatten, und machte das Land im J. 106 zu einer Provinz des römiſchen Reiches. Das war die letzte große Eroberung, welche die Römer den Deutſchen abgewannen; von da an erkannten ſie endlich, daß ſie auf den Schutz ihrer eigenen Provinzen bedacht ſein müßten. Deshalb vollendeten ſie die von Druſus begonnene große Linie von Verſchanzungen mit Thürmen und Kaſtellen (den Pfahlgraben). Sie begann am linken Ufer der Donau, wo die

Altmühl mündet, und zog ſich in's Remsthal in Schwaben hinein, über die Kocher, und über den Main, dann auf dem Taunusgebirge hin, bis gen Ems und das rechte Rheinufer entlang, weiter hinab, bis zum Siebengebirge. Die Ueberreſte dieſes Gränzwall's ſind noch heute zu erkennen; nicht bloß Pfahlgraben, auch Heidengraben, Teufelsmauer nennt ſie das Volk. Ueber dieſe Schanzen hinaus war alles deutſche Land frei.

7.

Jeder ſtark alleine,
Stärker im Vereine!
F. Schlegel.

Bisher hatten ſich die Deutſchen in allen Kriegen gegen die Römer nur gewehrt, um ihr Theuerſtes: die Freiheit, zu erretten oder zu erhalten. Jetzt, da ſie nicht mehr angegriffen wurden, regte ſich ein mächtiger Drang in ihnen, Blutrache zu üben für ſo viel Falſchheit und Hinterliſt, womit die Römer ihre Väter lang genug umſtrickt hatten. Auch war's der kriegsluſtigen Jugend zu eng und zu ſtill in der Heimath geworden; und überdies, wer von ihnen in den römiſchen Städten geweſen war und dort die Pracht und das Wohlleben geſchaut hatte, den lüſtete es, ſolcher Herrlichkeit durch Schwertsgewalt theilhaftig zu werden. Das Gefolgſchaftsweſen machte ſich geltend; die deutſchen Helden ſtrebten nach Eroberung aus.

Da brachen zuerſt die Chatten aus ihrer Heimath auf, und zogen über den Rhein in's Land, welches den Römern unterworfen war. Auch vom Suevenſtamm thaten ſich kriegeriſche Schaaren zuſammen und ſtürmten in's Alpenland. An den Küſten der Nordſee fuhren die Chauken (welche zwiſchen der Ems und der Weſer wohnten) auf vielen Schiffen und machten große Beute im römiſchen Belgien. An der Donau ſtanden aber plötzlich alle deutſche Völker auf und drangen in Welſchland ein; erſt vor der Stadt Aquileja fanden ſie Widerſtand; da wandten ſie ſich um und zogen ſich ſchlau zurück. Alles dies geſchah in der zweiten Hälfte des zweiten Jahr-

hunderts nach Chriſti Geburt, als Markus Aurelius römiſcher Kaiſer war. Da zitterten die Römer vor den Donauvölkern, wie einſt vor den Kimbern und Cheruskern, und, als auch die Peſt von Aſien herüber gekommen war und weit und breit würgte, als eine Hungersnoth wüthete, Erdbeben geſchahen, und feurige Zeichen am Himmel geſehen wurden, da dachten die Abergläubiſchen an nichts andres mehr, als daß die Herrlichkeit des römiſchen Reichs ſich zu Ende neige. Nur der edle Kaiſer verlor den Muth nicht; er verkaufte ſeinen koſtbaren Hausrath und den Schmuck der Kaiſerin, um Kriegsvolk zu werben, verwandelte Sklaven, ja ſogar Miſſethäter in Soldaten, und führte nun ein großes Heer gegen die Deutſchen in's Donauland. Auf den Rath der Wahrſager ließ er zwei Löwen in die Donau jagen; „die würden den Feinden Verderben bringen!“ ſo glaubten die Soldaten. Lachend aber ſahen am jenſeitigen Ufer die Quaden zu, und riefen: „Seht doch, was für große Hunde!“ und als die Löwen drüben waren, nahmen jene ihre Keulen und ſchlugen ſie damit todt. Mit Klugheit ſpannte indeſſen der Kaiſer ein Kriegsnetz über das ganze Donauland, und wo er ſelber war, gewann er den Sieg. So bezwang er die Markomannen und ſchlug die Jazygen (ein Volk von ſlaviſcher Abkunft, das mit den Deutſchen verbündet war,) auf der Eisdecke der Donau. Darnach gedachte er auch das zahlreiche Volk der Quaden zu überwinden; dieſe aber wichen vor ihm tiefer in's Ungarland zurück und verlockten ihn in eine Wildniß; da ſah er ſich plötzlich in einem Thale rings von ihnen umſtellt und das Heer, das ſeit fünf Tagen vor Durſt faſt verſchmachtete, gab ſich ſchon für verloren. Nur wie durch ein Wunder ward es gerettet, ein furchtbares Gewitter brach los, erquickte die Römer, daß ſie mit zehnfacher Kraft fortkämpften, und verdarb den Quaden ihre Geſchoſſe; in Verwirrung gebracht, flohen ſie und unterwarfen ſich. Als der Friede um harten Preis für die Donauvölker geſchloſſen war, ſtellte der Kaiſer die Schanzen und Burgen an der Donau wieder her. Die Ruhe aber konnt' er nicht wieder herſtellen, denn der Hochmuth und die Tyrannei der Römer ſtachelten die Ueberwundenen immer wieder zu neuen Kämpfen. Da

ſtarb der Kaiſer (im J. 180) in der Stadt Vindobona, aus welcher ſpäter Wien geworden iſt. Sein Sohn Commodus ſchloß eilig einen ſchmählichen Frieden und zog aus allen Kaſtellen, die über der Reichsgränze hinaus ſtanden, die römiſchen Beſatzungen. So ging dieſer Krieg aus, der nur ein Vorſpiel anderer war, welche entſcheidender enden ſollten.

Denn das römiſche Reich war damals geworden wie ein alter Mann, der ſchon den Tod im Leibe trägt, aber ſeine Schwäche noch durch eitlen Prunk verhüllet, und, wenn er ſich in ſeiner Rüſtung aufrecht erhält, den Schein ſeiner früheren Stärke noch eine Weile behauptet. Die Deutſchen fingen endlich an, durch Schaden klug zu werden und lernten das Geheimniß kennen, wodurch der hinfällige römiſche Staat aller ihrer Jugendkraft bisher obgeſiegt hatte. Da traten (um's Jahr 213) die einzelnen Gauvölker vom großen Suevenſtamm zuſammen und ſagten zu einander: „Laßt uns ein einiges Volk werden; wer kann dann gegen uns beſtehen?“ Und ſie ſchloſſen einen Bund und nannten ſich untereinander nicht mehr nach den alten Namen der einzelnen Stämme, ſondern alle zuſammen Alemannen (das iſt: ganze Mannen). Hierauf zogen ſie aus und ſtiegen trotzig über die Teufelsmauer und kamen in das Land, das den Römern zinsbar war. Da brachen ſie die ſchönen Städte und ſtolzen Burgen, die dieſe gebaut hatten, und ſchweiften ſiegesluſtig vom Main an den Rheinſtrom hinauf und im Schwarzwald und am Neckar, auf allen jenen Strecken, die ſpäterhin Schwaben genannt worden ſind. Auch Gallien überſchwemmten ſie, dann fielen ſie ſelber in Welſchland ein und machten ſich überall furchtbar.

Faſt zur ſelben Zeit, da der Bund der Alemannen aufſtand, oder nicht viel ſpäter, erhob ſich am Niederrhein der Bund der Franken, das iſt: der Kühnen, Freien; das waren dieſelben Stämme, welche Hermann einſt zu einer Eidgenoſſenſchaft vereinigt hatte, bis auf die Cherusker; alle behielten, gleich wie die Alemannen, die alten Sitten und die alte Verfaſſung bei und unternahmen ſpäter Kriegsfahrten nach Gallien und Spanien.

Ihnen zunächſt, weiter nordwärts, in den Strecken, die bis an die Küſten der Nordſee reichen, verbanden ſich die Frieſen und die Chauken mit den Brukterern, Cheruskern und vielen Andern und nannten ſich jetzt Sachſen (das iſt: Schwertmänner); die lauerten den Schiffen der Römer auf, welche das Meer beherrſchten, und gewannen das Land ringsum.

Von den Küſten der Oſtſee aber bis an die des ſchwarzen Meeres wurde der große Bund der Gothen gewaltig, von denen die Sage ging, ſie ſeien aus Schweden gekommen. Die breiteten ſich in vielen Stammgenoſſenſchaften immer weiter aus, boten den Römern im Oſten des großen Reiches die Stirne, und fuhren auf Abenteuer gen Griechenland und Aſien. Wohin ſie auf ihren Fahrten kamen, brachten ſie den Ruf ihrer Tapferkeit mit, vor welcher kein Widerſtand war.

Das waren die deutſchen Völkerbünde, welche von allen Seiten her das altersſchwache römiſche Reich bedrängten. Damals iſt aber auch die uralte deutſche Freiheit ſchon allmälig in Abnahme gekommen, weil die Eroberer auf ihren Fahrten in fremde Länder den Männern von altedler Abkunft, denen ſie folgten, alle Gewalt in die Hand gaben und dieſe Fürſten hinwieder zwei Drittel des eroberten Landes unter ihre Gefolgſchaften zu vertheilen pflegten, um die Tapferſten zu belohnen und in der Treue zu erhalten.

Viele erſtaunliche Kriegsthaten ſind in jenen Zeiten vollbracht worden. Sehr oft haben die Deutſchen in großen Schlachten geſiegt; aber, auch wenn ſie beſiegt wurden, haben ſie immer die Furcht der Römer vor deutſchen Hieben erhalten und vermehrt. Zu gleicher Zeit von Oſten, Norden und Weſten ſtürmten die Völker unabläſſig gegen das morſche Reich, gleichwie im Frühling, wenn der Schnee auf den Bergen geſchmolzen iſt, ein Strom mit viel hundert rieſigen Armen immer weiter in's offene Land hinein greift, deſſen Dämme er durchbrochen hat. So drangen die Markomannen bis tief in Welſchland vor, ſogar bis gen die Hauptſtadt Rom, und der Kaiſer Gallienus wußte damals kein andres Mittel mehr, um die Gefahr abzuwenden, als daß er die ſchöne Tochter ihres Fürſten freite. Am

glücklichſten nach langer Zeit kämpfte der tapfere Kaiſer Aurelianus gegen die deutſchen Völker; aber, ſobald er die Augen zugethan, brachen ſie auf's Neue in die Provinzen. Auch der Kaiſer Probus, welcher am Rhein und an der Donau die erſten Reben pflanzte, gewann große Siege; und um die Beſiegten auch für künftige Zeiten unſchädlich zu machen, nahm er viele Kriegsluſtige aus ihrer Mitte in ſeinen Sold und vertheilte ſie in ſeine Legionen, viele Andere aber ließ er mit Gewalt in weit entlegene Länder führen, daß ſie ſich dort anſiedelten. So verpflanzte er auch eine große Anzahl von Franken nach Kleinaſien, an die Küſten des ſchwarzen Meeres. Sie aber hielten's nicht aus, ſo fern vom Vaterlande zu leben, ſondern erſchlugen die Römer, eroberten alle Schiffe, die ſie in den Häfen fanden, ſtiegen darauf und fuhren nun aus, um ihre verlorene Heimath zu ſuchen; an Griechenland und Afrika ſchifften ſie vorbei und, wo ſie die Anker auswarfen, vollbrachten ſie viel kühne Abenteuer; dann kamen ſie in's offene Weltmeer hinaus, fanden die Küſten der Nordſee wieder und begrüßten jauchzend die theure Erde des Vaterlands.

Darnach eroberten die Alemannen das Land am Oberrhein und die Franken das am Niederrhein, und von Mitternacht her kamen neue Völker. Nur dadurch, daß die Deutſchen in gewohnter Eiferſucht noch immer wider ihre Landsleute ſtritten, erhielten ſich die Römer noch eine Weile; drum nahmen dieſe immer mehr Deutſche in ihre Legionen auf; ſie ahnten in ihrer Verblendung nicht, daß gerade dadurch der Fall des großen Reichs noch mehr beſchleunigt würde. So ſtanden vierzigtauſend Deutſche (Franken und Gothen) dem Kaiſer Konſtantinus bei, als dieſer gegen Licinius um den Alleinbeſitz des Reiches ſtritt; und doch hatte eben derſelbe Konſtantinus früher die Deutſchen bezwungen und gegen die Beſiegten unmenſchlich gewüthet!

Nach dem Untergang des Licinius (im Jahre 324) erhob Konſtantinus das Chriſtenthum, das ſo lange unterdrückt und verfolgt worden war, zur herrſchenden Religion im römiſchen Reiche. Aber dies war ſchon ſo ganz und gar verderbt, daß es ſelbſt durch die

Heiligkeit des Chriſtenthums nicht mehr geneſen konnte. Um ſo ſchneller und tiefer faßte dieſes in den ſchlichten Herzen der Deutſchen Wurzel. Römiſche Soldaten, welche heimliche Chriſten waren, hatten es ſchon früher in die deutſchen Provinzen des römiſchen Reichs verpflanzt; — unter den Gothen hatten es gefangene chriſtliche Prieſter verbreitet, welche die Gothen von ihren Siegesfahrten heimgebracht. Andächtig, in heiligen Schauern, horchten viele von den Gothen der neuen wunderbaren Offenbarung, ließen ſich taufen und erwählten ſich Biſchöfe; einer von dieſen, mit Namen Ulfilas, überſetzte ihnen das Wort Gottes in ihre Sprache, daß jeder ſich daran erquicken könne.

Bald darauf, nachdem Konſtantinus das Chriſtenthum erhöht hatte, verlegte er ſeine Reſidenz aus der Stadt Rom in die Stadt Byzanz am Ufer des ſchwarzen Meeres, welche von nun an nach ſeinem Namen Konſtantinopel genannt wurde. Dadurch waren die Gothen Nachbarn ſeines Hofhalts geworden. Denn jener Zweig des Volkes, welcher die Oſtgothen hieß, hatte ſich allmälig zwiſchen den Strömen Don und Dnieper ausgebreitet, vom ſchwarzen Meer bis zur Oſtſee; der der Weſtgothen aber in den Ländern zwiſchen dem Dnieper und der Donau, worin einſt die Daken ſeßhaft geweſen und die heutzutage Podolien, Moldau und Wallachei heißen. Helden aus alten berühmten Geſchlechtern herrſchten als Könige über ſie. Eben ſo edel als tapfer waren die Gothen und beſonders die Weſtgothen für die Künſte des Friedens und für die ſanften Lehren des Chriſtenthums empfänglich. Ihre ſtattliche Tracht ward auch bei den Römern beliebt; die Kaiſer zu Konſtantinopel wählten aus ihnen eine ritterliche Leibwache, und ſie hielten mit den Römern gute Nachbarſchaft.

Indeſſen waren in den Tagen nach dem Tode des Kaiſers Konſtantinus die Bünde am Rhein immer gewaltiger geworden; beſonders die Alemannen, über welche der König Chnodomar herrſchte, und die Franken. Beide Völker beſiegte Julianus, welcher nachmals Kaiſer ward und vergeblich das Heidenthum im römiſchen Reiche herſtellen wollte. Doch nur wenige Jahre nach ſeinem Tode ſchlug

die Flamme, die nur gedämpft, aber nicht ausgelöſcht war, allenthalben ſchon wieder aus der Aſche empor, und die Alemannen gleichwie die Franken behaupteten ſich auf dem Boden, um den ſie gekämpft hatten.

8.

Die Saat iſt reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!

Körner.

Zur Zeit, da der Held Hermanarich, der ein Jahrhundert überlebt hatte, als König über die Oſtgothen herrſchte, und Athanarich über jene Stämme der Weſtgothen, die noch Heiden geblieben (um's Jahr 375), war aus den öden Steppen, die ſich mitten in Aſien ausbreiten, zahlloſes Volk aufgebrochen und unaufhaltſam gegen Abend gezogen; das hieß die Hunnen. Scheußlich und zum Entſetzen waren dieſe Fremdlinge anzuſehen, faſt gar nicht wie Menſchen, klein, aber breit von Schultern, hatten dicke Hälſe und eine gelbe Haut, die Geſichter waren voller Narben und gar häßlich durch platte Naſen, wulſtige Lippen, hervorſtehende Backenknochen und ſchiefliegende, kleine, blinzelnde Augen. Sie trugen Thierfelle, das Rauhe nach Außen, und ſaßen den ganzen Tag auf ihren Roſſen, die ſo klein und häßlich, aber auch ſo ſtark wie die Reiter waren, und ſchliefen des Nachts drauf, die Mähne in der Fauſt. Sie aßen rohes Fleiſch, auf dem ſie ſo lange ritten, bis es mürbe geworden, und tranken Blut. Sie waren Meiſter im Pfeilſchießen und warfen, wenn ſie ſchnell wie der Wind auf ihren Gäulen dahin ſprengten, den Feinden, oder den wilden Thieren, die ſie jagten, Schlingen um den Hals. Wie die Männer nie von den Roſſen, ſo kamen ihre Weiber ſelten von den Wagen, die gleich Zelten hergerichtet waren; in dieſen beweglichen Häuſern ſtillten ſie die Kinder und verrichteten alle Arbeiten.

Dieſe wilden Horden nun kamen, von ihrem Fürſten Balamir geführt, in das Land, das zwiſchen den Strömen Wolga und Don liegt; dort fanden ſie die Alanen, ein freies und kräftiges Volk deut-

ſcher Abkunft. Auf dieſe warfen ſie ſich mit Ungeſtüm und überwanden ſie in blutigen Schlachten durch ihre Uebermacht, alſo, daß ein Theil der Alanen vor den Siegern an das Gebirge Kaukaſus wich. Die Andern hingegen folgten den Hunnen, und beide vereinigt ſtürzten ſich jetzt auf die Oſtgothen. Als der 110jährige König Hermanarich die furchtbare Uebermacht ſah und erkannte, daß das Reich verloren ſei, mocht' er nicht länger leben und ſtürzte ſich in ſein Schwert. Umſonſt verſuchte ſein Nachfolger Widerſtand zu leiſten; er fiel in der Schlacht, ſein Söhnlein retteten zwei getreue Herzoge zu den Weſtgothen. Da rief Athanarich dieſe zu den Waffen. Aber die Hunnen zogen auf andern Pfaden, als er ſie erwartet hatte, heran, und nun verſchanzte ſich Athanarich in der Eile zwiſchen dem Fluſſe Pruth und der Donau, dann wich er mit ſeinen Getreuen in das Land, das jetzt Siebenbürgen heißt. Dort, in den Bergſchluchten der Karpathen, fand er eine Freiſtätte; aber die chriſtlichen Stämme der Weſtgothen zogen an die Donau und ſchickten ihren Biſchof zu dem Kaiſer Valens, daß dieſer ſie über den Strom ziehen laſſe und ihnen ödes Land gebe, um friedlich darauf zu wohnen. Das ward ihnen auch bewilligt, wofern ſie ihre Waffen nicht mitbrächten; denn die Römer hofften, ſie könnten das tapfere Volk zu Helfern im Kriege machen, ohne daß ſie ihm dafür Sold zu zahlen brauchten; und ſo holten ſie es mit lauter Freude gar fleißig über den Strom. Als ſie nun die ſchönen Frauen und edlen Jungfrauen der Weſtgothen ſahen, wollten ſie, in böſen Gelüſten, dieſe mit Gewalt hinwegnehmen; aber die Männer ergrimmten und ballten den Treuloſen die Fäuſte in's Antlitz. Da zogen die Römer, voll Schrecken vor den Helden, von der Donau weg und erſannen neuen Trug, um das Volk zu verderben; ſie trennten es von den Fürſten, die es hergeführt hatten, und luden dieſe in der Stadt Marcianopolis zu einem Gaſtmahl, welches ihnen zum Todesmahl werden ſollte. Aber das Volk, da es den Verrath witterte, erbrach die Thore der Stadt mit Gewalt und vereinigte ſich mit den Fürſten.

Die Rache für ſolche Niederträchtigkeit blieb den Schändern der Gaſtfreundſchaft nicht lange aus. Schon hatten, während die Römer

die Donau, welche die Reichsgränze war, nicht bewachten, die Flüchtlinge der Oſtgothen ohne Widerſtand den Strom überſchritten, als die Weſtgothen, immer grimmiger über den Druck, den ſie erdulden ſollten, die treuloſen Gaſtfreunde ſchlugen, und mit einem male erkannten ſich jetzt alle Gothen, die dort im Lande waren, ſogar die Leibwache des Kaiſers, für ihre Brüder und traten zu ihnen. Durch Deutſche, nämlich durch Hülfsvölker der Franken, hofften die Römer über ſie zu ſiegen; die Gothen aber erſchlugen in blutiger Schlacht (i. J. 378) den Kaiſer Valens und ſein Heer.

Als darauf Theodoſius zur Herrſchaft kam, drängte er die fremden Völker wieder über den Donauſtrom zurück. Dort wurden die Oſtgothen den Hunnen unterwürfig. Ein Theil von den Weſtgothen hingegen verbündete ſich mit den Römern, die Andern aber kämpften in Siebenbürgen unter einander. Da wurde endlich auch der tapfere König Athanarich beſiegt und weil er kein anderes Mittel mehr fand, ſo ging er, ſchweren Herzens, in den Schutz des römiſchen Kaiſers, der ihn mit ſo hohen Ehren empfing, wie der alte Held ſie verdiente. Die meiſten Weſtgothen blieben von da an als Bundesgenoſſen der Römer in Griechenland ſeßhaft und gewannen bei denſelben große Aemter und Würden im Heer und im Staat, und ſolches Anſehen, daß man die Gothen ſprüchwörtlich die „Männer", die Römer ſelbſt aber bloß die „Weiber" im Reiche hieß.

Als der Kaiſer Theodoſius auf dem Todbette lag, theilte er ſein großes Reich unter ſeine 2 jungen Söhne und gab dem einen die Herrſchaft des Morgenlandes, dem andern die des Abendlandes. Dies geſchah im Jahre 395 nach Chriſti Geburt. Jeder der beiden Brüder hatte einen Vormund und beide Vormünder ſchalteten und walteten als Miniſter in den Reichen, als wären ſie ſelber die Herren, und bekämpften einander voll Eiferſucht, mit allen erdenklichen Liſten. Der in Konſtantinopel verachtete gar bald die Gothen und wollte ihnen nicht mehr Geſchenke geben, wie ſie bisher erhalten hatten. Da erzürnte das tapfere Volk der Gothen und rief ſeinen König Alarich, daß er die Unbill räche. Alsbald führte dieſer es nach Griechenland, und ſie zerſtörten dort die meiſten Städte und

nahmen Rache an allen Römern, welche ſie fanden. Nun ward dem Kaiſer im Morgenlande vor den gewaltigen Gäſten bange und er ſchloß mit Alarich Frieden. Der Günſtling des Kaiſers aber faßte einen Plan, um ſich der Gothen zu entledigen und zugleich das Abendland zu verderben. So ſprach er denn liſtig zu Alarich: „Siehe, o Held, weit von hier liegt das Land Italien, lieblich wie das Paradies, fruchtbar und reichgeſegnet, das iſt jetzt von aller Heeresmacht bloß, und Dir preisgegeben, wenn Du es erobern willſt; denn der Kaiſer des Abendlandes iſt ſchwach und ſein Miniſter eben in Gallien fern und kämpft dort mit den Franken.“ Dies hörte Alarich mit Wohlgefallen, und er führte ohne Verzug (i. J. 400) ſeine ſiegreichen Schaaren von Illyrien her gen Welſchland. Da floh Honorius, der Kaiſer des Abendlandes, in eine feſte Stadt; aber Stilicho, ſein Miniſter, kehrte eilig aus Gallien zurück und überfiel die Gothen, da ſie gerade das Oſterfeſt feierten; beſiegen konnte er ſie nicht. Alarich aber zog nun wieder gen Illyrien, nicht wie ein Weichender, ſondern als ein Drohender, und Abendland und Morgenland, auf deren Grenzſcheide er jetzt ſtand, zitterten vor ſeiner Macht. Unterdeſſen brach viel deutſches Kriegsvolk in Welſchland ein, und, obwohl es aufgerieben ward, ſo erkannte doch Stilicho bei dieſem Anlaß die Gefahr, welche dem Reiche von Norden her drohte, und hielt es für's Sicherſte, den Alarich aus einem Feind in einen Freund und Beſchützer zu verwandeln. Aber der Kaiſer des Abendlandes, der nie wußte, was er wollte, und ſich bald von dieſem, bald von jenem Günſtling am Narrenſeil führen ließ, hielt den Stilicho wegen des guten Raths für einen Verräther, und wollte, von ohnmächtigem Trotz aufgeblaſen, dem Alarich das bewilligte Jahrgeld nicht bezahlen. Da kam denn der Held abermals als Feind und holte ſich den Zins vor den Mauern der Stadt Rom, die er belagerte. Dann zog er gen Süden, und nachdem ihm ſein Schwager Athaulf von der Donau neues Kriegsvolk zugeführt hatte, verlangte er, im guten Bewußtſein ſeines Werths, vom Kaiſer die römiſche Provinz Noricum, welche vom Kalengebirge in Unteröſterreich bis gen den Innſtrom reichte, als Eigenthum für ſich und ſein Volk.

Der Kaiſer weigerte ſich; da zog Alarich auf's Neue vor Rom, ſetzte einen andern Kaiſer Attalus ein, und, da er ihm bald mißfiel, ſetzte er ihn auch wieder ab; dann bot er dem Schwächling Honorius nochmals die Hand zum Frieden. Ohnmächtig ſchwankte und trotzte dieſer noch immer. Da ergrimmte Alarich, erſtürmte die ſtolze Stadt, welche elfhundert Jahre lang den Völkern der Erde furchtbar geweſen war und ſeit 800 Jahren keinen Feind innerhalb ihrer Mauern geſehen hatte. Am 24. Auguſt des Jahres 409 nach Chriſti Geburt zog Alarich als Sieger ein, und entehrte ſeinen Triumph durch keine Grauſamkeit, wie es die Römer in den Tagen ihres Ruhmes ſo oft gethan. In der Fülle ſeiner Kraft gedachte er jedoch jetzt nicht ſtille zu ſtehen und ſah auf Sicilien und über's Meer hinüber nach Afrika; beide wollte er mit Welſchland in ein einziges großes Reich zuſammenſchmelzen und eine *deutſche* Herrſchaft über Land und Meer ausbreiten. Aber ſchon ſtand der Tod hinter ihm und wies ihm das allernächſte Ziel. Als nun *Alarich*, erſt 34 Jahre alt, (i. J. 410) vom Leben geſchieden war, trug ihn ſein Volk wehklagend an den Fluß Buſento, leitete dieſen ab, und grub in dem trockenen Bette dem König das Grab. In ſeiner Rüſtung, das Schwert in der Hand, und mit einem koſtbaren Schatz, ſenkte es ihn hinab, und, nachdem es ihn mit Erde bedeckt, opferte es die Gefangenen, die bei'm Werke gedient hatten, und trieb den Strom in's verlaſſene Bette zurück. Rauſchend ſchoſſen die Wogen über das Grab hin; und alſo erfuhr keine Menſchenſeele die Stätte, wo der todte Held bis zum Tage der Auferſtehung ſchläft.

Während ſich dies in Italien begab, hatten deutſche Stämme, Vandalen, Alanen und Sueven, um den Beſitz Galliens gekämpft, waren, vor der Uebermacht weichend, nach Spanien gekommen, und hatten dies Land mit leichter Mühe ſich unterwürfig gemacht. Mit Grauſen ſah der Kaiſer des Abendlandes, wie ſeine Herrſchaft in Trümmer zerfiel und die Deutſchen in allen Provinzen als Herren, die Römer als Ueberwundene lebten; dennoch war er in ſeiner Ohnmacht zu trotzig und in ſeinem Wankelmuthe zu zweideutig, als daß er mit Athaulf, der nach Alarich's Tode über die Gothen herrſchte,

Frieden und Bündniß geſchloſſen hätte. Dieſer aber liebte des Kaiſers Schweſter Placidia, die in Rom gefangen worden war, und der edlen Jungfrau galt der Held mehr als ihr Bruder und als der Bräutigam, dem ſie verlobt war. So reichte ſie denn dem Gothenkönig am Altare freudig die Hand und zog mit ihm und ſeinem Volke nach Gallien. Dort wollte ſie den Gatten mit dem Bruder verſöhnen, aber all' ihre fromme Müh' vermochte gegen deſſen Schwäche nichts. Da verließ Athaulf Gallien, fuhr gen Spanien und eroberte Barcellona; aber bald wurde er meuchlings erſchlagen. König Wallia, welcher nach ſieben Tagen in der Herrſchaft folgte, war den Römern hold, gab Athaulf's Wittwe dem Kaiſer wieder, beſiegte die Alanen und drängte die Sueven und Vandalen in die Berge zurück. Dann verließ er Spanien und ſtiftete im Süden Galliens ein neues Reich zwiſchen den Flüſſen Garonne und Loire; Toulouſe wurde die Hauptſtadt.

Bei den Franken wurde die Würde und Gewalt des Königthums eingeführt und zum erſten König Faramund erwählt. Dieſer zeugte den Chlodio. Der führte eine große Menge des Volkes über den Rhein, eroberte in Gallien das Land bis zum Fluſſe Somme, und hielt in der Stadt Cambray Hof. Der Theil des Volkes, der mit ihm gekommen war, hieß die ſaliſchen Franken, die anderen aber, die am Rhein zurückblieben, hießen die Ufer= (ripuariſchen) Franken und ihre Könige ſaßen in Köln.

In Spanien waren indeſſen die Vandalen gar ſtolz wieder hervorgetreten und hatten die alte Macht auf's Neue gewonnen, ja ſogar vermehrt. Ihr König Geiſerich, klein von Geſtalt und mit einem Beine hinkend, war weit und breit wegen ſeiner Tapferkeit geehrt und wegen ſeines Jähzorns und ſeiner grauſamen Strenge gefürchtet. Dieſen rief Bonifacius, der römiſche Statthalter in Afrika, der am kaiſerlichen Hofe verdächtigt und abgeſetzt worden war und ſich empört hatte; der Vandalenkönig ſollte ihm beiſtehen und dafür die Hälfte des Landes erhalten. Geiſerich kam; alles Volk in Afrika floh vor dem Schrecken ſeines Namens in die feſten Städte; der Statthalter, der die verlorne Gunſt am kaiſerlichen

Hofe bald wieder erlangte, verſuchte ſowohl Bitten als tapfre Gegenwehr, um den Geiſerich zu bewegen, daß er das Land wieder verlaſſe, — alles umſonſt! Nicht lange ſtand es an, ſo war die römiſche Herrſchaft auch in Afrika durch ein Volk von deutſcher Abkunft ausgetilgt. König Geiſerich, auf dem Meer ebenſo gewaltig wie auf dem feſten Land, fuhr dann gen Sicilien, gewann dort viel Land, und eroberte die Inſeln Korſika und Sardinien. In Spanien aber herrſchten, nachdem die Vandalen es verlaſſen hatten, die Sueven.

Ungefähr um dieſelbe Zeit waren die Deutſchen auch des äußerſten Landes gen Mitternacht, wo die Römer ſonſt geherrſcht hatten, nämlich Britannien's, Meiſter geworden. Dies vollbrachten zwei kecke Seefahrer vom Stamm der Sachſen, Hengiſt und Horſa, welche von den britiſchen Fürſten zum Schutz gegen die Schotten gerufen worden waren; viele Deutſche von den Stämmen der Sachſen, Angeln und Jüten folgten ihnen nach.

In einem ſo ungeheuren Halbkreiſe der Länder, von den Gränzen Schottland's bis zu den Küſten Afrika's, ſtanden alſo Deutſche auf den Trümmern der Römerherrſchaft und fingen an, ſich nach langen Wanderungen des neuen Beſitzes in Ruhe zu erfreuen. Da kam urplötzlich ein Sturm von Oſten daher, und es fielen die Völker, und wurden vom Odem Gottes umhergetrieben wie welkes Laub.

Zur Zeit, als Valentinianus Kaiſer im Abendland hieß, waren den wilden Hunnen viele Völker mit ihren Fürſten unterthan und der Kaiſer im Morgenland zahlte ihnen aus Furcht vor ihrem Zorn ſchweren Zins. Ein mächtiger Kriegsheld herrſchte über ſie, Attila, der Sohn Munzuch's, klein von Leibesgeſtalt, aber eiſenfeſt von Willenskraft, einfach von Sitten, gerecht und großmüthig gegen Einzelne, aber erbarmungslos gegen das ganze Menſchengeſchlecht. Der hatte, nachdem er ſeinen Bruder Bleda erſchlagen, alle Stämme des Volkes, die von den Ufern der rauſchenden Wolga bis zum Kern des deutſchen Landes zerſtreut waren, vereinigt und ſann großer Dinge, die auf dem Erdkreis geſchehen ſollten. Denn einſtmals, da er im Ungarland ſaß und Hof hielt, kam (nach der Sage) ein

z S. 48.

Hirt zu ihm und brachte ihm ein Schwert, das er gefunden, wie er die Heerde weidete; da hieß es, dies ſei das heilige Kriegsſchwert, welches lang in der Erde vergraben geweſen, und König Attila erkannte darin ein Zeichen, daß er beſtimmt ſei, die Völker der Erde zu überwinden. Als er es ergriff und gegen Aufgang ſchwang, zitterte der Kaiſer des Morgenlandes auf ſeinem goldnen Stuhl und ſchickte ihm Gut und Gold, ſeine Gunſt zu erhalten. Wie er aber einſtmals ſäumig war, den Zins zu entrichten, wälzte Attila den Krieg über die ſchönen Gefilde Theſſaliens hin, die jenem gehörten; wohl ſiebenzig Städte bezwang er und bedrohte des Kaiſers Stadt Konſtantinopel; da ließ ihm dieſer 2000 Pfund Goldes zu Füßen legen, gab ihm Land an der Donau, ſo viel er verlangte, und ſchickte ihm Geſandte, um ſeinen Grimm zu verſöhnen. Alle Länder waren voll Schreckens vor ihm und die Schwachen glaubten, Gott habe ihn als Geißel auserleſen, um die Menſchheit für ihre Sünden zu züchtigen; und „Gottes-Geißel" ward er genannt und wird's noch bis auf den heutigen Tag. Er aber dünkte ſich ſelber wie Gott und ſah im Geiſt ſchon die ganze Erde als ſein Eigenthum vor ſich aufgethan. „Wer hebt die Hand wider mich auf und wer widerſteht mir?" dacht' er im Uebermuth.

Damals hatte Geiſerich ſeine Schwiegertochter, im falſchen Verdacht, daß ſie ihn vergiften wolle, grauſam verſtümmeln laſſen und ihrem Vater, dem König der Weſtgothen, ſchimpflich zurückgeſchickt. Weil er nun fürchtete, daß ſich dieſer aus Rache mit den Römern gegen ihn verbünden möchte, ſo entbot er dem Attila ſeine Freundſchaft und reizte ihn, das Reich der Weſtgothen zu vernichten. Auch Honoria, die üppige Schweſter des abendländiſchen Kaiſers, ſchickte damals vertraute Botſchaft an den Hunnenkönig, und trug ihm ihre Hand an. Bei den Franken endlich ſtritten zwei Brüder, die Söhne des König's Chlodio, nach dem Tode ihres Vaters, um die Herrſchaft, und während der jüngere bei den Römern um Hilfe warb, rief der ältere den Attila um Beiſtand an. Da ſchritt dieſer, mit dem Kriegsſchwert in der Fauſt, aus ſeiner hölzernen Ringburg hervor, und zog aus, um das ganze Abendland zu unterwerfen; darnach

wollt' er wieder in's Morgenland gehen, das er im Geiſt ſchon als ſeine ſichere Beute ſah. Alſo ſtürmte er aus Ungarn gen Deutſchland; Schaaren von Königen mit ihren Völkern folgten dem Wink ſeines Auges; da fuhren mit ihm die Oſtgothen unter ihren Fürſten Walamir, Theodemir und Widimir, die Völker der Rugier, der Heruler, der Thüringer und der Schyren, und die Gepiden mit ihrem Könige Artharich. Wo Attila hinkam, riß er die Völker empor und ſchleppte ſie mit ſich fort in den Kampf gegen das Abendland. Es war ein Heer, wie der Rhein noch kein gleiches geſehen; 700,000 Kriegsleute, und alle thaten nur, was der Einzige gebot, den nie ein Menſch hatte lächeln geſeh'n. — Schrecken zog vor ihm her und Graus ließ er als ſeine Spur hinter ſich, und wie der Meſſende über den Gipfel des Korn's im Scheffel hinſtreift, ſo fuhr die „Gottesgeißel“ über die Thürme und Zinnen der Städte und über die Häupter der Menſchen. Es war im Jahre des Heils 451, als Attila gegen die Grenzen der Weſtgothen rückte und an die Loire kam, vor die feſte Stadt Orleans; die belagerte er lang. Da war entſetzliche Noth innerhalb der Mauern, und ſo tapfer dieſe auch vertheidigt wurden, und ſo inbrünſtig auch die Prieſter zu Gott um Rettung beteten, — die Stunde des Untergangs ſchien Allen endlich doch gekommen zu ſein. Aber, wenn die Noth am höchſten, iſt die Hülf' am nächſten. Während Attila ſchon die Hand ausſtreckte, um die Schlüſſel der Stadt Orléans zu empfangen, rückte ein mächtiges Heer, aus Römern, Alanen und Weſtgothen, von dem tapfern römiſchen Feldherrn Aëtius angeführt, zum Entſatze heran. Da ließ Attila von Orleans ab und zog auf die catalauniſchen Felder bei Chalons, welche die Marne bewäſſert. Dort ſtellte ihm Aëtius die Völker des Abendlandes entgegen; die Weſtgothen waren ihr Kern, in Allen aber regte ſich nur der einzige Trieb, lieber zu ſterben, als einem aſiatiſchen Barbaren zu gehorchen, der die eiſerne Fauſt zur Vernichtung der alten Sitten und Bräuche und des theuren Glaubens erhob; je furchtbarer die Uebermacht der Hunnen, um ſo heißer war die Begeiſterung der Völker, die ihnen gegenüber ſtanden. So ward die Schlacht geſchlagen um das Schickſal der Welt. Der König

der Weſtgothen ſank im Anſturm, von einem Pfeil getroffen, zu Boden; ſein Sohn und ſein Volk ſchrieen um Rache und nahmen ſie im Grimm. In hohen Bächen ſchwoll das Blut rings um die Fechtenden hinan; erſt die Nacht that dem Würgen der Völker Einhalt. Da kam dem Hunnenkönig der Gedanke, daß auch er in aller ſeiner Macht doch nur von Staub ſei; und er ließ von Sätteln einen hohen Scheiterhaufen emporrichten, um ihn anzuzünden und ſich ſelbſt in die Flammen zu ſtürzen, wenn's auf's Aeußerſte käme. Die ganze Nacht hindurch erhob ſein Volk ein fürchterlich Waffengetöſe und Kriegsgeheul, damit die Sieger es nicht für überwunden halten ſollten. Aëtius, der argliſtige Römer, benutzte jedoch den Sieg nicht, weil er beſorgte: die Macht der Weſtgothen würde bei neuen Siegen ihm ſelber gefährlich werden; darum rieth er ihrem jungen König Thorismund, den ſie auf den Schild erhoben hatten, daß er heimzöge in ſein Reich und ſich gegen ſeine Brüder der Krone verſichere. Mit lachendem Herzen ſah Attila die Trennung ſeiner Feinde, des feſten Glaubens: ſie würden ſich ſelbſt wechſelſeits vernichten; und ſo wandte er ſich einſtweilen nach Italien, um ſich dort des Kaiſers Schweſter Honoria, und, als Mitgift, die Herrſchaft des römiſchen Reiches zu holen. Vor ſeinem Grimm fiel die feſte Stadt Aquileja, nachdem ſie ihm lang widerſtanden, kein Stein blieb auf dem andern; auch Vicenza, Pavia, Mailand fielen, und allenthalben flohen die Leute aus den Städten und vom offenen Land vor der Geißel Gottes. Die meiſten flüchteten ſich auf die vielen Inſeln in einer Bucht des adriatiſchen Meeres und ſiedelten ſich um den Rialto herum an; davon hat die Stadt Venedig ihren Urſprung.

Attila hatte indeſſen am Fluſſe Mincio, wo dieſer in den Po rinnt, ſein Lager aufgeſchlagen und brütete Verderben über Rom. Da kam aus der Stadt, welche einſt die Welt beherrſcht und jetzt kein Heer mehr hatte und keinen Muth, der Biſchof Leo, ein ehrwürdiger Greis; wehrlos, aber gerüſtet mit der Kraft des Herrn, trat er vor den finſtern Hunnenkönig, inmitten ſeiner Heerſchaaren, und griff mit Bitten und weiſen Reden an ſein ergrimmtes Herz. Und ſiehe: es gelang dem gottbegeiſterten Prieſter, was kein Kriegs-

heer vermocht hätte, — Rom vor der Geißel Gottes zu retten. Der König brach auf mit allem ſeinem Volke und kehrte heim gen Ungarland; und, wie vordem der Weſten, ſo zitterte jetzt der Oſten auf's Neue vor ihm. Aber nicht lange darnach (i. J. 453) ſah der römiſche Kaiſer des Morgenlandes im Traum den Bogen Attila's zerbrochen; das war in derſelben Nacht, in welcher der Hunnenkönig mit der ſchönen Hildegunde Hochzeit hielt; dieſe ſtieß ihm aus Blutrache den Dolch in's Herz; — ſo erzählt die Sage. Seine Leiche wurde auf einer großen Ebene unter einem prachtvollen ſeidenen Zelte ausgeſtellt; rund herum um daſſelbe jagten, Geheul anſtimmend, die wilden Reiter, das ganze Volk der Hunnen klagte mit geſchornen Häuptern und bluttriefenden Geſichtern um den Verluſt, den es erlitten, und pries in Liedern ſeines Königs Heldenthum. In der Nacht ward die Leiche in einen goldenen Sarg gelegt, dieſer in einen ſilbernen, der ſilberne in einen eiſernen gehoben und hinabgeſenkt mit Waffen und koſtbarer Beute. Als das Grab geſchloſſen war, erwürgten die Hunnen Alle, die es gegraben; ſo vermoderte an unbekanntem Ort die zerbrochene Geißel Gottes. Die Völker Europa's aber athmeten auf, daß die Gefahr der Knechtſchaft an ihnen vorüber gegangen, und die Deutſchen zumal fühlten ſich friſch, wie die Saat nach dem Gewitter. Und alle, die bis dahin, wie bethört, einem einzigen Manne willig gefolgt waren, als ſei der Leib eines Tyrannen von Erz und als könne der Tod ihm nichts anhaben, riſſen ſich nun voll Scham von ihren früheren Bundesgenoſſen und Zwingherren los; in einer Schlacht erſchlugen die Gepiden und Oſtgothen dreißigtauſend Hunnen. Der Reſt des Volkes floh in die Länder gen Aufgang zurück, von wo es hergekommen war.

9.

Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller.

Ein Jahr nach Attila's Tode fiel ſein Beſieger Aëtius, wegen falſchen Verdachts, durch die Hand des Kaiſers. Ein Jahr nach

z. S. 53.

dieſer That erlag dieſer ſelbſt wieder durch die Hand eines Mannes, mit Namen Maximus, dem er die Hausfrau geſchändet hatte. Hierauf zwang Maximus Eudoxien, die Wittwe des Kaiſers, daß ſie ihm ihre Hand reichte und ſeine Gattin ward. Eudoxia aber ſandte, voll Abſcheu, mit dem Mörder Thron und Ehebett zu theilen, zu Geiſerich, dem König der Vandalen, nach Afrika, daß er gen Rom komme und ſie räche. Deſſen war der „Meerkönig“, (ſo hörte Geiſerich ſich am liebſten nennen) nicht ſäumig, und, ehe das Volk noch die Botſchaft für wahr hielt, daß er in Italien gelandet ſei, zog er ſchon mit ſeinem Kriegsheer über die verſtümmelte Leiche des Maximus durch das Thor Rom's. Wohl verſuchte Leo, der fromme Biſchof, auf's Neue die ſanfte Macht der Rede; doch es gelang ihm nur, die Zerſtörung der Gebäude und die Ermordung der Einwohner, nicht aber die Plünderung abzuwehren; zwei volle Wochen hindurch raubten die Vandalen alles, was ſie in Rom an Schätzen und Koſtbarkeiten fanden, und luden die Beute auf Schiffe. Denn Geiſerich wollte Karthago, die feſte Hauptſtadt ſeines Reiches, damit ſchmücken; ſo ward an den Römern aller Frevel gerächt, welchen ihre Urahnen vor 600 Jahren an Karthago verübt hatten. Aber Italien ſelbſt zu beherrſchen, verſchmähte der Vandalenkönig; er ging (i. J. 455) zurück nach Afrika in ſein Reich und ſchleppte die Kaiſerswittwe Eudoxia als Gefangene mit ſich. Als er Rom verlaſſen hatte, wurde dort ein andrer Kriegsheld von deutſcher Abkunft, der Sueve Ricimer, allgewaltig und hob einen Kaiſer um den andern, wie er ſie wollte und brauchte, auf den verächtlichen Thron.

In jenen Tagen war Severinus, ein frommer Mann, in das Land Norikum gekommen. Severinus predigte den deutſchen Völkern, die dort wohnten, das Evangelium, tröſtete die wenigen Römer, die noch hinter den Ringmauern der alten Burgen und Städte wohnten, im Graus der Zerſtörung, und half gar treu und mild durch Rath und That, wo er konnte, als ein ächter und gerechter Diener des Herrn. Zu dieſem kam in die ſtille Zelle einſt ein deutſcher Jüngling aus dem Stamm der Schyren, Odoaker, der Sohn Eticho's, der viele kriegsluſtige Landsleute aus verſchiedenen Stämmen durch's

Land Norikum gen Italien führte, wo ſie den Kaiſern um Sold fechten wollten. Wie der fromme Mann den Odoaker ſah, der ein Thierfell um die ſtämmigen Glieder geſchlungen hatte, wurde er von Gott erleuchtet und weiſſagte ihm: „Ziehe hin gen Italien! dort gewinnſt Du köſtlichen Schmuck für dies rauhe Vließ, und Vielen wirſt Du reiche Gaben vertheilen!“ Hierauf zog Odoaker mit ſeinen Waffenbrüdern nach Italien und diente dort den Römern um Sold, als Bundesgenoſſe. Bald wurde er oberſter Hauptmann aller deutſchen Hilfstruppen und erlangte dadurch großes Anſehen im Reiche. Als nun der Feldherr Oreſtes den Kaiſer Nepos vertrieben und ſeinen Sohn Romulus Auguſtus, einen Knaben, wie zum Spott auf den Thron gehoben hatte, verlangte Odoaker von jenem für ſich und die Seinigen den dritten Theil des Landes. Oreſtes ſchlug die Forderung ab, da erſtürmte Odoaker die Stadt Pavia, tödtete den Stolzen und nahm in Ravenna deſſen Knaben, den Romulus, gefangen. Zitternd übergab das Kaiſerlein die blutbefleckte Krone der Weltherrſcher dem Sieger. So endete das römiſche Reich im Abendland im 476ſten Jahre nach Chriſti Geburt und im 1229ſten nach der Erbauung der Stadt Rom. Denn Odoaker'n ekelte des Spieles, das ſo viele Jahre lang mit dem eitlen Namen der Kaiſerwürde und mit dem zerfaſerten Purpurmantel getrieben worden war; drum zerſchlug er endlich den morſchen Thron, und nannte ſich ſelber „König der deutſchen Völker in Italien“, das dünkte ihm ehrenvoller, als der Kaiſertitel, den die Nationen einſt oft genug verflucht, ſchon lang aber nur noch verachtet hatten. Ein ſelbſtſtändiges deutſches Reich zu gründen und gewaltig auszubreiten, wie ſchon Alarich es gewollt hatte, war ſein Ziel, und durch kluge Umſicht wie durch Waffengewalt ſtrebte er es zu erreichen. So gewann er von dem Vandalenkönig Sicilien, und den König der Weſtgothen machte er ſich durch Abtretung großer Landſtriche, die an deſſen Reich grenzten, geneigt.

Damals wohnten in Deutſchland ſelbſt die Volksſtämme alſo neben einander: In der Mitte Deutſchlands, zwiſchen der Elbe und dem Main, der Donau und dem Harz, ſaß das tapfre Volk der Thüringer, von Königen beherrſcht. Ihnen zunächſt gegen Mitter-

nacht, an der Elbe, der Weſer und der Ems breiteten ſich die Sachſen aus; ihre Nachbarn, die Frieſen, waren während der ganzen Zeit, da faſt alle andern deutſchen Völker aus ihren Stammſitzen fortgewandert, immerdar im Küſtenland an der Nordſee geblieben. Gegen Mittag von den Thüringern, an der Donau, hauſten die Rugier, deren Herrſchaft Odoaker gar bald zerſtörte. Von den Thüringern aber gegen Aufgang, in den großen Länderſtrecken, die durch Auswanderung leer geworden, und an den Küſten der Oſtſee und bis an den Oderſtrom war ein großes fremdes Volk, das der Slaven, hereingedrungen und hatte ſich von dort aus bis nach Schleſien, Mähren und Böhmen hinein ausgebreitet. Am rechten Ufer der Donau, zwiſchen den Flüſſen Enns und Lech, in dem Lande, das von den Durchzügen der kriegeriſchen Völker am meiſten gelitten hatte, war aus den Reſten der alten Bojer und vieler deutſchen Stämme ein neues kräftiges Volk empor gewachſen, das der Baiern; die hatten zu Nachbarn über'm Lech die Sueven, und an dieſe reihten ſich die mit ihnen verbündeten Alemannen, die im Elſaß und in der Schweiz wohnten; die Burgunder hauſten jetzt im Juragebirge und von dort bis an die Rhone. Die Oſtgothen hatten ſeit dem Verfall der Hunnenherrſchaft das Land an der Donau von Wien an, bis wo die Theiß in die Donau rinnt, in Beſitz und ſind ſpäter über den Fluß Save weiter hinab gen Südoſten gezogen, den römiſchen Kaiſern des Morgenlandes gefürchtete Nachbarn. Ihre Brüder, die Weſtgothen, hatten inzwiſchen ihr Reich in Gallien immer mehr vergrößert und es bis nach Spanien hinein weiter ausgedehnt und zuerſt von allen Völkern deutſcher Abkunft eine Geſetzgebung erhalten.

In Mitten Galliens war um jene Zeit der Reſt der Römer durch den Statthalter Syagrius wieder zu Kräften gekommen. Es blühte bei ihnen das Chriſtenthum, durch viele Prieſter gepflegt, und ſie hielten feſt an der Reinigkeit des Glaubens wider ihre Nachbarn, die Weſtgothen, welche den Irrlehren des Arius anhingen. Damals herrſchte über einen Theil der ſaliſchen Franken der junge Chlodwig, ein Enkel des Königs Merovich, nach welchem das ganze Ge-

ſchlecht ſpäter das der Merovinger genannt worden iſt. Dieſen Chlodwig trieb ein wilder unbändiger Geiſt, immer mehr zu beſitzen und immer unumſchränkter zu herrſchen; er hatte eben ſo viel Scharfſinn und Liſt als Tapferkeit und Verwegenheit, und obendrein ein ſo weites Gewiſſen, daß jedes Mittel drin Platz fand, von dem er glaubte, daß es zum Ziele führen könne. Um den Syagrius zu überwältigen und die römiſche Herrſchaft in Gallien auszutilgen, verband er ſich mit ſeinen Vettern, den Fürſten der ſaliſchen Franken in Cambray; alle ſtanden zu ihm. Da ſchlug er (im Jahre 486) bei Soiſſons die Römer, und Syagrius floh zu den Weſtgothen; als ihn dieſe aus Furcht dem Sieger ausgeliefert hatten, eroberte Chlodwig alles Land, welches bis dahin noch römiſch geweſen war, bis an die Loire. Die Beute vertheilte der König, um die freiheitsliebenden Franken ſich zu gewinnen, durch's Loos unter Alle, die mit ihm ausgezogen waren; das eroberte Land ließ er gegen Zahlung von Abgaben den Beſiegten, ſo gewann er auch dieſe durch den Schein der Milde und Mäßigung; und, da er erkannte, welche große Gewalt die Prieſter über die Herzen des gläubigen Volkes übten, ſo ehrte er dieſe ganz beſonders. Den Tapferſten ſeines eigenen Volkes gab er Landgüter zu Lehen, deren Einkünfte ihnen gehören und wofür ſie ihm für ſeine Perſon ſtets in Treue folgen ſollten, ſo oft er ſie zu Kriegen aufrufe. Aus dieſem Keime iſt ſpäter der ſtolze und vieläſtige Baum des Lehnsweſens erwachſen.

10.

Oft krönt den Mörder der Lorbeerkranz.

Neuffer.

Zehn Jahre nach dem Erlöſchen der römiſchen Herrſchaft in Gallien fand Chlodwig, der während dieſer Friſt ſeine Herrſchaft im Innern befeſtigt hatte, Gelegenheit, auch die Grenzen ſeines kleinen Reiches zu erweitern. Sein Vetter Siegebert, der König der Uferfranken, der in Köln Hof hielt, rief ihn um Beiſtand gegen das zahlreiche und tapfre Volk der Alemannen an, das in das Land am

Rhein, vom Neckar bis zur Mündung der Lahn, welches früher die Burgunder bewohnt hatten, eingedrungen war und nun die Grenzen der Franken bedrohte. Mit Freuden zog Chlodwig herbei und vereinigte ſeine Heeresmacht mit der ſeines Vetters. Bei Tolpiacum (Zülpich) kam's (im J. 496) zur Schlacht. Lang wüthete der Kampf. Endlich wichen die Franken, und ſchon jauchzten die Alemannen vor Siegesluſt. Da ſchreit Chlodwig trotzig und ingrimmig gen Himmel: „Alte Götter, verlaßt ihr die Franken? So hilf uns Du, neuer Gott, Du Gekreuzigter; biſt Du ſo mächtig, wie Deine Prieſter verkündigen, ſo bring' uns den Sieg!“ Die Streitaxt ſchwingend wirft er ſich dann auf's Neue in den Kampf; ſein Volk, von ſeinem Beiſpiel entflammt, ſtürzt ihm nach; der Alemannenkönig fällt; dies Unglück entmuthigt deſſen Schaaren, ſie weichen und fleh'n zu Chlodwig: „Laß ruh'n Dein Schwert, o Herr, wir ſind beſiegt und von nun an die Deinigen.“ Da gebot Chlodwig, daß der Kampf aufhöre, und die Meiſten vom Volk der Alemannen huldigten ihm auf dem Schlachtfeld; viele andre aber zogen in die Bergſchluchten Graubündtens. Die ſich unterwarfen, behandelte Chlodwig aus kluger Vorſicht gar mild, um ſich die Tapfern fortan als treue Bundesgenoſſen zu erhalten, und ließ ihnen ihre Satzungen, ihre Heerführer und ihre Landſtriche im Elſaß, in Schwaben und in der Schweiz; nur ihr neuerworbenes Land vom Neckar bis zum Main und zur Lahn behielt er als königliches Kammergut.

Als Chlodwig heimgekommen war, entſchloß er ſich zu einer Handlung, zu welcher ihn ſeine Hausfrau, die eine Chriſtin war, ſchon lange beredet, und die er wohl öfters erwogen hatte; er wollte ſich durch die Taufe in den Bund der rechtgläubigen Chriſten aufnehmen laſſen. Dadurch hoffte er die Herzen aller katholiſchen alten Einwohner Galliens um ſo ſichrer für ſich zu gewinnen und zugleich ihren Haß gegen ſeine mächtigen Nachbarn, die ketzeriſchen Weſtgothen, immer mehr zu entzünden. Er verrechnete ſich nicht; denn für Fürſtenmacht geht ein Volk nicht ſo willig in den Kampf, noch läßt ſich's ſo freudig dafür erſchlagen, als wie für den Glauben, in dem es aufgewachſen iſt, und kein Krieg wird mit mehr Er-

bitterung geführt, als der, in welchem es für Gott ſelbſt zu kämpfen wähnt. Die heidniſchen Franken aber, die der Kern ſeiner Heeresmacht waren, fragte der kluge Chlodwig, bevor er ſich taufen ließ: „Wollt ihr mit mir dem Gotte dienen, der uns bei Zülpich den Sieg gab?“ Und ſie riefen freudig: „Ja, wir wollen's, denn er iſt ein ſtarker gewaltiger Gott;“ und nun folgten ſie ihrem König, als führte er ſie zur Schlacht, in die Kirche zu Rheims; dort taufte der eifrige Biſchof Remigius den König und dreitauſend tapfere Franken. So war Chlodwig nun ein Chriſt geworden, nämlich von außen, aber nicht inwendig; er gab reiche Spenden an die Kirchen und ehrte die Prieſter; dieſe hingegen prieſen dafür alles, was er that, und ſagten, daß es zur Ehre Gottes geſchehe. Doch Lug, Trug und Mord werden nicht zur Tugend, wenn man ſie auch zehnmal heilig nennt.

Schon lange hatte Chlodwig lüſtern auf das Land der Burgunder hingeſehen; „das wär' ein ſtattlicher Zuwachs für mein Frankenreich!“ dachte er oft, und ſeine Hausfrau beſtärkte ihn in ſolchen Gedanken noch mehr, damit er ſie an ihrem Oheim, dem burgundiſchen König Gundobald räche, der ihr den Vater erſchlagen hatte. Als nun blutige Zwietracht zwiſchen Gundobald und ſeinem Bruder ausbrach, zog Chlodwig raſch gegen ſie in's Feld, gewann durch Verrätherei eine Schlacht, und zwang den Gundobald, daß er ihm ſchweren Zins bezahlte und als Vaſall unterthänig ward.

Dieſer glückliche Erfolg reizte Chlodwig's hochfahrenden Geiſt zu dem Verſuch, ſich auch die Weſtgothen zu unterwerfen. Ihr Land lag, ein reicher Garten, von der Loire bis an's Mittelmeer hin freundlich ausgebreitet; das fehlte dem neuen Reiche grade noch! Bevor er jedoch offenen Krieg gegen das tapfre Volk erhob, wollte er ſich des Erfolgs im Voraus verſichern; darum nährte er im Stillen gar emſig den Glaubenshaß der unterworfenen katholiſchen Römer gegen ihre ketzeriſchen Herren. Endlich nahm er einen nichtigen Anlaß zum Vorwand und begann die Fehde. Da verſuchte Theodorich, der mächtige König der Oſtgothen, den Frieden zu vermitteln; denn er hielt's für Frevel, daß ein deutſches Volk das andre zu Sklaven machen wolle, vielmehr ſollten alle, wo ſie auch wohnten,

wie Brüder gleich gewaltig und gleich herrlich ſein! Aber der wilde Chlodwig verſchloß ſolchen Mahnungen das Ohr, und rief ſeine Franken und die Alemannen zum Kampf gegen die Weſtgothen. „Sollen dieſe Ketzer noch länger den ſchönſten Theil Galliens beſitzen?“ ſprach er in Paris zu ſeinem Volke — „auf mit Gott, ihr Rechtgläubigen! für Gott in's Feld!“ Die Edlen jauchzten ihm zu; da gelobte er den Apoſteln eine Kirche in Paris zu bauen, wenn er glücklich wiederkehre; der Biſchof Remigius ſegnete das Beginnen und weiſſagte den Sieg. In Sturmeseile zog nun Chlodwig mit ſeinem Heer über die Loire und brach im Jahr 507 in's Reich der Weſtgothen; allenthalben aber ſchonte er klug die Katholiſchen. Bei Poitiers erwartete ihn Alarich, der König der Weſtgothen, mit geringer Macht. Ohne Verzug trieb Chlodwig, um ihn nicht zu Kräften kommen zu laſſen, zur Schlacht; da ſchritt er durch die Waſſer der Vienne und lockte den Alarich aus ſeiner Verſchanzung auf's weite Gefild von Vivonne; dort ward geſchlagen. Im Getümmel des Kampfes rannten die beiden Könige wider einander und fochten lang mit furchtbarer Wuth. Endlich riß Chlodwig den Alarich vom Roſſe, ſchlug ihm das Schwert aus der Hand und durchſtach den Wehrloſen. Beſtürzt floh das Volk, die Franken aber drangen unaufhaltſam weiter im Land, und alle Rechtgläubigen, die darin ſaßen, empfingen Chlodwig wie ihren Erlöſer. Da wurden alle Strecken ſein eigen, welche die Loire vom atlantiſchen Meere bis an die Berge Languedoc's umſpannt; die meiſten Weſtgothen aber flüchteten mit dem Söhnlein ihres erſchlagenen Königs ins Languedoc, viele andere gingen in die ſpaniſchen Provinzen des Reiches. Als nun Theodorich, der Oſtgothe, welcher des Waiſenkindes Großvater war, von dem Sieg Chlodwigs vernahm, ſprach er: „Bis hierher, ihr Franken! und nicht weiter!“ und ſchickte aus Italien ein erprobtes Heer zum Trutz gegen ſie und führte für ſeinen Enkel die Herrſchaft. Einen ſo gewaltigen König wie Theodorich anzugreifen, bedachte ſich Chlodwig; überdieß konnte er jetzt mit Behagen auf den erweiterten Umfang ſeines Reiches hinblicken; faſt ganz Gallien war ja ſein, und von ſeiner Macht wurde weit und breit geredet bis gen

das Morgenland hin. Der Kaiſer in Konſtantinopel ſandte ihm die Zeichen der Königswürde, den Purpurmantel und das Diadem. Chlodwig that ſtolz beide an, richtete ſich in der Stadt Paris einen prachtvollen Hofhalt ein, nach römiſchem Muſter, mit vielen Aemtern und Schranzen und ſetzte über alle einen Mann aus edlem Geſchlecht als „Hausmeier“, der ſollte im Krieg wie im Frieden nach ihm der Erſte ſein. Zu Schutz und Trutz umgaben ihn die Edlen, die durch ihre Tapferkeit und ſeine Freigebigkeit zu Hab und Gut, Anſehen und Macht gekommen waren. Sein Volk regierte er mit kluger Vorſicht und ließ deſſen altes Geſetz, welches das „ſaliſche“ genannt worden iſt, wieder erheben; aber die alte deutſche Treue, die er in den Staub getreten, richtete ſich daran nicht wieder auf.

So hatte Chlodwig nun die Grundfeſten des neuen Frankenreichs gebaut. Dennoch wurde er ſeines Lebens nicht froh; denn es quälte ihn der Gedanke, daß die Vettern ſeines Stamms, die zu Köln am Rhein, die an der Somme, zu Cambray und zu Mans ſaßen, noch Könige der Franken hießen und das Reich nach ſeinem Tode unter ſich vertheilen möchten. „Das ſollen ſie nicht,“ ſchwur er ſich zu, und begann vom Baum ſeines Geſchlechtes alle Aeſte, einen nach dem andern, abzuhauen. Zuerſt verführte er den Sohn des Frankenkönigs zu Köln, daß jener ſeinen Vater meuchlings erſchlagen ließ; dann räumte er den Rabenſohn ſelbſt aus dem Weg, kam mit Heeresmacht an den Rhein, bot dem überraſchten Volk der Oſtfranken ſeinen Schutz an, ließ ſich huldigen und vereinigte es mit ſeinem Reich. Hierauf lockte er ſeinen Vetter, der an der Somme ſaß, mit deſſen Sohn, in ſeine Gewalt und ſchor ihnen die Scheitel, daß ſie geiſtlich wurden. Wie der Vater drum wehklagte, tröſtete ihn der Sohn: „Das grüne Holz treibt friſches Laub.“ „So muß ich den Stamm umhauen“, meinte Chlodwig und ließ Beide ermorden. Dann erhob er Krieg gegen ſeinen Vetter zu Cambray und nahm ihn nebſt ſeinem Bruder gefangen. „Was ſchändeſt Du unſer Geſchlecht, daß Du Dich binden läſſeſt?“ fuhr er den Fürſten an und ſpaltete ihm, wie im Zorn, den Schädel; — „und Du, warum ſtandeſt Du Deinem

Bruder nicht bei?“ rief er dem Andern zu, und erſchlug ihn wie zur Sühne. Nachdem er nun ſo blutig gewaltet, beſorgte er, daß ſich dennoch etwelche Verwandte gerettet hätten, und klagte einſtmals in der Verſammlung des Volks: „Weh mir, daß der Himmel mir alle Blutsverwandte genommen, und daß ich einſam bin auf Erden;“ ſo hoffte er, daß das Mitleid ihm die verrathen würde, welche ihm etwa entkommen wären; aber Alle, die da waren, ſchwiegen ſtill. Da athmete er frei auf, weil nun ſeinen Söhnen das Reich ſicher verblieb. Und als er im Jahre 511 zu Paris im Sterben lag, pries er Gott den Herrn, daß er mit deſſen Hilfe den Zweck ſeines Lebens erreicht hatte. Wohl ſtand ſein Werk feſt; doch der Fluch ſeiner Thaten iſt ſeinen Kindern und Kindeskindern furchtbar heimgekommen.

11.

.. Wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.

Während Chlodwig mit blutbefleckten Händen das zerſtückelte alte Gallien in ſein neues Frankenreich zuſammenſchmolz, gründete ein tapferer, weiſer und gerechter König aus deutſchem Stamm ein anderes großes Reich. Das war Theodorich, der Fürſt der Oſtgothen.

Dieſer war in Konſtantinopel als Geißel erzogen worden, hatte dort die Schchäche des morgenländiſchen Kaiſerthums erkannt, als Jüngling kühne Kriegsfahrten gethan, und, nachdem ihn ſein Volk als König ausgerufen, bedrohte er den Kaiſer, ſeinen Nachbar. Aus Beſorgniß wies ihn nun dieſer nach Italien, wo damals Odoaker herrſchte; den ſollte er vertreiben und das Land erobern; dadurch gedachte der Hof zu Konſtantinopel ſich der Oſtgothen zu entledigen und zugleich einen Feind durch den andern zu vertilgen. Da fragte Theodorich ſein Volk, ob es mit ihm gen Italien ziehen wolle, und als es ihm freudig beiſtimmte, führte er es im Jahr 489 dahin. Unterwegs erfriſchte er es durch Siege auf Siege und nahm den

Fürſten der Rugier, welchen Odoaker vertrieben hatte, in ſeinen Schutz auf. Wie nun die Oſtgothen über die Schwelle Italiens traten, zog ihnen Odoaker zürnend entgegen, ſich des Beſitzes zu erwehren. Aber Theodorich ſchlug ihn, zuerſt am Fluß Iſonzo, dann vor der Stadt Verona, hierauf am Fluſſe Adda; endlich eroberte er (im Jahre 493) die feſte Stadt Ravenna, in welcher Odoaker ſich lange vertheidigt hatte, und gelobte dem Beſiegten, daß er ihn bei Freiheit und Leben laſſen wolle. Weil ihm aber hinterbracht wurde, daß Odoaker ihm heimlich nachſtelle, ſo erſchlug er ihn beim Gaſtmahl.

Bald unterwarf ſich nun dem König der Oſtgothen ganz Italien, das allzu verderbt, zu ohnmächtig und zu zerrüttet war, als daß es ohne einen gewaltigen Oberherrn hätte beſtehen können. Der Kaiſer in Konſtantinopel, in ſeiner eigenen Schwäche, erkannte dies gar wohl, und ſandte dem Sieger die Zeichen der Kaiſerwürde; dadurch wollte er ihm ſchmeicheln und zugleich die Welt glauben machen, daß Theodorich Italien, wie eine Provinz des morgenländiſchen Reiches, nur zur Verwaltung erhalten habe.

Kaum aber prangte Theodorich im kaiſerlichen Purpur, ſo bewies er auch, daß er zum Herrſcher geboren ſei, und ſelbſt ſeine Feinde mußten ihm nachſagen, daß er den edelſten Kaiſern, die je regiert hatten, in allen Fürſtentugenden gleichzuſtellen war. Aus den Schutthaufen der Zerſtörung wollte er Recht und Ordnung wieder an's Licht der Sonne aufrichten. Dabei ſah er mit gleicher Liebe auf die unterwürfig gewordenen Römer wie auf ſeine ſiegreichen Oſtgothen und behandelte jedes Volk nach deſſen eigenthümlicher Sitte. Wohl war's ſein Ziel, aus beiden im Lauf der Zeiten ein einiges Volk zu erſchaffen; aber nicht durch raſche Gewaltthat, ſondern langſam und durch friedliches Verſtändniß ſollte ſich eines vom andern das Beſte aneignen, d'rum ließ er jedem der beiden Völker ſeine eigenen Geſetze. Beſonders richtete er ſein Augenmerk auf die Rechte des Grundbeſitzes, (denn durch die Verwirrung in der Eintheilung deſſelben war Italien verarmt und geſchwächt worden,) — ſodann auf den Schutz der Sklaven oder Bauern, von deren Fleiß allein der

Anbau des verödeten Bodens abhing, (denn die Gothen beſaßen nur ein Drittel des Landes als Eigenthum) — und auf die Zucht und Ehre der Frauen, weil er gar wohl erkannte, daß Sittlichkeit die Grundfeſte der Stärke eines Staates iſt und daß ein Volk, wenn's auch noch ſo viel Waffenruhm erlangt, doch ſicher untergeht, ſobald Treue und Scham aus den Familien verſchwunden ſind. Durch kluge und zugleich milde Anordnungen, die er von den Römern entlehnte, verbeſſerte er den Staatshaushalt und vermehrte er die Einkünfte; ſorgſam pflegte er den Handel. Im Kriegswesen ſah er ſtreng darauf, daß an der deutſchen Art nichts geändert ward, und kein Römer durfte Waffen tragen; ferner unterhielt er große Waffenfabriken; ſodann ſetzte er in die Provinzen an den Gränzen Männer, welche als tapfer erprobt waren, als Herzoge, um die Feinde in Furcht zu erhalten; auch eine Flotte ſchuf er zum Schutze der Küſten des Reiches und im Innern des Landes erbaute er feſte Burgen. Wiſſenſchaft und Kunſt ehrte er hoch, auch wo er ſie nur noch in zertrümmerten Ueberreſten aus alter Zeit fand, und die edelſten Männer ſeiner Tage, welche ſie pflegten, galten ihm über Alles. In Glaubensſachen war er duldſam gegen die Bekenner aller Sekten; obgleich er ſelbſt der von den Katholiken für eine irrige gehaltenen Lehre des Arius anhing, ſchützte er doch Jedem die Freiheit des Gewiſſens. Aber ebenſo kräftig, als er dieſe aufrecht hielt, wehrte er auch die Anmaßungen der katholiſchen Prieſterſchaft ab, wenn ſie die Sicherheit des Staates zu gefährden drohte. Während er in ſolcher Weiſe unermüdlich für die Befeſtigung und Wohlfahrt ſeines eigenen Reiches ſorgte und waltete, vergaß er auch die andern Völker von deutſcher Abkunft nicht. Durch Bande der Verſchwägerung hing er mit den meiſten Fürſten derſelben zuſammen und benutzte ſein Anſehen, gleichwie ein Vater der Könige, zum Schutz der Völker gegen Unrecht und Tyrannei. So erwarb er von den Burgundern, daß ſie gegen geringes Löſegeld die gefangenen Ligurier frei gaben; ſo ſtellte er ſich der Uebermacht der Franken entgegen.

Mit Neid und Eiferſucht ſah der Kaiſer in Konſtantinopel, wie die Macht Theodorichs immer höher heranwuchs, und, um dieſelbe

zu ſchwächen, fachte er die Feindſchaft der Rechtgläubigen gegen die Arianer an und verfolgte dieſe Sekte im Morgenland; die Flamme des Glaubenshaſſes wehte bald auch in's Abendland herüber. Da ſchickte der König den römiſchen Biſchof Johannes gen Konſtantinopel, um den Kaiſer zu bewegen, daß er von der Verfolgung der Arianer ablaſſe. Mit ungewöhnlich hohen Ehren wurde Johannes in Konſtantinopel empfangen; darüber ſchöpfte Theodorich Verdacht; und da er inzwiſchen den geheimen Briefwechſel eines vornehmen Römers mit dem Kaiſer des Morgenlandes entdeckte, ſo hielt er ſtrenges Gericht, ließ den edlen Weltweiſen Boëthius und deſſen Schwiegervater Symmachus hinrichten und den Biſchof Johannes nach der Heimkehr in den Kerker werfen. Als dieſer darin ſtarb, riefen alle Katholiſchen die Rache des Himmels über den König herab. Das war im Jahre 526, und bald darauf ſchied auch Theodorich von ſeinem Volk und von der Erde, die ſeines Ruhmes voll war. Die Glaubenseiferer aber riefen: „Seht, wie ſchnell hat Gott dieſen tyranniſchen Ketzer gerichtet,“ und erzählten eine Fabel, daß ein frommer Einſiedler in einem wunderbaren Geſicht die Seele Theodorichs geſchaut habe, wie ſie zur ewigen Verdammniß in einen Flammenpfuhl geſtürzt worden ſei. Das deutſche Volk aber hat das Angedenken des tapfren, weiſen und edlen Königs in Liedern immerdar hoch gehalten, und in ewiger Jugendfülle umſchmiegt ihn die deutſche Heldenſage, gleichwie die Braut ihren Bräutigam.

12.

Völker verrauſchen,
Namen verklingen,
Finſtre Vergeſſenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganze Geſchlechter aus.

Schiller.

Nach Theodorichs Tode ſchwanden die Reiche der deutſchen Völker, eines nach dem andern, wie Frühlingsblumen nach kurzer Pracht, dahin. Das der Thüringer zerfiel zuerſt. Dort herrſchten drei

Königsſöhne, die das Land unter ſich getheilt hatten. Der Eine von ihnen, mit Namen Hermanfried, hatte eine ſtolze Hausfrau; dieſe deckte ihm einſt den Tiſch nur halb und ſprach zu ihm, als er ſie drüber befragte: „Ich dachte: Du liebſt das Halbe, weil Du Dich mit der Hälfte des Reiches begnügſt; d'rum deckt' ich Dir den Tiſch nur zur Hälfte." Mit ſolchen Reden ſtachelte ſie ihn ſo lang, bis daß er einen ſeiner Brüder erſchlug und die Franken in's Land rief, damit ſie ihm auch den andern überwältigen hülfen; dafür verſprach er ihnen ein Stück ſeines Landes. Und ſie kamen, ſtanden ihm bei, als er auch den andern Bruder erſchlug und verlangten dafür ihren Blutlohn; er aber verweigerte ihn, denn er wollte nun im Lande allein Herr bleiben. Da ergrimmten die Franken und griffen ihn mit Heereskraft an; zugleich fielen auch die Sachſen, die der Thüringer alte Feinde waren, in's Land, und Hermanfried mußte flüchtig werden. Die Franken aber verlockten ihn mit Liſt, daß er nach Zülpich kam, wo der Friede ſollte geſchloſſen werden. Dort empfing ihr König ihn mit großen Ehren und Gaben; eines Tages aber führte er ihn auf die hohe Stadtmauer und ſtieß ihn plötzlich hinab, daß er zerſchmettert den Geiſt aufgab. Darnach vereinigten die Franken das Land der Thüringer mit ihrem Reiche; das geſchah im Jahr 530.

Bald darauf unterwarfen ſich die Franken auch das Burgundiſche Reich. Schon bei Lebzeiten Theodorichs, des Oſtgothen, hatten die Söhne Chlodwigs es unter dem Vorwand der Blutrache mit Krieg überzogen und Siegmund, den einen von den beiden Brüdern, welche es beherrſchten, gefangen, nach Orleans geſchleppt und in einen Brunnen geſtürzt. Dann griffen ſie auch Gundemar, den andern Bruder, an, der ſeit jener Zeit allein geherrſcht hatte, fingen ihn (im Jahr 534) und verſchloſſen ihn bis an ſein Ende in einer feſten Burg. Hierauf eigneten ſie ſich das Reich zu und theilten es unter ſich; dem Volke der Burgunder aber ließen ſie, wie dem der Thüringer, die alte Verfaſſung und die eigenen Geſetze.

In demſelben Jahre nahm auch die Herrſchaft der Vandalen in Afrika ein Ende. Dort hatte nach dem Tode Geiſerichs deſſen Sohn

Hunimund ein eiſern Regiment geführt und durch Grauſamkeit alle Herzen von ſich abgewandt, beſonders die der Rechtgläubigen, denn er war ein eifriger Arianer. Als er nun geſtorben war, ſtand das Volk gegen ſeinen Sohn Hilderich auf, einen ſchwachen Mann, welcher ſeiner Mutter zu Lieb' die Römer mehr begünſtigte, als ſeine Landsleute. Sein Vetter Gelimer ſtürzte ihn vom Throne. Dies nahm der morgenländiſche Kaiſer zum Vorwand, um die Vandalen zu bekriegen und ſchickte ſeinen tapfern Feldherrn Beliſarius mit 15,000 Gewaffneten gen Afrika. Das Volk der Vandalen, das in Ueppigkeit und Wollüſten die Kraft der Väter allzubald verloren hatte, hielt dem Angriff nicht Stand, und ſiegreich zog Beliſarius mit ſeinem Heere in die Hauptſtadt Karthago ein. Dann überwand er in offener Feldſchlacht den König Gelimer, welcher neue Schaaren geſammelt hatte. Da floh Gelimer einen Berg hinan, die Feinde ihm nach und ſchloſſen ihn ein. Drei Monate blieb er dort ſtandhaft in bitt'rer Noth; endlich aber ſchickte er zu den Feinden hinaus und bat ihren Hauptmann, der ein Deutſcher war, um ein Stück Brot, ſeinen Hunger zu ſtillen, um einen Schwamm, ſeine rothen Augen zu waſchen, und um eine Laute, zu welcher er das Lied ſeines Jammers ſinge. So auf's Aeußerſte gebracht, gab er ſich in der Feinde Gewalt. Beliſarius führte ihn in ſilbernen Ketten fort und bracht' ihn dem Kaiſer nach Konſtantinopel. Afrika aber wurde wieder eine Provinz des morgenländiſchen Reiches.

Inzwiſchen neigte ſich auch die Herrlichkeit des oſtgothiſchen Reiches in Italien, das Theodorich für viele Jahrhunderte gegründet zu haben glaubte, zum Untergang. — Nach ſeinem Tode hatte ſeine Tochter Amalaſunthe für ihren minderjährigen Sohn die Regierung geführt. Als dieſer frühzeitig ſtarb, nahm ſie Theodat, den Neffen ihres Gatten, zum Mitregenten an. Dieſen verdroß es bald, die Herrſchaft mit einer Frau zu theilen und wohl gar unter ihrem Anſehn zu ſtehn. D'rum nahm er ſie gefangen, ließ ſie auf der Inſel eines Sees bewachen und nicht lange darnach, während ſie im Bade ſaß, ermorden. Dieſen Frevel zu rächen, kam dem morgenländiſchen Kaiſer als Vorwand gar gelegen, um Italien, das er die ganze Zeit

über doch nur wie eine verlorene Erbſchaft betrachtet hatte, wieder zu erobern. Er rechnete dabei auf die Uneinigkeit der Gothen und beſonders darauf, daß die Italiäner um des Glaubens willen gegen dieſelben heimlich Verderben ſpönnen. So ſandte er denn im Jahre 535 ſeinen ſiegreichen Feldherrn Beliſarius nach Italien und reizte überdem auch die Franken zum Krieg gegen Theodat. Dieſer aber erwies ſich jetzt in der Gefahr ſchwach und verzagt, und verlor dadurch das Vertrauen ſeines Volkes. Als nun gar Sicilien und Unteritalien durch ſeine Schuld in die Gewalt des Beliſarius gerathen waren, riefen die Gothen: „Was thun wir länger mit dieſem armſeligen König?“ und ſetzten ihn ab und hoben den Vitigis, einen tapfren Kriegsmann, auf den Schild. Der ſuchte gegen den Erbfeind aller Deutſchen die Franken zu gewinnen und gab ihnen Land in der Provence und in den Alpen und ſchweres Gold; aber ihre Treue erkauft' er damit nicht. Indeſſen entwand ſich Rom der Gewalt der Gothen, und Beliſarius gewann durch Kriegskunſt und Einverſtändniß immer mehr Gebiet; die Franken aber erwieſen ſich an beiden Feinden gleich falſch und plünderten für ſich ſelber. Da trugen die Gothen in der Verzweiflung dem gefürchteten Beliſarius heimlich die Krone an, um ihn zum Abfall von ſeinem Kaiſer zu verlocken; er ſtellte ſich auch, als ob er ſie annehme und nun ließen ſie ihn in Ravenna ein. Da warf er plötzlich die Maske ab, nahm den Vitigis in ſeinem eignen Schloß gefangen und brachte ihn mit den Edelſten des Volkes und mit dem Schatz der Könige nach Konſtantinopel.

Aber das tapfre Volk verzagte noch nicht, es wählte ſich den Ildibald zum neuen König und als dieſer bei einem Gaſtmahl erſchlagen worden war, erkor es deſſen Neffen Totilas, welcher noch jung, aber eben ſo tapfer als edel und weiſe war. Jetzt ſchien das Glück den Gothen noch einmal hold zu werden: Totilas eroberte das offne Land und die meiſten Städte wieder, ſelber Rom und Neapel, und bewies ſich mild und gütig gegen die Ueberwundenen; bald hatte er ganz Unteritalien in ſeine Gewalt gebracht. Da kam Beliſarius zurück, gewann Rom auf's Neue, und vertheidigte die Stadt

gegen Totilas mit ſolcher Beharrlichkeit, daß er, als es an Wurfgeſchoß mangelte, ſogar die ſchönſten Bildſäulen auf die Belagerer hinabſchleudern ließ. Der Kaiſer aber wurde mit der Zeit gegen ſeinen treuen Feldherrn mißtrauiſch und rief ihn aus Italien zurück; da eroberte Totilas Rom abermals und gewann Sicilien. Indeſſen wurde jedoch die Flotte der Gothen geſchlagen, und zu Land kam der neue Feldherr Narſes, ein tapfrer Eunuch, gegen Totilas, und bot ihm (im J. 552) auf einem Feld am Fuß des Apenninengebirgs die Schlacht. Da wurde der König, der ritterlich kämpfte, tödtlich verwundet und 6000 tapfre Gothen deckten den Wahlplatz.

Auch dies neue Unglück entmuthigte das Volk noch nicht; es hob in Pavia den edlen Helden Tejas auf den Schild. Der führte es raſch, und alle Vorſicht der Feinde täuſchend, gen Unteritalien hinab, um den großen Schatz zu retten, der in der Feſtung Cumä lag. Am Fuße des Berges Veſuv, der wie ein König, eine Krone von Flammen auf dem Scheitel tragend, auf die wunderſchöne Landſchaft und auf's wallende blaue Meer niederſchaut, vertheidigte ſich der edle Held zwei Monate lang gegen die Feinde. Als ihm dieſe endlich durch Verrätherei die Flotte wegnahmen, zog er mit ſeinem Volk einen Berg in der Nähe hinan, welcher der Milchberg hieß. Dahinauf folgten die Feinde den Gothen nicht, aber ein andrer gräßlicher Feind wüthete unter dieſen, — der Hunger. „Laßt uns ſterben, ſo wie wir lebten, als Helden!“ riefen ſie alle in der Nacht. Am früheſten Morgen ſprengten ſie zu Roß grimmig auf die Feinde hinab, und überfielen dieſe, bevor ſie ſich in Reih' und Glied ſammeln konnten. Da ſprangen ſie von den Pferden und drängten ſich in Schlachtordnung zuſammen; die Feinde thaten desgleichen und nun begann der Kampf. An der Spitze der Gothen, wie der lenkende Gott der Schlacht, ſtand Tejas, hinter ſeinem ungeheuren Schilde, der ihn ganz deckte, den Speer in der ausgeſtreckten Hand. Ihn nahmen ſich alle Feinde zum Ziel; aber, gleich als wär' er von Stein, ſo feſt hielt er aus in freudigem Todesmuth, fing alle Speere und Pfeile mit dem Schilde auf, brach dann plötzlich hervor und erſchlug, wen er irgend erreichen konnte. Wenn ſein Schild von

feindlichen Eiſen ſtarrte, gab ihm ſein Waffenträger einen friſchen, und friſch kämpfte er fort. Endlich traf beim Schildwechſeln ein Speer ſeine ungeſchützte Bruſt; da ſank der Held zu Boden und verſchied. Die Gothen ließen jedoch von der Schlacht nicht ab, bis die Nacht hereinbrach, und kämpften am andern Tage wieder bis in die ſinkende Nacht. Dann entboten ſie dem feindlichen Feldherrn dies Wort: „Wir ſehen's ein, daß Gott wider uns iſt und unſre Kraft zerbricht. D'rum wollen wir aufhören zu kämpfen, aber Deinem Kaiſer wollen wir d'rum nicht gehorchen, ſondern frei hinziehn zu deutſchen Landsleuten und fern von Italien nach unſerm eignen Geſetz leben.“ Dies bewilligte ihnen der Feind, der die Wuth ſcheute, welche Verzweiflung der Kraft des Unglücklichen zulegt. Und die Gothen zogen hinauf an den Po; dort aber kamen ihnen die Alemannen zu Hilfe, die über die Alpen in's Land hereingedrungen waren; mit denſelben vereinigt, faßten ſie wieder friſchen Hoffnungsmuth, und jene verſuchten den Kampf gegen die Sieger, doch durch eine Seuche und in offner Schlacht wurden ſie aufgerieben. Die letzten Reſte der Gothen, die ſich noch immer wehrten, wo ſie konnten, erlagen endlich der Uebermacht und wurden nach Konſtantinopel geführt. Ein ſolches Ende nahm dies tapfre Volk, nach einem zwanzigjährigen Kriege, im Jahre 555. Der morgenländiſche Kaiſer ſetzte hierauf den Narſes als Statthalter über Italien.

13.

Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.
Schiller.

Als König Chlodwig geſtorben war, hatten ſeine vier Söhne — nach dem Willen des Vaters — das Frankenreich unter ſich getheilt; Theodorich, der älteſte von ihnen, erhielt die Herrſchaft des Landes am Rhein, welches von nun an Oſtfranken hieß, und nahm ſeinen Sitz in der Stadt Metz; den andern drei Brüdern fiel alles übrige Land zu, welches Weſtfranken hieß, und es herrſchten Chlodomir in

Orleans, Childebert in Paris, und Chlotar in Soiſſons, — jeder von dieſen ſelbſtherrlich in ſeinem eigenen Lande. Aber nicht bloß das Reich, auch die Treuloſigkeit und Grauſamkeit hatten die Söhne von ihrem Vater geerbt und vererbten ſie weiter auf ihre Kinder und Kindeskinder; und, wie ſie das Land zerſchnitten hatten, ſo zerſtückelten ſie in blinder Raſerei auch ihr eignes Geſchlecht.

Von den Söhnen Chlodwigs überlebte Chlotar, nachdem er ſeine Neffen umgebracht hatte, ſeine vier Brüder und ihre Sproſſen und vereinigte alle Theile des Frankenreiches für wenige Jahre, jedoch nur, um es wieder zu theilen. Und als er in Verzweiflung über viele Blutſchuld (im Jahre 561) geſtorben war, ſaßen ſeine vier Söhne als Könige zu Metz, Paris, Orleans und Soiſſons, und alſobald entbrannte wieder der Bruderkrieg. Denn nach dem Ableben ihres Bruders, des Königs zu Paris, (567) theilten die drei übrigen das Land; aber die Stadt Paris ſollte allen gemeinſchaftlich angehören. Darüber entſtand neuer Zwiſt. Nun hatte Siegebert, der König zu Metz, eine ſchöne ſtolze Hausfrau, Brunhilde, Chilperich aber, der König zu Soiſſons, ihre Schweſter zur Ehe; die ließ er auf Anſtiften ſeiner Buhlerin Fredegunde erwürgen und hob die Geliebte auf den Thron. Hierauf brach er in ſeines Bruders Siegebert Land, und als dieſer durch die Kraft der Deutſchen vom Rhein die Oberhand gewann, dingte er Meuchelmörder, welche jenen (576) mit vergifteten Dolchen durchbohrten. Dann brachte er die verwittwete Brunhilde in ſeine Gewalt; ihr Söhnlein Childebert wurde durch einen Treuen vor ſeiner Wuth nach Metz geflüchtet. Die gefangene Brunhilde aber ſah Merowich, der Sohn Chilperichs, und ward von ihrer Schönheit ſo bezaubert, daß er ſie zum Weibe nahm. Als ſein Vater dies hörte, lockte er beide durch Liſt aus der Kirche des heiligen Martin, wo ſie eine Freiſtätte gefunden hatten, und trennte ſie mit Gewalt; Brunhilden ſandte er nach Metz zu ihrem Kinde; ſeinen Sohn wollte er zum Mönch machen. Aber dieſer entfloh und ſammelte ein Heer, um vor der Rache ſeines Vaters und der wüthenden Fredegunde ſicher zu ſein. Durch Hinterliſt ward er überfallen, und bat, wie er keinen Ausweg mehr ſah, einen von

ſeinen Getreuen, ihm das Meſſer in's Herz zu ſtoßen, was dieſer auch that. Hierauf ließ Fredegunde auch ihren andern Stiefſohn umbringen und endlich (584) auch ihren Gatten, welcher durch Zufall entdeckt hatte, daß ſie hinter ſeinem Rücken mit einem Andern Buhlſchaft trieb. So war ſie jetzt mit ihrem einzigen Sohne Chlotar II. im Reiche allein, und verwaltete es in deſſen Namen.

Brunhilde hingegen kam, nachdem ihr Sohn Childebert geſtorben war, gleichfalls zur unumſchränkten Gewalt, nach der ſie ſo lang gedürſtet hatte; im Namen ihrer beiden Enkel herrſchte ſie mit furchtbarer Willkür in Oſtfranken und Burgund. Ueber dies Glück der Todfeindin ergrimmte Fredegunde und begann mit ihrem Sohne Chlotar II. Krieg gegen ſie. Bald freute ſie ſich eines Sieges; aber mitten in ihrer Freude und in ihrem Haß raffte der Tod ſie dahin (598); und kaum war ſie verſchieden, ſo überwanden Brunhildens Enkel den Chlotar und nahmen ihm vieles Land. Brunhildens Rache aber war weder durch den Tod ihrer Feindin noch durch das Glück ihrer Enkel geſättigt. Sie hatte ſo viel Unbill und Elend erlitten, daß ihr Herz von Haß ganz verbittert worden war, und verächtlich kam ihr alles vor, was Menſch hieß; nur eine einzige Leidenſchaft hatte ſie noch im Greiſenalter, die: zu herrſchen; darin allein fand ſie Erſatz für ihre frühere Unterdrückung und Balſam für ſo viele Leiden. Als ſie gewahrte, daß die Großen des Reichs gegen ihre Tyrannei murrten, lachte ſie vor Grimm und hob den Arm, den Trotz zu brechen; an jedem Finger hing ihr ein Mord. Dann kehrte ſich ihre Wuth gegen ihre eigenen Enkel und ſie ſtachelte den jüngeren, der ihr zu Willen that, gegen den älteren, welcher ſeine Selbſtſtändigkeit behaupten wollte. Da ging abermals ein Bruderkrieg an und es geſchah'n furchtbare Schlachten; in der letzten (bei Zülpich 612) wurde mit ſolcher Erbitterung gekämpft, daß die Todten nicht ſo viel Platz hatten, um zu Boden zu ſinken, ſondern, eingeklemmt zwiſchen den Kämpfern, in Reih' und Glied aufrecht mit fortgetragen wurden wie Lebendige. Brunhildens jüngerer Enkel ſiegte; da ließ ſie das Söhnlein des älteren an Felſen zerſchmettern, ihn ſelber zum Mönch machen und umbringen. — Den Sieger traf bald darauf, als

er nun auch gegen Chlotar II. Krieg begann, das Gericht Gottes, er ſtarb eines ſchnellen Todes, und auch Brunhildens Stunde ſchlug. Viele Edle von den Oſtfranken, über ihre Tyrannei empört, ſtanden wider ſie auf und verbündeten ſich mit Chlotar, dem Sohn Fredegundens. Die graue Mörderin floh bangend über den Rhein, warb ſtarke Heeresmacht und kehrte damit voll friſchen Muthes zurück, um ihre Feinde zu vertilgen; inzwiſchen war die Verſchwörung der Großen gegen ſie reif geworden. Auf den Gefilden bei Chalons ſtand ihr Heer kampffertig, — ſo meinte ſie nämlich. Aber wie nun Brunhilde das Zeichen zur Schlacht gibt, ſtieben plötzlich alle dichten Haufen, auf deren Schutz ſie vertraut, wie Spreu im Wind auseinander; zwei ihrer Urenkel werden ermordet, der dritte verſchwindet und kam nie mehr zum Vorſchein, der vierte allein wird gerettet. Brunhilde ſelbſt wird vor Chlotars Füße hingeſchleppt; der rechnet ihr alle Morde vor, die ſie gethan, dann läßt er die Greiſin drei Tage lang foltern, hierauf bluttriefend, mit zerbrochnen Gliedern, auf einem Kameel zwiſchen den Reihen des Kriegsvolks hinführen, daß jeder ſeinen Spott mit ihr trieb, und endlich auf ein wildes Roß binden, das ſie zu Tod ſchleifte. Chlotar, dieſes Namens der Zweite, war jetzt (im Jahre 613) Alleinherrſcher über alle Franken.

Was hatten nun die Könige durch ſo viele Frevel gewonnen? Nichts. Wer den Fluch ſä't, hoffe nicht Segen zu ernten. Taumelnd vom Dampf des vergoſſenen Blutes ließen ſie die Zügel der Macht aus den Händen gleiten. Die Adeligen, welche von den alten Geſchlechtern der früheren Stammhäuptlinge ihre Abkunft hatten, und die Geiſtlichen im Frankenreiche ergriffen dieſelben um ſo eifriger und ſtellten ſich den Königen ſtolz und drohend gegenüber; denn ſie wußten gar wohl, daß dieſe in ihrer Schwäche nichts mehr ohne ſie vermochten. Und ſo ertrotzten ſich die Adeligen die Erblichkeit der Lehen, die früher nur wie ein ehrlicher Vertrag auf Lebenszeit oder noch kürzere Friſt beſtanden hatten; die großen Lehnsträger nahmen ſelber wieder Franken, welche bisher frei geweſen, zu Lehnsleuten auf und verſtärkten ſo ihre Macht. Die Geiſtlichen aber gewannen durch fromme Schenkungen immer mehr Schätze und feſtes Gut,

durch Einführung der Wallfahrten, der Reliquienverehrung und der Freiſtätten, welche ſie den Verfolgten in den Kirchen öffneten, immer mehr Anſehen im Volke, und endlich das Recht, ſich die Biſchöfe ſelbſt zu wählen. So rückten die Adeligen und die Geiſtlichen immer enger um die alte Freiheit der Franken heran. Daß dieſe noch nicht völlig zermalmt wurde, hatte das Volk, nachdem es auch die deutſchen Stammtugenden verloren, nur noch ſeiner alten deutſchen Kernkraft zu danken, die das Einzige war, was ihm von allen Trefflichkeiten noch übrig blieb.

14.

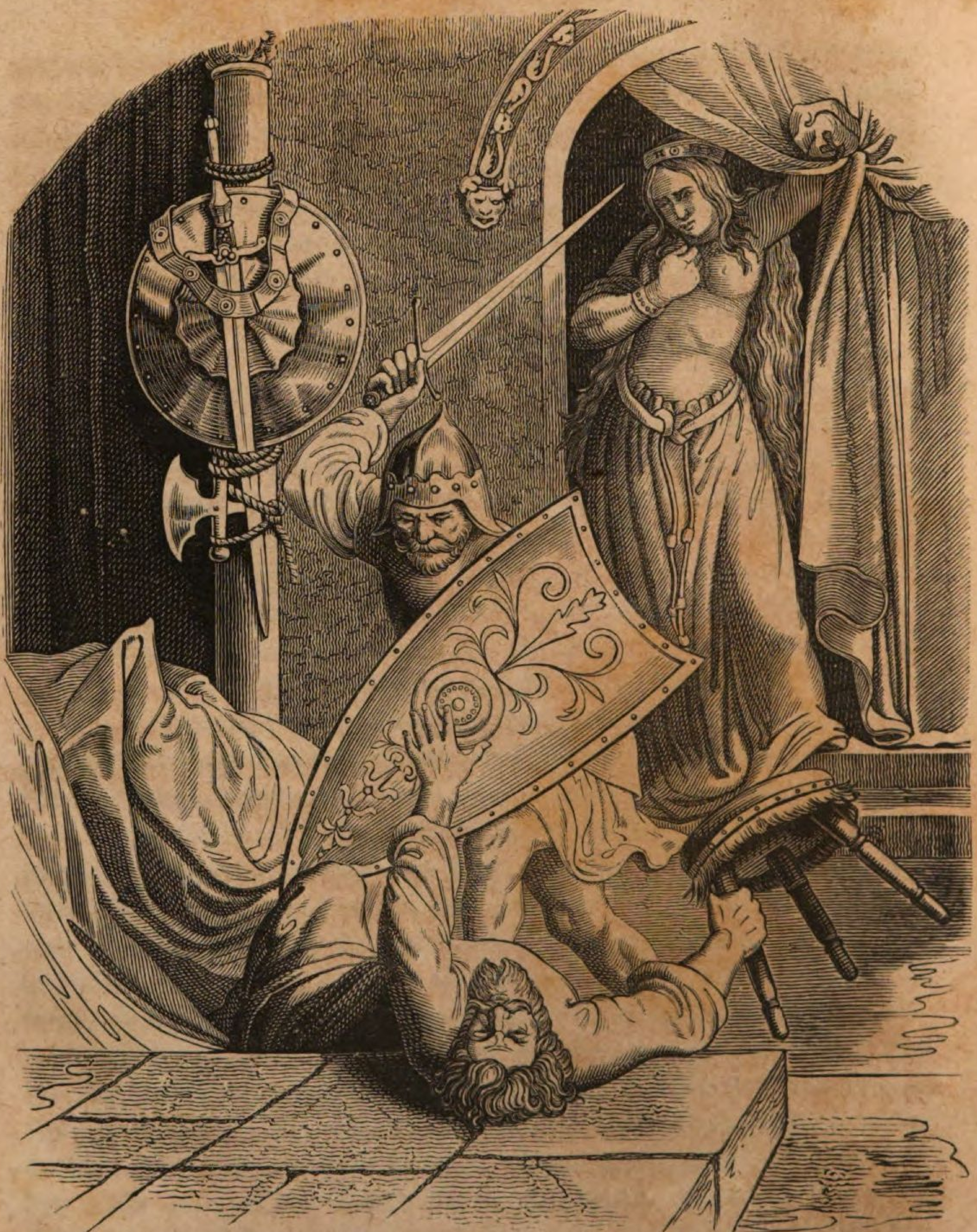
. . . . Das ewig Wirkende bewegt
Uns unbegreiflich, dieſes oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unſerm Wohl,
Zum Rathe, zur Entſcheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir an's Ziel.

Göthe.

Nachdem die Herrſchaft der Oſtgothen in Italien ſpurlos untergegangen war, trat dort plötzlich ein andres ſtreitbares Volk von deutſcher Abkunft auf; das waren die Longobarden. Die haben, wie in ihren Sagen erzählt wird, in unvordenklichen Zeiten hoch oben in Dänemark gewohnt, ſind einſt in den Tagen bitt'rer Noth auf den Rath einer weiſen Frau ausgezogen, und haben ſich immer tiefer in die Länder gen Mittag hinab verbreitet. Lange Zeit haben ſie nur einzelne Herzoge zu Anführern gehabt und ſich erſt ſpät der Macht eines Königs unterworfen, jedoch ohne daß dadurch an ihrer alten Verfaſſung was geändert ward. Dieſe war ganz und gar kriegeriſch; ihre Herzoge, Hauptleute und Zehntgrafen ſprachen im Frieden auch Recht. Ihre Könige hatten ein ritterlich Geſinde um ſich, in welchem ſelbſt Fürſtenſöhne den Waffendienſt lernten; das war ein ächter Verdienſtadel, aus welchem in der Folge auch ein erblicher geworden iſt.

Zur Zeit, da der Feldherr Narſes gegen den König Totilas Krieg führte, wohnten die Longobarden, mit Bewilligung des mor=

genländiſchen Kaiſers, in Ungarn neben dem wilden Volk der Avaren, das aus Aſien herübergekommen war, und ſchickten dem Narſes reiſige Schaaren, die ihm die Gothen bezwingen halfen. Nicht lang darnach überwand ihr König Alboin das Volk der Heruler und tilgte das der Gepiden aus; Kunimund, den König derſelben, erſchlug er in einer Schlacht; aus ſeinem Schädel ließ er ſich nach alter Sitte einen Trinkbecher machen und deſſen Tochter, die ſchöne Roſamunde, nahm er zum Weibe. Bald darauf führte das Schickſal ihn und ſein Volk auf ein weit größ'res Feld für kühne Thaten. Der tapfre Narſes war nämlich — zum Lohn für ſeine treuen Dienſte — vom Hofe zu Konſtantinopel abgeſetzt worden, und die Kaiſerin ſpottete ſeiner noch gar: „Biſt doch nur ein halber Mann, Narſes; d'rum nimm die Spindel, und ich will Dich zum Aufſeher der Mädchen machen, wenn ſie am Rocken ſitzen." — „Und ich will Dir ein Geſpinnſt über's Haupt werfen, o Kaiſerin, deſſen Du bis an Dein Ende nicht mehr ledig wirſt," rief Narſes im Grimm und ſchickte ſtracks zu den Longobarden: ſie möchten herbeikommen und Italien, das ihre Waffen kennen gelernt hatte, für ſich ſelbſt unterwerfen. Seine Botſchafter brachten ihnen köſtliche Früchte, als Wahrzeichen, und jene aus dem Volke, welche mit Ruhm und Beute aus dem Feldzuge wiedergekommen waren, prieſen nun ihren Brüdern daheim die Schönheit des Landes und die Milde des Himmels. Da ſchwoll dem König Alboin das Herz vor Luſt; er vertrug ſich mit ſeinen Nachbarn, den Avaren, und überließ ihnen das Land, in welchem die Longobarden 42 Jahre lang gewohnt hatten. Dann lud er die Sachſen, alte Freunde ſeines Volkes, zur Heerfahrt ein; es kamen ihrer 20,000 mit Weib und Kind. Mit dieſen vereinigt zogen nun die Longobarden, von Alboin angeführt, im Jahre 568 gen Italien aus und gewannen zuerſt das Land, welches von den Flüſſen Iſonzo, Tagliamento, Piave, Brenta und Etſch durchſchnitten wird; darüber ſetzte Alboin einen Herzog. Dann eroberte er das Land von der Etſch bis zu den hohen Alpen Savoyens. Ueberall flohen die Römer in die feſten Städte, nach Ravenna, wo der Statthalter des morgenländiſchen Kaiſers Hof hielt, nach Rom und Genua. Pavia



z. S. 75.

widerſtand dem Alboin drei Jahre lang; als er Pavia's trotzige Mauern im J. 572 endlich gebrochen hatte, machte er es zur Hauptſtadt des neuen Reiches, das er allgemach bis an den Tiberfluß ausbreitete. So lag denn, wie Narſes gedroht hatte, ein ungeheures Netz von deutſchem Kriegsvolk über Italien. Doch nur drei Jahre freute ſich Alboin des errungenen Beſitzes. Denn, als er einſtmals ein herrliches Feſt gab und dabei ſüßen Weins mehr als vonnöthen aus ſeinem beinernen Becher geſchlürft, rief er im Uebermuth ſeinem Weib Roſamunde und gebot ihr, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Sie trank gehorſam den Wein, aber als grimmiger Haß ſtieg er ihr zu Haupt, und mit dem Herzblut des Gatten, der ihr den Vater erſchlagen, gedachte ſie deſſen Schädel wieder zu füllen. Und ſie verführte Peredeo, einen Mann aus des Königs Gefolgſchaft, daß er ihre Blutrache vollſtrecken mußte, und band eines Tages, da Alboin nach Tiſch der Ruhe pflegte, ſein Schwert feſt an die Bettpfoſten, dann führte ſie den Peredeo in die Kammer. Wie nun Alboin vom Schlaf erwachte und den Mörder ſah, griff er nach ſeinem guten Schwert, und, da er's in der Eile nicht losbinden konnte, wehrte er ſich lang mit dem Schemel, bis er endlich erliegen mußte. Roſamunde aber entfloh, weil das Volk ob der Unthat ſchwer zürnte, mit Helmichis, des Königs Milchbruder, der ihr den böſen Rath gegeben, zu dem Statthalter nach Ravenna. Dieſer, dem ihre Schönheit das Herz entzündete, überredete ſie, den Helmichis zu tödten, ſo wolle er die Herrſchaft über Ravenna mit ihr theilen. Da reichte Roſamunde dem Helmichis Gift; er aber, als er entdeckte, daß er den Tod getrunken, zwang ſie, die Neige zu leeren. So büßten ſie Beide die Schuld; darauf ſchickte der Statthalter Alboins Tochter und den Peredeo an den Kaiſerhof nach Konſtantinopel.

Die Longobarden machten nun Kleph, einen tapfren Mann von edlem Stamm, zum König; der breitete ihre Herrſchaft in Mitten Italiens aus, bis gen Benevent hinab, und ſetzte dort einen Grenzherzog mit großer Macht. Als Kleph nach 18 Monaten (im J. 575) ermordet worden, wollte das Volk keinen König mehr wählen, ſon-

dern vertheilte die oberſte Macht nach alter Sitte an viele Herzoge, die in den großen Städten regierten, und ihre heimiſche Verfaſſung wie ihr heimiſches Recht im eroberten Lande einführten.

Zehn Jahre lang hatte dieſe Vielherrſchaft der Herzoge gedauert, da gewahrte das Volk voll Sorgen, daß nur Zwietracht, aber kein Segen dabei war, und daß es von der Macht des morgenländiſchen Kaiſers, der noch die Gegenden an der Meeresküſte und alles Land gegen Süden innehatte, ſo wie von dem Reich der Franken eingeſchloſſen war. Da kam es drauf zurück, daß ein einziger König, der Aller Kräfte vereinigte, es vor jeder Gefahr beſſer ſchützen würde, und erwählte (585) Authari, den Sohn Klephs, einen ſchönen, tapfren und klugen Mann. Der waltete weiſe im Inneren des Landes und ordnete Recht und Beſitz, ſicherte die Grenzen und ſuchte zum Schutz gegen die Franken, welche immerdar in Unfrieden mit den Longobarden lebten, eine Bundesgenoſſenſchaft mit den Baiern zu erwerben. Dieſer Volksſtamm hielt ſeit dem Untergang der Oſtgothen zum Reich der Franken, doch war er ihm deswegen nicht zinsbar, ſondern blieb ſelbſtſtändig und wurde von eigenen Fürſten aus dem uralten Geſchlecht der Agilolfinger beherrſcht. Damals war Garibald Herzog der Baiern, der hatte eine holdſelige Tochter Theodelinde. Um dieſe warb nun König Authari durch Geſandte, und Garibald ſagte ſie ihm zu. Da kam Authari ſelber, den Baiern unbekannt, als ſein eigener Botſchafter verſtellt, zu Garibald und bat um die Gunſt, die Braut zu erſchauen, damit er ihre Geſtalt und ihr Antlitz dem Könige daheim beſchreiben könne. Als er ſie nun erblickte, überwältigte ihn ihre Schönheit, und er bat um einen Becher Weins aus ihrer ſchneeweißen Hand. Die Fürſtentochter kredenzte ihm denſelben und da berührte er, wie er ihn ihr zurück gab, ihre Finger und Wangen. Darüber erſchrak die Jungfrau vor Schaam und erzählt' es heimlich ihrer Amme; die aber ſagte ihr getröſtend: „Gewiß iſt's Dein Bräutigam ſelbſt, denn kein Geringerer hätte Solches gewagt, und fürwahr, der Dich berührte, iſt wohl werth, ein König und Dein Gatte zu ſein.“ Wie nun Authari mit den Seinigen wieder vom Hofe fortzog, gaben ihm die Baiern bis

zur Gränze des Landes das Geleite; da erhob ſich Authari auf ſeinem Roß, warf ſeine Streitaxt in den nächſten Baum, daß ſie drin haften blieb, und rief: „Solche Würfe thut Authari." Daraus erkannten jetzt die Baiern, daß er ſelbſt der König war. Bald darauf erhoben die Franken wiederum Krieg gegen die Longobarden und Garibald mußte jenen als Bundesgenoſſe beiſtehen; da entfloh Theodelinde mit ihrem Bruder zu dem Mann ihres Herzens und er hielt ſtattliche Hochzeit mit ihr auf dem Sardisfeld bei Verona.

Nicht lange freuten ſich Beide ihres Glückes; denn Authari ward (591) in Pavia vergiftet. Seine Wittwe hielten die Longobarden ſo hoch in Lieb' und Ehren, daß ſie keine andre zur Königin haben wollten, und baten ſie, aus den Edlen einen Gatten zu erkieſen; dem wollten ſie dann freudig gehorchen. Sie erkor (592) Agilulf und waltete mit ihm zum Segen des Volks. Da wurden die alten Feindſchaften mit den Franken und mit den Avaren friedlich ausgetragen, da ergaben ſich viele feſte Städte in Italien, die bisher noch widerſtanden hatten, und das Volk legte den arianiſchen Glauben ab, und nahm den römiſch-katholiſchen an; dies war das Werk Theodelindens, die in dieſem Glauben erzogen war. Und als ſie das Zeitliche geſegnet, ehrte das Volk immer noch ihr Gedächtniß. Zwar vertrieb es trotz aller Liebe ihren Sohn, weil dieſer tyranniſch regieren wollte; dafür aber erhob es den Gemahl ihrer Tochter Gundeberg auf den Thron, und nach deſſen Tod (636) den Rothari, welchen Gundeberg auf dem Todbette empfohlen hatte. Dieſer eroberte die Meeresküſte von Genua bis Toskana hin und ließ die alten Geſetze des Volks niederſchreiben.

Nach ſeinem Tode und dem ſeines Sohns, erkoren die Longobarden Theodelindens Neffen Aribert, der zeugte zwei Söhne, welche das Reich unter ſich theilten. Dadurch entbrannte Zwietracht und die mächtigen Herzoge ſchürten die Flamme. Nicht lange ſtand es an, ſo wurde Gundebert, der eine König, von Grimoald, dem Herzog von Benevent, meuchlings ermordet, Bertari, der andre König, entfloh, und Grimoald war nun (665) Alleinherrſcher aller Longobarden. Damals dehnten die Herzoge ihre Macht immer weiter aus

und trotzten darauf, daß ſie dem Grimoald geholfen hatten. Die Biſchöfe zu Rom hingegen, deren Anſehen ſo hoch geſtiegen war, daß ſie als die ſichtbaren Oberhäupter der ganzen chriſtlichen Kirche und als heilige Stellvertreter Jeſu Chriſti ſelbſt geehrt wurden, ſahen allgemach mit Eiferſucht auf die Longobarden, weil dieſe nach der Herrſchaft von ganz Italien trachteten.

Nach Grimoalds Tode (671) kehrte König Bertari aus der Verbannung zurück und regierte gemeinſchaftlich mit ſeinem Sohne; beide hatten viele Kämpfe mit den gewaltigen Herzogen; Bertari's Neffe aber und ſein Sohn Aribert II. begannen blutige Fehden gegen deſſen Geſchlecht und wütheten grauſam gegen alle Anhänger deſſelben. Da entfloh Ansbrand, der einer von den treueſten war, mit ſeinem Sohne Liutbrand vor Aribert II. in's Baierland und kehrte ſpäter mit baieriſcher Hilfsmacht zurück. Wie nun der Tyrann beſorgte, daß er nirgends mehr Sicherheit finden könne, beſchloß er, zu den Franken zu flüchten; d'rum nahm er in der Eile ſo viel Gold, als er ſchleppen konnte, mit ſich, und wollte den Fluß Ticino durchſchwimmen; aber das Gewicht des Schatzes zog ihn in den Grund der Fluthen hinab, daß er ertrank. Nun ergriff Ansbrand und drei Monate nach ihm (713) ſein Sohn Liutbrand die Herrſchaft. Der war ein trefflicher Held und durchſchaute klar alle Gebrechen des Reichs. Nicht mehr als Deutſche — das ſah er ein — konnten ſich die Longobarden in Italien erhalten; d'rum mußten ſie völlig das werden, wozu ſie die Zeit auf dem Boden, den ſie bewohnten, allmälig gemacht hatte, nämlich Italiäner; in dieſem Geiſte gab er ihnen Geſetze, und ganz Italien wollte er in ein neues Reich wieder vereinigen. Als guter Chriſt hielt er lang treu an dem Papſt, bis ihm dieſer ſelbſt endlich die Augen öffnete; da ſah er ein, daß Niemand einem ſolchen Plane mehr zuwider ſei, als grade das Oberhaupt der römiſchen Kirche. So war, als Liutbrand von der Erde ſchied (744), in Italien ein Brand angeſtiftet, der bald darnach lichterloh emporſchlug; das war der Kampf der Longobardenkönige und der Päpſte.

Während dieſer Zeit war in Spanien das alte Geſchlecht der

weſtgothiſchen Könige ausgeſtorben, und die Kaiſer zu Konſtantinopel hatten die Zwiſtigkeiten der Fürſten in jenem Lande benutzt, um ſich daſſelbe wieder zu unterwerfen. Die Zerſtörung des Vandalenreichs in Afrika und die Austilgung des oſtgothiſchen Volks gaben ihnen friſchen Muth dazu. Bald hatten ſie ſich wirklich des Küſtenlandes im Süden bemeiſtert und nun verſuchten ſie, auch in's Innere vorzudringen. Aber Leovigild, welcher damals König der Weſtgothen war, that ihnen mit Macht Einhalt und ſtellte ſich auch dem Freiheitstrotz des Bergvolkes von Aragon, Biscaya und Navarra muthig entgegen. Der gefährlichſte Gegner jedoch, den er lang zu bekämpfen hatte, war der Glaubenshaß. Er ſelbſt war nämlich Arianer, ſein älteſter Sohn Hermenegild aber wurde, durch ſeine Gattin und den Biſchof von Sevilla bewogen, Katholik und verbündete ſich nun mit den katholiſchen Oſtrömern und Sueven gegen den Vater. Dieſer überwand jedoch ihn und ſeine Bundesgenoſſen, ließ den erſteren, welcher von ſeinem Glauben nicht abtrünnig werden wollte, hinrichten, und verſchmolz endlich das Reich der Sueven mit dem ſeinigen. Dennoch hatte die katholiſche Lehre im Stillen ſchon ſo feſte Wurzeln geſchlagen, daß nach ſeinem Tode ſein zweiter Sohn Reccared, ſo wie faſt alles Volk und ſogar die meiſten arianiſchen Biſchöfe, katholiſch wurden. Von da an (vom Jahre 590) ſind die Fürſten und das Volk in Spanien dieſem Glauben zu allen Zeiten in Leben und Tod getreu geblieben, haben ihn, wo ſie konnten, mit Feuer und Schwert ausgebreitet und jeden Andersgläubigen als Feind Gottes gehaßt und verfolgt. Das Volk aber hat damals allmälig die deutſche Art und Sitte verloren, die deutſche Sprache ganz und gar vergeſſen und eine neue geredet, die ſich aus der römiſchen gebildet; zu gleicher Zeit iſt die Macht der Könige durch die Großen des Reichs und durch die Geiſtlichen immer mehr beſchränkt worden. Siebenzehn Könige haben von Reccared an geherrſcht; der letzte war Roderich, welcher 710 den Thron beſtieg. Gegen dieſen erhoben ſich die Söhne ſeines Vorfahrs, aus Grimm, daß nicht ihnen die Herrſchaft zu Theil geworden, mit ihrem Oheim, dem Erzbiſchof von Sevilla, und mit dem Grafen Julian, deſſen Tochter Roderich zu

Fall gebracht hatte; um an dem König Rache nehmen zu können, verriethen ſie ihr Volk. — Damals herrſchten in Afrika die Araber, ein kräftiges, ſchöngebildetes, ritterliches Volk, in geheimen Wiſſenſchaften erfahren, Meiſter im Dichten und Bauen, ſchwärmeriſch begeiſtert für ihren Glauben und unwiderſtehlich im Krieg. Vor hundert Jahren, da ſie noch in ihrem Vaterlande ſaßen, hatte ihnen der weiſe und heldenmüthige Prophet Mohammed die Lehre verkündigt: „Es iſt nur Ein Gott und Mohammed iſt ſein Geſandter!“ Darauf waren ſie in die Länder gezogen, um in heiligen Kriegen ihren Glauben, welcher Islam, das iſt: Unterwerfung, heißt, glorreich zu machen auf der weiten Erde. So waren viele Schaaren von ihnen auch nach Afrika gekommen und hatten es wie im Sturm erobert. Von dort her lud ſie nun Graf Julian ein, daß ſie nach Spanien hinüber kämen und ihn rächten. Da ſchifften ſie ſchnell über die ſchmale Meerenge, welche dies Land von Afrika trennt, und fanden das Volk in Frieden und Reichthum, die Felder und Berge voll Segen. Bei Xeres de la Frontera führte ihnen König Roderich hunderttauſend wohlgerüſtete Kriegsmänner entgegen; viel geringer war die Macht der Araber, ein Dutzend Chriſten kam je auf einen einzigen Araber; dennoch errangen die Söhne der Wüſte durch ihre Begeiſterung und durch die Verrätherei der Verſchwornen den Sieg. Eine ganze Woche lang (vom 19. bis zum 26. Juli des Jahres 711) dauerte die Schlacht, — Roderich floh und fand in den Waſſern des Stromes Guadalquivir den Tod. Dieſer Sieg hat das Schickſal Spaniens entſchieden; denn die Araber benützten ihn mit Klugheit und Glück, und ergoſſen ſich weithin über alle Provinzen. Die Chriſten, welche der lange Frieden ſchwach und die ungeheure Niederlage muthlos gemacht hatte, unterwarfen ſich willig; nur zwei Städte, Sevilla und Merida, widerſtanden noch länger, und nur eine kleine Schaar von Glaubenshelden trotzte unbezwinglich in den Gebirgen der Landſchaft Aſturien den neuen Herren Spaniens und erhielt nach dem Untergang des weſtgothiſchen Reiches das Andenken ſeiner vergangenen Herrlichkeit. Die Araber aber ſah'n in ihrem Glück den Willen Gottes, daß ſie beſtimmt ſeien, alle Völker des Abendlandes mit

dem Säbel in der Fauſt zum Islam zu bekehren; und ſo ſtiegen ſie in nordöſtlicher Richtung über die hohen Berge der Pyrenäen, welche Gott wie eine ungeheure Grenzmauer zwiſchen Spanien und Frankreich auferbaut hat.

Während ſich dieſe Gefahr gegen die Franken vom Süden heranwälzte, ſtanden im Oſten an den Grenzen der Baiern die Avaren; die hatten ſich von der Donau bis in Böhmen, Mähren und die Lauſitz hinein, in Oeſterreich und Ungarn, bis gen Friaul ausgebreitet. Da wohnten ſie in großen Ringen und tummelten einſtweilen ihre Roſſe, bis die Stunde käme, wann ſie dieſelben aus den deutſchen Strömen und aus dem Quell deutſchen Herzbluts tränkten, wie einſt die Hunnen gethan, denen ſie an Geſtalt und Rohheit glichen. Ihnen zunächſt ſtand ein andres fremdes Volk, die Slaven, in großen Stämmen vertheilt, davon die Wenden an der Oſtſee wohnten, die Sorben zwiſchen der Elbe und Saale, die Czechen in Böhmen, die Krainer in Krain und Kärnthen. So war die neue Bildung, welche ſich im Herzen Europa's, in Deutſchland entwickeln ſollte, im Oſten von zwei Enden her bedroht.

Im Norden trotzten den chriſtlichen Franken, welche ihr Reich unabläſſig über alle andern deutſchen Völker auszudehnen ſtrebten, die Sachſen, welche noch treu an den Göttern und eben ſo feſt an der Freiheit ihrer Väter hingen, und die Frieſen, welche mit Stürmen und Meereswellen um die Scholle ſtritten, auf der ſie frei ſein wollten, wie ihre Väter geweſen. Beide trugen ſo unverſöhnlichen Haß gegen alles, was fränkiſch hieß, (weil's Herrſchaft war,) wie einſt die Cherusker gegen das Weſen und Walten der Römer, und noch viele Jahrhunderte nachher iſt dieſer heiße Haß der Sachſen ſo wie der Frieſen nicht kühl geworden und ihre heilige Freiheitsliebe nicht völlig erloſchen.

Die Stammbrüder der Sachſen, welche in dem eroberten England ſaßen, hatten indeſſen auch dort die uralte deutſche Gauverfaſſung eingeführt, deren Grundfeſten die Verſammlung des Volkes und die Oeffentlichkeit der Rechtspflege waren. Die Macht des Königes, welchen ſie nur im Krieg vonnöthen hatten, beſchränkten ſie

gar vorſichtig in Friedenszeiten, damit er ſie nicht mißbrauchen konnte. Auch die Sprache und die Sitten ihrer Väter bewahrten ſie rein und ungefälſcht. In einem ſo geſunden Grund und Boden gediehen auch die Keime des Chriſtenthums friſch und ſchön, lange bevor daſſelbe in Deutſchland ſelbſt Wurzel faſſen konnte.

Dies war alſo die Lage der deutſchen Völker in jener Zeit, da aus den Trümmern der alten Welt eine neue auferbaut werden ſollte. Alle zuſammen hatten dem wankenden Gebäude den letzten Stoß gegeben; nun da es ganz zuſammengeſtürzt war, hatte bei'm Aufbau der neuen Ordnung jedes von ihnen ſeinen angewieſenen Platz und wirkte eifrig nach dem Plane des unbekannten großen Meiſters, eins dem andern in die Hände, ohne es zu wiſſen. Während in England gottbegeiſterte Männer heranwuchſen, welche ſpäter das Evangelium nach Deutſchland ſelbſt trugen, ſtanden die Longobarden in Italien gleichſam als wachſame Gränzhüter der deutſchen Freiheit gegen die römiſche Kirche, welche durch die unſichtbare Macht über die Gewiſſen allmälig auch die weltliche Gewalt zu erringen drohte. Ebenſo erbittert kämpften die Sachſen, damit die alte Freiheit nicht erlöſche, gegen die Franken; dieſe aber waren drauf angewieſen, alle deutſchen Völker allmälig in ein einziges großes Reich zu vereinigen, das mit der Zeit ſelbſtſtändig gegen alle äußeren Feinde würde, und ſo wehrten die Franken als Vorkämpfer der übrigen deutſchen Völker die Angriffe der Araber auf der einen und die der Avaren auf der andern Seite ab, von denen die erſten dem Abendland einen fremden Glauben, die zweiten die Barbarei Aſiens aufdrängen wollten. In dieſen Kämpfen wurde der deutſche Charakter gar tüchtig geſtählt.

15.

Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Malt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.
Schiller.

Die Lehre Jeſu Chriſti iſt damals nicht mehr ſo lauter geweſen, wie in den Tagen der Apoſtel und Jünger, weil die Menſchen mit

der Zeit über die einfache göttliche Wahrheit des Evangeliums gar viel gegrübelt, ſie ſpitzfindig gedeutet und auch mancherlei weltliche Satzungen hinzugethan haben. Denn, wie die alte Ordnung zu Grunde ging und keine neue dafür aufkam, wie Macht und Beſitz und Ehren auf der glatten Kugel des Glückes hin und wieder rollten, wie im Drängen und Treiben der Völker keine Tugend mehr galt, da meinten gar viele fromme Seelen voll Grauſen vor dem allgemeinen Zwieſpalt auf Erden: „es müſſe auch in der unſichtbaren Welt ein ungeheurer Kampf ſein, der die Menſchen mit fortreiße; und, gleichwie der Himmel ein Reich des Lichtes, der Wahrheit und der Seligkeit ſei, ſo müſſ' es auch ein Reich der Finſterniß geben, von dem aller Trug ausginge, und der Fürſt der Hölle ſtreite mit dem Herrn Chriſtus um die Herrſchaft der Welt; keine weltliche Macht ſchütze vor den Nachſtellungen der Hölle; nur die heilige Kirche Jeſu Chriſti allein vermöge dies, und, wer ihren Lehren und Befehlen widerſtrebe, der ſei jenem gewaltigen hölliſchen Widerſacher verfallen und auf ewig verdammt." Alſo trat die geiſtliche Gewalt der bloß irdiſchen gegenüber, und die freiwillige Entbehrung der eitlen Sinnenluſt. Denn gar Viele, welchen es vor der Unbeſtändigkeit alles Irdiſchen ekelte, warfen die vergänglichen Freuden dieſer Welt von ſich und flüchteten in Kloſterzellen oder Einöden, tödteten durch Faſten, Kaſteiungen, Armuth, Keuſchheit und Demuth die Begierden des Fleiſches, wandten ſich mit innigſter Ergebung einzig dem Himmel zu und hofften, durch eifriges Gebet für die Sünden der Weltkinder Gottes Erbarmen zu erlangen. Dadurch haben nicht bloß die Mönche den Ruf der Heiligkeit erlangt, ſondern auch die Geiſtlichkeit überhaupt hat ſich als eine auserwählte Schaar reiner und geweihter Weſen, welche Gottes geheimnißvolle Gaben den Menſchen auszuſpenden hätten, als geſchloſſener Stand, immer ſchärfer aus der großen Gemeinſchaft der Laien abgeſondert und mit der Zeit völlig eine eigene Verfaſſung für ſich erhalten, gleichwie ein mächtiger Staat. Dies vollbrachten die Päpſte zu Rom, welche ihr Anſehen über alle andern Biſchöfe des Abendlandes erhoben hatten, weil ſie ſich die unmittelbaren Nachfolger des Apoſtels Petrus nannten, dem Chriſtus

die Gewalt zu binden und zu löſen gegeben, und von dem er geſagt hatte: „Auf dieſem Felſen will ich meine Kirche bauen.“ Alſo kam's, daß die römiſche Kirche als Mutter der ganzen Chriſtenheit verehrt wurde. Und, wie eine Mutter nicht bloß am Glück ihrer eigenen Kinder ſich erfreut, ſondern gar gern auch Waiſen zu ſich winkt, ſo ſtreckte ſie nach allen Völkern hin ihre Arme aus. Aber im Morgenland wehrten ſich die Prieſter eiferſüchtig dagegen, ſie als ihr Oberhaupt anzuerkennen, und in Afrika und Spanien wehten die Kriegsfahnen der Araber zu Trutz und Schrecken der ganzen Chriſtenheit. D'rum ſah die römiſche Kirche mit um ſo größerer Hoffnung auf Frankreich und England, wo ihr Anſehen unbedingt galt, und auf Deutſchland.

Im Inneren Deutſchland's aber wurzelte noch größtentheils das alte Heidenthum der Väter, wiewohl das Volk in den Städten am Rhein ſchon lange an Chriſtum glaubte, und eifrige Mönche das Evangelium auch nach Schwaben und Baiern, ſowie in die Thäler der Schweiz und Tyrol's gebracht hatten. Die Heſſen und Thüringer hielten noch feſt am Glauben ihrer Väter und horchten noch immer in frommer Treue auf's Rauſchen ihrer heiligen Eichen; — die Sachſen haßten und verabſcheuten ſogar das Chriſtenthum, denn ihre Edlen und Freien beſorgten, daß die alte Freiheit und Verfaſſung untergehen würden, ſobald der neue Glaube und deſſen Prieſter in's Land herein kämen, und ſie ſprachen unter einander: „Laßt uns den Männern nicht trauen, die uns den Gott der Franken bringen wollen, er macht uns zu ihren Knechten.“ Und ſo ſtanden alle Stände bei den Sachſen, hartnäckig wider den Chriſtenglauben. Ebenſo die Frieſen, in deren Landrecht es heißt: „Die Frieſen ſollen frei ſein, ſo lange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt ſtehen wird.“

Wie nun die Chriſten in England, welche von Urſprung ja auch Sachſen waren, dies erfuhren, empfanden ſie tiefes Mitleid, daß ihre Stammbrüder und ſo viele andere Deutſche noch in der Nacht des Heidenthums wandelten. Da fuhren viele fromme Männer aus

England über's Meer und kamen nach Deutſchland, um die Lehre Jeſu zu verkündigen; und weil die Sachſen und Frieſen nichts davon hören wollten, ſondern die Bekehrer verhöhnten, mißhandelten und vertrieben, ſo wanderten dieſe in andre deutſche Landſchaften, wo auch noch Heidenthum war, und trugen die Fackel des Evangeliums von Gau zu Gau. Kein Wald war ihnen zu wild und kein Herz zu trotzig; ſie machten das verödete Land urbar und die rauhen Sitten mild, und ſtatt der uralten Freiheit, die nur durch blutige Fehden erhalten worden war, verkündigten ſie eine neue chriſtliche Freiheit, welche den Herrn wie den Knecht vor dem Stuhl der göttlichen Gnade gleich ſtellte. Auch erzählten ſie von der jungfräulichen Mutter des Heilands, die jetzt in ewiger Holdſeligkeit als Königin der Himmel throne und allen Kreaturen bei ihrem Sohne eine barmherzige Fürſprecherin ſei; das gefiel den Deutſchen gar wohl, die ja von Altersher die Frauen wie gottverwandte Weſen gar hoch in Ehren gehalten hatten. Auch viele ſeltne Kunden erzählten ſie von dem Heldenmuth der Heiligen Gottes, wie dieſe den Foltern und dem Tode getrotzt hatten, und von den Wundern, welche dieſelben bei Lebzeiten und nach dem Tode gewirkt. Zugleich berichteten ſie auch von dem heiligen Vater zu Rom, der die Macht habe, alle Sünden hinwegzunehmen, und der die Schlüſſel des Himmelreichs in der Hand halte. In dies Himmelreich — ſo lehrten jene frommen Männer weiter — gingen nach dem Tode alle Chriſten ein, die bis in den Tod dem rechten Glauben, wie ihn der heilige Vater bewahrte, getreu geblieben, und dies Reich ſei weit ſchöner und herrlicher als Walhalla. Da beſannen ſich die heidniſchen Deutſchen, wie ſchon in ihren uralten deutſchen Liedern geweiſſagt worden ſei, daß Walhalla mit allen Göttern einſt untergehn und Allvater einen neuen Himmel aufthu'n werde; und ſie wurden gläubig und ließen ſich taufen.

Bei den Alemannen predigten Kolumban und Gallus, bei den Thüringern Kilian, bei den Baiern Emmeram und Ruprecht, bei den Frieſen Willibrord das Evangelium. Der eifrigſte aber von allen jenen frommen Männern, welche das Chriſtenthum in

Deutſchland ausbreiteten, iſt der Mönch Winfried geweſen. Er war zu Kirton in England um's Jahr 680 geboren, und wurde ſpäter Bonifacius, d. i. Wohlthäter genannt; noch bis zum heutigen Tag heißt er der „Apoſtel Deutſchlands.“ Dieſer hat beſonders in Heſſen und Thüringen gepredigt, gar Viele getauft und allenthalben unermüdlich die heidniſchen Formen und Bräuche ausgetilgt. So iſt er einſtmals auch gen Geismar in Heſſen gekommen, wo eine mächtige, weitſchattende Eiche ſtand, die ſeit uralten Zeiten dem Donnergotte Thor heilig geweſen; zu dieſem Baum wallfahrteten nicht bloß die Heiden, ſondern auch die neubekehrten Chriſten noch immer gar gerne; denn er war ihnen lieb als Vermächtniß ihrer Väter und ſie brachten darunter ihren Göttern Opfer und erforſchten die Zukunft. Wie nun die Heiden in großer Menge dort verſammelt waren, trat Bonifacius unerſchrocken mitten unter ſie und ſchlug im Namen Jeſu Chriſti die Axt in die Eiche. Da erwarteten Alle, daß der Donnerer Thor ſeinen heiligen Baum beſchützen und die Frevler zerſchmettern werde. Aber Bonifacius und ſeine frommen Genoſſen blieben unverſehrt und die Eiche ſtürzte, in vier gleiche Theile zerſpalten, zu Boden. Jetzt ergriff alle Heiden ehrfürchtig Grauſen vor der Macht des Chriſtengottes, und ihr alter Glaube zerfiel gleich der Eiche. Aus dem Holze derſelben aber erbaute Bonifacius ein Kirchlein zu Ehren des Apoſtelfürſten Petrus. Noch gar viele Kirchen und Klöſter hat er in Heſſen und Thüringen geſtiftet und auch vier Bisthümer eingeſetzt; alles mit Bewilligung des Papſtes; dieſem hatte er einſt zu Rom am Grab des heiligen Petrus Treue geſchworen und hielt ſie ſein ganzes Leben lang. D'rum begnügte er ſich nicht bloß damit, daß er das Heidenthum ausrottete, ſondern er unterſuchte als Erzbiſchof von ganz Deutſchland (dazu hatte ihn der Papſt gemacht,) in jenen Gegenden, wo das Chriſtenthum ſchon länger heimiſch geworden war, wie z. B. in Baiern, die Glaubensſätze der Prieſter, ob dieſe mit den Lehren der römiſchen Kirche völlig übereinſtimmten; wo er nun fand, daß die Prieſter davon abwichen, hielt er ſtrenges Gericht über ſie und entſetzte ſie, als Ketzer, ihrer Würden. So brachte er es mit der Zeit dahin, daß unſre Väter, ſo wie das Hei-

z. S. 86.

denthum bei ihnen ausgetilgt ward, zu gleicher Zeit auch von der römiſchen Kirche abhängig wurden.

Während nun die einzelnen deutſchen Völkerſchaften durch ſolche Unterwürfigkeit allmälig zur Einheit im Glauben kamen, ließen die Franken nicht ab, die alte Selbſtſtändigkeit der einzelnen anzugreifen und auszurotten. Nur auf dieſe gewaltſame Weiſe konnten die Deutſchen damals auch zu einer Einigung ihrer Kräfte gebracht werden, und nur die unumſchränkte Herrſchaft eines einzigen kühnen und klugen Mannes konnte die Einigung für die Dauer erhalten. Die Freiheit der einzelnen Völkerſchaften mußte leider zu Grunde gehen, damit die Bruderkriege aufhörten, durch welche ſich ſonſt alle aufrieben, damit aus dem Untergang ſich ein edleres neues Leben entfalten konnte. Ein ſtarkes deutſches Reich mußte zuerſt entſtehen, damit ein einiges deutſches Volk drin reif werden konnte für eine andre Freiheit, als die einfache der Väter in ihren wilden Thalſchluchten und finſtern Wäldern geweſen war, damit es reif werden konnte für die Erkenntniß und den Genuß jener erhabenen Freiheit, die, ſo feſt wie der Himmel auf der Erde, auf dem Bewußtſein ruht: daß alle Menſchen eines gleichen Urſprungs, nämlich des göttlichen, und alſo auch gleich in ihren ewigen Rechten ſind.

Als die Macht der fränkiſchen Könige aus Chlodwigs Stamm durch Mord, Treuloſigkeit und Wollüſte gebrochen war, als die Sitten des fränkiſchen Volkes durch das Beiſpiel ſeiner Könige vergiftet waren und als die Biſchöfe und die Edlen die allgemeine Verwirrung eigennützig vermehrten, — wo wäre da bei den Franken auch nur eine Scholle Erde zu finden geweſen, auf welcher für ſie die Himmelspflanze Freiheit hätte gedeihen können?

Das ungerecht vergoſſene Blut, in welchem der Stamm der Merowinger verfaulte, düngte indeſſen einen jungen daneben, den Stamm der Pipine. Dieſe beſaßen die Würde der „Hausmeierſchaft,“ welche im Anfang nur eine höfiſche geweſen, aber mit der Zeit zu einer immer größern Macht im Reiche geworden war; denn, weil die Hausmeier zunächſt um die Perſon der Könige ſtanden, ſo hatte der Adel ſein Augenmerk auf jene gerichtet, damit ſie deſſen

Vorrechte wahren und deſſen Anſprüche gegen die Könige ſelbſt verfechten ſollten; d'rum erwählte auch der Adel die Hausmeier aus ſeiner Mitte; er ahnte nicht, daß er ſich in denſelben ſeine künftigen Herren heranzog.

Der Erſte aus jenem Geſchlecht, welcher als Hausmeier mächtig wurde, war Pipin, zubenannt von Landen, ein tapfrer und kluger Mann aus Oſtfranken, zur Zeit, als Dagobert, der Sohn Chlotars II., König war. Dieſer Pipin hatte von ſeiner Tochter einen Enkel, welcher auch Pipin hieß, und von Heriſtall, (das war ſein Schloß), den Zunamen führte; der hatte den ſtolzen Geiſt ſeines Großvaters geerbt und erhielt auch deſſen Würde, die Hausmeierſchaft von Oſtfranken.

Damals hatten die Weſtfranken noch ihre eigenen Hausmeier, welche durch ihr übermüthiges Regiment Krieg und Verwirrung über das Land brachten und ſo verhaßt wurden, daß die Großen den Pipin von Heriſtall aus Oſtfranken um Hilfe wider ihre Machthaber anriefen. Und als er nun herbeigekommen war, geſchah im Jahr 687 an den Waſſern der Somme bei'm Dorfe Teſtri eine große Schlacht zwiſchen Oſtfranken und Weſtfranken; Pipin gewann den Sieg und durch denſelben auch alle Macht in Weſtfranken.

Nach ihm erhob ſein Sohn Karl mit noch größerer Zuverſicht das Haupt. Seine Stiefmutter hatte ihn zu Köln in Haft gehalten, damit die Hausmeierſchaft ihrem Enkel verbliebe. Nun wollten es die Weſtfranken damals nicht länger dulden, von den Oſtfranken abhängig zu ſein und griffen dieſe an, und auch die Frieſen halfen luſtig dazu. Da hörte der junge Karl in ſeinem Kerker zu Köln von der Bedrängniß ſeiner Landsleute und entfloh aus der Haft. Wie ihn die Oſtfranken erblickten, ſchaarten ſie ſich freudig um den Sohn Pipins, und er trug ihnen die Fahne voran gegen ihre Feinde. Obwohl er nicht alſogleich den Sieg errang, verlor er den Muth doch nicht und ſchlug die Weſtfranken bald ſo völlig, daß ihr König in's Land Aquitanien floh, welches zwiſchen dem Loireſtrom und den Bergen der Pyrenäen liegt, dort verband er ſich mit dem Herzog, welcher über Aquitanien herrſchte, wider den jungen Helden. Doch

Karl überwand beide glorreich unfern von Soiſſons (im Jahr 719), und die Weſtfranken und Burgunder erkannten ihn nun als Hausmeier. Mit Weisheit benutzte er ſein Glück; wohl ließ er ſich „Fürſten ſeiner Oſtfranken und Herzog" nennen, doch hütete er ſich, die blutige Krone der Merowinger auf ſeinen Scheitel zu ſetzen, und gönnte vielmehr den ohnmächtigen Königen die eitle Würde und den leeren Namen; denn er durchſchaute die Eiferſucht der Großen und wollte dieſe nicht noch mehr reizen, ſondern ſie lieber für ſich gewinnen, weil er das Volk gegen die Bedrückungen der Großen ſchirmte und immer feſter an ſich band.

Denn dies hatte den ſchwachen König, welcher nur noch den Titel der Herrſchaft beſaß und auf einem öden Meierhof ſtumpfſinnig von einem Tag zum andern lebte, faſt ſchon völlig vergeſſen, und wenn es ihn je wieder einmal ſah, ſo konnt' es ihn nur auslachen. Das wußte Karl gar wohl, d'rum zeigte er den Franken ihren König zuweilen, damit ſie ihn immer tiefer verachten lernen ſollten. Das Volk aber ſah den König nur bei der Heerſchau, wo, anſtatt der alten Volksverſammlungen, alle Stände der Franken zuſammenkamen, und wo die geiſtlichen und weltlichen Großen allein, ſtatt des ganzen Volkes, ihre Zuſtimmung zu den Beſchlüſſen des Hausmeiers gaben. Dahin kam nun der König auf einem von Ochſen gezogenen Wagen gefahren, ein Knecht ging nach Bauernſitte nebenher und trieb das Geſpann. Und wenn der König ſich dann auf den Thron ſetzte, ſah er, umwallt von ſeinen langen Haaren (dem alten Zeichen der Königswürde), blöd' gleich wie ein ſcheues Kind, rings um ſich und ſprach einige Worte, die man ihm mühſam eingelernt hatte. Neben einem ſolchen König nun, der gebeugt und furchtſam ſaß, als könnt' er ſich nicht auf den Füßen erhalten, ſah das Volk den Hausmeier, aufrecht, das Kriegsſchwert in der Fauſt, Feuer im Blick, das Siegel der Kraft auf dem Antlitz; das freute das kriegsluſtige Volk, und ebenſo wenig wie um ſeinen unwürdigen König, kümmerte es ſich, in ſeiner Treu' zum Hausmeier Karl, darum, daß die alte Verfaſſung unvermerkt völlig umgewandelt worden war. Zumal war die Freiheit der Gerichte geſchwunden,

ſeit die Gaugrafen, welche dabei den Vorſitz führten, und die Rechtsbürgen („Rathinburgen“ hießen ſie), welche das Recht wieſen, königliche Beamte waren; daneben gab's auch „Sagibaronen“, das iſt Geſetzerklärer; freilich beſtand noch das uralt=deutſche Wehrgeld, aber nach ſtrengerer Abſchätzung der verſchiedenen Stände, die ſich immer ſchroffer gegenüber traten. Der Freien wurden immer weniger; denn Viele aus ihnen, die arm waren, boten ihr Allod der Kirche oder den Mächtigen und empfingen es als Lehen zurück. Durch dieſe Ausbildung des Lehnweſens konnte Karl das Kriegsweſen leichter überblicken und die Zügel ſeiner Macht ſchärfer anziehen. Auch mußte er's wohl, denn er hatte vollauf zu kämpfen. Da waren die Sachſen und Frieſen, die ſich gegen die Taufe aus fränkiſchen Händen wehrten; da waren die Schwaben und Baiern, die nicht länger zum Reich der Franken gehören wollten. Aber Karl ward nicht müde, die Sachſen und Frieſen zu ſchrecken, und ließ die Baiern und Schwaben nicht höher aufkommen, als bis zur Spitze ſeines Schlachtſchwertes, wenn er's ſchwang. So ward ſein Ruhm aller Orten groß.

Zur ſelben Zeit verdroß es den mächtigen Herzog in Aquitanien, welcher bisher die Grenzen der Chriſtenheit gegen die Araber gehütet hatte, daß er in Abhängigkeit von den Franken leben ſollte, und d'rum verband er ſich endlich gegen dieſe mit den Arabern. Doch die unnatürliche Freundſchaft hielt nicht lang feſt. Eh' ſich's der Herzog verſah, kamen die Söhne der Wüſte als ungebetene Gäſte in ſein Land, zertrümmerten ſein Heer, drangen weiter und weiter hinter den Flüchtigen her, zerſtörten die Kirchen und machten es offenkundig, daß ſie das ganze Abendland mit dem Schwert in der Fauſt dem Islam unterwerfen wollten. Da wehklagte das flüchtige Volk auf den Heerſtraßen, da zitterten die friedlichen Bürger in den Städten. Aber Karl vertraute auf ſeinen Gott und auf die Kraft der Deutſchen, und ſo rief er (das war im Jahre 732) ſeine Landsleute, die Oſtfranken, welche noch die deutſche Sprache ihrer Urväter redeten, (die Weſtfranken vergaßen ſie ſchon), und gewohnt waren, den Kampf ſo ruhig an ſich hinantoben zu laſſen, wie ihre heimiſchen

Berge den ſchwellenden Rhein. Die kamen nun, wie ſie hörten: „Für den heiligen Glauben gilt's!“ in großen Haufen luſtig heran; auch die Thüringer, die Schwaben, die Baiern bot Karl zum Heerbann auf, und nahm die Weſtfranken dazu und machte aus allen ein einziges Kriegsheer, das ihm gehorchte, wie die Glieder eines Leibes dem Gedanken im Kopfe. Das führte er gegen die Feinde der Chriſtenheit in's Feld, und zog bis in die Landſchaft, die zwiſchen den Städten Tours und Poitiers liegt; dort fand er die Feinde und zeigte ſie ſeinen Schaaren. „Sind ſie mit all' ihrem Stolz nicht von Fleiſch und Blut, wie ihr auch?“ ſprach er; „ſeht ſie euch an, ob ihr ſie mit Gottes Hilfe nicht in ihr Blut niederwerfen könnt!“ Da ſtanden ſich Chriſten und Araber ſieben Tage lang gegenüber und maßen ſich mit Blicken; am achten endlich (es war an einem Samstag im Oktober) hielten die Araber die Ruh' nicht länger aus und begannen mit Ungeſtüm die Schlacht. Gleichwie beim Brand einer Stadt die Flammen ſchnell wie Raubvögel hin und wiederſchießen, bald hier verſchwinden, bald dort wieder emporſchlagen, ſo kämpften die Araber; die Deutſchen aber ſtanden mauerfeſt, und, wenn ſie vorrückten, ſo zerſchmetterten ſie alles, was ihnen in den Weg kam; Karl ſelber, der beſte Held von allen, ließ ſein Schwert wie einen Hammer bis ſpät in die Nacht auf die heißen Schädel der Araber niederſauſen und ſchmiedete drauf im Schweiß ſeines Angeſichts den Sieg. Davon hieß ihn das Volk Karl Martell, d. h. den „Hammer“. Am andern Morgen wollte er den Kampf fortſetzen, und wartete von Stunde zu Stunde, wann die braunen Kriegsgeſellen aus ihren Gezelten hervorbrechen würden; endlich kamen Kundſchafter und ſagten: „das Lager iſt leer, 300,000 von den Arabern ſind erſchlagen, die andern in der Nacht entflohen.“ Da pries Karl der Hammer den Herrn der Heerſchaaren für die Rettung der Chriſtenheit und dieſe hielt ihn als ihren erſten Ritter hoch in Ehren. Denn wie er den Arabern die Luſt genommen, ihren Glauben im Abendland auszubreiten, ſo ließ er nicht ab, die Sachſen und Frieſen mit dem Schwert zu dem ſeinigen zu bekehren. So waltete er mit ſtarker Fauſt, und, indem er die Macht des Franken-

reichs befeſtigte, ſicherte er zugleich die ſeines Geſchlechts. Seine Landsleute, die Oſtfranken, ehrten ihn ſchon ganz als ihren Fürſten; die Weſtfranken beherrſchte er noch durch das Schattenſpiel ihrer Könige. Als er aber fühlte, daß ſeine Kraft abnehme und daß ſeine Sterbeſtunde herannahe, rief er die Großen zuſammen, und vertheilte mit ihrer Zuſtimmung, als wär' er König, das Reich unter ſeine drei Söhne. Dem älteſten, Karlmann, gab er Oſtfranken, Schwaben und Thüringen, dem jüngeren, Pipin, Weſtfranken, Burgund und die Provence, ſeinem jüngſten Sohne Grifo einiges Land, das zwiſchen beiden in der Mitte lag.

Wie nun der theure Held zu ſeinen Vätern heimgegangen (das war im 9ten Jahre nach ſeinem glorreichen Sieg über die Araber, im Jahre 741), theilten ſeine beiden älteſten Söhne das Reich abermals und ſchloſſen den jüngſten, Grifo, aus. Darüber erhob deſſen Mutter Krieg, doch mit Unglück für ſich und ihn; auch die Herzoge von Aquitanien und von Baiern konnten den zwei tapfren Brüdern nicht Widerpart halten; eben ſo fruchtlos kämpften die Sachſen und Schwaben gegen ſie. Bald darauf ging Karlmann zu ſeinem Bruder Pipin und ſprach zu ihm: „Mich ekelt's der eitlen Freuden dieſer Welt; nimm Du, mein Bruder, mir die Laſt der Regierung von den Schultern, ich will nach Rom wallfahren und in einer Kloſterzelle meine Sünden büßen.“ Wie geſagt, ſo gethan; und alſo war Pipin jetzt Alleinherrſcher. Der hieß von ſeiner Leibesgeſtalt „der Kurze“, war aber ſo ſtark, daß er einſt einem Löwen mit einem Schwerthieb den Kopf abſchlug. Noch ſtärker war er durch Klugheit, im Krieg wie im Frieden. Dadurch bracht' er's dahin, die Ausſaat ſeiner Väter zu ernten; denn nicht bloß die Macht, auch das Hab und Gut der Merowinger war ſchon ſein eigen, es fehlte ihm nichts mehr als ihre Krone. Aber bevor er auch dieſe gewann, erweckte ihm ſein Stiefbruder Grifo gar viele Feinde und Kriege. Dieſer zog von einem Volk zum andern umher und trieb ſie alle, die Sachſen und Frieſen, die Baiern und Schwaben, zum Kampf gegen Pipin und die Franken. Was wollte Grifo gegen die Uebermacht ausrichten? — Nur Unglück brachte er, wohin er kam; dennoch verſchmähte

er ſtolz die Gnade ſeines Bruders, und verlangte einzig ſein gutes Recht. Dafür kämpfend fand er endlich in einer Alpenſchlucht den Tod.

Um dieſe Zeit war der Papſt Zacharias in großer Noth durch die Longobarden und konnte ſich ihrer Uebermacht kaum erwehren. Denn ſie wollten's nicht dulden, daß die römiſche Kirche eine andere Gewalt erlange, als lediglich die geiſtliche, und ihr König Aiſtulf, welcher die Römer haßte, demüthigte den Papſt auf's allertiefſte. Aber je größer die Gefahr, um ſo weniger wollte dieſer das Ziel aufgeben, welchem all' ſeine Vorfahren mit erſtaunlicher Ausdauer nachgetrachtet hatten, nämlich: alle Völker durch den Glauben zu einigen und über alle zu herrſchen. In der härteſten Bedrängniß richtete nun der Papſt das Auge auf Pipin und die Franken, daß ſie ihn erretten möchten; Pipin aber erkannte: „Jetzt iſt der günſtige Augenblick für mich ſelbſt gekommen"; und raſch benützte er ihn. So ſchickte er denn zu dem Papſt, als zu dem höchſten Richter der Gewiſſen, und ließ ihn fragen: „Sprich, o Vater der Chriſtenheit, und ertheile uns Rath: iſt es vor Gott und den Menſchen recht, daß ein Mann die Königswürde habe, welcher nie als König gehandelt hat, oder gebührt ſie dem, der ſein Volk durch Rath und That groß gemacht?" Der Papſt verſtand den Sinn dieſer Frage gar wohl, d'rum beſann er ſich nicht lange auf die Antwort und ließ dem Pipin wieder ſagen: „Nur der ſoll die Krone tragen, welcher ſie verdient." Als Pipin dies gehört, berief er einen Reichstag in der Stadt Soiſſons; da kamen die geiſtlichen und weltlichen Großen des Reiches und das Volk zuſammen und erfuhren die Antwort des Stellvertreters Jeſu Chriſti. „Das iſt des Himmels Stimme!" riefen ſie alle, und hoben Pipin empor, trugen ihn dreimal feierlich herum und ſetzten ihn dann auf den Thron der Merowinger. Pipin aber kniete in der Medarduskirche vor'm Altare nieder, und Bonifacius, als Geſandter des Papſtes, ſalbte ihn im Namen Gottes zum Könige der Franken. D'rauf wanderte der letzte Merowinger aus ſeinem öden Meierhof in ein Kloſter; dort ſchnitten ihm die Mönche ſein langes Haar ab und hielten ihn bis an ſein Ende als Gefangenen. So ſtürzte im Jahr des Heils 752 die Herrſchaft zuſammen, welche Chlodwig vor

266 Jahren für ſeine Enkel auf Blut gegründet hatte, und ein neues Königthum erſtand, das nicht mehr wie uranfänglich bloß auf freier Volkswahl, oder, wie ſpäter, auf dem vom Volk geduldeten Erbrecht, ſondern vorzugsweiſe auf Gottes Gnade geſtellt und dadurch verpflichtet war, die Kirche als höchſte geiſtliche Macht anzuerkennen; dieſe aber heiligte hinwieder in den Gewiſſen des Volks das Königthum als höchſte weltliche Macht.

Ein Jahr war vergangen nach Pipin's Erhöhung, da kam, wie er eben zu Dietenhofen (Thionville) von einem Sieg über die Sachſen ausruhte, ein Bote zu ihm, und meldete ihm einen hohen Gaſt. Dieſer war Stephanus, dieſes Namens der Zweite, welcher nach dem Tode des Zacharias zum Papſt erwählt worden war. In äußerſter Noth vor den Longobarden hatte ſich Stephanus auf den Weg gemacht und war im Winter aus Italien nach Frankreich gekommen, um das Herz Pipin's zu bewegen. Karl, deſſen Sohn, geleitete ihn nach Pontion; dort trat der geiſtliche Fürſt der katholiſchen Chriſtenheit, ein kranker Greis, im härnen Gewand, Aſche auf dem Scheitel, vor den König, warf ſich vor ihm zur Erde und flehte ihn an, daß Pipin, als ein getreuer Sohn, ſeine heilige Mutter, die Kirche, welche ihn erhöht und geſalbt, in ihren Nöthen nicht verlaſſe und ſie von tiefer Schmach errette. Pipin gelobte es, und alle Franken ſchwuren voll Freude; dann führten der König, die Großen und das Volk den Papſt mit großer Pracht nach Paris. Zu St. Denys brachte Stephanus II. den Winter zu, ſetzte dort dem König nochmals die Krone auf's Haupt, und machte ihn zum Patricius von Rom und zum Schirmvogt der Kirche. Pipin hielt treulich ſeinen Eid. Zuerſt mahnte er den Longobardenkönig in Güte, der Kirche zu geben, was der Kirche ſei; als aber derſelbe nicht d'rauf achtete, kam Pipin als Schirmvogt mit ſeinen Franken durch die Päſſe der Alpen in's Longobardenland, drang raſch und unaufhaltſam voran und ſchloß den Feind der Kirche in der feſten Stadt Pavia ein. Da redete der weiſe Papſt nochmals zum Frieden; Aiſtulf nahm ihn an und beſchwur mit allen Herzogen ſeines Volkes, daß er die Oberherrſchaft der Franken und den neuen römiſchen Staat anerkennen wolle, deſſen

unſichtbarer Regent der heilige Petrus ſei, gleichwie der Papſt (unter'm Schutz der Franken) fortan der ſichtbare. Dies geſchah im Jahr 754, in welchem Bonifacius bei den heidniſchen Frieſen den Märtyrertod fand.

Kaum war jedoch Pipin aus Italien heimgekehrt, ſo brach Aiſtulf den Eid und zog in Grimm aus, um den neu erſtandenen römiſchen Staat zu zertrümmern. Bald ſtand er vor Rom und belagerte den Papſt in dieſer ſeiner Hauptſtadt. Da ſchickte Stephanus abermals zu Pipin und dieſer kam wieder und bezwang die Longobarden; Aiſtulf mußte nun das „Exarchat", (das iſt: alles Gebiet an den Küſten des adriatiſchen Meeres, welches einſt der Statthalter des morgenländiſchen Kaiſers beſeſſen,) mit gar vielen herrlichen Städten abtreten; dies übergab Pipin dem heiligen Petrus als ewiges Eigenthum, und es wurde der Grund und Anfang des Kirchenſtaates; ſo war das geiſtliche Oberhaupt der Chriſtenheit nun auch ein weltlicher Fürſt. Bald darauf (756) ſtarb Aiſtulf; im nächſten Jahr wurde Deſiderius König der Longobarden. Der Papſt aber dachte nun eifrig daran, die Macht dieſer ſeiner Nachbarn immer mehr zu ſchwächen. D'rum brachte er's dahin, daß der Herzog von Spoleto für ſich ſelbſt mit den Franken ein Bündniß ſchloß. Darüber ergrimmte Deſiderius, weigerte ſich, die Städte Bologna, Imola, Oſimo und Ancona zu räumen, und begann Krieg gegen die longobardiſchen Herzoge, welche dem Papſt anhingen; Pipin vermittelte jedoch mit großer Klugheit den Frieden.

Während ſich Pipin in ſolcher Weiſe mit der Kirche vertrug, war er zugleich bedacht, in ſeinem eigenen großen Reiche die unumſchränkte Herrſchaft immer mehr zu befeſtigen. Deshalb ſtrebte er mit Eifer, daß die Herzoge der deutſchen Völker, welche zu den Franken hielten, nicht mehr *ſelbſtſtändig* bleiben, ſondern ſeine Lehnsleute werden ſollten. Mit ſeinem Neffen, dem jungen Herzog Thaſſilo in Baiern, machte er den Anfang; er führte ihn in die Verſammlung der fränkiſchen Großen, als wäre Thaſſilo nur ihresgleichen, und übergab ihm die Regierung Baierns wie ein Gnadengeſchenk; dafür zwang er ihn jedoch, ihm und ſeinem Geſchlecht auf

die Reliquien furchtbare Eide der Treue zu ſchwören. Den Herzog in Aquitanien wollte Pipin gänzlich unterwerfen, um dies Land in eine Provinz des Frankenreichs zu verwandeln. Unter einem nichtigen Vorwand begann er den Krieg und zwang auch den Thaſſilo kraft jener Eide zum Heerbann. Dieſem aber ſchien's eines deutſchen Fürſten unwürdig, einem Gewalthaber zur Unterdrückung beizuſtehen; d'rum verließ er den Heerzug und lud dadurch ſchwere Verantwortlichkeit auf ſein Haupt. Gleichwohl wurde Aquitanien nach 9 Jahren (768) völlig unterworfen, der Herzog flüchtig und bald darauf ermordet.

Pipin aber freute ſich am Abend ſeines Lebens, daß er das Werk ſeiner Väter gekrönt und das Ziel, welches er ſich ſelber vorgeſetzt, erreicht hatte. In ſolchem Wohlbehagen verſammelte er die Großen des Reiches um ſein Krankenbette, zeigte ihnen ſeine zwei Söhne, Karl und Karlmann, und ſprach: „Seht dieſe Beiden, die ich zeugte und denen ich meinen Geiſt, meine Kraft und meine Liebe vererbte; befindet ihr ſie würdig, das Reich zu verwalten, ſo erwäget, ob ihr ſie nach meinem Tode zu Königen haben wollet." Und Alle ſagten: „Wir wollen's, o Herr!" Durch jene Frage hatte Pipin offenkund gegeben, daß er das urdeutſche Recht des Volkes: ſich ſeine Könige frei zu wählen, anerkannte, und daß dies Recht durch die lange Gewohnheit einer eigenwilligen Vererbung nun und nimmer entkräftet werden konnte. Und er theilte alſo mit Bewilligung der Großen (die damals gleichſam das ganze Volk vertraten) das Frankenreich unter ſeine beiden Söhne und gab dem Karl das Oſtland und dem Karlmann das Weſtland. Dann ſtarb er, im Jahre 768 nach Chriſti Geburt.

Zweites Buch.

(Vom Jahre 768 bis zum Jahre 1024.)

1.

.... Wie die Wolken zieh'n
Tief unter'm Rand der Sonne, alſo ziehen
Tief unter'm Kaiſer alle Erdennebel,
Und ewig ſtrahlt der Glanz der Majeſtät.
Immermann.

Drei Jahre lang blieb die Herrſchaft des Frankenreichs zwiſchen den Söhnen Pipins getheilt, und es war Zwietracht unter ihnen auf Anſtiften und zur Herzensluſt der Großen, welche dabei zu gewinnen hofften. Als nun Karlmann im Jahre 771 geſtorben war, gedachte ſeine Wittwe dieſes Zwiſtes und floh, weil ſie von ihrem Schwager Karl Gewalt gegen ihre Kinder fürchtete, mit dieſen und von wenigen Treuen begleitet, zu Deſiderius, dem König der Longobarden. Da riefen die geiſtlichen und weltlichen Großen in Karlmanns Reich deſſen Bruder Karl (geboren 742) als ihren König aus. So kam das ganze große Frankenreich wieder unter einen einzigen Herrn.

In Karl war der Geiſt ſeiner Väter, daß er das Werk, welches ſie klug und tapfer begonnen hatten, vollendete, und die Macht der Kirche war mit ihm, welche dem Zweck ſeines ganzen Lebens das Siegel der göttlichen Weihe aufdrückte. Sein Zweck aber war die Einigung aller Völker des Abendlandes zu einem chriſtlichen Reich. Dieſen Zweck verfolgte er mit eiſernem Willen, und zermalmend ſchritt er über jeden, der ihm in den Weg trat; dieſem

Zweck ſchlachtete er das Theuerſte der Völker, die Freiheit, als Opfer. Für's deutſche Volk aber ward er der Schöpfer einer neuen Zeit, und er machte es zum Mittelpunkt, von welchem die übrigen Völker, gleichwie von der Sonne, Licht, Wärme und Leben empfangen ſollten.

Das erſte Werk, welches ihm gelang, war die Vereinigung des longobardiſchen Reiches mit dem fränkiſchen; dadurch legte er den erſten Grund zu ſeiner ſpäteren Herrlichkeit. Der Anlaß dazu war folgender: Deſiderius, der König der Longobarden, hegte großen Groll gegen Karl; denn dieſer hatte die Tochter des Deſiderius, mit der er vermählt geweſen war, auf dringende Mahnungen des Papſtes verſtoßen und ihrem Vater zurückgeſchickt. Als nun die Wittwe Karlmanns zu Deſiderius geflohen war, lag dieſer aus Rachſucht dem Papſt Hadrianus an, Karlmanns Söhne zu Königen der Franken zu ſalben; und weil Hadrianus aus Freundſchaft für Karl ſich deſſen weigerte, bedrängte Deſiderius das Gebiet der Kirche. Da ſandte Hadrianus zu König Karl und forderte ihn auf, dieſe geiſtliche Mutter, welche um ſeinetwillen leide, zu ſchirmen und zu rächen. Nicht lange ließ ſich Karl dazu bitten; ihn trieb nicht bloß die Pflicht der Schirmvogtei; — er wußte auch, daß ſeine Feinde bei Deſiderius gut aufgenommen und im Groll beſtärkt wurden; das wollt' er dieſem vergelten, und als Preis der Rache erſah ſich der junge Held die Krone der Longobarden. Alſo brach er im Jahre 773 mit zwei Heeren in ihr Land und ſtand, als wär' er aus der Erde gewachſen, plötzlich vor ihnen. Da kam nach dem erſten Angriff unſäglicher Schrecken über ſie, und ſie flohen, ſo ſchnell ſie konnten; Deſiderius warf ſich in ſeine feſte Stadt Pavia, ſein Sohn Adelgis vertheidigte ſich (mit Karlmanns Wittwe und Kindern) in Verona. Nun baute Karl rings um die ſteinernen Mauern Pavia's — eiſerne aus ſeinem Kriegsvolk, daß Deſiderius in ſeiner Hauptſtadt wie in einem Kerker ſaß; dann trug Karl ſein Schwert weiter durch's Longobardenland, und es wurde unter den Ferſen ſeines Heeres ſein eigen. Alle Städte öffneten ihm die Thore, und aus Verona führte er ſeines Bruders Hausfrau und Kinder heraus und wies ſie nach Frankenland, wo ſie

in Vergeſſenheit ſtarben; Adelgis aber war ihm entronnen. So zog Karl, als ob ein Engel vor ihm herflöge und ihm den Weg bahnte, unaufhaltſam in Welſchland weiter und kam (im Jahr 774) zum erſtenmal nach Rom. Dort feierte er das Oſterfeſt, beſtätigte der Kirche den Schenkungsbrief, welchen ihr ſein Vater Pipin gegeben hatte, und legte einen neuen über großes Gebiet feierlich auf St. Peters Reliquie. Dann kehrte er vor die Mauern Pavia's zurück, ſein Werk zu vollenden. Durch Hungersnoth und Seuche bedrängt, widerſtand ihm die Stadt nicht länger mehr, und Deſiderius ergab ſich ſeiner Gewalt; Karl ſandte ihn nach Frankreich, wo er in einer Kloſterzelle ſtarb. So war jetzt, nach des Königs Sturz, das ganze Longobardenreich bis auf das Herzogthum Benevent in Karls Gewalt und Karl vereinigte es mit dem ſeinigen und nannte ſich von jetzt an „König der Franken und Longobarden.“ Später (776) hat Adelgis mit Hilfe des Herzogs von Friaul die Selbſtſtändigkeit des Landes wieder zu erringen verſucht, aber nur dies ausgerichtet, daß Karl die alte Verfaſſung der Longobarden in Trümmer ſchlug und dem Lande die fränkiſche gab. Da iſt es in *Grafſchaften* zertheilt, da iſt der Zwang des *Heerbanns*, da ſind die *Reichsverſammlungen* und *Schöffengerichte* eingeführt worden, wie bei den Franken; ihr heimiſches *Recht* aber hat Karl den Longobarden gelaſſen und ein großer Theil Oberitaliens hat von ihnen den Namen *Lombardei* bis auf den heutigen Tag behalten. Um die Herrſchaft Unteritaliens haben die mächtigen Herzoge von Benevent ſich noch lange gegen Karl gewehrt und doch endlich ſeine Oberlehnsherrlichkeit anerkennen müſſen.

Inzwiſchen hatte Karl jenen Hauptzweck ſeines Lebens nicht aus dem Auge verloren, wozu gehörte: die Sachſen im *Glauben*, wie in der *Verfaſſung* mit den übrigen Deutſchen zu einigen, auf daß alle Deutſche fortan nur Glieder eines Leibes würden. Aber das edle Volk der Sachſen vertheidigte ſeinen alten Glauben immerfort um der heiligen alten Freiheit willen, und hat für alle Zeiten ein Beiſpiel gegeben, was ein Volk *kann*, wenn es nur *will*. Es breitete ſich, in vier großen Stämmen, von der Elbe bis gen den

Niederrhein aus und von den Mündungen der Ems und Weſer bis zu den Grenzen der Heſſen und Thüringer; zwiſchen dem Rhein und der Weſer ſaßen die Weſtphalen, von dieſem Strom bis an den Harz und den Diemelfluß die Engern, an der Saale und Elbe hinauf bis zur Trave die Oſtphalen, und in Holſtein die Nordalbingier. Dieſe alle lebten noch nach der uralten deutſchen Verfaſſung, in drei Ständen (nämlich: Edle, Freie und Freigelaſſene) und erkannten nur im Krieg das Anſehen von Herzogen an. Aber die Edlen wollten gar gerne ein Uebergewicht über die bloß Freien erringen, und die Tapferſten unter jenen verſammelten große Gefolgſchaften um ſich und brachen oft auf Abenteuer in das Land der verhaßten Franken ein. Dafür mußte das ganze Volk mitbüßen. Schon ein Jahr vor dem Kriege gegen die Longobarden (772) war Karl gegen die Sachſen in's Feld gezogen, und zwar ſo unvermuthet, daß ſie dem Ueberfall nicht widerſtehen konnten. Da mußte ihre ſtarke Feſte Eresburg an der Diemel (in der Gegend, wo heutzutage Stadtberg liegt) das Thor öffnen und Karl legte zum Trutz wider ſie fränkiſch Kriegsvolk hinein; ihr Heiligthum, die Irminſäule, wurde zerſtört. Bis an die Weſer kam der ſiegreiche Karl, dort friedete er mit ihnen, daß ſie ihm Geißeln gaben. Aber wie er aus ihrem Lande wieder fortgezogen war, ergrimmten ſie vor Scham, daß er ſo leichten Kaufs ſollte gewonnen haben, und wählten ſich tapfre Heerführer zum Kampf um die Freiheit. Die Edelſten von dieſen waren Albion bei den Oſtphalen und Wittekind bei den Weſtphalen. Dann brachen ſie in's Land der Heſſen ein und drangen bis gen Bierberg nicht weit von Fritzlar. Wie aber Karl aus Italien wiederkehrte, ſandte er vier Heerhaufen aus, welche die Sachſen zurück drängten; dann zog er ſelber (im J. 775) gegen ſie in's Feld, von Bonn aus über Siegburg und Eresburg bis gen Brunisberg (nicht weit von Höxter) an der Weſer; von dort aus verfolgte er ſie bis an den Ockerfluß. Da gaben viele von den Oſtphalen, und als er durch's Bückeburg'ſche zurückzog, gaben auch viele von den Engern ihm Geißeln, und zwei Anführer: Heßi und Bruno ließen ſich taufen; auch die Weſtphalen waren indeſſen in einer Schlacht bei Lübbecke an der Minde unter-

legen. Aber ſchon im nächſten Jahre, während Karl abermals in Italien war, um den Herzog von Friaul zu bekämpfen, rief Wittekind das Volk wieder auf, die theure Freiheit zu rächen. Da eroberten die Sachſen ihre Eresburg wieder und bedrängten des Königs Feſte Siegburg mit Macht. Kaum vernahm's Karl, ſo zog er, ſchnell wie immer, herbei; ſie aber wichen klug zurück. Karl jedoch hielt ſich an die, welche er friedlich auf ihren Höfen fand, und ließ dieſen die Wahl, ob ſie die Waſſertaufe oder die Bluttaufe von ihm haben wollten. So bedrängt nahmen ihrer Viele das Chriſtenthum an und gaben Geißeln. Hierauf ſtellte Karl die Eresburg wieder her, erbaute Karlſtadt am Urſprung der Lippe, zu Paderborn eine Kirche, und ſich ſelbſt ebendort eine königliche Pfalz; dadurch wollte er den Sachſen zeigen, daß er ohne Bang ſchon als Herr im Lande wohne. Nach Paderborn berief er auch im nächſten Jahre (777) den Reichstag und lud die Sachſen darauf; ſie ſollten in Frieden kommen und denſelben beſchwören. Da kamen viele Edle mit ihren Gefolgſchaften, verbürgten den Frieden mit Hab und Gut, Freiheit und Leben, und nahmen die Taufe. Nur Wittekind kam nicht. Der konnt' es in der Luft der Knechtſchaft nicht aushalten, d'rum war er zu ſeinem Schwager, dem Dänenkönig, geflohen, das treue Herz voller Beſchlüſſe, wie er ſeine Landsleute wider den fremden Machtherrn zur Eintracht bringe. Denn wenn ſie nicht alle treu zuſammenhielten, fürchtete er, daß ſie endlich doch der Uebergewalt erliegen würden.

Auf jenen Reichstag zu Paderborn war auch ein Fürſt der Araber gekommen, der zu Saragoſſa in Spanien herrſchte; der hatte viel von Karls Macht und Heldenthum gehört und flehte um ſeinen Beiſtand gegen den Fürſten zu Cordova. Karl erkannte darin einen Fingerzeig Gottes, daß er, wie ſein großer Ahnherr Karl „der Hammer" gethan, gegen die Ungläubigen ausziehen und den heiligen Glauben in Spanien ausbreiten ſolle, weil dies eines chriſtlichen Königs erſte Pflicht ſei. Alſo zog er aus Sachſen fort, bot alle Deutſchen, die zu ſeinem Reich gehörten, wie auch die Longobarden zum Heerbann auf, und führte denſelben (im J. 778) gen Spanien in den heiligen Krieg. In zwei große Arme theilte er den Strom

ſeines Heeres; der eine ſchlang ſich im Oſten zwiſchen den Abhängen der Berge und dem mittelländiſchen Meere in's Land hinein; der andere wälzte ſich von Weſten her über die Höhen der Pyrenäen hin und brauſte durch deren einſame Thalſchluchten. Und es eroberte Karl die Städte Pampeluna, Huesca und Saragoſſa und alsbald huldigte ihm alles Land bis an den Ebrofluß; hierauf verwandelte er die Landſchaft Catalonien in eine Grenzmark des chriſtlichen Frankenreichs gegen die Ungläubigen. Kaum hatte er, wie im Sturm geſiegt, ſo kehrte er wie im Flug gen Deutſchland heim; aber die Nachhut ſeines Heeres gerieth in der engen Schlucht bei Roncesvalles in einen Hinterhalt der wilden, freiheitstrutzigen Basken, und dieſe erſchlugen viele berühmte Helden Karl's, mit dem beſten von allen, dem Markgrafen Roland, von deſſen wunderbaren Waffen und Thaten allerorten viele Lieder geſungen wurden.

Während nun König Karl in Spanien focht, war durch ganz Sachſenland auf einmal die Kunde geflogen: „der Wittekind iſt wieder da!" Und der Wittekind flog wie ein Adler hinterdrein von Hof zu Hof und rief: „Rach' und Freiheit, Landsleute! Wer geht mit in's Frankenland?" Da ſprangen ſie von ihren Herden auf, ſchüttelten den Eid, welchen ſie dem fremden Herrn geſchworen, wie ein Joch von ſich ab, und folgten dem Wittekind, wie die Wolken dem Sturm. Alle Burgen Karls und alle Kirchen bis Deutz am Rhein warfen ſie nieder; dann zogen ſie den Strom hinauf bis Coblenz, und erſchlugen, der Rache vollauf zu thun, ſo viele Franken, als ſie konnten, beſonders die chriſtlichen Prieſter. Wie Karl es erfuhr, ſchickte er eilig ſeine Schaaren gegen ſie, aber die Freiheitsrächer waren derweil ſchon wieder an der Lahn hinauf heimgekehrt; nur wenige Haufen wurden von den Franken an der Eder erreicht und zermalmt. Wie nun Karl ſah, daß er immerfort gleichſam mit unſichtbaren Feinden zu kämpfen hatte, welche ſein Siegeswerk, ſo oft er den Rücken wandte, wieder einriſſen, ſo beſtand er erſt recht hartnäckig auf der völligen Ausführung ſeines Plans. D'rum kam er im andern Jahr (779) ſelbſt und trotzte den Sachſen Frieden und Geißeln ab. Im nächſten Jahr bezwang er dann den Bardengau,

der zwiſchen der Weſer und der Elbe lag, ſetzte Prieſter in's Land baute Gotteshäuſer und Klöſter, und gebot den Sachſen, daß ſie der Kirche den Zehnten geben ſollten, wie er's auch in ſeinen andern Ländern eingeführt hatte. Wohl ergrimmten die freien Sachſen darüber, aber, da des Königs Hand ſchwer auf ihnen lag, mußten ſie ihren Grimm verbergen. Da wähnte Karl in freudigem Stolz: nun hätte er ſie endlich doch unterjocht, und fuhr ſorglos gen Rom. Dort taufte ihm der Papſt Hadrianus ſeinen Sohn, welcher den Namen Pipin und die Herrſchaft über das Königreich Italien erhielt; ſeinen andren Sohn Ludwig ſetzte er als König über Aquitanien; ſein älteſter Sohn Karl aber zog allenthalben mit dem Vater und focht deſſen Schlachten mit.

Die Sachſen ſchliefen indeſſen nicht. Wie einſt Hermann und die Cherusker die ſtolzen Römer getäuſcht hatten, ſo machte jetzt Wittekind mit ſeinen Sachſen den König ſicher, daß dieſer dem Volke deſſen eigene Edlen zu Grafen über die Gaue gab, und es (782) ſogar zum Heerbann wider das ſlaviſche Volk der Sorben aufbot, welches zwiſchen der Elbe und der Saale ſaß und in Thüringen eingebrochen war. Die Sachſen kamen auch in Wehr und Waffen; aber plötzlich kehrten ſie ſich gegen die Franken um, denen ſie helfen ſollten, und ſchlugen ſie an der Weſer auf dem Süntelberg. Da ſchwur der König, es den Sachſen zu gedenken, und kam mit ungeheurer Heeresmacht. Nicht mehr wie Feinde, ſondern wie Sklaven, die ſich empört hatten, behandelte er ſie in ſeinem Zorn; er legte ihr Land wüſt, und ließ an einem Tage 4500 gefangene Sachſen zu Verden, wo die Aller in die Weſer rinnt, enthaupten. Das iſt ein ewiger Schandflecken auf ſeinem Angedenken; ſeht: zu ſolchen Unthaten kann auch einen großen Mann der Beſitz unbeſchränkter Macht und das Bewußtſein verführen, daß er Niemandem auf Erden Rechenſchaft zu geben braucht! Aber die Seele des Sachſenvolkes hatte er nicht tödten können; darin, gleichwie in einem Tabernakel, war die heilige Freiheit geborgen, — und auch der Wittekind lebte noch. Ehe ein Jahr vergangen war, ſtand ganz Sachſenland in lichterlohem Kampf, wie nie zuvor, und der Wittekind, wie der Geiſt der Rache, an der

Spitze des Landſturms. Auch die Frieſen, die es immer mit den Sachſen gehalten hatten, erhoben ſich jetzt wieder; doch erlagen ſie bald. Bei Detmold geſchah nun (im J. 783) eine furchtbare Schlacht zwiſchen Karl und den Sachſen, doch ohne andern Erfolg, als daß Karl nach Paderborn zurückwich, um neue Schaaren aus Frankenland herbei zu ziehen. Mit dieſen verſtärkt, wandte er ſich jetzt zum zweitenmal gegen die Sachſen, traf ſie bei'm Schlachtvörderberg an der Haſe und beſiegte ihr Heldenthum durch ſeine Kriegskunſt und Uebermacht. Dennoch unterwarf ſich das Volk ihm noch nicht, ſondern focht zwei Jahre lang trutzig um die Freiheit fort, während Karl unabläſſig das Land mit Feuer und Schwert verwüſtete. Endlich erkannte er, daß er mit ſeiner ganzen Königsmacht gegen die unverſiegbare Kraft, welche ein Volk von der Freiheit empfängt, nichts Beſſeres vermöge, als: wie ein Henker zu würgen, und nun ſtand er von dem Vorſatz ab, die milde Lehre Jeſu Chriſti durch Menſchenopfer einzuführen. Darum behandelte er jetzt die, ſo ſich ihm unterworfen hatten, ſanfter und gnädiger, ſchrieb einen Tag zu Paderborn aus, und gab den Sachſen ein Geſetz, welches in vielen Stücken klug erdacht und heilſam war, aber den Zweck dadurch verfehlte, daß die Strafen, durch deren Androhung Karl die Einführung des Chriſtenthums und die Ehrfurcht davor ſichern wollte, zu ſtreng waren. Beſonders erbitterte die Sachſen das Gebot, daß ſie der chriſtlichen Kirche (zum Unterhalt der Prieſter) den Zehnten geben ſollten; dieſen hielt Karl für eine heilige Pflicht, aber die Sachſen ſahen nichts weiter d'rin als einen Tribut, den ſie ihren Ueberwindern entrichten müßten. Gleichwohl waren ſie jetzt für einen offenen Kampf allzuerſchöpft; d'rum ließen ſie das Harte über ſich ergehen, um wenigſtens ungeſtört ihre Kräfte wieder ſammeln zu können. Von Paderborn aus ſchickte Karl auch zu dem Wittekind in den Bardengau und lud ihn zu einem Friedensgeſpräch zu ſich; dafür verſprach er ihm frei Geleit und gab ihm Geißeln zu deſſen Bürgſchaft. Und es kam der edle Held (im J. 785) zu Karl nach Attigny und freute ſich, den Mann von Angeſicht zu ſehen, gegen welchen er ſo lang gekämpft hatte; Karl aber empfing ihn mit hohen

z. S. 105.

Ehren und ſprach zu ihm von der Lehre des Heils ſo weiſe und eindringlich, daß Wittekinds Herz von der göttlichen Kraft derſelben überwältigt ward. Da nahm Wittekind die Taufe an und Karl ſelbſt ward ſein Pathe; gar viele Edle, auch Albion, thaten desgleichen, und viele Freie, die zu allen Zeiten auf den Wittekind, als ihr Vorbild, geſchaut, ahmten auch jetzt ſein Beiſpiel nach und wurden Chriſten. — Wittekind aber hat von da an nicht mehr gegen die Franken gefochten, weil er ſah, daß das Schickſal ſeines Volkes erfüllet ſei. Nachmals iſt von ſeiner Bekehrung die Sage aufgekommen, daß er in der ſtillen Woche als Bettler verkleidet in Karls Lager gegangen ſei und am Oſtertage, da der Prieſter während der Meſſe die Hoſtie erhob, in derſelben ein lebendiges Kindlein von himmliſcher Schönheit erblickt habe; und nach der Meſſe ſei er erkannt und vor den König geführt worden, dem er das Wunder erzählt. Darauf habe er ſich taufen laſſen und auch die andern Herzoge der Sachſen bewegt, daß ſie den Krieg aufgaben. — Anders hat Ratbod, der Fürſt der Frieſen, gethan; der ließ ſich, auch als ſein Volk unterlag, doch nicht taufen und ging lieber in die Verbannung. Seit dieſer Zeit hat das Chriſtenthum im Sachſenland tiefer Wurzel zu faſſen angefangen, und es ſind Kirchen, Bisthümer und Klöſter gegründet worden, damit der Trotz der freien Herzen durch die Lehren der Prieſter leiſe und unmerklich zum Gehorſam niedergebeugt würde. Aber das Volk vergaß dabei ſeine Freiheit noch nicht, ob auch die Edlen Volk und Freiheit aufgegeben hatten, um im ungeſtörten Beſitz ihrer Güter bleiben zu können.

Bald darauf unterwarf Karl auch die Britonen, die den Franken ſchon lange zinsbar geweſen waren und ſich nun hatten unabhängig machen wollen. Auch eine Verſchwörung im Innern des Reiches erſtickte er ſchnell. Dann fuhr er abermals nach Rom zu ſeinem Freunde, dem Papſt Hadrianus, und zwang (787) den Arichis, Herzog von Benevent, einen Eidam des Deſiderius, ſeine Oberherrlichkeit anzuerkennen.

Damals bangte auch dem andern Eidam des Deſiderius, dem Baierherzog Thaſſilo, vor dem Zorn Karls, weil er ſich als freier

Fürſt unabhängig vom Frankenreiche behaupten und dem König nicht als Oberlehnsherrn gehorchen, noch den Heerbann leiſten wollte; d'rum ſchickte er jetzt Geſandte an den Papſt, um durch dieſen des Königs Verſöhnung zu gewinnen. Aber der König wollte ſie ihm nur dann gewähren, wenn Thaſſilo auf den Reichstag nach Worms käme, und dort die Eide der Treue erneuere, welche er ſchon in jungen Jahren dem König Pipin hatte ſchwören müſſen. Ueber dies Gebot erwachte jedoch Thaſſilo's fürſtlicher Stolz wieder und er kam nicht gen Worms. Solche Verachtung der Königsmacht wollte Karl — ſchon um das ſchlimme Beiſpiel zu erſticken — mit allem Nachdruck rächen, und zog mit drei Heeren in's Baierland. Wie nun Thaſſilo ſich rings umſtellt und nirgends mehr einen Ausweg ſah, übergab er, ſeinen Schmerz und Grimm verbergend, dem König ſein bis dahin unabhängiges Herzogthum und empfing es von dieſem als ein Lehen zurück. Hierauf ging der König nach Ingelheim am Rhein in ſeine Pfalz, und Thaſſilo voll Scham zu ſeiner ſtolzen Hausfrau heim; dieſe ſchalt ihn verächtlich wegen der großen Schwäche, die er bewieſen. Da raffte ſich Thaſſilo wieder auf, verbündete ſich heimlich mit den Sachſen und Schwaben, und rief ſeine Nachbarn gen Oſten, die heidniſchen Avaren, zu Hilfe. Aber des König's Aug' und Ohr war überall. Wie Thaſſilo ſchon zum Kampf rüſtete, lud ihn Karl (im Jahr 788) plötzlich auf's Maifeld nach Ingelheim. Hoffend, den Mächtigen durch erheuchelte Ehrfurcht abermals zu täuſchen, kommt Thaſſilo. Da läßt ihn der König greifen und ſtellt ihn waffenlos vor die Großen des Reichs; vergeblich ſucht ſich Thaſſilo zu vertheidigen; ſeine Baiern ſelber zeugen wider ihn. Nun bekennt er, vom Schickſal zermalmt, ſeine Schuld, und die Richter ſprechen ihm das Todesurtheil. Der König aber will Gnade walten laſſen für Recht und ſtellt ihm ſelber die Wahl der Strafe frei. Da bittet der gebeugte Fürſt, daß er in ein Kloſter gethan würde, um ſeine Schmach in Vergeſſenheit begraben zu können. Alſo geſchah's. Aber auch ſeine Hausfrau und ſeine Kinder mußten ſein Geſchick theilen. So konnte Karl jetzt endlich das in's Werk ſetzen, wornach er ſchon lange getrachtet hatte; er vereinigte nämlich Baiern völlig mit

dem Frankenreiche; kein unabhängiger Herzog ſollte mehr in dem Lande herrſchen, ſondern ein Graf als Beamter des Königs es verwalten.

Im nächſten Jahre breitete Karl den Ruhm ſeiner Waffen auch über der Elbe bei den heidniſchen Wilzen aus und zwang ſie zu Eid und Geißeln. Dann raſtete er eine Weile und ſann über die Ausdehnung des Reichs und die Verbreitung des Chriſtenthums in jenen Ländern, welche von Baierland gegen Aufgang lagen. Dort ſchweiften die Erbfeinde der Deutſchen und der Schrecken aller Chriſten, die wilden Avaren, von ihren Ringburgen aus, in welchen ſeit den Hunnenzeiten gar große Schätze zu Hauf lagen, weit umher; ſchnell wie der Blitz, waren ſie bald hier, bald dort; heut' überwunden und verſchwunden, ſtanden ſie morgen wieder ſengend und brennend mitten im Chriſtenland. Dies wollte Karl nicht länger dulden, und ſo bot er zum erſtenmal alle Deutſchen, auch die Sachſen und Frieſen, zum gemeinſamen Heerbann auf und führte ſie (im J. 791) von Regensburg, wo ſie ſich verſammelt hatten, zu Ehren Chriſti und deutſchen Heldenthums, gegen die Avaren an den Ufern der Donau hinab. In drei Maſſen theilte er das Heer; die Oſtfranken, Thüringer und Sachſen ließ er am linken Ufer des Stroms hinziehen, die Weſtfranken, Schwaben und Baiern führte er das rechte entlang, die Frieſen aber fuhren zu Schiff zwiſchen beiden in der Mitte. Am Ennsfluſſe, welcher die Grenze zwiſchen den Baiern und Avaren machte, hielt das Heer Raſt. Da kam gute Botſchaft, daß Pipin, des Königs Sohn, der von Italien her gegen die Avaren ausgezogen war, ſie furchtbar geſchlagen habe. Karl betrachtete dies als ein glückliches Vorzeichen, daß Gott mit ſeinen Streitern ſei. Nun betete das Heer drei Tage lang; dann überſchritt es die Grenzen des Avarenlandes. Voll Schrecken floh das wilde Volk. Die Deutſchen ſtürmten hinter ihnen her, zerſtörten die Ringburgen und fanden d'rin die ungeheuern Schätze. Bis an den Raabfluß in Ungarn kamen ſie und machten alles Land bis dorthin zu einem Theil des Frankenreichs; darnach zogen ſie heim mit koſtbarer Beute und mit vielen Gefangenen. Die Avaren aber, ſo ſchnell Karl ſie auch

beſiegt hatte, gaben ſich noch nicht für verloren und warteten, in ihre Steppen zurückgezogen, bis der König wieder ferne war.

Damals kam ſchweres Herzeleid über Karl durch ſeinen unehelichen Sohn Pipin, welcher ſich mit mehren Großen verſchworen hatte, den Vater und die Brüder zu ermorden. Aber das böſe Vorhaben wurde entdeckt; im Kloſter Prüm büßte es der ungerathene Sohn. Ueber dem Kummer vergaß jedoch Karl ſeine Pläne und das Wohl ſeiner Völker ſo wenig wie in den Kriegen; er faßte in jenen Tagen einen Plan, der ein rechtes Zeugniß giebt, wie tief er die Einigung Deutſchlands im Herzen trug. Die Donau wollte er mit dem Rhein durch einen Kanal zwiſchen der Altmühl und der Rednitz verbinden und ſo dem Handel vom Morgenland bis zur Nordſee eine neue Straße anweiſen, den Deutſchen zu Nutz und Frommen. Mit Eifer begann er dies Werk und mit Beharrlichkeit förderte er es; aber die Ungunſt der Witterung unterbrach den Fortgang und neue Kriege verhinderten die Vollendung.

Denn die Sachſen waren wieder aufgeſtanden, ergrimmt darüber, daß ſie, wie pflichtige Knechte, in fernen Ländern des Königs Schlachten ſchlagen ſollten, und hatten die chriſtlichen Prieſter ermordet oder verjagt. Auch bedrängten die Araber das Gebiet der Franken in Spanien. Wie nun der König ſein Heer aus Baiern zurückzog, um die Feinde in der Ferne zu bändigen, brachen auch die Avaren aus ihren öden Steppen wieder hervor und begannen ihr altes Weſen. In ſolcher Bedrängniß entfaltete Karl die ganze Kraft ſeines Charakters. Gen Spanien ſandte er tapfre Grafen, welche die Furcht vor ſeiner Macht wiederherſtellten, und ſpäter focht ſein Sohn Ludwig dort ſiegreich gegen die Ungläubigen. Gegen die Sachſen zog er ſelbſt (794) über den Main, (ſein Sohn Karl über Köln,) und ſtellte die Ruhe her. Um ihnen fortan näher zu ſein, und ſich, ſo bald ſie ſich regten, mit ganzer Macht auf ſie werfen und ſie erdrücken zu können, ſchlug er ſeinen Hofhalt zu Aachen auf, welches er der warmen Quellen wegen liebte, und machte es zum Mittelpunkt ſeines großen Reiches. Einen wunderherrlichen Dom zu Ehren der heiligen Maria und einen prachtvollen Pallaſt ließ er

von welſchen Meiſtern dort bauen und richtete ſeinen Hof mit großem Prunk ein. Dorthin kamen zu ihm Geſandte Leo's III., welcher nach Hadrians Tode (im J. 795) den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, und brachten ihm die Schlüſſel zu St. Peters Grab mit dem Banner der Stadt Rom. Auch Tudun, ein mächtiger Häuptling der Avaren, kam nach Aachen, ward ein Chriſt und huldigte dem größten König der Chriſtenheit.

Bald darauf vollendete Karl die völlige Zerſtörung der avariſchen Herrſchaft; dies vollbrachten ſein Sohn Pipin (796), der tapfere Graf Gerold, welcher Baiern verwaltete, und Erich, der Herzog von Friaul. Und als die Mehrzahl des wilden Volkes durch's Schwert aufgerieben, der Reſt über die Waſſer der Theiß zurückgeſcheucht war, nannte Karl das ganze Land, wo es gehauſt hatte, die avariſche Mark und es wurde die Oſtmark des Reiches; er verſetzte vieles Volk aus Baiern, Sachſen und Franken dahin und übergab dem Biſchof von Salzburg die geiſtliche Obhut und einem Grafen die weltliche. Und die neue Oſtmark gedieh und wurde ſpäterhin „Oeſterreich“ genannt, und iſt zu allen Zeiten das feſte Bollwerk der Deutſchen gegen den Andrang aſiatiſcher Barbaren geweſen.

Inzwiſchen waren die Sachſen nicht müßig geblieben und hatten durch ihre Angriffe den König auf's Neue gereizt, ihre gänzliche Unterdrückung zu verſuchen. So kriegte er wieder 5 Jahre lang mit ihnen, ſchlug ſie öfters, verwüſtete ihr Land und verpflanzte ihrer gar Viele nach Franken, (ausgeriſſen aus der heimiſchen Erde würde ihre Freiheitsluſt verwelken, alſo hoffte er,) viele Franken verſetzte er dafür nach Sachſen. Auch gab er ihnen im J. 797 ein neues milderes Geſetz auf den Grund ihrer einheimiſchen alten. Darin gebot er ihnen abermals, ſeinem Heerbann zu folgen, die Kirchen zu ehren, und Wittwen und Waiſen nicht zu kränken. Aber ſie raſteten immer noch nicht. Arm, erſchöpft, ohne gewaltige Heerführer, Niemand zu Bundesgenoſſen, als ihre Wälder und Ströme, trotzten ſie für die Freiheit dem weiſen, kriegserfahrenen König, deſſen Macht von Jahr zu Jahr alſo wuchs, daß die Fürſten der entlegenſten Länder ihm

Botſchafter und Geſchenke ſandten, um ihm ihre Hochachtung zu bezeigen und ſeine Freundſchaft zu erhalten.

In ſolcher Herrlichkeit ſaß Karl im Jahre 799 zu Paderborn, und empfing Siegesnachrichten aus fernen Ländern. Da kam zu ihm der Papſt Leo III., als Flüchtling vor vielen Römern, welche ihn großer Vergehen angeklagt und grauſam mißhandelt hatten; von Karl, als dem Schirmherrn der Kirche, verlangte er jetzt Schutz und Gerechtigkeit. Karl gelobte ſie ihm; „er ſelbſt wolle nach Rom kommen, um zu unterſuchen und Gericht zu halten.“ Damals ſprach er noch außerdem manches Wort im Vertrauen mit dem Papſt und bereitete im Stillen ein Werk vor, deſſen Glanz bald darauf alle Völker des Abendlandes blendete. Als nun der Papſt mit großem Geleite von Biſchöfen und Grafen gen Rom wiedergekommen und dort wie ein Heiliger empfangen worden war, folgte ihm der König gar bald, und ſetzte ſich in der Peterskirche auf den Richterſtuhl, des Papſtes Sache zu unterſuchen. Da ſprachen alle Geiſtlichen, welche dazu verſammelt waren: „Das Haupt der Kirche dürfen die Glieder nicht richten.“ Leo aber beſtieg den Stuhl Petri und beſchwor auf's Evangelium ſeine Unſchuld.

Bald darauf war der König abermals in der Peterskirche zu ſchauen. Er feierte Weihnachten und kniete im Betſtuhl, verſunken in Andacht und in Gedanken an die Herrlichkeit des nächſten Augenblicks. Und wie er ſich wieder erhob, — ſiehe, da ſchritt vom Altare der Papſt, die Kaiſerkrone in den Händen tragend, auf ihn zu, ſalbte ihn und ſetzte ihm die Krone auf's Haupt. Frohlockend rief alles Volk: „Karolus Auguſtus! von Gott gekrönter, frommer, großer, friedebringender Kaiſer von Rom! Langes Leben ſei ihm und Sieg!“ Und der Papſt fiel vor dem neuen Kaiſer nieder und verehrte ihn als den höchſten Herrn der katholiſchen Chriſtenheit. Das war im Jahre des Heils 800, und im 324ſten, nachdem Odoaker das altrömiſche Kaiſerreich zernichtet hatte. So erſtand das neue deutſch-römiſche Kaiſerthum. Mit ohnmächtigem Verdruß vernahmen davon die Kaiſer in Konſtantinopel, welche ſich bis dahin noch immer als Erben des abendländiſchen Kaiſerthums betrachtet hatten; ihrer

DEISS & LEIDHECKER

z. S. 110.

leeren Eitelkeit war jetzt für immer jeder Anſpruch genommen, und ſie hießen bei allen Völkern nurmehr die „griechiſchen“ Kaiſer.

Die deutſch-römiſche Kaiſerwürde aber galt mehr als ein bloß von Menſchen übertragenes Amt, ſie galt als unmittelbar von Gott ſtammend, und das Haupt des Kaiſers umgab der geheimnißvolle Glanz der Majeſtät, wovon die freien Deutſchen bis dahin nichts gewußt hatten. Durch unbedingten Gehorſam ſollten ſie dieſelbe kennen lernen. Der Kaiſer glaubte, nur Gott allein, der ihn als allerhöchſten irdiſchen Herrn eingeſetzt, Rechenſchaft ſchuldig zu ſein; d'rum zieh' er jeden, der ſeinen Plänen und Beſchlüſſen widerſtrebte, oder ſich an ſeiner gleichſam geheiligten Perſon vergriff, des Frevels an Gott ſelbſt; das hieß nun „Majeſtätsverbrechen“ und wurde ſo hart beſtraft, wie früher in den Tagen der Freiheit Verrath an Volk und Vaterland. Und kraft dieſer göttlichen Berechtigung dünkte ſich der Kaiſer auch als urſprünglichen Herrn alles Grunds und Bodens, alſo daß jeder Beſitz nur gleichſam als „Lehn“ von ſeiner Gnade ausging und abhängig blieb. Damit ſich aber Niemand ſolcher Abhängigkeit entziehen könne, ließ ſich Karl von Allen, die über 20 Jahre alt waren, einen Huldigungseid ſchwören. So war nun das deutſche Volk, das doch durch freie Wahl den König erhoben, auf einmal gleichſam in Unterthanen verwandelt worden. Aber auch die Kirche mit ihrem Oberhaupt ſtand damals unter dem Kaiſer, und der Papſt war damals nicht mehr, als der erſte Biſchof im neuen heiligen römiſchen Reich; dieſe Unterwürfigkeit hatte Leo durch ſeinen Kniefall in der Peterskirche ausgedrückt und Karl im Bewußtſein ſeiner Kraft angenommen. So eifrig dieſer, aus Frömmigkeit und Weisheit, die Geiſtlichen, als Bekehrer und Lehrer, als Erzieher und Bildner des Volks, ehrte und an Anſehn und Gütern begünſtigte, eben ſo ſtreng wachte er doch darüber, daß ſie der kaiſerlichen Machtvollkommenheit nicht gefährlich wurden, daß ſie ſich von allzuſpitzfindigen Grübeleien über die Geheimniſſe Gottes fern hielten, und daß ſie dem Volk durch Sittenreinheit ein gutes Beiſpiel geben ſollten. Er ſelbſt wählte die Biſchöfe, berief deren Verſammlungen, und wohnte denſelben als Vorſitzer bei.

Daß nun dies neue Kaiſerthum, bei ſo erhabenen Begriffen von ſeiner Bedeutung, nicht zur furchtbarſten Tyrannei ausartete, davor ſchützte damals bloß Karls Charakter das deutſche Volk. Karl wollte aufrichtig deſſen Beſtes, obgleich er die Freiheit der Stämme unterdrückte, um ſie zur Einigung zu bringen, in welcher er einzig und allein ihr Heil ſah. Dennoch achtete er die Formen der alten Verfaſſungen; er ſammelte die alten deutſchen Volksrechte, ließ jene, welche bis zu ſeiner Zeit nur von Mund zu Mund fortgepflanzt waren, niederſchreiben, und ſuchte ſie zu verbeſſern. Wenn er neue Geſetze gab, ſo berief er die Stände zu einem Reichstag auf's Maifeld (wo die Heerſchau gehalten wurde) und gebot den Freien, dahin zu kommen (dreimal im Jahr ſollten ſie in der Volksverſammlung erſcheinen); dann trug er die Geſetze vor, und erſt durch die Zuſtimmung des Volks (d. i. der Freien) und der Reichsſtände (d. i. der höheren Beamten, weltlichen wie geiſtlichen,) wurden ſie gültig. Der Hauptzweck der Geſetze aber, welche er gab, war: die Kriegsmacht unerſchütterlich zu machen, die öffentliche Sicherheit und die Sittenzucht herzuſtellen und zu erhalten, die Ehrfurcht vor der Religion und ihren Dienern allgemeiner auszubreiten, Handel und Gewerbe zur Blüthe zu bringen, und endlich die Verwaltung des Reichs.

Höchſt wichtig war es für Karl, zu allen Zeiten ein wohlgerüſtetes Heer zur Hand zu haben; darum waren ſeine Geſetze über den „Heerbann" ſehr ſtreng. Jeder Freie, welcher vier Morgen Landes beſaß, mußte ſich nämlich auf eigene Koſten mit Waffen, Kleidern und Lebensmitteln auf drei Monate zum Kriege des Königs rüſten und in's Feld zieh'n, wohin dieſer es gebot; die, welche gar kein liegendes Gut beſaßen, mußten je zu fünf zuſammenſtehn und gemeinſchaftlich aus ihrer fahrenden Habe den ſechsten Mann rüſten. Wer dawider handelte, wurde an ſeiner fahrenden Habe gebüßt, wer das Heer verließ, mit dem Tode beſtraft. Weil nun Karl faſt Jahr für Jahr in den entlegenſten Ländern Kriege zu führen hatte (zu welchen er übrigens auch ſeine Lehnsleute und eine eigene Söldnerſchaar heranzog), ſo wurde der ſtrenge Heerbann den Freien eine

unerträgliche Laſt, und Grund und Boden verödete bei der Entfernung der rüſtigſten Männer. Die Grafen, welche als königliche Beamte in den Gauen, als deren Vorſteher, den Heerbann auszuſchreiben hatten, mißbrauchten ihre Gewalt gar häufig zu ihrem eigenen Vortheil und plagten durch ihre Willkür die Freien oft ſo lang, bis dieſe verarmten und ihr Gut den Unterdrückern zu Lehn übergaben, weil ſie dann von ihren neuen Herren günſtiger behandelt wurden, oder gar als Eigenthum, weil ſie nach dem Verluſt der Freiheit nicht mehr zum Kriegsdienſt gezwungen werden konnten. Um nun die Freien gegen die Beamtentyrannei zu ſchützen, ernannte Karl „Sendboten", welche alljährlich durch einen gewiſſen Bezirk reiſen, und in jedem Vierteljahr eine Volksverſammlung halten, die Mißbräuche einſehen und abſtellen und dem Reichstag über den Zuſtand des Landes getreu berichten ſollten. Solcher Sendboten waren für jeden Bezirk zwei beſtellt, ein geiſtlicher und ein weltlicher. Dadurch erhielt das Volk auch bei der Rechtspflege einen Rückhalt, weil jeder, der ſich im Recht gekränkt glaubte, ſich an die Sendboten wenden konnte. Das Gericht in den Gauen war alſo beſtellt: der Graf (gewöhnlich ein im Gau begüterter Edler) oder ſein Stellvertreter ſaß im Gau demſelben vor, ihm zur Seite die Schöffen, (nie weniger als 7) freie Männer, welche, ſtatt der früheren Rachinburgen, unter der Aufſicht des Sendgrafen frei gewählt wurden; die wieſen das Recht und ſprachen das Urtheil; der Graf vollzog es. Wo der König ſelbſt zu Gericht ſaß, umgaben ihn die weltlichen und geiſtlichen Großen ſtatt der Schöffen; an ihn oder ſeinen Stellvertreter, den „Pfalzgrafen", ging die letzte Berufung in Rechtsſachen. Dreimal im Jahr hielt der Graf ein „ungebotenes Gauding"; außerdem gab es gebotene, zu welchen die Partheien vorgeladen wurden. Und weil der Graf gleichſam im Namen des Königs, als höchſten Richters, dawar, ſo richtete er unter „Königsbann"; kam der Beklagte auf die dritte Ladung nicht, ſo verfiel ſein Gut dem „Königsbann." Auch der „Blutbann" (die Todesſtrafe) wurde damals eingeführt, und außerdem manche Leibesſtrafen, zugleich aber auch das Recht des Königs, zu begnadigen; das Recht der Selbſtrache wurde

abgeſchafft. Dagegen beſtand noch das Wergeld; denn der Begriff von der Nothwendigkeit eines Schadenerſatzes wurzelte gar tief im deutſchen Rechtsgefühl. Als Beweismittel galten noch immer der Zweikampf, das Gottesurtheil und der Eid, der wurde (ſchon ſeit den Merowingern) noch durch „Eideshelfer“ verſtärkt, welche ſchwuren, daß ſie an die Wahrhaftigkeit des Schwörenden glaubten. In den kleineren Bezirken der Gaue richteten „Centenare“ grade ſo wie die Grafen in allen Sachen, welche nicht das Leben, die Freiheit oder das Grundeigenthum angingen. Damals iſt auch das Kirchen- (kanoniſche) Recht in Deutſchland allmälig aufgekommen, beſonders in Beziehung auf Ehen und auf Teſtamente.

Mit bewunderungswürdiger Geiſteskraft und warmer Liebe ſtrebte Karl, das deutſche Volk zu bilden. Als Grundlagen der Bildung betrachtete er nicht bloß die Religion, die bürgerliche Ordnung durch's Geſetz und die Sittlichkeit, ſondern auch den Wohlſtand, und als Grundlagen deſſen ſuchte er wieder die Landwirthſchaft, den Handel und die Gewerbe herzuſtellen. In der Landwirthſchaft ging er ſelbſt (auf ſeinen Meierhöfen) mit dem beſten Beiſpiel voran, und gab auch weiſe Geſetze, um ſie wieder zur Blüthe zu bringen. Dem Handel zog er, nachdem der Kanalbau in Baiern unterblieben war, eine Landſtraße von Norden mitten durch Deutſchland bis an die Donau hinab; die führte über Bardewick, Magdeburg, Erfurt und Forchheim bis Regensburg. Allenthalben baute er dem Kaufmann Brücken und hielt ihm Märkte und Wege ſicher. Gute Münze ſchuf er und ſchuf gleiches Maß. Von Allem, was der Boden des deutſchen Landes oder der Werkfleiß hervorbrachte, gab er die Ausfuhr frei; nur verbot er in ſchweren Zeiten die der Lebensmittel und zu allen Zeiten die der Waffen; auch die Einfuhr belaſtete er nicht, da kamen bald gar viele Kaufleute aus den Ländern der Slaven und Griechen mit ihren Waaren gen Deutſchland, und immer lebhafter wurde der Verkehr. In den alten Städten, in des Königs Pfalzen und Meiereien, in den Sitzen der Biſchöfe wuchs auch ſchon die Gewerbthätigkeit rüſtig heran; aber die Handwerker waren, wie auch die Bauern, noch Hörige, oder wenigſtens von den großen Lehnsträgern abhängig.

Wie ein Vater für die Erziehung ſeiner Kinder, alſo ſorgte Karl für die des Volks. Dazu verwandte er die Mönche, und ſah ſtreng darauf, daß ſie in ihren Klöſtern Schulen anlegten und denſelben mit Eifer vorſtanden. Viele geſchickte Meiſter im Schreiben, Rechnen und Singen ließ er aus Italien kommen, um das Volk zu unterweiſen, deſſen einzige Kunſt bis jetzt der Krieg geweſen war. Durch ſeine eigene Lernbegierde gab er demſelben ein ſchönes Vorbild. Nach ſo vielen Siegen, in ſo großer Macht und Herrlichkeit, war's ihm die liebſte Freude, in alten Schriften zu leſen, wie auch: gelehrte Männer um ſich zu verſammeln und im vertraulichen Geſpräch ihres Rathes zu genießen. Am höchſten von allen dieſen ehrte er den Alkuin, einen angelſächſiſchen Mönch von edlem Geiſt und ſanftem Herzen, welchem er nebſt den wichtigſten geiſtlichen Geſchäften auch die Leitung des Schulweſens anvertraute. Neben Alkuin waren ihm auch Eginhard, ſein Geheimſchreiber, (welcher ſeine Lebensgeſchichte aufgezeichnet hat,) und die gelehrten Männer: Peter von Piſa und Paulus Diakonus, ein Longobarde, gar lieb und werth. Auch die ſchönen Künſte, deren herrliche Werke er in Italien kennen gelernt hatte, ſuchte er in Deutſchland heimiſch zu machen, beſonders die Baukunſt. — Aber — Eins vor Allem iſt's, wodurch er ſein deutſches Herz recht kund gab, — die Liebe, mit welcher er die deutſche Sprache pflegte, dies theure Erbgut des Volks! Wie eine zarte Pflanze richtete er ſie vom blutgedüngten Boden auf, und wartete ihrer als ſorgſamer, treuer Gärtner, daß ſie im Lauf der Zeiten zum ſtarken vieläſtigen Baum heranwuchs und mächtig rauſchte, wie die heiligen Eichen. Und wie ſich unſre Väter einſtens um dieſe, zu Gebet und Opfer, zu Gericht und Berathung gemeinſamen Wohls, verſammelt hatten, ſo fanden ſich die Deutſchen ſpäter, nachdem Karls ungeheures Reich wieder zerfallen war und grauſe Verwirrung hereinbrach, aus allen Gegenden an dem edlen, kerngeſunden Stamm ihrer Sprache wieder als Brüder zuſammen, als neugebornes, ſelbſtſtändiges Volk. Deutſch ſollten die Prieſter lehren und predigen, gebot Karl; — die deutſchen Heldenlieder ließ er ſammeln, und, indem er die freien Laute der deutſchen Sprache feſt-

8*

bannte in die Schrift, wie die Seele in den Leib, griff er werkthätig in die Zukunft hinein und bereitete es vor, daß die deutſche Schrift dereinſt die deutſche Freiheit vom Tod erwecken könne.

So ſchaffte Karl als Kaiſer für das Volk, dem er entſtammt war, unerſchütterlich wurzelnd im Vaterland, mit erhabenem Geiſt deſſen Größe und Herrlichkeit wollend, durch die Kraft ſeines Willens alles mit ſich fortreißend. So gelang es ihm auch, das Werk der Einigung Deutſchlands, das er ſo blutig begonnen und dreißig Jahre lang fortgeführt hatte, unblutig zu enden. Als höchſter Herr erkannte er da und bezeugte es aller Welt, daß nicht die Furcht eines Volks, ſondern daß allein der Vertrag es ſei, worauf ein Fürſt ſicher ſtehe. Und ſo lud er die Sachſen (im Jahr 803) auf einen Tag zu Selz und ſchlug ihnen vor, ſie ſollten ſich friedlich mit dem Frankenreiche vereinigen. Weder ihre Geſetze, noch die Freiheit der Rechtspflege wolle er antaſten, noch ſie mit Steuern und Zins beſchweren, ſondern in Allem den Franken, wie deren leibliche Brüder, gleichſtellen; alſo verſprach er ihnen, dafür ſollten ſie auch den Glauben und den König der Franken annehmen und ſeine Biſchöfe und Grafen erkennen, welche ſie lehren und ſchützen würden; nur ihre — Volksverſammlungen ſollten ſie nicht mehr halten! Da mochten ſich die Sachſen wohl beſinnen, ob ſie ſich nach mehr als 30 Jahren des Freiheitskrieges auf ſolche Bedingungen einigen ſollten. Aber die Adeligen unter ihnen wollten endlich wieder in den ruhigen Beſitz ihrer großen Güter kommen, und erwogen, daß die bloß gemeinen Freien das Meiſte zu verlieren hätten; ſo brachten ſie es dahin, daß der Friede geſchloſſen ward. Da wurde das Sachſenland in Biſthümer und Grafſchaften getheilt und auch der Zehnten an die Kirche geboten. Dennoch ſcheute der mächtige Kaiſer noch immer den Freiheitstrotz der Sachſen und verpflanzte im nächſten Jahr eine große Menge des Volks (ihrer 10,000, Männer, Weiber und Kinder,) vom heimathlichen Boden nach Flandern und in's Frankenland am Rhein.

Nun war es ſeine Abſicht, auch die ſlaviſchen Völker zu unterwerfen, zu Chriſten zu machen, und ihre Länder, welche ja in alten Zeiten von Deutſchen bewohnt worden waren, dem deutſchen Reiche

einzuverleiben. Schon lange hatte er mit den ſlaviſchen Völkern gekämpft, welche die Deutſchen haßten und keine Gemeinſchaft mit ihnen haben wollten, ja, ſie wohl gar gern zinsbar gemacht hätten. Nur die Obotriten hielten zu Karl und waren dafür bei allen andern Slaven übel angeſehen; Karl aber hatte ihnen, weil ſie ihm gegen die Sachſen treu beigeſtanden, das Land über der Elbe gegeben, woraus er die Sachſen verſetzt, — das heißt heut zu Tage Meklenburg. Die Wilzen hatte er ſchon im Jahre 789 zur Huldigung gebracht, und bändigte ſie ſpäter (812) abermals. Die Czechen konnte er nicht überwältigen; die bargen ſich vor ihm in den böhmiſchen Wäldern. In den Jahren 805 und 806 beſiegte Karl, des Kaiſers Sohn, die Sorben (zwiſchen der Saale und der Elbe) und zwang ſie, ſeinem Vater zu huldigen und Geißeln zu geben; da wurden wider ſie zwei Grenzburgen erbaut, aus welchen nachmals die Städte Halle und Magdeburg entſtanden ſind, und Karl ſchuf die ſorbiſche Mark.

Sein Hauptaugenmerk mußte er jedoch auf den Norden richten, von woher dem deutſchen Reiche durch verwegene Seefahrer aus deutſchem Blut Gefahr drohte. Das waren die Dänen (welche auch „Normannen" hießen). Sie hatten es immerdar mit den Sachſen gehalten und trotzten jetzt den Franken als Feinde. König Gottfried, ein gewaltiger Held, führte ſie zu Abenteuern und vermaß ſich gar: er wolle nach Aachen kommen und dort mit dem Schwert den Kaiſer aus ſeiner Pfalz herauspochen. Als aber Karl, des Kaiſers Sohn, ihm (808) entgegen gegangen war und deſſen Bundesgenoſſen geſchlagen hatte, zog ſich der Dänenkönig zurück in ſein Land, und warf an dem nördlichen Ufer des Eiderfluſſes, von der Nordſee bis zur Oſtſee hin, einen Grenzwall auf, der hieß das Danewirk; Karl aber ließ ihm eine Trotzburg hinbauen. Nicht lange darnach ſprangen jedoch die kecken Seefahrer plötzlich bei den Frieſen wieder an's Land, ſchlugen ſie und erzwangen ſich Tribut. Da zog Karl gegen ſie in's Feld und kam bis an die Weſer; dort empfing er die Nachricht: der Dänenkönig ſei todt; einer aus ſeinem Geleit hatte ihn erſchlagen.

Von da an (811) hielten die kriegsluſtigen Männer des Nordens mit den Franken Frieden, doch nur ſo lange als Karl lebte.

Am Abend ſeiner Tage ſaß nun der Kaiſer endlich in Ruhe in ſeiner ſchönen Pfalz zu Aachen, konnte an ſeinem Werke vollenden, was noch der Vollendung ermangelte, und konnte der Fülle ſeiner Herrlichkeit genießen. Die höchſte Würde der Chriſtenheit hatte er auch mit der höchſten Pracht umgeben und ſich einen Hof geſchaffen, wie jener der alten Kaiſer geweſen war. Gar viele hohe Würdenträger waren da zu ſchauen, und zuvörderſt der Erzkapellan, welcher des Königs Beichtvater war und alle geiſtlichen Geſchäfte ſo wie das Archiv unter ſich hatte; dann der Kanzler, welcher die Urkunden ausfertigte, — der Oberhofmeiſter, welcher der Dienerſchaft vorſtand, und der Oberſtkämmerer mit den Kammerherren, — der Marſchall, welcher die Pflege der kaiſerlichen Roſſe, der Oberſtjägermeiſter, welcher das Waidwerk, der Seneſchall, welcher die Tafel und die Reiſegeſchäfte beſorgte; der Pfalzgraf mit ſeinen Räthen pflegte das Hofgericht. Das war ein herrlicher Anblick, wenn alle dieſe Würdenträger in koſtbaren Feſtkleidern den Kaiſer umſtanden. Aber er ſelbſt überſtrahlte ſie Alle. Denn hoch von Geſtalt war er, gewaltig von Gliedern, die Augen voll Glut, die Stirn voll Majeſtät; ſein ehrwürdiges graues Haupt deckte die goldne Krone, von Gold und Edelſteinen ſtarrte ſein Kaiſermantel, funkelte ſein Schwert. Mit ſolchem Prunk umgab er ſich aber nicht aus thörichter Eitelkeit, und nicht für gewöhnlich, ſondern nur bei feierlichen Gelegenheiten, um dem Volke und den Geſandten fremder Könige, welche der Ruhm ſeiner Thaten ſogar aus dem fernen Morgenlande herbeigelockt hatte, die Erhabenheit der Kaiſerwürde deutlich auszudrücken. Für ſich ſelbſt hingegen liebte er nichts mehr als Einfachheit; gewöhnlich trug er Kleider nach vaterländiſchem Schnitt, von Linnen, ſo ihm ſeine Hausfrau oder ſeine Töchter ſelbſt geſponnen, lange Beinkleider, mit ſeidnem Band umſchnürt, — im Winter ein ſchlichtes Wams von Otterfell, darüber den Mantel, dazu immerdar das Schwert. Im Genuß der Speiſen und Getränke war er mäßig; bei Nacht unterbrach er gar oft ſeinen Schlaf, um entweder ſeines irdiſchen Reichs

zu gedenken, oder zu dem himmliſchen emporzublicken. Bis in ſein Alter liebte er jede Art von Leibesübung, Reiten, Jagen und beſonders Schwimmen, worin es ihm Keiner zuvorthat. Erſt in den vier letzten Jahren ſeines Lebens kam Siechthum öfters an ſeinen feſtgebauten Leib; das hatte er aber weniger vom Alter, als vom Gram. Denn einſam war er allmälig in aller Herrlichkeit geworden, die liebſten Freunde ſeines Herzens, zumal ſein theurer Alkuin, waren ihm geſtorben und ſeine zwei tapfren Söhne Pipin und Karl hatte er bald nacheinander (810 und 811) in's Grab gelegt.

Und der Gedanke an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Hoheit erſchütterte den frommen alten Kaiſer gar ſehr und oft erwog er mit ſchwerem Herzen, ob das mühſam vollendete Werk ſeines ganzen Lebens nach ſeinem Tode wohl Beſtand haben würde? Da berief er (im J. 813) die Großen des Reichs alle gen Aachen in ſeine Pfalz, zu ihnen ſeinen einzigen noch lebenden rechtmäßigen Sohn Ludwig aus Aquitanien her, ſtellte ihnen denſelben vor und ermahnte ſie, ihm fortan treu zu gehorchen. Am andern Tage führte er, im vollen Kaiſerſchmuck angethan, ſeinen Sohn in die Kirche, wo jene abermals verſammelt waren, und legt' ihm alle Pflichten eines Kaiſers in rührenden Worten an's Herz; dann hieß er ihn die Kaiſerkrone vom Altare nehmen und ſich ſelbſt auf's Haupt ſetzen. Darin ſollte er und ſollte die Welt erkennen, daß ſie von keines ſterblichen Menſchen Hand verliehen werden könne, ſondern daß der Kaiſer ſie von Gott allein habe. Dann ſchied er in tiefer Wehmuth von ſeinem Sohn, welcher in ſein Königreich Aquitanien zurückreiſte. Bald darauf (zu Anfang des nächſten Jahres, 814) wurde Kaiſer Karl krank und fühlte die Nähe ſeines Endes. Und am achten Tage der Krankheit (dem 28. des Januars) geſegnete er ſich wie einer, der ſich zur Reiſe bereitet, mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete die Hände und gab mit den Worten des Erlöſers: „In deine Hände befehle ich meinen Geiſt!" ſeine Seele dem Schöpfer zurück, im zwei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens. Da war große Beſtürzung im ganzen Reiche, wie wenn die feſten Säulen der Ordnung jetzt zuſammenbrechen müßten; die Armen und Bedrückten wehklagten um ihn, daß ſie in ihm

ihren Vater verloren, und alle ſtillen Tugenden ſeines Wandels, ſeine Milde und Barmherzigkeit zumal, kamen nun an den Tag. Die Leiche wurde koſtbar balſamirt, im vollen Kaiſerſchmuck angethan, auf einen goldnen Stuhl aufrecht geſetzt und auf dieſem hinabgeſenkt in die Gruft der Liebfrauenkirche zu Aachen, welche er erbaut hatte. Dort ſaß nun Kaiſer Karl, als wäre er noch lebendig, im golddurchwirkten Mantel, mit der Krone auf dem Haupte, goldne Schuhe an den Füßen, das Schwert und die Pilgertaſche um die Lenden, Schild und Scepter zu ſeinen Seiten. Dann ward das Gewölbe mit Spezereien erfüllt und verſchloſſen. Sein Ruhm blieb auf Erden unvergeſſen, und mit Recht haben ihn alle Völker „Karl den Großen“ genannt.

2.

Der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter.

Göthe.

Voll guten Willens ergriff Karls des Großen Sohn, Ludwig, die Herrſchaft. Aber mit dem guten Willen allein iſt eines Fürſten Pflicht und Amt noch nicht erfüllt; Verſtand muß er dazu haben, immer das Rechte zu erkennen, und Kraft, es durchzuführen. Grade dieſe beiden Eigenſchaften aber gingen dem Sohne Karls des Großen ab; und ſo ward Ludwigs Milde zur Schwäche, und dieſe Schwäche dem Volk wie ihm ſelbſt zum Verderben.

Als er zu regieren anfing, erſchrak er, wie ihm von allen Seiten das Nothgeſchrei des Volks zu Ohren ſcholl. Da kamen viele Klagen, wie untreu die Beamten bis jetzt gewaltet hatten. So wenig alſo hatte ſogar ein gewaltiger Herrſcher das Volk vor der Willkür der Großen ſchützen können; — wie viel weniger konnt' es ein Schwächling! Dennoch ſtrengte Ludwig im Anfang all' ſeine Kräfte an; er ſchickte Männer, die er für rechtſchaffen hielt, als „Sendboten“ in alle Marken des Reichs, um den Unterdrückten zu ihrem Recht zu helfen, und denen, die durch Liſt oder Gewalt ihre liegen-

den Güter und ihre Freiheit an den Adel oder an die Geiſtlichkeit verloren hatten, beide wiederzuſchaffen; auch gab er den Edelingen und Freien der Sachſen ihre Erbgüter wieder, welche ihnen ſein Vater genommen hatte. Ueberdies ſicherte er die Grenzen des Reichs gegen die ſlaviſchen Völker und gegen die Basken, und zwang den Herzog von Benevent, auf's Neue zu huldigen und Zins zu geben.

Ueber Italien herrſchte damals Ludwigs Neffe, Bernhard, der Sohn Pipins, unter Oberhoheit des Frankenreichs, und zu Rom, nach dem Ableben Leo's, der Papſt Stephan IV. Dieſer ließ, als er den Stuhl ſeiner Vorfahren beſtieg, ſein Volk dem Kaiſer ſchwören, und kam im Jahr 816 ſelber zu ihm nach Deutſchland, um ihm zu huldigen. Da gewahrte er mit großen Freuden Ludwigs Frömmigkeit und Demuth, und beredete ihn, daß er ſich die Kaiſerkrone, die er ſich einſt ſelbſt vom Altare genommen, nun von der Hand des Papſtes aufſetzen ließe. Dies geſchah auch wirklich zu Rheims im Jahre 816. Von der Zeit an ergab ſich Ludwig immer mehr dem Einfluß der Geiſtlichkeit, beſonders ſeit er zu Aachen auf wunderbare Weiſe aus Todesgefahr errettet worden war. Bald darnach (im J. 817) theilte er das Reich unter ſeine drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig, alſo: — Lothar, dem älteſten, gab er den Kaiſertitel und nahm ihn zum Reichsgehilfen, dem Pipin verlieh er die Herrſchaft über Aquitanien, und dem Ludwig die über Baiern und über die avariſchen und ſlaviſchen Länder. Dadurch ſchuf er jedoch überall Mißvergnügen, am meiſten aber in Italien. Dort ſtellten die Biſchöfe und Großen dem König Bernhard vor, wie arg ihn ſein Oheim, der Kaiſer, bei der Theilung übervortheilt habe, und reizten ihn, ſich von dem Frankenreich unabhängig zu machen. Aber bevor noch Bernhard zu ſolchem Endzweck ſeine Heeresmacht geſammelt hatte, zog Ludwig ſchon gegen ihn aus, und nun verließen plötzlich die Welſchen zaghaft ihren König. Da warf ſich dieſer im vollen Vertrauen ſeinem Oheim zu Füßen und gab ſich deſſen Gnade heim. Aber Irmengard, die Kaiſerin, wollte Italien einem von ihren Söhnen verſchaffen, und lag ihrem ſchwachen Gemahl an, daß er ſeinen Neffen blenden ließ. Als dieſer nun drei Tage nach dem Verluſt des

Augenlichts an den Folgen der Mißhandlung (818) ſtarb, hatte Ludwig nicht mehr Raſt noch Ruh', und, wie auch die Kaiſerin bald darauf verſchied, zitterte er verzweiflungsvoll vor dem Strafgericht Gottes. Da ſchenkte er mit vollen Händen an die Kirche und an die Armen, um Gottes Barmherzigkeit für ſeine arge That zu erwerben. Seinem Sohn Lothar aber gab er das Reich Italien, welches der verſtorbene Bernhard gehabt hatte. Eben durch dieſen Lothar iſt er nachmals ſchwer gezüchtigt worden; denn keine Krone und kein Salböl ſchützen vor der Rache; an einem unſichtbaren Bande reißt der Schuldige ſelbſt ſie immer näher zu ſich heran.

So bußeifrig nun der verwittwete Kaiſer war, ſo widerſtand er doch der Begierde nicht, und hielt gar bald Rundſchau über die ſchönſten Frauen ſeines Reiches. Am beſten gefiel ihm Judith, die Tochter des Welf, aus einem edlen alten Geſchlecht, das in Schwaben und Baiern gar reich an Gütern war. Und er nahm Judith zur Hausfrau. Dieſe hatte ihn bald ſo feſt in Liebe gefangen, daß er ihr thöricht alles zu Willen that; nur an ihr und an der Geiſtlichkeit hingen all' ſeine Gedanken, und darüber vergaß er völlig ſein Reich. Da merkten die Völker, die an den Grenzen wohnten, daß Karls des Großen Schwert in der Scheide roſte, und ſie ſtürmten von allen Seiten her wider das Reich. Die Britonen verweigerten den Zins, die Normannen kreuzten an den Küſten Flanderns, im Süden ſchweiften die Araber mit Mord und Brand durch die ſpaniſche Mark, und im Oſten ward der ſlaviſche Fürſt Liudwit gewaltig; der ſchlug drei fränkiſche Heere, welche wider ihn über den Savefluß ausgezogen waren, und trotzte vier Jahre lang in ſeiner Felſenburg, bis er endlich durch Meuchelmord erlag. Zu gleicher Zeit unterdrückten und mißhandelten daheim die Grafen und Edlen das Volk, riſſen das Land an ſich, trieben Zölle für ſich ſelber ein, ſchlugen eigne Münze, und thaten, als wären ſie die Herren und kein König und Kaiſer mehr über ihnen. Bei ſolcher Willkür kam jeder drauf, ſich ſelber Recht zu ſchaffen; da ward das Land voll Raub und wilder Gewalt, und niemand mehr ſicher weder unterwegs noch daheim. Zu allem dem kam noch Hungers- und

Waſſersnoth. Der Kaiſer aber griff nicht zum Schwert, ſondern ſuchte den Zorn Gottes durch Buße und Gebet zu verſöhnen. Ja, er vermehrte noch die Verwirrung, indem er aus Liebe zu ſeinem Sohn Karl, welchen ihm Judith im Jahre 823 geboren hatte, die Theilung, welche er zwiſchen ſeinen drei Söhnen aus erſter Ehe gemacht, im Jahre 829 umſtieß, um auch ſeinem Liebling Karl ein Reich zu ſchaffen. Da ergrimmten die drei Brüder Lothar, Pipin und Ludwig um ihr Recht, vergaßen, daß der, welcher ſie drum kränken wollte, ihr Vater ſei, und zogen als Feinde wider ihn aus; das Volk entſetzte ſich über den Frevel, aber die Großen frohlockten im Stillen. Und es geſchah im Jahr 830 das Unerhörte, daß das Heer den Kaiſer plötzlich verließ, und der Vater in Gefangenſchaft ſeiner drei Söhne kam. Dieſe verſtießen ihre Stiefmutter, die Kaiſerin, in ein Kloſter, und Lothar, der ruchloſeſte von ihnen, übergab ſeinen Vater den Geiſtlichen, welche ihn überreden ſollten, dem Reiche zu entſagen und Mönch zu werden. Aber die Geiſtlichen gedachten, wie ihnen der Kaiſer immer ganz und gar ergeben geweſen war und es auch künftig ſein werde; drum bewegten ſie die Herzen der zwei andern Brüder, Pipins und Ludwigs, und das Mitleid des Volkes für den Kaiſer, und alſo kam dieſer wieder auf den Thron. Da verbannte er den Lothar von ſeinem Antlitz nach Italien und gönnte ihm wohl dieß Reich, doch nicht mehr den Kaiſertitel; aber die Noth hatte ihn nicht klug gemacht und die Liebe zu ſeinem jüngſten Sohne Karl verführte ihn bald zu neuer Ungerechtigkeit gegen Pipin und Ludwig; er theilte ihre Reiche, um Karl ausſtatten zu können. Darüber vereinigten ſich nun Pipin und Ludwig plötzlich wieder mit Lothar (833), und der Papſt, Gregor IV., heiligte den Bund. Bei Kolmar erwarteten die drei feindlichen Söhne ihren Vater, den Kaiſer Ludwig; dieſer aber ſtand mit ſeinem Heer bei Worms. Dorthin kam der Papſt zu ihm und beredete ihn, ſich den Söhnen zu unterwerfen; zugleich wichen alle ſeine Krieger treulos von ihm, bis auf wenige, welche noch Ehr' und Gewiſſen hatten; zu dieſen ſprach er in ſeinem bittren Herzleid: „Warum harret ihr aus bei mir aufgegebnem alten Mann? O geht zu den Glücklichen, damit euch die

Treue nicht verderbe!“ Darauf ging er ſelbſt zu ſeinen Söhnen hinüber und ſie nahmen ihn wieder gefangen; das geſchah auf einem Feld im Elſaß, nicht weit von Thann, das heißt das „Lügenfeld“ zum ewigen Andenken der Untreu. Darauf führte der ruchloſe Lothar ſeinen Vater nach Soiſſons und verſchloß ihn in einem Kloſter. Dort drängten ſich, auf Lothars Geheiß, viele Geiſtliche an den tiefgebeugten Kaiſer und beſtürmten bei Tag und bei Nacht ſein ſchwaches Gewiſſen und ſeinen ſchwachen Verſtand ſo lange, bis daß er endlich zerknirſcht nach ſeines Sohnes Willen that. Im Gewand eines Büßers ſchritt er in die Kirche, und las dort, auf einem härenen Sack knieend, unter heißen Thränen ein Verzeichniß ſeiner Sünden vor allem Volke ab. Hierauf ward er der Waffen entkleidet, und ſo glaubte Lothar, daß er auch zur Herrſchaft fortan unfähig ſei, und verlangte, daß er ſich das Haupt ſcheren laſſe und ein Mönch werde. Da flammte die Scham in dem herabgewürdigten Kaiſer noch einmal auf, und die Liebe zu ſeinem Sohne Karl, um deſſen willen er dies Alles gelitten hatte, gab ihm Kraft, ſich des Anſinnens zu wehren. Auch fürchteten ſeine zwei andren Söhne, Ludwig und Pipin, daß ihr Bruder Lothar, wenn auch dies Aeußerſte vollbracht ſei, die Alleinherrſchaft ergreifen möchte; denn ſie kannten ſein treuloſes Gemüth. Drum kamen ſie jetzt zur Rettung ihres Vaters, und das Volk, über Lothars Frevel empört, ſtand ihnen bei. So wurde der alte Kaiſer abermals befreit und Herr im Reich. Doch ſein erſtes Geſchäft war, — es wieder zu theilen; nur daran dachte der thörichte Greis, nicht an die Nöthe des Reichs durch die Normannen und Araber, nicht an die Unterdrückung des Volks durch eben die treuloſen Sendboten, welche es vor der Willkür der Grafen ſchützen ſollten, nicht daran dachte er, wie die Geiſtlichkeit, deren Güter er von Abgaben befreit, und der er eigene Gerichtsbarkeit gegeben hatte, ſchon ſo hoch emporgewachſen war, daß der Arm der weltlichen Macht ſie nicht mehr erreichen konnte; für alles dies gab ſie ihm nichts als den Beinamen des „Frommen“! Als aber ſein Sohn Pipin geſtorben war, wollte der alte Kaiſer, von ſeiner Gemahlin verführt, zwiſchen Lothar, dem er Alles verziehen hatte, und

z. S. 124.

ſeinem Liebling Karl theilen; Pipins Söhne ſollten ausgeſchloſſen ſein und Ludwig blos Baiern behalten. Aber die Aquitanier erhoben ſich für den Sohn ihres todten Königs Pipin und Ludwig zog (840) gegen ſeinen Vater in's Feld. Da ward der alte Kaiſer plötzlich krank, und ſtarb auf einer Inſel im Rhein, Ingelheim gegenüber, ſo erbärmlich, wie er gelebt hatte; im Irrſinn glaubte er den „böſen Feind" vor ſeinem Todbett zu ſehen und wollte ihn verſcheuchen. Er konnte es nicht. Der böſe Feind aber war die Zwietracht; die goß an ſeiner Leiche den Fluch der Ohnmacht über ſein Geſchlecht aus, dafür, daß es Land und Leute grad nur wie einen Blutacker zerſtückelte.

3.

. . . Das Band der Länder iſt gehoben,
Und die alten Formen ſtürzen ein.

Schiller.

Nach dem Tode Ludwigs des Frommen kam die Treuloſigkeit erſt recht an den Tag und deſſen Bruder Karl erkannte, daß Lothar es mit ihm eben ſo falſch meine wie mit ſeinem andern Bruder Ludwig, welcher der „Deutſche" hieß, und daß Lothar, weil er den Kaiſertitel führte, auch alle Länder weiland Karls des Großen für ſich vereinigen wolle. Darum verbanden ſich nun die Brüder Karl und Ludwig gegen Lothar; dieſer aber ſchloß mit ſeinem Neffen, dem jungen Pipin von Aquitanien, Bundfreundſchaft. So ſtanden ſich die Könige eines Bluts feindlich gegenüber. Und es geſchah im Jahre 841 bei Fontenay im Lande Burgund eine große Schlacht; da haben vierzigtauſend Menſchen für die böſen Gelüſte der Könige ihr Leben laſſen müſſen; Lothar aber floh nach Deutſchland, welches Ludwig beherrſchte, um dieſen in ſeinem eigenen Reiche zu verderben. Zum Deckmantel ſeiner Bosheit mißbrauchte Lothar die Freiheitsliebe des Sachſenvolks und erklärte, daß alle Adligen dort im Lande keine Güter mehr haben, aber die Freien und Freigelaſſenen, welche zu Zeiten des Kaiſers Karl meiſtens hörige Leute gewor-

den waren, ihre alten Rechte jetzt wieder bekommen ſollten. In heller Freude erhob ſich nun das Volk und es ward ein großer Bund geſchloſſen, der der „Stellinger“ (d. i. der Wiederherſteller der Freiheit). Dieſe jagten luſtig die Edlen mitſamt den chriſtlichen Prieſtern zum Lande hinaus. Darüber zürnten aber die Biſchöfe und der Adel dem Lothar, weil er's mit dem Volke (d. h. mit den Freien) halte, allenthalben und wichen von ſeiner Parthei (842) zu ſeinen Brüdern Ludwig und Karl. Dieſe beiden kamen mit ihren Heeren bei Straßburg zuſammen und es ſtanden die Deutſchen, welche dem Ludwig folgten, am rechten Ufer des Rheinſtroms, die aus Weſtfranken, welche es mit Karl hielten, am linken, und die Fürſten und Völker ſchwuren ſich wechſelſeits einen Bundeseid zum Kampf gegen den Kaiſer Lothar. Wie nun dieſer einſah, daß er allein einer ſolchen vereinigten Macht nicht widerſtehen könne, ſuchte er Frieden mit ihnen, und um dieſen zu erhalten, verließ und verrieth jetzt der falſche ehrloſe Mann das Sachſenvolk. Nun brach König Ludwig gegen daſſelbe auf, und flugs zogen zahlloſe Herren vom Adel freudig mit ihm, um das Volk zu unterdrücken. Leider gelang's auch ihrer Uebermacht; und wie! Ueber anderthalbhundert von den Stellingern wurden hingerichtet, zahlloſe Andere grauſam verſtümmelt; ſo büßten ſie's, daß ſie, auf ein Fürſtenwort vertrauend, ihre alte Freiheit verfochten hatten. Nun erſt friedeten Ludwig und Karl mit Lothar und alle drei Brüder ſchloſſen (im Jahre 843) in der Stadt Verdün unter einander einen Theilungsvertrag. Da vereinigte Ludwig alle Länder dieſſeits des Rheinſtroms, wo deutſch geredet ward, (dazu auch jenſeits deſſelben die Städte Mainz, Speier und Worms), und zwar als ein eigenes, ſelbſtherrliches Königreich. Die Länder jenſeits des Rheins, Niederland, Burgund und Italien empfing Lothar; dazu behielt er die Kaiſerwürde. Alles weſtfränkiſche Land, das hinter Lothars Reich lag, fiel dem Karl zu, (welcher den Beinamen des „Kahlen“ hatte,) und ſein Reich wurde ſpäter Frankreich genannt. Und die Brüder machten aus, daß jedes der drei Reiche vom andern unabhängig ſein ſollte, aber wenn ein Feind von außen das eine bedrohen würde, ſollten die andern

Beiden es treulich beſchützen. So iſt aus der verdorrten Blüte des weiland großen Frankenreichs jetzt plötzlich das deutſche Reich, wie eine reifende Frucht, hervorgekommen; und die Deutſchen haben ſich nun von den Weſtfranken (oder Franzoſen), welche in Sprache und Sitte ſchon längſt nichts Deutſches mehr hatten, völlig geſchieden, als wären ſie nie eines Stammes mit ihnen geweſen.

So hatten denn die drei Fürſten das Reich getheilt; aber es blühte ihnen für die Dauer kein Heil daraus; auf Jedem von ihnen lag ja der Fluch des Bruderkrieges. Den Lothar und Ludwig verfolgte noch dazu die Rache für ihren Frevel am Vater; wie ſollten die Schwerter, die wider ſein Leben gezückt waren, Ruhm und Sieg erfechten, die Hände, die nach ſeinem grauen Scheitel gegriffen hatten, Völker ſegnen und Gerechtigkeit aufrecht halten? Wo Lothar ging und ſtand, ſah er ſchaudernd das Antlitz ſeines alten Vaters, bleich vor Gram, die Lippen noch immer zur Verzeihung geöffnet, welche ihm Lothar ſtets mit Undank gelohnt hatte! Keine ruhige Stunde ließ ihm das böſe Gewiſſen und alle Kraft zehrt' es ihm auf; mit der Kraft aber ſchwand auch ſein kaiſerlich Anſehen zum Schatten ein. Indeſſen hauſten die Normannen luſtig in ſeinem Reich. Dieſe, unbändig in uralter Freiheitsluſt, hatten es daheim vor der ſteigenden Macht des Königthums und Chriſtenthums nicht mehr ausgehalten, waren in immer größerer Zahl auf kleinen Schiffen fortgezogen und hatten ſich eine neue Heimath auf der freien deutſchen See gegründet. Da war jetzt der Maſt ihre heilige Eiche, da war das Segel ihr Dach, das Ruder ihr Pflug und das Schwert ihr Spaten; auf dieſer neuen Heimath umherſchwimmend, trugen ſie den Haß gegen das Chriſtenthum an die deutſchen und franzöſiſchen Küſten und fuhren von den Mündungen der Ströme hinauf in's tiefe Land, zerſtörten die Klöſter, erſchlugen das Volk und nahmen mit, was ſie fanden. Da wurden ſie bald ſo gefürchtet, wie die Wetter des Himmels, gegen welche des Menſchen Hand auch nichts ausrichten kann. — Im Süden wurden zu gleicher Zeit die Araber immer verwegener, drangen in Frankreich ein, ſchifften nach Welſchland hinüber und drohten von Sicilien aus dem Papſt gen Rom

hinauf. In ſolchen ſchweren Bedrängniſſen des Reiches theilte Lothar daſſelbe (855) unter ſeine drei Söhne alſo, daß Ludwig Italien und die Kaiſerwürde, Lothar II. das Land zwiſchen dem Rhein, der Maas und der Schelde, das nach ihm Lotharingien (Lothringen) hieß, und Karl Burgund erhielt. Dann floh der alte Lothar in's Kloſter Prüm in der Eifel und hoffte dort Ruhe zu finden. Aber der innere Richter ſchlüpfte mit ihm in die Clauſur hinein und brach ihm den Stab. Verzweifelnd ſtarb der ſündhafte Kaiſer in der Zelle noch im ſelben Jahre. Wo aber der Stamm faul iſt, da grünen auch die Zweige nicht lang. So ging's ſeinen drei Söhnen; keiner von ihnen war werth ein König zu ſein; thatenlos und ſchmachvoll verwelkte Lothars Geſchlecht mit Ludwig (als Kaiſer dem Zweiten) im Jahre 875.

Auch Lothars andrer Sohn, Ludwig „der Deutſche", ward in Sorgen und Herzeleid grau. Ihm und dem deutſchen Volke ließen die ſlaviſchen Völkerſchaften keine Ruh, die Nachbarn der Deutſchen gegen Aufgang von der Oſtſee bis nach Kärnthen und Krain hinab. Ebenſo verderbliche Kriege erwuchſen Ludwig dem Deutſchen aus der Herrſchſucht ſeines Bruders, Karls des Kahlen, welcher nach dem Tode Lothars II. (869) die Herrſchaft von Lothringen ergriffen hatte und nach dem Tode Ludwigs II. (875) auch die Kaiſerkrone erhaſchte. Und weil die Kriege der Fürſten faſt ganz mit „Gefolgen" von Lehnsleuten geführt wurden, erloſch auch die Kraft des Heerbanns der Freien, welcher der Schutz des Reichs gegen auswärtige Feinde geweſen war. Zu dem Allen mußte Ludwig der Deutſche im Alter durch ſeine eigenen Kinder eben ſolchen Kummer erfahren, wie er ſelbſt ihn einſt ſeinem Vater gemacht. Um nun die Zwietracht ſeiner drei Söhne zu vertilgen, theilte er 872 das deutſche Reich unter ſie und zerrüttete es dadurch noch mehr. Lebensmüde und in der troſtloſen Ueberzeugung, daß all' ſein Kämpfen fruchtlos geweſen, ſtarb er 876 in ſeiner Pfalz zu Frankfurt am Main, wo er gegen ſeinen Bruder Karl den Kahlen in Waffen ſtand. Da traten Ludwigs des Deutſchen Söhne im Sualifeld im Nordgau zuſammen und theilten das deutſche Reich abermals alſo: Karlmann nahm Baiern, Kärnthen und Mähren, Ludwig (der „Jüngere"

zubenannt) Oſtfranken, Sachſen, Thüringen und Friesland, Karl Schwaben vom Main bis zu den Alpen. Aber der ländergierige Karl der Kahle wollte das ſchöne Deutſchland ſeinen Neffen nicht gönnen. Da zog Ludwig der Jüngere an den Rhein und ſchlug mit zwar geringer Heereskraft (aber deutſche Schwerthiebe fielen da wie Wetter auf die Franzoſen) die zahlloſen Schaaren ſeines treuloſen Oheims bei Andernach. Bald darauf ſtarb dieſer (877) und Ludwig der Jüngere brachte nun Lothringen wieder zu Deutſchland. Doch ſchon 882 ſtarb auch er, zwei Jahre nach dem Tod ſeines Bruders Karlmann (880), und nun vereinigte Ludwigs des Deutſchen letzter Sohn, Karl, (der „Dicke" zubenannt) alle deutſchen Länder wieder.

Während dieſer Zeit war in Deutſchland das königliche Anſehen tief geſunken und die Macht der Großen um ſo höher geſtiegen. Die Grafen und Vögte machten nämlich ihre Beamtenwürde erblich und betrachteten die Landestheile, über welche ſie geſetzt waren, wie ihr Eigenthum. Weil nun die königlichen Sendboten wider die Anmaßungen der Großen nichts mehr ausrichteten, ja ſogar oft auch mit denſelben gemeinſchaftliche Sache machten und doch eine ſtarke Hand noth that, um die Anfälle der Feinde Deutſchlands abzuwehren, kamen damals die Stammherzogthümer allmälig wieder auf; und zuerſt haben die Sachſen einen eingebornen Herzog bekommen, den Ludolf aus dem Geſchlecht des Helden Wittekind, dann (um's Jahr 847) erhielten auch die Thüringer, und die Lothringer Herzoge. Und dieſe Herzoge wurden nun die natürlichen Vertreter der einzelnen deutſchen Völkerſchaften, aus deren Mitte ſie hervorgingen, und bewahrten, wie unabhängige Fürſten, gar eiferſüchtig die alten Ehren und Vorrechte je ihrer Völkerſchaften gegen andere. Dadurch iſt aber auch zugleich die alte deutſche Gauverfaſſung allmälig zu Grund gegangen und der Anfang gemacht worden, daß das Reich ſpäter in viele Erbgebiete („Territorien") zerfiel, — in ſolche, über welche einzelne geiſtliche oder weltliche Herren (Biſchöfe und Aebte, Grafen und Edelinge) eine bleibende Landesherrlichkeit gewannen, und ſolche, welche von der Gewalt der Grafen ganz los-

gekommen waren, ihre eignen Vögte hatten, und „Reichsvogteien“ hießen (wie z. B. gewiſſe königliche Pfalzen). Dabei hat nun das Adelsweſen unvermerkt eine andere Geſtalt bekommen. Die Edelinge aus alten Zeiten waren entweder erbliche Herzoge, Landgrafen, Markgrafen geworden, — oder „Herren“, wenn ſie nicht unter der Gewalt von jenen ſtanden und ihr eigen Stück Land mit eigenen Leuten hatten, — oder „Ritter“, welche hauptſächlich den Kriegsdienſt betrieben und in der Kriegsehre einen Erſatz für die alte Freiheit fanden. Die Ritter waren nun entweder freie Grundeigenthümer und nur dem König und dem Reich zum Kriegsdienſt verpflichtet oder „Lehnsmannen“ (d. i. perſönlich frei, aber einem Herrn, von dem ſie irgend ein Gut oder Recht zu Lehn trugen, zu gewiſſen Kriegsdienſten pflichtig,) oder „Dienſtmannen“, dieſe mußten ihren Herren allen und jeden Dienſt, im Krieg wie zu Hof, leiſten. Und die Herren und Ritter bauten ſich in jenen Zeiten des wilden Fauſtrechts immer mehre feſte Burgen im Land, und fingen an, ſich unter ſtrengen Geſetzen als ein beſondrer Stand zuſammen zu thun. So haben ſich alſo von den Freien der alten Zeit nur gar Wenige in „Landgemeinden“, (am meiſten noch in der Schweiz und in Weſtphalen), oder als Bürger in den alten Städten erhalten; denn die Handwerker in den Königspfalzen und Biſchofſitzen waren noch immer größtentheils hörige Leute. Am allerſchlimmſten ging's dem Bauernſtand, da doch die Landwirthſchaft die rechte Grundlage aller Landeswohlfahrt ſein ſoll; die deutſchen Bauern gehörten damals meiſtens zum Grund und Boden der Gutsbeſitzer, wie die Frucht, die drauf wuchs, und wie das Vieh, das drauf weidete, und wurden, leider Gottes, auch nicht anders behandelt. Zur größten Macht über Güter und Gemüther kam die Geiſtlichkeit, weil ſie einträchtig blieb, während ſich die weltliche Macht ſo vielfach vertheilte. Der Papſt, als Haupt der Geiſtlichkeit, erhielt damals eine neue Stütze ſeines Anſehens durch eine Sammlung von „Dekretalen“ (d. i. Satzungen aus den älteſten Zeiten des Chriſtenthums), welche die Grundlehre enthielten, daß er nicht blos über allen weltlichen Fürſten, ſondern auch über den Kirchenverſammlungen ſtehe, kurz, daß alles, was er beſchließe und

ſage, untrüglich, und daß er der allerhöchſte irdiſche Richter ſei. Dieſe Dekretalen waren aber nicht wirklich ſo alt, als ſie ausgegeben wurden, ſondern das Machwerk eines Geiſtlichen zu Mainz, Benedikt Levita, zwiſchen 830 und 845. Damals lag der Aberglaube über den rohen Sitten, wie ſchwere Nebel im Herbſt auf dem Stoppelfeld. Da lenkte ein frommer Mönch von Corvei, Paſchaſius Radbert, die Blicke des deutſchen Volks von den Gräueln auf Erden gen Himmel empor und ſchloß ihnen in ſchwärmeriſcher Verzückung die Geheimniſſe deſſelben auf. Nun ſuchte ſich jeder Bedrängte unter der zahlloſen Schaar von Heiligen ſeinen Schutzpatron, und hing an dieſem, wie das Kind am Vater; gleichwie aber der Mond über allen Sternen, ſo leuchtete die reine gnadenreiche jungfräuliche Mutter des Heilands über allen Heiligen und alle irdiſche Sehnſucht ſtrebte mächtig zu ihr hinauf. Der Erzbiſchof von Mainz hingegen, Rhabanus Maurus, ein Schüler des gelehrten Alkuin, hat dieſer hingebungsvollen Begeiſterung des Gemüthes die Kühnheit der forſchenden Vernunft entgegengeſtellt. Er und der Mönch Otfried von Weißenburg haben ſich auch der deutſchen Sprache mit treuer Liebe angenommen und ſie mit der Religion in eine innige Verbindung gebracht. Und gleichwie Fruchtbäume und Reben an ſchützenden Mauern großgezogen werden, ſo pflegten die Mönche Wiſſenſchaften und Künſte im traulichen Gottesfrieden der Klöſter.

Karl „der Dicke" bekam, bald nachdem er Herr von ganz Deutſchland (bis auf Kärnthen) geworden war, auch alle übrigen Länder, welche Karl der Große einſt vereinigt hatte, Italien mit der Kaiſerkrone und Frankreich (im Jahre 884), wo das Volk den letzten Enkel Karls des Kahlen, Karl (mit dem Zunamen des „Einfältigen"), nicht zum König haben wollte; aber die Franche-Comté und Provence, das Languedoc, die Gebiete von Chalons und Maçon in Burgund, Vienne und Lyon hatte Boſo, ein mächtiger Graf, im Jahre 879 von Frankreich abgeriſſen und ein eigenes Königreich draus gemacht, welches das burgundiſche oder arelatiſche hieß. — So viele Länder bedurften nach ſo ſchweren Zeiten eines weiſen und kräftigen Herrn; aber Karl der Dicke beſaß von allen Eigenſchaften, die ein

König haben ſoll, keine einzige und wurde gar bald bei Feinden wie Freunden gleich verächtlich. Als im Jahr 882 die Normannen den Rhein und die Moſel hinauf gekommen waren, hatten ſich gar viele edle deutſche Kriegsmänner mit ihren Lehnsleuten aufgemacht, um das Vaterland von den nimmerſatten Feinden zu befreien, und Karl der Dicke führte ſie bis an die Maas. Dort trieben ſie die Normannen ſo in die Enge, daß dieſe dem Verderben nicht mehr entrinnen konnten. Da bot Karl der Dicke den Feinden plötzlich den Frieden an, wenn ſie ihm verſprechen wollten, ſich taufen zu laſſen und nicht wiederzukommen. Wohl verſprachen ſie dies gern, um aus der Noth zu kommen, an's Halten dachten ſie freilich nicht; ihrem König Gottfried gab Karl noch obendrein viel Land bei den mannhaften Frieſen zum Lehn. Bald graute ihm jedoch vor dem gefährlichen Vaſallen, und nun ließ er ihn meuchlings erſchlagen. Da ſchrieen die Normannen um Rache und tobten (886), in zwei Heere getheilt, Verderben drohend, heran, — das eine Heer an den Rhein, das andere an die Seine, dort belagerte es Paris. Jenen, die am Rhein ſtanden, warf ſich ein tapfrer fränkiſcher Graf aus dem Geſchlecht der Babenberger entgegen und hielt ſie auf; der Stadt Paris, welche der tapfre Graf Odo vertheidigte, eilte Karl der Dicke ſelbſt zu Hülfe. Aber was für eine Hülfe bracht' er der edlen Stadt? Er gab den Normannen 700 Pfund Silber, damit ſie abzögen, und lud ſie ein, in Burgund zu überwintern; dadurch gedachte er zugleich die Burgunder zu züchtigen, welche einer ſolchen Memme von König wie Karl nicht huldigen wollten. Nicht glücklicher war Karl in Italien geweſen; dort behaupteten die Vaſallen die großen Lehen wie ihr Eigenthum und achteten ſeiner Kaiſerwürde nicht mehr als Schall und Wind, weil nicht die Würde den Mann, ſondern nur der Mann die Würde macht. So kam's dahin, daß der Papſt den kleinen Fürſten Italiens das Kaiſerthum gleich wie ein Lehen verlieh.

So unwürdig wie als Fürſt war Karl der Dicke auch als Menſch; er hielt ſich für vom Teufel beſeſſen, und er war's auch, nämlich vom Teufel des Argwohns. Böſe Zwiſchenträger flüſterten ihm zu, ſeine ſchöne Hausfrau hege ſündhafte Liebe zu ſeinem Kanzler, dem

Erzbiſchof von Vercelli, welcher das Reich für ihn verwaltet hatte, und Karl war ſchamlos genug, ſeine Gattin öffentlich der Treuloſigkeit anzuklagen. Aber die edle Frau erwies ihre Unſchuld durch ein Gottesurtheil, unverſehrt ſchritt ſie über glühende Pflugſcharen. Der Kanzler hingegen ging nun zu dem Herzog Arnulf, der als freier Mann in Kärnthen auf der Moosburg ſaß, und erzählte ihm, wie auch er beim Kaiſer verläumdet worden und in Gefahr ſei. Dieſer Arnulf war ein unrechtmäßiger Sohn Karlmanns, (des Bruders Karls des Dicken,) ſchön und ſtark von Leib, hoher Gedanken voll, der einzige vom Geſchlecht Karls des Großen, welcher für die Würde des Kaiſerthums und die Ehre Deutſchlands noch ein Herz hatte. Zürnend erhob er ſich jetzt, mit ihm alle Deutſchen, bis auf die Schwaben, und erwogen, daß in dem uralten Recht des deutſchen Volks, ſich den König zu wählen, natürlicherweiſe auch das Recht begriffen war: einen untauglichen König abzuſetzen. Drum hielten die Deutſchen (im Jahre 887) zu Trebur am Rhein einen Reichstag und riefen: „Karl der Dicke iſt nicht werth, unſere Krone zu tragen!" Alſo ſetzten ſie ihn ab und wählten ſtatt ſeiner den Arnulf zu ihrem König. Wohl zog Karl wider dieſen zu Feld, aber alle Großen wandten ſich mit Verachtung von ihm; da that Karl der Dicke, weil er's mußte, auf die Herrſchaft Verzicht und bat ſich von Arnulf nur einige Güter in Schwaben aus. Dort ſtarb er ſchon im nächſten Jahr (888) und zwar, wie es heißt, von ſeinen eigenen Leuten erwürgt.

Mit ſcharfen Blicken erkannte Arnulf die Gebrechen und Gefahren des Reiches, mit Muth und Ausdauer ſuchte er abzuhelfen; aber die Aufgabe, welche er zu löſen hatte, war für die Kraft eines einzigen Mannes zu groß und die Dauer ſeines Lebens dafür zu kurz. Im Nordweſten ſtanden die Normannen, im Oſten die Slaven drohend wider Deutſchland. In Italien ſtritten die Herzoge von Spoleto und von Friaul um die Kaiſerkrone. In Frankreich war die Herrſchaft vom Geſchlecht Karls des Großen genommen worden und in der Hand des Grafen Odo von Paris; im Niederburgund herrſchte Ludwig, der Sohn Boſo's, als König, im Hochburgund (das

umfaßte Savoyen und die Schweiz) Graf Rudolf unabhängig und voller Luſt nach Lothringen. Allüberall ſollte nun Arnulf zugleich zugegen ſein, die Ehre der Krone retten, die Verwirrung löſen, die Ordnung herſtellen; und doch war die Kraft des deutſchen Heerbanns erloſchen, — die weltlichen Großen ſowohl unter ſich, als auch gar oft mit der Geiſtlichkeit im Streit, und nicht geneigt, die Macht des Königs zu unterſtützen. Aber, wenn auch von allen Seiten ſo in Anſpruch genommen und zugleich gehemmt, rang Arnulf mit ungebeugtem Muth nach dem Ziele. Dem Grafen Odo von Paris gebot er, ihm als Kaiſer zu huldigen; Odo that's; dafür beſtätigte Arnulf ihm klug die Königswürde Frankreichs. Indem ſich Arnulf ſo den Rücken gedeckt hielt, konnte er auch daran denken, Lothringen mit dem deutſchen Reiche zu vereinigen.

Im Jahre 891 brachen die Normannen wieder ein und erſchlugen ein deutſches Heer. Raſch zog ihnen Arnulf zur Rache entgegen. An der Dyle, bei Löwen, hatten ſie ſich verſchanzt und lachten die deutſchen Reiter aus. „Nun denn, Landsleute, zu Fuß, Mann wider Mann!“ ruft Arnulf den Seinigen zu, ſpringt vom Roß und faßt die Fahne, alle Deutſchen ihm nach; ſo rennen ſie, zu Fuß fechtend, gegen die Normannen an, erſtürmen deren feſtes Lager, erobern ihre Fahnen, ſäen viel tauſend Feindesleichen auf den blutigen Plan und treiben die Flüchtigen in den Strom. Da ſahen die von den Normannen, welche am Leben blieben, es dem Vater Rhein an, daß er müde ſei, fremde Siegeszeichen ins Meer hinaus zu tragen, und die verwegenen Freibeuter ließen von nun an die deutſchen Küſten in Ruhe und bedrängten dafür die franzöſiſchen.

Nach dieſem glorreichen Sieg bekämpfte Arnulf die widerſpenſtigen Großen in Deutſchland und nahm dem Thüringer Herzog, der aus dem Geſchlecht der Babenberger ſtammte, das Herzogthum. Dann wandte er ſich gegen die Slaven. Bei dieſen hatte der mächtige Fürſt Zwentibold ſeit dem Jahr 871 ein Reich gegründet, welches von der Morawa bis gen Gran reichte und das „großmähriſche“ hieß. Arnulf ſelbſt hatte den Zwentibold früher begünſtigt und ihm, nachdem ſich derſelbe hatte taufen laſſen, (890) ſogar das Herzogthum

Böhmen zu Lehen gegeben, um durch dies Band der Treue den Mächtigen in Frieden zu halten. Aber Zwentibold konnte als Slave ſeinen heißen Volkshaß gegen die Deutſchen nicht erſticken und barg ihn tückiſch bis zu gelegener Zeit. Je mehr der deutſche König nachgab, um ſo ſtolzer wurde der Slavenfürſt, weil er Arnulfs ſchwierige Lage wohl erkannte; endlich wies er ſogar deſſen Geſandte zurück und trat offen mit dem Plan hervor, ſich der deutſchen Oberherrſchaft zu entledigen. Nun bot auch Arnulf alle Kräfte auf; aber, überall gehindert, griff er verblendet zu einem unſeligen Mittel, das dem deutſchen Volk viel Blut gekoſtet hat. Er rief nämlich (im J. 892) einem kriegeriſchen Reitervolk von finniſcher Abkunft, das fernher aus den weiten Steppen, durch welche die Wolga hinrauſcht, in das Land gekommen war, wo früher die Hunnen und ſpäter die Avaren gehauſt hatten; — das waren die Ungarn (oder wie ſie ſich ſelber nannten: Magyaren), klein von Geſtalt, braun von Farbe, häßlich von Angeſicht, ſcheußlich roh von Sitten; dieſe ſollten ihm den Uebermuth Zwentibolds beugen und die Macht der Slaven zertrümmern helfen. Während nun Arnulf ſelbſt mit einem Heere verwüſtend in das großmähriſche Reich einbricht, fliegen ſeine grauſigen Bundesgenoſſen in hellen Haufen heran, ſengen und brennen, rauben und morden darin nach Herzensluſt. Tapfer widerſteht Zwentibold den Deutſchen; bald zieht er ſich liſtig in Wälder und Bergſchluchten zurück, bald ſtürzt er wild wie ein Wolf draus hervor und zerfleiſcht die Glieder des deutſchen Heeres. Da ſtehen plötzlich die Böhmen wider ihn auf, und nun verläßt ihn ſein Muth. Wohin er ſich wendet, iſt alles Wüſte; und ſo muß er denn endlich (im J. 894) mit den Deutſchen Frieden ſchließen. Doch dieſe Demüthigung nagte wie ein Wurm an ſeinem Herzen; er floh vor'm Aug' der Welt in's Dunkel eines Kloſters, und ſtarb darin noch im ſelben Jahr. Seine Söhne aber herrſchten in Zwietracht, welche die Ungarn raſch und ſo trefflich benützten, daß endlich das ganze großmähriſche Reich ihre Beute ward.

Inzwiſchen hatte Arnulf auch Italiens und der Kaiſerkrone nicht vergeſſen und war (ſchon 893) über die Alpen gezogen; damals rich-

tete er nichts aus und mußte nach Deutſchland wiederkehren, aber den Muth gab er darum noch nicht auf, und fuhr im Jahre 895 abermals nach Italien. Diesmal ging er geradaus auf Rom los, wohin ihn der Papſt Formoſus gerufen hatte, weil die Anhänger des verſtorbenen Herzogs von Spoleto denſelben arg bedrängten. Rom aber verſchloß den Deutſchen die Thore, und die Italiener höhnten ſie von den Mauern herab. Das ſchoß den Schwaben und Franken wie Feuer in's Blut; wüthend ſtürmten ſie die Mauern hinan, ſchlugen die Stadtthore ein, zogen kämpfend durch alle Straßen und befreiten den Papſt; dieſer ſetzte die Kaiſerkrone auf Arnulfs Haupt (896). Aber deſſen Kraft war bereits zur Neige gegangen. Krank kehrte er nach Deutſchland zurück und ſtarb ſchon im Jahre 899 zu Oettingen in Baiern.

Kaum ruhte ſeine Leiche im Stift Sankt Emmeram zu Regensburg, ſo brach grauſenhafte Verwirrung über Deutſchland herein. Da kamen die Großen des Reiches (im J. 900) zu Forchheim zuſammen und rathſchlagten, was nun in ſo ſchwerer Zeit zu beginnen ſei. Denn Ludwig, der einzige rechtmäßige Sohn Arnulfs, war noch ein Kind von 6 Jahren und das Reich brauchte einen M a n n. Trotz dem wählten ſie nach langem Bedenken, aus alter Ehrfurcht vor dem Geſchlecht Karls des Großen und aus langer Gewohnheit der Erbfolge, jenes Kind zu ihrem Herrn und König, und beſtellten als deſſen Vormünder den ſtrengen und klugen Hatto, Erzbiſchof zu Mainz, und den gewaltigen Otto, Herzog von Sachſen. In Lothringen herrſchte ein unebenbürtiger Sohn Arnulfs, Zwentibold, welcher den mächtigen Großen des Landes ein gar ungnädiger Herr war. Dafür haßten ſie ihn und, als er einſt im Zorn den Erzbiſchof von Trier geſchlagen hatte, empörten ſie ſich alle gegen ihn und lieferten ihm (im J. 900) eine Schlacht an der Maas, in welcher er fiel. Statt ſeiner behauptete ſich Rainer, welcher früher ſein vertrauter Rath geweſen war, als Herzog in Lothringen.

Damals war die deutſche Erde voller Gräuel und die deutſche Treue ſchien davon verſchwunden; das hatten die Großen auf dem Gewiſſen, welche in ihrer wechſelſeitigen Eiferſucht den Frieden bra-

chen; der junge König vermochte ihre Eigenmacht nicht zu bändigen. Die allergrimmigſte Fehde wurde in Oſtfranken geführt. Dies war das Land, wo der größte Theil der alten Rheinfranken ſaß; es erſtreckte ſich am Mittelrhein hin, bis gen Sachſen und Thüringen und bis zum Schwarzwald, am Main bis zum Weſterwald und zum Speſſart, und jenſeits des Rheins umfing es die Gebiete der Städte Mainz, Worms und Speier. Nun waren in Oſtfranken damals zwei Geſchlechter an Land und Leuten vor allen mächtig, das babenbergiſche und das ſogenannte ſaliſche. Dieſe ſtritten in großer Wuth mit einander und der edle Graf Adelbert von Babenberg, welcher an den ſaliſchen Grafen zwei erſchlagene Brüder zu rächen hatte, vertrieb (903) Rudolph, den ſtolzen Biſchof zu Würzburg, und tödtete (906) deſſen Bruder Konrad, den älteſten von den ſaliſchen Grafen, in einer Schlacht bei Fritzlar. Da klagten die Söhne und die Brüder Konrads bei Ludwig dem Kinde, welcher ihr Vetter war, um Rache, und der König ließ ein Reichsheer wider Adelbert von Babenberg rüſten; dies belagerte den Grafen in ſeinem feſten Schloſſe Theraſſa (Theres). Aber Adelbert vertheidigte ſich unerſchrocken, und trotzte aller Uebermacht; um ihn nun zu verderben, erſann Hatto, der Erzbiſchof von Mainz, eine böſe Liſt. Er ritt zum Babenberger in's Schloß und verſprach ihm, daß er ihn mit dem Könige verſöhnen wolle, doch müſſe der Graf ſelber zu dieſem in's Lager kommen, um ſeine Aufrichtigkeit kund zu geben, er, (der Erzbiſchof) wolle ihn ſicher wieder in ſein Schloß heimgeleiten, darauf gab er dem Grafen ſein Wort. Da öffnete dieſer das Thor und ritt mit dem Erzbiſchof gen das Lager des Königs. Aber kaum waren Beide unterwegs, ſo klagte der Erzbiſchof plötzlich über Hunger und begehrte einen Morgenimbiß, den er noch kurz vorher verſchmäht hatte. Arglos führte ihn der Graf nochmals in's Schloß zurück und herbergte ihn als ſeinen Gaſt gar gut; dann ritten ſie wieder fort in's Lager des Königs. Kaum aber war der Graf dort angekommen, ſo wurde er gefangen geſetzt; voll guten Vertrauens mahnte er den Erzbiſchof an ſein Wort: „daß er ihn frei auf ſeine Burg zurückbringen wollte.“ Der böſe Hatto aber lachte laut auf

und ſprach: „Mein Wort hielt ich dir auch; einmal bracht' ich dich ſicher heim; für's zweitemal war's nicht gemeint.“ Alſo ſpielte er mit der Heiligkeit des Worts; darüber entſetzte ſich das deutſche Volk und verfluchte Hatto's Andenken auf ewige Zeiten. Die Großen aber ſprachen dem Babenberger das Leben ab, weil er den Landfrieden gebrochen, und er wurde enthauptet (906).

Während Deutſchland durch ſolche Fehden zerrüttet ward, brachen die Ungarn, welche den Deutſchen gegen die Slaven geholfen hatten, jetzt als Feinde in jene deutſchen Länder, welche ihnen zunächſt lagen, in die Oſtmark und Baiern ein und ergoſſen ſich in den Thälern Kärnthens. Daraus läßt ſich recht erkennen, daß ein Volk verloren iſt, wenn es ſich je auf fremde Hülfe verläßt. Es war aber ein edler Herzog im Baierland, Luitpold, der Ahnherr des Hauſes Wittelsbach; der verwaltete auch den Nordgau als Markgraf gegen die Slaven und die Oſtmark, und baute dort am Fluſſe Enns eine Grenzburg gegen die Ungarn. Aber lachend ſprengten dieſe wilden Reiter dran vorbei und ſchoſſen ſich, wie im Flug, die Bauern vom Feld, die Krieger von den Mauern herab; Männer, Weiber und Kinder fingen ſie, wo ſie ſie fanden, koppelten ſie an den Haaren zuſammen und trieben ſie wie Heerden in's Ungarland heim. Rückte ein deutſcher Heerhaufen in Reih' und Glied zu regelrechtem Kampf gegen ſie aus, ſo ſtoben ſie plötzlich auseinander; und hieß es: „Gott ſei Dank, ſie ſind fort,“ ſo waren ſie ſchon wieder da, den Deutſchen im Rücken. Nur im Gräuel der Zerſtörung war den Ungarn warm und wohl, wenn ſie die Bärte in's Blut der Deutſchen tauchten, oder wenn ſie in Gotteshäuſer und Klöſter die Brandfackeln warfen, daß die Flammen hoch aufwirbelten. Da dachten viele fromme Leute in ihrer Verzagtheit: „So will die Hand des Herrn das deutſche Volk für die Frevel ſeiner Fürſten treffen und will es austilgen bis auf die letzte Wurzel?“ Und viele Andere riefen jammernd: „Wehe dem Land, deſſen König ein Kind iſt!“ und legten verzweifelnd die Hände in den Schooß. Aber der edle Luitpold ſchwang jetzt (im J. 907) ſein Schwert, deſſen Schneide ſchon die Normannen verkoſtet hatten, und rief ein großes Heer zu

den Waffen; dies führte er an der Donau hinab, auf ein weites Schlachtfeld, nicht weit von Preßburg, und bot den Ungarn die Schlacht. Da ſank der theure Held, von ihren Pfeilen getroffen, und ſtarb einen ſeligen Tod, den Opfertod für's deutſche Volk, mit ihm viele Grafen und edle Herren, auch tapfere Biſchöfe und Aebte, welche mitausgezogen waren. Wie der junge König, der bei der Ennsburg auf Luitpold harrte, das große Unglück vernahm, floh er in Eil, kaum ſchnell genug vor den Roſſen der Ungarn. Denn dieſe brachen jetzt mit dreifacher Luſt in's deutſche Land, das ihnen nun ſchutzlos offen lag, und ſtreiften mit Mord und Brand zuerſt durch Baiern, dann im nächſten Jahr durch Franken und Thüringen, (da fiel der tapfre Herzog von Thüringen), hierauf (909) durch Schwaben und (910) durchs Frankenland am Rhein und Viele von ihnen ſchwammen ſogar über den Rheinſtrom und holten ſich Beute am andern Ufer. Da ward alles Volk in deutſchen Landen immer muthloſer und glaubte: Gott habe ſeine Deutſchen wirklich verlaſſen; niemand wollte mehr gegen die Ungarn in's Feld ziehen. In ſolchem Jammer ſtarb König Ludwig im Jahr 911, noch nicht 18 Jahre alt, ohne Leibeserben; mit ihm erloſch Karls des Großen Geſchlecht in Deutſchland.

4.

. . . Frei durch die Gnade Gottes
Iſt Deutſchlands Krone und die freie Wahl
Der Deutſchen überträgt ſie. . .

Grabbe.

So mußten die Deutſchen denn jetzt wieder auf ihr uraltes Recht zurückkommen, nämlich: ſich ſelbſt einen König zu wählen. Aber nicht mehr das ganze Volk wählte, ſondern die Fürſten, das iſt: die mächtigen eingebornen Herzoge der verſchiedenen deutſchen Volksſtämme erkoren ſich den König aus ihrer Mitte, weil ſie erkannten, daß ſie vereinzelt gegen die Feinde Deutſchlands nichts ausrichteten; und weil ein König durch ihren freien Willen

erhöht wurde, ſo war's natürlich, daß ſie als freie Glieder des Reiches auch ihre Rechte dabei wahrten, ſo wie die alte Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit je ihres Volksſtammes. Es waren damals vier deutſche Hauptvolksſtämme, die Franken, die Sachſen (mit den Frieſen und Thüringern), die Schwaben und die Baiern; dieſe alle traten zuſammen und ihre Herzoge und Großen beſchloſſen endlich in der Reichsverſammlung: jenem aus ihrer Mitte die Herrſchaft zu übergeben, welcher die größte Macht habe, um das Reich am beſten zu ſchützen. Da wurde die deutſche Krone dem alten Sachſenherzog Otto angetragen. Doch Otto ſprach zu den Fürſten, welche ihm die Wahl verkündigten: „Ich ſtehe ſchon mit einem Fuß im Grab, das Reich aber braucht einen ſtarken Arm. Drum wählet ſtatt meiner Konrad, den Herzog der Franken; der iſt mächtig am Rhein und am Main, tapfer und mild, gerecht und weiſe und wird das Reich redlich ſchützen.“ Auf ſolchen treuen Rath wählten ſie (im J. 912) den Konrad von Franken zum König, einen Sohn jenes Grafen Konrad, welchen Adelbert von Babenberg 906 bei Fritzlar erſchlagen hatte.

Mit treuem Muth wollte König Konrad Deutſchland aus Noth und Schmach wieder aufrichten. Deßhalb beſchloß er, vor allen Dingen das Anſehen des Königthums herzuſtellen, um die Kräfte des Reiches gegen deſſen Feinde zu vereinigen; nur in der Einheit Deutſchlands war Rettung und Heil. Nun war aber das ſchöne und große Lothringen, welches alle deutſchen Länder am linken Ufer des Rheinſtroms vom Elſaß bis Weſtfriesland umfaßte, von dem deutſchen Reich abtrünnig geworden; und es lag dem König vor allen Stücken am Herzen, es damit wieder zu vereinigen. Aber der Herzog Rainer in Lothringen war allzumächtig und in zwei Feldzügen erreichte Konrad nicht mehr, als, daß wenigſtens das Elſaß, das Weſtrich und Utrecht wieder zu Deutſchland kamen. — Bald darnach brach die von alten Zeiten her eingewurzelte Stammfeindſchaft zwiſchen den Sachſen und den Franken aus. Denn als der Sachſenherzog Otto geſtorben war, folgte ihm ſein Sohn Heinrich in der herzoglichen Würde; den liebte jeder Sachſe wie ſeinen

Augapfel, weil Heinrich große Thaten wider die Slaven vollbracht hatte. Aber eben dieſer Ruhm und jene Liebe machten die Franken beſorgt, daß Heinrich dem König am Ende wohl gar zu mächtig werden möchte, und ſie lagen dieſem an, den großen Beſitz Heinrichs zu ſchmälern und ihm wenigſtens Thüringen zu nehmen, welches er auch innehatte. Dieſem Rathe folgte der König und ließ dem Sachſenherzog zwar ſeine Erbgüter, aber viele Lehen nahm er ihm, welche ſein Vater Otto vom Reiche gehabt hatte, und übergab Thüringen einem Grafen mit Namen Burchard. Darüber ergrimmte der Herzog Heinrich, zumal wie er hörte, daß jener Rath von dem liſtigen Hatto von Mainz gekommen war. Alſogleich warf er ſich nun auf die Güter und Einkünfte, welche das Erzſtift Mainz in Sachſen und Thüringen hatte, dann trieb er den Grafen Burchard aus Thüringen. Nun ſandte König Konrad ſeinen Bruder Eberhard wider Heinrich aus, und dieſer ließ ihn herankommen bis zur Eresburg; dort ſchlug er ihn. Der König ſelbſt richtete auch nichts wider ihn aus und mußte endlich froh ſein, daß ein Waffenſtillſtand zu Stande kam. — Zur ſelben Zeit war auch in Schwaben Unfrieden; dort walteten zwei Grafen Erchanger und Berthold, die mit Konrad verſchwägert waren, als königliche Kammerboten (d. i. als Aufſeher der königlichen Güter). Sie hatten eine Fehde mit dem Biſchof von Koſtnitz und bedrängten ihn hart; der König aber hielt es mit dem Biſchof, wie mit allen Geiſtlichen, um an ihnen einen Widerhalt gegen die Uebermacht der weltlichen Großen zu haben. Alſo berief er (916) einen Reichstag und ſprach die Acht des Reiches über die zwei Kammerboten, weil ſie den Landfrieden gebrochen hatten, und als ſie bald darnach gefangen wurden, ließ er ſie, ohne Rückſicht auf ſeine Verſchwägerung mit ihnen, enthaupten. Hierauf machte er Schwaben wieder zu einem Herzogthum und verlieh es dem tapfren Grafen Burchard. — Nun wandte er ſich gegen Baiern, um den trotzigen Herzog Arnulf zu beugen, den Sohn des edlen Luitpold. Dieſer Arnulf hätte Baiern gern als König beherrſcht; nun aber mußte er vor dem König mit Weib und Kind zu den Ungarn fliehen und reizte ſie, daß ſie abermals in's Reich einbrachen, durch

Baiern und Schwaben bis über den Rhein. Mit tiefem Kummer ſah König Konrad die Verwüſtung und wie er keinen Heerbann gegen die Feinde mehr aufbringen konnte, ſondern die Kraft ſeines ganzen Lebens im Kampf gegen die Fürſten hatte vergeuden müſſen. Schwer verwundet war er aus Baiern wieder gekommen; wie er nun zu Limburg an der Lahn im Sterben lag, dachte er noch immer nur an die Rettung des Vaterlandes, und bat ſeinen Bruder Eberhard: „Eins verſprich mir, damit ich ruhiger ſterben kann: trachte du nicht nach der Krone, ſondern wende alles an, damit ſie dem Sachſenherzog Heinrich zu Theil werde; der allein iſt gewaltig genug, Deutſchland zu retten, mög' ihm Gott dazu helfen!“ Als ihm Eberhard gelobt hatte, dies zu thun, ſtarb König Konrad leichteren Herzens (im Jahre 918).

5.

. . . Heinrich, Perle deutſchen Ritterthumes,
Der Heerbannsmuth, Volksſitten heim gebracht,
Der treu die Schwellen ſeines Heiligthumes
Mit feuerſprüh'ndem Cherubsſchwert bewacht!
A. L. Follen.

Eberhard hielt auf gut deutſch ſein Wort; er trug die Reichskleinodien (Krone und Mantel, Schwert und Armringe) gen Fritzlar und berief die Fürſten und Edlen der deutſchen Völkerſchaften zur Königswahl. Und ſie kamen, bis auf die Herzoge von Schwaben und Baiern, welche daran dachten, ihre Länder vom Reiche zu trennen, und bis auf Heinrich den Herzog von Sachſen. Auf dieſen lenkte Eberhard die Wahl und die Fürſten erkoren denſelben im Jahre 919 zum deutſchen König. Heinrich ſaß (wie in Sagen erzählt wird) eben im Harzgebirg am Vogelherd, ſeiner Luſt des Vogelfangs pflegend, als ihm die Botſchaft kam. Ohne langes Bedenken nahm er die Krone an, denn, die Hand auf's Herz, getraute er ſich wohl das deutſche Reich zu ſchützen. Weil nun Heinrich die deutſche Krone am Vogelherd empfangen haben ſoll, hat er den Beinamen des Vogelſtellers (oder „Finklers“) erhalten.

z. S. 142.

Das deutſche Volk freute ſich, wie es ſeines neuen Königs anſichtig ward; denn er war ein Mann ſo recht nach des Volks Herzen, groß und ſtark, majeſtätiſch anzuſchauen, voller Weisheit und Milde dazu. Nach der Wahl wollte der Erzbiſchof von Mainz ihn ſalben und krönen, doch Heinrich dankte fein dafür; die Geiſtlichkeit legte ihm dies als Beſcheidenheit aus, aber er hat es aus Klugheit gethan, um ihr nichts verdanken zu müſſen. Sein erſt Geſchäft war, die Fürſten des Reichs zur Anerkennung des königlichen Anſehens zu bringen; er begann's mit dem tapfern Schwabenherzog Burckhard, welcher gegen ihn ſchon gerüſtet hatte. Und nicht blos die Furcht vor Heinrichs Macht, ſondern deſſen Weisheit und Milde zugleich bewegten den Schwaben ſo mächtig, daß er das Schwert in die Scheide ſtieß und freudig huldigte. So geſchah's auch (920) dem Baierherzog Arnulf. Der kam aus ſeiner feſten Stadt Regensburg heraus, wo er ſich verſchanzt hatte, und erkannte den König als oberſten Lehnsherrn; Heinrich aber gab ihm das Recht, daß er in Baiern die Biſchöfe nach eigenem Belieben wählen und mit Ring und Stab einſetzen durfte. Deſſen war der Herzog gar froh; denn dies war ein Königsrecht. Der König aber hatte wohl ermeſſen, wie nöthig ihm, um des Vaterlandes willen, der Beiſtand der Herzoge ſei, und außerdem achtete er ſie als freie deutſche Männer; drum that er ihnen, unbeſchadet des königlichen Anſehns, viel zu Gefallen. Bald darnach (924) vereinigte er auch Lothringen, das ſich von Frankreich wieder abgewandt hatte, mit dem deutſchen Reich und gab dem Herzog Giſelbert ſeine Tochter zur Hausfrau; zum Pfalzgrafen in Lothringen ernannte er den Frankenherzog Eberhard. Von da an kam die Pfalzgrafenwürde als Reichsamt immer mehr auf. Es hatte aber ein Pfalzgraf drauf zu achten, daß der Herzog nichts wider des Königs Vortheil that, hatte auch die Krongüter zu überwachen und den Königsbann zu pflegen (d. i. das peinliche Recht und die Gerichtsbarkeit über Alle, welche durch des Königs Gnade von dem Bann der Herzoge und Grafen befreit waren) in des Königs Namen und wenn dieſer ferne war. Um die Eintracht zu feſtigen, begünſtigte der König die Franken auf alle Weiſe und gab nach

Burckhards Tode das Herzogthum Schwaben dem Grafen Hermann, einem Vetter des Eberhard. Und um wegen Lothringens die Freundſchaft mit Burgund zu erhalten, trat er dem burgundiſchen König ein Stück Landes in der Schweiz ab, welches früher zu Schwaben gehört hatte; dafür erhielt er von Burgund die ſogenannte „heilige Lanze“, welche für dieſelbe gehalten wurde, womit Chriſtus am Kreuze durchſtochen worden war: dieſe wurde von jetzt an ein Reichskleinod.

Während dieſer Zeit waren die Ungarn abermals auf Beute in's deutſche Land ausgeritten, und viele böſe Geſellen von ihnen hatten Baiern mit Mord und Brand heimgeſucht, zahlreiche andre Haufen Thüringen und Sachſen. Da geſchah's im Jahre 924, daß König Heinrich der Vogelſteller im Harz einen gewaltigen Geier fing, nämlich einen der mächtigſten von den Ungarfürſten; das erſchrockene Ungarvolk bot ihm für denſelben ungeheures Löſegeld. Aber Heinrich wies Gold und Gut zurück und ſprach zu den Ungarn: „Euren Fürſten will ich euch wohl wieder geben; aber dafür ſollt ihr meinem Lande den Frieden geben und ehrlich halten, neun Jahre lang.“ Das verſprachen ſie und empfingen für dieſe Friſt ihren Zins wie vor und eh'. Sein Plan aber war: während dieſer Zeit das deutſche Volk von Grund aus wieder ſtark und wehrhaft zu machen, damit es nach Ablauf der Friſt die langerduldete Schmach rächen und ſeine Selbſtſtändigkeit glorreich herſtellen könne. In den unglückſeligen Tagen der inneren Fehden war nämlich der allgemeine Heerbann allmälig abgekommen, weil die Kriege nur von den Dienſtleuten der Großen ausgefochten wurden. Den Heerbann (die Volksbewaffnung) wieder herzuſtellen, war jetzt Heinrichs erſte Sorge; da mußte Jeder, der über 13 Jahre alt war, den Waffendienſt lernen und die Waffen tragen, und alle freien Landbeſitzer, nicht blos die Dienſtleute, mußten auf des Königs Gebot binnen 3 Tagen erſcheinen; auf Ausbleiben oder Widerſpenſtigkeit ſetzte er den Tod; denn jetzt galt's: „Einer für Alle, Alle für's Vaterland!“ Sodann veränderte Heinrich die bisherige Kriegskunſt der Deutſchen. Ihre Stärke war nämlich bis dahin vornämlich das Fußvolk

geweſen; dies konnte jedoch mit ſeinen ungeheuren Schlachtſchwertern, mit ſeinen ſchweren Spießen und Streithämmern den pfeilſchnellen ungariſchen Reitern nichts anhaben. Drum übte Heinrich ſein Volk im Reiterdienſt und ordnete Kampfſpiele zu Roß an, damit es gewandt würde und ſich mit den Ungarn meſſen könne; zugleich ſpornte er dabei durch ſein eignes Beiſpiel das Ehrgefühl der Ritter, daß einer den andern an Geſchicklichkeit übertreffen wollte; aus dieſen Kampfſpielen ſind ſpäter die „Turniere“ entſtanden. Sodann änderte der weiſe König die alte deutſche Schlachtordnung, daß die Heerhaufen nicht mehr im dichten Keil, ſondern in geſtreckten Linien ſich aufſtellten; ſo konnten ſie wie eine lange Mauer die ganze Macht der Feinde aufhalten und ſicherten ſich zugleich vor einem Ueberfall von hinterrücks. Ferner baute der König viele zerſtörte Schutzburgen wieder auf und neue dazu, beſonders an der Saale und Elbe; da wuchſen Merſeburg, Meißen und Quedlinburg ſtolz und herrlich heran. Und den Dienſtleuten gebot er, daß je der Neunte von ihnen um die Flecken und Weiler, die bisher im offnen Lande lagen, Mauern, Wälle und Thürme aufbauen helfen und Gräben drum ziehen ſollte, damit ſie in Kriegszeiten ſichre Zufluchtsorte würden, alle Vorrathskammern und Lebensmittel ſollten darinnen ſein und alle Gauverſammlungen und Märkte darinnen gehalten werden. Solche Orte hießen „Burgwarten“, und er ſetzte bewaffnete Männer zur Vertheidigung hinein; daraus ſind gar bald viele deutſche Städte geworden, in denen nachher das deutſche Bürgerthum die Volksfreiheit wieder erhoben hat und durch dieſelbe groß geworden iſt.

So rüſtete König Heinrich das deutſche Volk zum Rettungs- und Rache-Kampf gegen die Ungarn, und, um es im Krieg einſtweilen auch zu üben und zugleich die Grenzen zu ſichern, führte er es gegen die ſlaviſchen Völkerſchaften, welche über der Elbe und Saale von der Oſtſee bis nach Böhmen hinein wohnten. Sie waren noch immer dem Heidenthum ihrer Väter treu und hatten es ſtets gern mit den Ungarn gehalten, wenn dieſe in Sachſen und Thüringen eingebrochen waren; denn ſie haßten die Deutſchen als ihre Feinde und

Unterdrücker. Binnen 5 Jahren nun (von 927 — 931) bezwang das deutſche Volk die Heveller, die an der Havel wohnten, und eroberte ihre Hauptſtadt Brennabor (Brandenburg), dann die Daleminzier (in Meißen), die Böhmen, die Redarier und Obotriten, und es huldigten die Landſchaften Brandenburg und Meißen, Lauſitz und Böhmen dem deutſchen Reich. Zum Schutz und Trutz wider die Slaven errichtete Heinrich Marken und beſtellte Grafen darüber. Aber dabei raſtete er noch nicht und ſah weiter hinauf nach Norden, denn die Normannen hatten ihre Flotten an die frieſiſchen Küſten geſandt. Ungeſäumt brachen die Deutſchen dafür in Dänemark, die Heimath der Normannen, ein, da ging das deutſche Heldenthum glorreich über den Dänen auf. Nicht lang konnten ſich dieſe wehren, ſondern mußten den Deutſchen Zins geben, und dem Chriſtenthum Grund und Boden laſſen. Das Land von der Eider bis Schleswig hinauf ward des deutſchen Reichs; zum Schutz richtete König Heinrich die Mark Schleswig ein.

Unter ſolchen Kämpfen war das letzte von jenen neun Jahren verfloſſen, binnen welcher die Ungarn Frieden gehalten hatten; hoch klopfte Heinrichs Herz jetzt der Stunde der Entſcheidung entgegen. Und als nun im Jahre 933 die Geſandten derſelben wieder vor den König kamen und ihren Zins wie ſonſt holen wollten, da rief er ihnen vor Zorn glühend zu: „Die Zeit der Schmach iſt aus! Bisher gaben wir euch Gold; jetzt will euch das deutſche Volk mit Eiſen ausbezahlen.“ Und ein räudiger Hund ward ihnen zum Schimpf vor die Füße geworfen, (ſo erzählt die Sage). Wüthend gingen die Ungarn von dannen. Doch bald kamen ſie wieder, wie zahlloſe Raubvögel in zwei Geſchwadern herangeflogen. Auf das eine Heer machten zwei ſächſiſche Grafen Jagd und ſprengten es bei Sondershauſen auseinander; das andere größere ſchwärmte an der Saale bis Merſeburg hin und legte ſich dort vor eine Burg, worin des Königs Schweſter und Schwäger waren. Da zog der König mit dem Reichsheer von der Reither Haide gen Keuſchberg und ſtellte es dort in Schlachtreih'. Und wie es des andern Tags (8ten September 933) mit auferhobenen Waffen im Morgenroth daſtand, ritt

z. S. 146.

der fromme König an Allen vorbei und rief ihnen zu: „Wohlauf, deutſches Volk! Mit Gott wird's gelingen!" Und Alle ſah'n mit hellen Freuden auf's Reichsbanner; da ſtand der Erzengel Michael drauf, wie er den Drachen ſchlug. Bei'm Elsholz brach die Schlacht los. „Kyrieleiſon" war der Deutſchen Loſung; „Hui!" brüllten die Ungarn und flogen heran und ſtürzten zurück und ſprengten wieder heran; alles umſonſt; wie aus Eiſen gegoſſen ſtanden die Deutſchen. Als aber die Ungarn wichen, fingen die Deutſchen an, ſich zu rühren, und machten ihr Meiſterſtück; da ward vor Waffengeklirr und Geheul von Sterbenden das Wörtlein Gnade nicht gehört, aber wie Donner ſcholl's über das Feld: „Deutſchland für immer!" Da ſchweifte manch ein ledig Ungarroß über den Plan und ſuchte unter den Todtenhaufen ſeinen Herrn; viele andre flogen wie Pfeile daher und dahin, die ungariſchen Reiter drauf duckten ſich tief an die Mähnen hinab, daß kein deutſcher Edelfalk ſie gewahr werde; doch es nützte ihnen nichts. Erſt in der Nacht machten die fleißigen Deutſchen Feierabend; Lager, Fahnen und aller von den Ungarn zuſammengeſchleppte Raub waren ihr Preis, der ſchönſte Fund aber, den ſie machten, waren die gefangenen Chriſten, welche ſie der Bande erledigten. Jauchzend riefen ſie auf dem Schlachtfeld ihrem König zu: „Hoch, Vater des Vaterlandes!" und er dankte in tiefſinniger Andacht dem großen Vater droben für Deutſchlands Befreiung. Nur noch drei Jahre lebte König Heinrich nach dieſem glorreichen Tag zum Segen der Ordnung und des Rechts, und war der Stolz aller Deutſchen, die er in Ehr' und Ruhm wieder zu Brüdern gemacht.

Vier Söhne hatte er, — den einen, Thankmar, von ſeiner erſten Hausfrau, welche ſchon Nonne geweſen war, drum wurde derſelbe nicht als rechtmäßiger Sohn anerkannt, — die drei andern, Otto, Heinrich und Bruno, von ſeiner zweiten Frau, der frommen Mathilde, welche von dem Geſchlecht des Helden Wittekind abſtammte. Von dieſen dreien wurde Bruno geiſtlich, alſo blieben nur Otto und Heinrich, welche den Thron zu beſteigen befähigt waren; der König liebte beide gleich und beide hätte er gerne bedacht. Aber noch mehr als ſeine Kinder liebte er das deutſche Reich und wollte

deſſen Kräfte durch keine Trennung ſchwächen, wie es die Könige vor ihm ſo oft gethan hatten. Alſo empfahl er auf dem Todbette den Fürſten nochmals ſeinen Sohn Otto, welchen ſie ſelbſt ſchon früher zu ſeinem Nachfolger gewählt hatten, als König. Darnach ſtarb er am 2ten Juli 936 in der güldnen Au zu Memleben an der Unſtrut und wurde in ſeiner liebwerthen Stadt Quedlinburg begraben.

6.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das ſchlagende Herz, und die Unſterblichkeit
Iſt ein großer Gedanke,
Iſt des Schweißes der Edlen werth.

Klopſtock.

Alſobald huldigten die Fürſten und edlen Herren dem Königsſohn Otto; von ihnen begleitet brach dieſer von Quedlinburg auf und fuhr nach Aachen. Dort erneuerten die Herzoge von Baiern, Schwaben, Franken und Lothringen mit den andern Großen des Reichs in einer Halle neben dem Dom am 8ten Auguſt 936 die Wahl und ſchwuren dem Otto Treue und Lehnspflicht. Dann ſchritten ſie mit ihm in den Dom, wo die Geiſtlichkeit und das Volk verſammelt waren. Und der Erzbiſchof Hildibert von Mainz, als erſter Kirchenfürſt von Deutſchland und als Erzkanzler, nahte dem jungen König mit der Inful auf dem Haupt und dem Hirtenſtab in der Hand, führte ihn in Mitten des Doms, zeigte ihn allem Volk und ſprach: „Seht hier Otto, welchen Gott zum König auserſah, weiland Herr Heinrich dazu empfahl und die Fürſten des Reiches erkoren haben. Gefällt euch die Wahl, ſo erhebe jeder von euch ſeine rechte Hand!“ Da hob das Volk frohlockend die Hände auf und nun führte der Erzbiſchof den König zum Altare, wo die Reichskleinodien lagen. Er umgürtete ihn mit dem Schwert Kaiſer Karls des Großen und ſprach zu ihm: „Nimm und führ' es den Feinden Chriſti zum Schrecken, der Chriſtenheit zum Heil.“ Dann that er ihm den Kaiſermantel und die Armringe an mit den Worten:

„Bleibe, in den heiligen Glauben gehüllt, getreu bis in den Tod und erhalte den Frieden.“ Hierauf legte er ihm das Scepter und den Stab in die Hände, ſalbte ihn mit dem geweihten Oele und ſprach dazu: „Herrſche recht als Vater über deine Unterthanen, ſchütze die Diener Gottes, die Wittwen und die Waiſen; das Oel der Barmherzigkeit gehe dir nimmer aus!“ Nach dieſem ſetzte er mit Hülfe der Erzbiſchöfe von Köln und Trier dem König die Krone auf's Haupt und alle drei führten ihn zwiſchen zwei Marmorſäulen auf den Thron hinan; dort erblickte ihn alles Volk im vollen Glanz der Majeſtät. Otto aber dachte, während das Hochamt geſungen wurde, an Karl den Großen, welcher unten in der Gruft des Doms auf ſeinem goldnen Stuhle ſaß, und ſchwur ſich's zu, deſſen Reich wieder herzuſtellen. Nach Beendigung des Gottesdienſtes zog der König mit allen Fürſten, Grafen und Edlen, Biſchöfen und Aebten in den kaiſerlichen Palaſt und ſetzte ſich an einen Marmortiſch; da ward das Krönungsmahl vor ihm aufgetragen und die Herzoge bedienten ihn dabei, der von Franken als Truchſeß, der von Schwaben als Mundſchenk, der von Baiern als Marſchall und der von Lothringen als Kämmerer. Von dieſer Zeit ſchreiben ſich des Reichs vier Erzämter her, wodurch die höchſte Herrlichkeit des Königs über alle Fürſten ausgedrückt iſt, welche ihn aus ihrer Mitte erwählt haben, da er zuvor ihres Gleichen geweſen war.

Bald zeigte Otto dem deutſchen Volk durch die That, daß er die Krone verdiente. — In Böhmen hatte damals der wilde Heide Boleslav ſeinen Bruder, den Herzog Wenzeslav, welcher ein frommer Chriſt war, an der Pforte der Veitskirche zu Prag erſchlagen und weigerte die Huldigung. Da rüſtete Otto, als Oberlehnsherr Böhmens, gegen den Brudermörder und ſandte einen tapfern Mann, den Hermann Billung, das Gericht zu vollſtrecken. Dieſer kam mit einem Heer kampfrüſtiger Sachſen, ſchlug den Boleslaw und zwang ihn, daß er die Lehnspflicht erneuerte und Zins gab. —

Bald darauf hielt der König das königliche Anſehen auch in Baiern aufrecht. Dort war Herzog Arnulf (937) geſtorben und die drei Söhne deſſelben wollten das Land von dem König nicht zu

Lehn haben, ſondern es unabhängig beherrſchen. Da kam Otto plötzlich nach Baiern, ſprach ſie des Landes verluſtig, und übergab es ihrem Oheim Berthold, einem treuen Mann, welcher bis dahin Markgraf an der Etſch geweſen war. Während dieſer Zeit aber waren die Ungarn wieder in Sachſen eingebrochen. Schnell zog nun Otto aus Baiern gegen ſie heran, ſchlug ſie, kehrte nach Baiern zurück, bezwang (938) die drei Brüder und verbannte Eberhard, den trotzigſten von ihnen, nach Schwaben; einen andern aber, den Arnulf, machte er zum Pfalzgrafen, und zu Regensburg, in der alten Hauptſtadt Baierns, ſetzte er als ſeinen beſondern Stellvertreter einen „Burggrafen" ein, damit durch dieſen die Willkür des Pfalzgrafen eben ſo in Schranken gehalten werde, wie die des Herzogs durch jenen.

Indeſſen war die Eiferſucht der Franken und der Sachſen wieder erwacht. Die Franken hatten's noch nicht vergeſſen, daß das Reich von ihnen ausgegangen war, zu deſſen Gedenken der König ja auf fränkiſcher Erde gekrönt ward; und nun mußten ſie es mit anſehen, wie die Sachſen durch die Gunſt des Königs täglich an Ehre, Gütern und Macht zunahmen. Von allen Franken verdroß dies am meiſten ihren Herzog Eberhard, und weil er ſich auch noch für ſeine Perſon übervortheilt glaubte, hatte er (ſchon 936) den Landfrieden gebrochen und auf eigne Fauſt eine Fehde erhoben. Dafür büßte der König ihn um ſchweres Geld, und deſſen Kriegsgeſellen dadurch, daß ſie zu ſchimpflicher Strafe Hunde tragen mußten. Wie nun der König in Baiern war, erneuerte Eberhard mit ſeinen Freunden die Fehde und reizte auch Thankmar, des Königs Halbbruder, welcher um den Verluſt ſeiner väterlichen Erbſchaft und beſonders deßhalb grollte, weil der König dem gewaltigen Markgrafen Gero die Grafſchaft Merſeburg zu Lehen gegeben hatte. So hielten jetzt Eberhard und Thankmar in der Rache treu zuſammen und erhoben offnen Krieg im Sachſenland. Eberhard fing des Königs jüngeren Bruder, Heinrich, und brachte ihn nach Franken; Thankmar zog an die Diemel, eroberte die Eresburg und ſetzte ſich darin feſt. Als Otto davon Kunde bekam, mahnte er ſeinen Halbbruder zuerſt in Lieb'

und Güte mit Bitten, dann mit Drohungen zum Frieden. Als aber auch dieſe nichts fruchteten, zog er wider ihn zu Feld und ſchnell eroberte ſein Heer die Eresburg. Thankmar flüchtete in die Kirche. Aber, wie er am Altare ſtand, flog ein Spieß durch's Fenſter und traf ihn, daß er zur Stelle hinſank und den Geiſt aufgab. Eberhard verlor darüber zwar den Muth nicht, wohl aber ſein deutſches Herz, das er einſt ſo ſchön kundgegeben hatte, und trachtete im Stillen ſelbſt nach der Krone. Er verführte den jungen Bruder des Königs, Heinrich, welchen er noch in Gefangenſchaft hatte, und reizte ihn zur Empörung. Um aber den König einſtweilen ſicher zu machen, gab ihm Eberhard den jungen Heinrich aus der Gefangenſchaft zurück, und dieſer verſtellte ſein böſes Trachten gar ſchlau und legte nebſt dem Erzbiſchof Friedrich von Mainz, der heimlich zu ihm hielt, Fürbitte für Eberhard ein, daß Otto dieſen wieder zu Gnaden aufnahm. Nun reifte die Verſchwörung erſt recht, und Giſelbert, der Herzog von Lothringen, ein Bruder des Erzbiſchofs Friedrich von Mainz, trat in den Bund; in Lothringen wollten ſich alle Feinde Otto's verſammeln und den Krieg zu deſſen Sturz erheben. Das thaten ſie im Frühjahr 939 und riefen nun auch den König von Frankreich zur Hülfe herbei, wofür dieſer das Land Lothringen erhalten ſollte. So machte thörichte Herrſchſucht deutſche Fürſten Ehr' und Treu' und Vaterland vergeſſen. König Otto aber war damals in großer Noth und Gefahr, und weder deſſen Tapferkeit noch Großmuth vermochte die trotzigen Herzen ſeiner Widerſacher zu überwinden. Wie aber ſeine Bedrängniß am höchſten war und er dennoch nicht wankte, ſprang das Glück, wie ein Löwe, ihm plötzlich bei und zerriß alle Netze ſeiner Feinde. Das geſchah (im Jahr 939) alſo: Es lagen Eberhard und Giſelbert bei Andernach am Rhein und wollten hinüber ſteuern; die meiſten von ihren Kriegsleuten waren ſchon am andern Ufer. Die zwei Herzoge aber ſaßen noch auf dem ſchönen Feld beim Bretſpiel und freuten ſich der vielen Beute, welche ſie ſich aus des Königs Erblanden geholt. Da ſtürmten auf einmal der Schwabenherzog Hermann und zwei fränkiſche Grafen, welche dem König getreu waren, Udo von der Wetterau und Konrad vom

Oberlahngau, genannt der Kurzbold, auf die zwei Herzoge heran, und es fiel Eberhard im Gefecht, Giſelbert aber ertrank im Rhein (939). Als der junge Heinrich dies vernahm, floh er zum König von Frankreich; Otto aber benützte raſch ſein Glück, drang in Frankreich ein und drängte den König, bis dieſer um Frieden bat. Da unterwarf ſich ganz Lothringen dem ſiegreichen Otto und dieſer übte Gnade gegen Alle, welche ſich an ihm vergangen hatten. Heinrich war jedoch von ſeiner Herrſchſucht noch nicht geneſen und ſpann bald nachher (941) mit vielen mißvergnügten ſächſiſchen Grafen, welchen des Königs Regiment zu ſtreng war, eine neue Verſchwörung an; ſie wollten Otto zu Quedlinburg, wenn er dort das heilige Oſterfeſt beging, ermorden und Heinrich ſollte dann die Krone erhalten. Gerade noch zu rechter Zeit entdeckte Otto den ruchloſen Plan und richtete die Verſchwornen. Heinrich ſelbſt entrann jedoch und ſchweifte flüchtig umher; nirgends fand er Herberg und Schutz. Endlich kam er reuvoll nach Sachſen zurück und warf ſich dem König zu Füßen; mild wie immer verzieh ihm dieſer auch jetzt; ja er übergab ihm ſpäter (945) ſogar das Herzogthum Baiern, als dieß nach dem Tode Bertholds ledig wurde. Von da an blieb Heinrich ſeinem Bruder endlich getreu, aber ſeine Ränke konnte er doch nicht laſſen und ſtiftete dadurch noch gar viele böſe Händel. Nachdem nun die ſchlimme Zeit vorüber war, gab Otto dem fränkiſchen Grafen Konrad, dem Rothen zubenannt, der Burggraf zu Worms war, das Herzogthum Franken und verheirathete ihn mit ſeiner Tochter; ſpäter (943) gab er demſelben auch das Herzogthum Lothringen. Schwaben verlieh er nach dem Tode des Herzogs Hermann ſeinem Sohne Ludolf, welcher die Tochter Hermanns zur Hausfrau erhalten hatte. Sein Stammherzogthum Sachſen aber, welches er bisher ſelbſt verwaltet hatte, übertrug er dem tapfern Hermann Billung, welcher auch mit ihm verwandt war. So ſuchte er durch Bande des Bluts die Treue der Herzoge mit der Königsmacht zu verknüpfen, damit die Kraft des deutſchen Reiches nicht mehr durch Zwiſte im Innern ſchändlich zerſplittert würde, ſondern allen äußeren Feinden furchtbar ſei.

Gleichwie Karl der Große, welchen Otto ſtets zum Vorbild nahm, die Bekehrung der Sachſen und ihre Verſchmelzung mit allen übrigen Deutſchen erſtrebt hatte, alſo trachtete Otto ſein ganzes Leben hindurch nach dem Ruhm, die Slaven zu Chriſten und zu Deutſchen zu machen. Das war ein ungerechtes Werk, wiewohl Otto es für ein gottgefälliges hielt; denn keinem Fürſten der Welt giebt Gott das Recht, ein Volk zu unterdrücken. Und gleichwie die irrige Abſicht verwerflich war, ſo war auch die Ausführung ſchändlich. Wider die Slaven focht nämlich der Markgraf Gero, welcher ein gewaltiger Kriegsmann, aber roh und grauſam war und die Slaven wie Hunde anſah, die nur durch die Peitſche in Treue zu halten ſeien. So hat er einmal dreißig ihrer Fürſten zu einem Gaſtmahl laden, und, während ſie ſorglos zechten, überfallen und ermorden laſſen. Darnach hat Gero (840) alle Wenden bis an den Oderfluß unterworfen, daß ſie Zins geben mußten. Und Otto ſtiftete die Bisthümer Magdeburg und Havelberg. Aber durch die Unmenſchlichkeit der deutſchen Chriſten wurden die unterdrückten Slaven erſt recht verſtockt und heimtückiſch.

Auch die nördlichen Nachbarn des Reichs, die kriegeriſchen Dänen, empfanden Otto's Arm. Ueber dieſe herrſchte König Harald, mit dem Zunamen „Blauzahn"; der hatte die Mark Schleswig, welche König Heinrich geſtiftet, (um's Jahr 948) erobert und mit Mord und Brand verwüſtet. Da iſt Otto wider die Dänen ausgezogen, über das „Danewirk" geſtiegen und hat ſein Heer ſiegreich bis zur äußerſten Spitze Jütlands hinaufgeführt. Dort warf er, zum Wahrzeichen, daß nur das Meer ſeinem Sieg Grenzen ſetze, ſeinen Speer in die Wogen hinab; davon heißt der Meerbuſen dort der „Ottenſund." Nach einer Schlacht bei Schleswig bat Harald „Blauzahn" endlich um den Frieden und erhielt ihn unter der Bedingung, daß er ſich taufen ließ und ſein Reich Dänemark dem deutſchen König zu Lehen übergab. Da ſtiftete Otto drei Bisthümer in Jütland zur Bekehrung des Volks; denn die Religion war ihm ein heiliger Ernſt, wenn er auch in der Wahl der Mittel zum Zweck

nach der Anſicht ſeiner Zeit oft irrte. Aber der gute Zweck ſoll nie ein ſchlechtes Mittel heiligen.

Durch ſo viele kühne Thaten hatte Otto, da er erſt 38 Jahre zählte, das Anſehen der deutſchen Königswürde und die Grenzen des Reiches weit ausgebreitet; mit freudigem Stolz ſah das deutſche Volk auf ihn, wie er es bei allen andern Völkern zu hohem Ruhme brachte. Die Freien kamen wieder zu Anſehen; der Heerbann hielt ſie feſt zuſammen, und der Stern der Ehre leuchtete ihnen zu kühnen Thaten. Auch die Geiſtlichkeit hielt den König Otto gar hoch, weil er nicht blos den Glauben durch Schwertesmacht ausbreitete, ſondern auch die Kirche durch reiche Gaben und koſtbare Rechte trefflich verſorgte. In den Städten wuchs indeſſen das Bürgerthum ſtill und unbeachtet, aber kräftig heran, vom erſten Morgenſchimmer der neuen Freiheit begrüßt. So war im Innern des Landes ein ſchönes Einverſtändniß zwiſchen allen Ständen, und hochoben auf der Spitze der Ordnung ſtand der König, gerecht, kühn, fromm, mild und weiſe, das deutſche Herz voll ſtolzer Hoffnungen auf noch größere Herrlichkeit.

Damals lebte nun in Italien ein treuloſer Tyrann, Berengar, Markgraf zu Ivrea. Dieſer hatte Lothar, den jungen König von Italien, vergiftet und deſſen Wittwe, die ſchöne Adelheid, welche von Geburt eine Königstochter aus Burgund war, gefangen genommen, weil ſie ſich weigerte, Berengars Sohn Adalbert zum Mann zu nehmen. In dem finſtern Thurm eines Schloſſes am Garda-See hielt ſie dieſer verſchloſſen. Da ſaß Adelheid vier Monden lang in ihrem Leid, und betete inbrünſtig zu Gott, daß er ihr einen Retter ſende. Ihr getreuer Kaplan brach endlich heimlich ein Loch in die Mauer des Thurms und grub einen Gang in der Erde in's Freie; auf dieſem flüchtete er die ſchöne Wittwe und brachte ſie glücklich bis an den See bei Mantua, wo ſie ein Fiſcher von Almoſen pflegte; von dort kam ſie auf das feſte Schloß Canoſſa, das auf einem hohen Felſen ſtand, um welchen ringsher Waſſer floß. Azzo, der Herr des Schloſſes, nahm ſie mit Freuden auf und vertheidigte ſie getreulich gegen Berengar, als dieſer in ſeinem Grimme heranzog und das

Schloß belagerte. Nun hatte Adelheid gar viel von dem Ruhm des deutſchen Königs Otto vernommen, drum ſandte ſie jetzt zu ihm und bat ihn, er möge als chriſtlicher Ritter ihre fräuliche Ehre rächen; dafür bot ſie ihm ihre Hand und das Reich Italien. Wie Otto, welcher Wittwer war, dieſe Kunde vernahm, rief er alle Freien und Treuen zuſammen und ermahnte ſie, ihm zum Schutz der bedrängten Unſchuld beizuſtehn. Das war deutſchen Herzen ein lieber Klang; ſchnell ritt ein edles Heer mit dem König, ſeinem Sohn Ludolf und ſeinem Bruder, dem Baierherzog Heinrich, im J. 951 gen Welſchland. Als ſie herankamen, floh Berengar voll Schrecken von den Mauern des Schloſſes Canoſſa hinweg, während die Stadt Pavia ſich dem deutſchen König mit Freuden ergab. Alſobald huldigte ihm das Reich Italien, wo ſeit Arnulf kein Deutſcher mehr als König oder Kaiſer geherrſcht hatte. Die ſchöne Adelheid aber zog nun ihrem deutſchen Ritter entgegen und gab ihm als ſeine Hausfrau die Hand. Zu Pavia wurde die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert und es ſtrahlte die Kraft des Königs wie Sonnenglanz und wie Mondenſchimmer leuchtete die Holdſeligkeit der Königin.

Im nächſten Jahre beſchloß Otto, mit Adelheid nach Deutſchland zurückzukehren; doch zuvor übergab er dem Herzog Konrad von Franken und Lothringen die Vertheidigung des welſchen Reichs gegen den Berengar. Und es gelang der klugen Rede Konrads, daß Berengar beſchloß, dem König nach Deutſchland zu folgen, und ſich zu unterwerfen; denn Konrad hatte ihm verſprochen, ſich bei dem König für ihn zu verwenden, daß er in Ehren und Gnaden aufgenommen würde. Wie aber Berengar zu dem König nach Deutſchland kam, hatten Adelheid, welche ihr Leid noch nicht vergeſſen konnte, und der Baierherzog Heinrich, welcher der ſchönen Frau gerne ſchmeichelte, des Königs Herz alſo eingenommen, daß er den Berengar drei Tage lang ungehört warten ließ. Darob zürnte Konrad dem Könige ſchwer und trug es ihm nach, obgleich Berengar nachher auf einem Reichstag zu Augsburg das Reich Italien zu Lehen erhielt. Aber die Marken Verona und Aquileja bekam Herzog Heinrich von Baiern.

Dieſem war ſein wackrer Neffe Ludolf ſchon lang ein Stein im Wege geweſen, denn er fürchtete, daß der tapfre Königsſohn einſt die Krone erhalten werde; und er hatte Zwiſt mit ihm, welchen der König zu Gunſten des Baierherzogs vertrug. Dadurch fühlte ſich Ludolf hart gekränkt, und wie er ſah, daß ſeine Stiefmutter mit dem ränkevollen Oheim wider ihn ſei, verband er ſich mit dem Herzog Konrad; alle Fürſten und Edlen, welche den Herzog Heinrich ſchon längſt im Stillen haßten, ſchloſſen ſich an dieſe Beiden, zumal Arnulf, der Pfalzgraf in Baiern, welcher den Gedanken nicht ertragen mochte, daß ſein uraltherrliches Geſchlecht, die Nachkommenſchaft Luitpolds, in Baiern eingeboren, durch den ſächſiſchen Heinrich von der Herrſchaft in Baiern verdrängt bleiben ſollte! Bald kam die Empörung zum Ausbruch, in welcher viel Blut vergoſſen ward; ſo oft auch zum Frieden geredet wurde, trat der böſe Heinrich mit Stachelworten zwiſchen das Herz ſeines Bruders, des Königs, und die der Fürſten, daß die Verſöhnung immer gehindert ward. Endlich kam's dahin, daß ſich Ludolf und der Pfalzgraf in Regensburg vertheidigten. Konrad aber floh gen Lothringen und rief, von ſeinem Zorn gegen den König und gegen Heinrich von Baiern verblendet, die Ungarn zu Hülfe; dieſe zogen eilig heran und ſengten und würgten bis Frankreich hin. Der König aber brach rächend in Baiern ein. Jetzt erſt kam Konrad zur Beſinnung, erkannte ſchaudernd, welchen Frevel er am ganzen Vaterland begangen, und unterwarf ſich. Bald darauf wurde der Pfalzgraf bei einem Ausfall aus Regensburg erſchlagen; Ludolf floh in ſein Herzogthum Schwaben zurück, Regensburg kam in des Königs Gewalt und der Aufſtand wurde unterdrückt. Nun nahm der König dem Herzog Konrad Lothringen und theilte dies Land, doch ließ er jenem, um ſeiner Reue willen, gnädig das Herzogthum Franken. Und als Ludolf ſich ſeinem Vater reumüthig zu Füßen warf, verzieh dieſer auch ihm von Herzen; doch nahm er ihm das Herzogthum Schwaben ab und gab es einem getreuen Mann, Burkhard, dem Eidam ſeines Bruders Heinrich.

Kaum war (im J. 954) der Friede zur Freude aller Wohlgeſinnten geſchloſſen, ſo kamen im nächſten Jahre die Ungarn aus Frank-

reich zurück in's Baierland, und drohten übermüthig, daß ihre Roſſe die deutſchen Ströme austrinken ſollten. Zahlloſes Volk (es wird erzählt, daß ihrer 100,000 geweſen) tobte gegen Baiern heran und legte ſich an den Lech vor Augsburg. In dieſer Stadt war der Biſchof Ulrich, ein gar frommer und muthiger Mann; der machte die Augsburger wehrhaft und ſtärkte ſie im Vertrauen auf Gott. Wie nun die Ungarn eines Morgens zu den Mauern aufſchauten und ſie von lauter Harniſchen und Schwertern leuchten ſahen, ward ihnen plötzlich Botſchaft, daß der König mit dem deutſchen Heerbann wider ſie auf's Lechfeld herangezogen ſei; das breitet ſich zwiſchen dem Lech und der Wertach zehn Wegſtunden lang aus. Da mochten die Ungarn vor Kampfluſt nicht länger vor Augsburg liegen bleiben und ritten dem König entgegen an den Lech. Schnell zogen nun auch die Augsburger mit dem Biſchof Ulrich zu dem Heerbann hinaus. Der König theilte denſelben in acht Haufen; drei davon waren lauter Baiern, die führte Graf Eberhard von Sempt und Ebersberg an (weil der Herzog Heinrich krank lag), den vierten Haufen bildeten die Franken, an ihrer Spitze ſtand Herzog Konrad, der voll Schaam über ſeinen Verrath war und vor Begier brannte, ihn durch einen ehrlichen Tod in der Schlacht zu büßen; der fünfte Haufe beſtand aus den edelſten Kampfhelden des ganzen Heeres, der König ſelbſt war ihr Vorfechter und vor ihm her flog der Erzengel Michael, wie vor ſeinem Vater bei Merſeburg; den ſechſten und ſiebenten Haufen bildeten die Schwaben mit ihrem Herzog Burkhard und den achten die Böhmen; — alle dieſe Völker ſchwuren ſich untereinander Treu' und Hülfe wie leibliche Brüder. Das war am 9ten Auguſt 955. Wie nun die Ungarn das deutſche Heer in Schlachtordnung erblickten, ſchwammen ſie, voll Ungeduld, auf ihren Roſſen durch den Lech an's linke Ufer; dort umringten ſie die Schlachtordnung der Deutſchen und warfen ſich plötzlich mit wildem Geheul auf die Böhmen. Dieſe hielten den Pfeilregen nicht lange aus, flohen und überließen voll Schrecken den Ungarn den Troß. Da brachen die Sieger ſchnell auch auf die Schwaben los, welche ſich mannhaft wehrten, aber endlich dennoch weichen mußten. Wie der König dieſe große Gefahr

ſah, winkte er dem Herzog Konrad von Franken; wie ein gereizter Löwe ſprang dieſer den Ungarn entgegen, warf ſie zurück, befreite alle Deutſchen, welche ſie gefangen hatten, und brachte ſie dem König. Am andern Morgen, (es war der Feſttag des heiligen Laurentius,) betete der König inbrünſtig zu Gott und gelobte, wenn Chriſtus ihm die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes überwinden helfe, dem heiligen Laurentius ein Bisthum in Merſeburg zu ſtiften. Dann las der Biſchof Ulrich dem Heer die Meſſe und reichte dem knieenden König den Leib des Herrn. Wie ſich Otto wieder erhoben, ſprach er zu den Deutſchen: „Seht um euch! Zahllos ſind die Haufen der Heiden, aber mit uns iſt der mächtigſte Helfer, Chriſtus mit ſeinen Schaaren. So laßt uns aushalten und lieber ſterben, als weichen. Doch wozu viel Worte? Statt der Zunge rede das Schwert!“ Hoch zu Roß, den Schild am Arm, die heilige Lanze ſchwingend, ſprengt er jetzt, im Glanz der Morgenſonne, ſeinen Deutſchen voran. Nun beginnt die Schlacht. Unwiderſtehlich rückt das deutſche Heer, Mann an Mann, gegen die Ungarn heran; vor deutſcher Einigkeit und deutſcher Begeiſterung wird ihr blinder Ungeſtüm zu Schanden. Schon weichen ſie auseinander; um ſo heißer wird ihre Wuth; viele deutſche Helden müſſen ſie büßen. Da ſinken Graf Theobald, (der Bruder des Biſchofs Ulrich) und ſein Vetter Reginald; Herzog Konrad von Franken löſ't ſich in der Hitze den Helm los, da trifft ihn ein Pfeil in die Kehle, und ſo löſ't ihn der Tod von ſeiner Schuld. Wie nun die Ungar-Haufen zerſprengt werden, ſchreiten die Deutſchen über die, welche noch widerſtehn wollen, zermalmend hinweg. Jetzt wird die Verwirrung der Ungarn allgemein, ihr Entſetzen wächſt; die weite Ebene wimmelt von Flüchtlingen; die Deutſchen über ſie herein, wie der Zorn Gottes! Heulend ſprengen die Ungarn in den Lech, aber der iſt gut deutſch und läßt weder Roſſe noch Reiter los; Leichen füllen das Flußbett, die blutgefärbten Waſſer ſchwellen über. So wird das übermüthige Volk vernichtet; nur Wenige entrinnen dem heißen Tag. Noch am Abend zieht Otto mit dem Biſchof Ulrich glorreich in Augsburg ein und dankt dem Herrn für Deutſchlands Befreiung. — Am andern Tage

ritt er auf's Schlachtfeld hinaus, ſeine Todten zu zählen; da fand er Konrads Leiche und weinte um den tapfern Mann. Dann zog er über den Lech und ließ allerorten in Baiern gebieten, auf die Flüchtigen zu fahnden. Wo ſie ſich blicken ließen, ſchlug ſie das erbitterte Baiervolk wie Wölfe todt; drei gefangene Ungarfürſten ließ Herzog Heinrich vor dem Oſterthor in Regensburg aufhängen. Nur ſieben Männer von den hunderttauſend, die gekommen waren, ſollen die Botſchaft der Niederlage nach Ungarn heimgebracht haben. Darnach hielt Herzog Heinrich zu Regensburg ein ſtrenges Gericht über alle Verräther des Vaterlandes, welche ſie herbeigerufen, der Biſchof von Salzburg wurde geblendet und der von Aquileja entmannt. Das war des Baierherzogs letztes Werk auf Erden; er ſtarb noch im ſelben Jahr. Die Ungarn aber wagten ſich ſeit der Zeit nicht weiter vor als bis zu ihrer Grenzfeſtung, welche die Eiſenburg hieß; dieſe ſtand gar trutzig auf einem Felſen am rechten Donauufer, auf der Stelle, wo nachher das ſtattliche Kloſter Mölk erbaut worden iſt.

Indeſſen hatten ſich die Wenden um ihre Freiheit wieder erhoben und den Sachſenherzog Hermann Billung hart bedrängt. Schnell zog Otto, der allüberall war, wo das Reich ſeiner bedurfte, in ihr Land und lagerte am Fluß Doſſa, wo dieſer in die Havel rinnt; da umgingen ihn die Obotriten und Ukern mit andern ſlaviſchen Völkern und ſchloſſen ihn ein, daß er in große Gefahr kam; obendrein ſchlichen ſich zwei böſe Gäſte, Hungersnoth und Seuche, in ſein Heer. Grad noch zur rechten Zeit kam der Schrecken aller Slaven, der Markgraf Gero, herbei, und ſchlug die Feinde am 16ten October deſſelben Jahres, in welchem Deutſchland der Ungarn ledig geworden; ihr Fürſt Stoinef kam auf der Flucht um. Aber die Kriege der Deutſchen mit den Slaven hatten damit noch kein Ende. Später 958 und 959 hat Gero den Polenherzog Mieſiko bezwungen.

Während dieſer Zeit hatte Berengar in Italien, welches er vom deutſchen Reich zu Lehn trug, ſeines Lehneides ſpottend, — mit unerträglicher Willkür und Grauſamkeit gewaltet; er wähnte ſich ſicher, weil König Otto mit den Ungarn und Wenden zu kämpfen hatte.

Da riefen die welſchen Fürſten deſſen Hülfe an. Und Otto übergab ſeinem Sohne Ludolf ein wohlgerüſtetes Heer, daß er ſich die Herrſchaft der Lombardei erkämpfe. Wie nun der Königsſohn dahin kam, thaten ſich ihm alle Herzen und Städte auf und Berengar hatte bald nirgends mehr einen Zufluchtsort. Durch Verrätherei ward er ſogar dem tapfren Ludolf überliefert, aber dieſer ließ ihn ſchwören: ſich dem König Otto wieder zu unterwerfen und gab ihn dann großmüthig frei; auch über Adalbert gewann Ludolf den Sieg. — Doch bald darauf ſtarb er (957) jähen Todes, und die Welſchen ſagten, Berengar habe ihn vergiften laſſen. Dieſer aber fiel jetzt frohlockend ſogar in den römiſchen Kirchenſtaat ein. Da beſchloß König Otto, auf die vielen Bitten des Papſtes und der Großen Italiens, ſelbſt nach Italien zu kommen, um den Berengar zu züchtigen, Ordnung und Gerechtigkeit herzuſtellen, und das Kaiſerthum endlich mit dem deutſchen Königthum zu vereinigen, wie Karl der Große, Otto's ruhmreiches Vorbild, es gethan. Darum berief er im Jahre 961 die deutſchen Fürſten auf einen Reichstag zu Worms und ſie billigten ſeinen Vorſatz und wählten ſeinen Sohn, den ſiebenjährigen Otto, welchen er ihnen vorgeſchlagen hatte, zu ihrem Könige; dann zog er mit ihm nach Aachen zum Feſt der Pfingſten, dort wurde der Knabe gekrönt. Hierauf brach der König mit einem großen Heere, und von ſeiner Gemahlin Adelheid begleitet, von Deutſchland auf und fuhr gen Welſchland, in voller Pracht und Herrlichkeit, wie es der Würde eines Königs der Deutſchen geziemte. So kam er nach Pavia. In Mailand erklärten alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten den Berengar und ſein ganzes Geſchlecht, als verflucht, für ewige Zeiten der Herrſchaft unwürdig und erwählten den Otto zum König. Dann holten ſie dieſen nach Mailand. Der Erzbiſchof dieſer Stadt ſalbte ihn und ſetzte ihm die „eiſerne Krone“ der Lombarden auf; die war von Gold und hieß alſo von einem eiſernen Reif im Innern, welcher aus einem Nagel vom Kreuze Chriſti geſchmiedet worden.

Als König von Lombardien zog nun Otto im Januar des nächſten Jahres (962) nach Rom. Dort wallten ihm der Senat, die

Ritter und das Volk, ſeinen Ruhm lobſingend, zum goldnen Thore heraus entgegen, und er ritt auf einem weißen Roß zum Vatikan und ſtieg die Stufen zur St. Peterskirche hinan. Vor ihren ſilbernen Pforten ſchwur er, daß er die römiſche Kirche immerdar ſchirmen werde, wie Kaiſer Karl es gethan. Am andern Tage (dem Feſt Mariä Lichtmeß) ſalbte ihn der Papſt Johannes XII. in der Peterskirche zum Kaiſer und ſetzte ihm die Krone auf. Zahlloſes Volk aus den verſchiedenſten Ländern der Chriſtenheit jauchzte ihm zu und alle Großen Roms beſchwuren ihm auf die Reliquien St. Peters ihre Treue. Otto wollte aber nicht bloß dem Namen nach Kaiſer ſein, ſondern waltete auch als ſolcher in Italien. Da wurden die erſten Grundſteine der freien ſtädtiſchen Verfaſſungen gelegt; beſonders aber ließ ſich's der Kaiſer angelegen ſein, ſowohl ſein Verhältniß zu dem Papſt, als auch das des Papſtes zu den Römern feſtzuſtellen. Doch bald mußte er erfahren, daß die Römer das Kaiſerthum nur als eine leere Würde ohne Macht betrachteten und ihre Selbſtſtändigkeit der Fremdherrſchaft nicht aufopfern wollten. Mit Strenge trat er denn als oberſter Richter mitten unter die Römer, und ſie beugten ihre ſtolzen Nacken; aber ſo oft er wieder ferne war, richteten ſie ſich grimmig empor und rüttelten an der deutſchen Oberherrſchaft. Die Deutſchen nannten dies Wankelmuth und ſchalten die Welſchen untreu; doch das iſt der Fluch jeder Fremdherrſchaft, daß ſie rings um die unvertilgbaren Wurzeln des edlen Freiheitsdranges das Unkraut der Heimtücke großzieht. Der Kaiſer aber bändigte die Widerſacher ſeines Anſehens, endlich (964) bekam er auch den ruhloſen Störefried Berengar in ſeine Gewalt und ließ ihn nach Deutſchland auf die feſte Babenburg bringen, wo derſelbe ſtarb. Otto ſelbſt ging im nächſten Jahre dorthin zurück. Dort hatte indeſſen Markgraf Gero (964) die Slaven in der Niederlauſitz unterworfen, aber in der Schlacht ſeinen einzigen Sohn verloren, für deſſen künftige Hoheit er ſein langes Leben hindurch ſo tapfer gekämpft; dies Herzleid hatte er jetzt zum Lohn für ſeine Unmenſchlichkeit gegen die Slaven. Verzweifelnd pilgerte der narbenvolle Greis nach Rom, legte ſein Schwert auf den Altar St. Peters, that Buße, zog auf der Heim-

kehr zu St. Gallen ein Mönchsgewand an und ſtarb (965) in der Heimath.

Während nun der Kaiſer in Deutſchland war, hatte Adalbert, der Sohn Berengar's, in Italien den Kampf alſogleich erneuert; zur ſelben Zeit ſtritten in Rom die mächtigen Adelsgeſchlechter um die Herrſchaft, daß große Verwirrung war. Da ſchickte der Kaiſer zuerſt den Herzog Burkhard von Schwaben nach Italien; dann kam er ſelbſt (966) hin und hielt ein furchtbar Gericht über Alle, welche das kaiſerliche Anſehen keck verachtet hatten. Erſchrocken huldigten ihm die Fürſten von Benevent und Capua; der Kaiſer aber trachtete nun auch darnach, das untere Italien, welches bis dahin noch unter der Oberherrſchaft der griechiſchen Kaiſer geſtanden, zu gewinnen, damit das römiſche Kaiſerthum in der ganzen Fülle der alten Macht und Herrſchaft wieder aufblühe. Er hoffte, dies friedlich in's Werk zu ſetzen. Darum berief er ſeinen Sohn Otto II. nach Rom, ließ ihn von dem Papſt zum Kaiſer krönen, und warb für ihn um Theophanien, die Stieftochter des griechiſchen Kaiſers Nikephoros. Durch dieſe Vermählung gedachte er die Landſchaften Unteritaliens von den Griechen als Brautſchatz der Prinzeſſin zu erhalten. Aber Nikephoros war voll thörichten Dünkels und betrachtete ſich ſelbſt als einzigen rechtmäßigen Erben des römiſchen Kaiſerthums ſo wie des ganzen Reichs Italien, den deutſchen König hingegen blos als einen Räuber jener Würde und dieſes Landes. Alſo mißhandelte er deſſen Geſandte, ſchlug ihm die Prinzeſſin Theophania ab und verbündete ſich heimlich mit Adalbert. Da gab Otto in Unteritalien durch Waffenthaten kund, daß ſich der deutſche Name nicht ungeſtraft ſchimpfen laſſe, am wenigſten von einem ſo entnervten und verderbten Volk, wie die Griechen waren. Bald darnach (969) wurde Nikephoros zu Konſtantinopel ermordet; ſein Nachfolger, Johannes Tzimiskes, welcher den Frieden ſuchte, ſandte Theophanien als Braut des jungen Otto II. nach Italien und Otto I. ließ nun den Griechen die Landſchaften Apulien und Calabrien bis auf Benevent und Capua.

Mit großer Pracht wurde die Hochzeit Otto's II. (972) mit Theophanien zu Rom gehalten. Dann kehrten die beiden Kaiſer,

Vater und Sohn, nach Deutſchland zurück und begingen das heilige Oſterfeſt (973) zu Quedlinburg. Da ſaß Otto I. in ſeiner Pfalz, welche, auf lieblicher Anhöhe ragend, auf die wogenden Waldwipfel des Harzes weithin ſchaute; rings um den alten Kaiſer ſaßen ſein Sohn Otto II., die edlen Frauen Adelheid und Theophania, die Herzoge von Sachſen, Schwaben, Franken, Baiern, Lothringen, Polen und Böhmen, nebſt vielen Markgrafen, Grafen und edlen Herren, dazu alle geiſtlichen Fürſten des Reichs, und Geſandte kamen herbei aus Ungarn und Griechenland, Rußland und Bulgarenland, aus Dänemark und Italien, brachten Geſchenke und ſuchten die Bundsfreundſchaft des mächtigen Kaiſers, deſſen Ruhm wie Windesweh'n über die Erde ging. Alſo genoß er mit vollem Behagen das höchſte irdiſche Glück, daß er, zufrieden mit ſich ſelber, ſein Lebenswerk überſchauen konnte. Denn in Deutſchland war Friede und Einigkeit, Wohlfahrt und Segen bei großem Waffenruhm, und es war für die andren Länder Europa's das, was das geſunde hochklopfende Herz für die Glieder eines Leibes iſt. Nach jenem Oſterfeſt zog Otto I. nach Merſeburg, und von dort in die güldene Au, nach Memleben, wo ſein Vater Heinrich geſtorben war. Dort verſchied auch er, ſanft und ruhig, 973, ſeines Alters im 61ſten Jahr.

7.

...... Wie oft ſchon zog das deutſche Heer,
Erleſ'ne Männer, ſchmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Welſchlands Ebnen
Dahin zu ſchwinden wie das Sommergras!

Uhland.

Otto II. war bei dem Tode ſeines Vaters noch nicht 20 Jahre alt; da beſtätigten ihn die deutſchen Fürſten und Edlen in der Würde. Strotzend von Kraft, voller Sehnſucht nach Ruhm, ſtrebte er vom deutſchen Boden fort, nach Welſchland hin, um Calabrien und Apulien wie einen Brautſchatz ſeiner Gemahlin an ſich zu bringen; bis

Sicilien hinüber ſollte der kaiſerliche Reichsadler ſeine Flügel ausbreiten; dieß hatte der junge Kaiſer im Sinn. Aber vielfache Fehden hielten ihn wider Willen noch länger in Deutſchland zurück.

In Baiern war nämlich nach dem Tode Heinrichs deſſen Sohn, welcher den Namen ſeines Vaters und deſſen Herrſchſucht geerbt hatte, zum Herzogthum gekommen; und wie ſein Vater auf den tapfren Ludolf, ſo war er auf Ludolfs Sohn, Otto, eiferſüchtig, welcher das Herzogthum Schwaben beſaß. Weil nun der Kaiſer dieſen wider ihn begünſtigte, ſo warb Herzog Heinrich von Baiern bei den Polen, Böhmen und Dänen um Hülfe und wollte offnen Krieg beginnen, um Baiern vom deutſchen Reich loszureißen. Gleich ſtanden alle Baiern zu ihrem Herzog Heinrich und wohl Mancher mochte im Stillen hoffen, daß ihr Aller eingebornes liebwerthes Herzoggeſchlecht (das der Schyren) wieder zum Regiment käme. Aber der Kaiſer bekam (975) den Baierherzog in ſeine Gewalt und ſchlug die Böhmen, daß ſie demüthig die Oberhoheit des deutſchen Reichs wieder anerkannten; ſchnell wie der Blitz war er gleich drauf in Schleswig und zwang auch den Dänenkönig, Huldigung und Zins zu erneuern. Indeſſen war Heinrich aus ſeiner Haft entronnen, kam nach Baiern und ließ ſich in aller Eil durch den Biſchof von Freiſing in Regensburg zum König der Deutſchen krönen. Aber der ächte König kam benſo geſchwind in's Baierland, fing ihn in Paſſau, ſchlug ihm mit dem Schwert den angemaßten Scepter aus der Fauſt, und ließ ihn nach Utrecht in ſichere Haft führen; das Herzogthum Baiern gab er dann ſeinem Vetter Otto, dem Schwabenherzog.

Zur ſelben Zeit gelüſtete es den König von Frankreich und deſſen Bruder nach dem Beſitz Lothringens, und die Franzoſen kamen unverſehens gen Aachen. Dort ſtand der Reichsadler auf dem Schloß nach Sachſen zugekehrt; den drehten die Franzoſen um, daß er jetzt nach Frankreich hinſah, als ſäße dort der Herr, welchem Lothringen gehöre; drauf kehrten ſie heim, als hätten ſie was Großes gethan. Aber der Kaiſer kam geſchwind hinterdrein bis Paris, und ſteckte die Vorſtädte in Brand, daß ſich die Franzoſen den rechten Herrn Lothringens beim Licht beſehen konnten. Nicht lange darnach (980) kam der

König von Frankreich an den Fluß Chair zu Otto II. und ſchwur dieſem einen Eid, daß Lothringen nun deutſch bleiben ſollte. Und es blieb's auch von damals an, 700 Jahre lang.

Nun aber hielt Otto II. es in der Heimath nicht länger mehr aus; ruhmdürſtend ritt er noch in demſelben Jahre mit ſeiner Gemahlin und vielen Fürſten nach Italien. Damals kämpften in Rom zwei Partheien um die Herrſchaft und ſetzten nach Willkür die Päpſte ein und ab. Die eine Parthei wollte die Selbſtſtändigkeit des römiſchen Staats wiederherſtellen; an der Spitze derſelben ſtand ein gewiſſer Creſcentius, welcher alles, was deutſch war, grimmig haßte. Die andere Parthei aber hielt es mit dem Kaiſer. An dieſem Streit nahmen alle adligen Geſchlechter mit furchtbarer Wuth Theil. Als Otto II. nach Rom kam, hatte die kaiſerliche Parthei dort eben geſiegt; ungeduldig zog er nun mit einem ſtattlichen Heer von Schwaben, Franken und Baiern in die Landſchaften Apulien und Kalabrien hinab. Wo er nur den Fuß hinſetzte, kam ihm das Glück entgegen, und luſtig, als wär' es nur Kinderſpiel, eroberte er die Städte Salerno und Tarent. Indeſſen hatten die Griechen die Araber von der Inſel Sicilien herübergerufen; freudig eilte der junge Kaiſer dieſen entgegen und gewann im erſten Treffen wieder den Sieg. Nun aber verblendete ihn das Glück ſo ganz und gar, daß er ſich durch eine verſtellte Flucht der Feinde täuſchen ließ; da wurde das deutſche Heer bei Baſantello, nicht weit von Tarent, (982) überfallen und faſt völlig erſchlagen, Kaiſer Otto II. ſelbſt entrann mit genauer Noth an's Ufer des Meeres; dort ritt er mit dem Schwabenherzog und wenigen Treuen auf und ab und ſah rings umher nach Rettung; feindliche Reiter waren ihm dicht auf den Ferſen. Endlich gewahrte er ein griechiſches Schiff und ſpornte ſein Roß in's Meer, ſchwamm an Bord und kam unentdeckt glücklich bis gen Roſſano. So hatte er Leben und Freiheit gerettet; aber ein tödtlicher Gram zehrte an ihm, daß er ſo viele tapfre Deutſche verloren und den Ruhm der deutſchen Waffen noch dazu, der jetzt den feigen Griechen zum Geſpött ſein ſollte. — Zur ſelben Zeit waren auch viele Sachſen durch die Slaven erſchlagen worden, welche von jenen nicht länger wie

„Hunde“ mißhandelt ſein wollten; aber die Slaven unterlagen zuletzt doch wieder.

Im Frühjahr 983 kamen die deutſchen Fürſten zu dem Kaiſer nach Verona auf den Reichstag, riſſen die Schwerter aus den Scheiden und riefen: „Friſch auf, o Kaiſer! Führ’ uns hinab gegen die Griechen und Heiden; wir wollen mit ihnen Rechnung halten.“ Da blühte des Kaiſers Hoffnung wieder friſch auf; und er rüſtete mit Macht. Zuvor aber beſtellte er des deutſchen Reichs Geſchäfte und verlieh die erledigten Herzogthümer Franken, Schwaben und Baiern. Damals war auch die Markgrafſchaft Oeſterreich zu Leh’n erledigt; um dieſe warb Leopold, ein edler Graf im Donaugau, vom Geſchlecht der Babenberger, bei’m Kaiſer, indem er ihm einen zerbrochnen Bogen vorwies, welcher einſt Otto I. gehört hatte. Denn vor vielen Jahren hatte Leopold, damals noch ein Jüngling, den Kaiſer Otto I. ganz allein auf der Jagd getroffen, wie ſich derſelbe eines angeſchoſſenen Ebers nicht erwehren konnte, weil ihm der Bogen zerbrach. Da hatte Leopold den wüthenden Keiler erlegt und vom Kaiſer den zerbrochenen Bogen erhalten, daß er ihn als Wahrzeichen vorweiſe, „wenn ein Reichslehen erledigt ſei.“ Alſo gab Otto II., um dies Verſprechen ſeines Vaters zu erfüllen, jetzt dem Babenberger die Markgrafſchaft Oeſterreich. Und Leopold verwaltete ſie als rechter Grenzhüter des deutſchen Reichs, brach die ſtolzen Thürme der Eiſenburg, worin die Ungarn dem deutſchen Lande noch Trotz boten, und jagte dieſe bis über’s Kahlengebirg, daß das Land Oeſterreich endlich wieder deutſch ward, wie einſt in uralten Zeiten, und auch deutſch blieb. — Wie nun der Kaiſer das Reich ſo beſorgt hatte, empfahl er, in trüber Vorahnung, den deutſchen Fürſten als Reichsſtänden ſeinen Sohn Otto, ein dreijähriges Kind, zu ſeinem Nachfolger; und, als ſie dazu ihre Zuſtimmung gaben, vertraute er ihn dem Erzbiſchof von Köln zur Erziehung. Dann zog er nach Rom, um den Kampf auf’s Neue nach Unteritalien zu tragen. Aber der Tod trat ihm in den Weg und zerbrach ihm Schwert und Herz (983).

Gerade hatten die Erzbiſchöfe von Mainz und Ravenna das Kind Otto III. zu Aachen geſalbt, als dort die Todesbotſchaft an-

v. RITSCHL.

z. S. 166.

langte. Schnell kam jetzt Herzog Heinrich aus ſeiner Haft hervor und nahm das Königskind, als deſſen nächſter Blutsverwandter, in ſeine Obhut; das that er nur, um unter einem ſo ſchönen Vorwand ſelbſt herrſchen zu können; durch dieſe Herrſchſucht hat er viel Zank und Streit über Deutſchland gebracht, und davon den Beinamen des „Zänkers“ erhalten. Gleich waren auch die Slaven bei der Hand, um während der Partheiung das harte Joch der Knechtſchaft abzuſchütteln. Aber der Schwabenherzog Konrad und beſonders der Erzbiſchof Willigis von Mainz hielten treu zu dem Königskind und zwangen (984) Heinrich den Zänker, daß er es ſeiner Mutter Theophania und ſeiner Großmutter Adelheid zur Erziehung übergab. Heinrich mußte froh ſein, daß er ſein verlornes Herzogthum Baiern wiederbekam; aber das Herzogthum Kärnthen wurde davon getrennt; dies bekam Hezilo, aus dem babenbergiſchen Geblüt, welcher bis dahin Baiern gehabt hatte.

Otto III. wuchs indeſſen bei den Frauen ſtattlich heran und lernte von ihnen griechiſche und welſche Sprache und Sitten und von dem gelehrten Abt Gerbert gar viel in den Wiſſenſchaften. Dabei war er frühzeitig voll ritterlichen Muths und voll Luſt zu Abenteuern. Schon als Kind von 6 Jahren zog er (986) gegen die Wenden mit in's Feld; wider dieſe iſt abermals 9 Jahre lang Krieg geführt worden. Aber bei gar vielen Trefflichkeiten ward dem jungen König das Allerbeſte fremd, das Vaterland, und wie er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, begehrte er mit noch viel heftigerer Sehnſucht als weiland ſein Vater nach Welſchland.

Indeſſen hatte Crescentius zu Rom faſt völlig wie ein unumſchränkter Herr regiert. Da riefen die Römer den jungen König (996) herbei. Er kam mit großer Freude, und ſetzte, weil die deutſchen Könige das Recht hatten, die Päpſte zu wählen, einen deutſchen Geiſtlichen (ſeinen Vetter) als Papſt ein, welcher den Namen Gregor V. annahm. Dieſer krönte ihn zum Kaiſer und legte für den überwundenen Crescentius ein Fürwort ein, als Otto III. denſelben verbannen wollte.

Nachdem nun Otto III. die Ordnung in Rom hergeſtellt hatte, ging er nach Deutſchland zurück. Kaum war er jedoch dort angelangt, ſo rief der wilde Creſcentius zu dem römiſchen Volk: „Schlaft ihr, Männer von Rom? Unſere Urväter haben einſt die ganze Welt beherrſcht, und wir ſollen jetzt einen Fremden, einen rohen Barbaren aus jenem Volk, das einſt den Römern um Sold diente, über uns als Herrn anerkennen? Pfui! wer will's dulden?“ So entzündete er den Stolz des römiſchen Volkes und brachte es ganz auf ſeine Seite; dann vertrieb er den deutſchen Papſt, ließ einen ſchlauen Calabreſen ſtatt deſſen erheben und wollte die Stadt Rom ganz vom abendländiſchen Kaiſerthum trennen und ſie lieber dem griechiſchen unterwerfen. Kaum hatte Otto III. dieß vernommen, ſo rückte er (998) mit Heeresmacht vor Rom, drang ein, und belagerte den Creſcentius in einem ſtarken Thurm, welcher ſpäter die Engelsburg genannt worden iſt. Als ſich der Trotzige nach langem Widerſtand ergab, ſprach der Kaiſer ihm das Urtheil und ließ ihn nebſt zwölf Andern enthaupten. Dann ſtellte er Ruhe und Ordnung wieder her und ſetzte ſeinen Lehrer Gerbert (unter dem Namen Sylveſter II.) auf den Stuhl Sankt Peters. Je länger er aber in der Stadt Rom zwiſchen den Trümmern der alten Herrlichkeit wandelte, um ſo heftiger ward ſeine Liebe zu ihr und er faßte den Entſchluß, für immer in Rom zu bleiben und es wieder zum Mittelpunkt der Weltherrſchaft zu machen.

Als frommer Chriſt wallfahrte er indeſſen mit vielen vornehmen Römern, die er mitgenommen, nach Polen, wo der heilige Adalbert, Biſchof von Prag, begraben lag, welchen die heidniſchen Preußen erſchlagen hatten, wie er ihnen das Evangelium predigte; und ſtiftete dem Märtyrer zu Ehren ein Erzbisthum zu Gneſen. Dann zog er durch die Gaue des Sachſenlandes an den Rhein, und zeigte den Römern, wie ganz anders Deutſchland geworden war ſeit der Zeit, da Hermann den Varus im Teutoburger Wald geſchlagen. Dann fuhr er gen Aachen und hielt dort einen Reichstag. Da wandelte ihn die Begierde an, das Grab Karls des Großen zu eröffnen. Nachdem nun das Gewölbe erbrochen worden war, fand er jenen

z. S. 169.

noch unverweſ't auf ſeinem Throne aufrecht ſitzend, das Scepter in der Hand, den Heerſchild des deutſchen Reichs zur Seite, als bewache er dies noch im Tod, das majeſtätiſche Antlitz finſter, als zürne er ſeinem jungen Nachfahr, daß er um Italiens willen ſein deutſches Vaterland vergeſſen habe. Nachts darauf ſoll ihm, wie das Volk ſich erzählte, Karl der Große erſchienen ſein und ſeinen nahen Tod geweiſſagt haben.

Voll ſtolzer Hoffnungen ging Otto III. hierauf (im J. 1000) von Aachen wieder nach Rom und erfuhr dort alſogleich den Wankelmuth der Italiener. Die römiſche Adelspartheì, welche in der Stadt Tivoli wohnte, hatte nämlich während ſeiner Abweſenheit den kaiſerlichen Statthalter daſelbſt erſchlagen, konnte ſich aber Otto's III. nicht erwehren, bat deßhalb um Gnade und empfing ſie auch. Darüber zürnten jedoch die Feinde dieſer Parthei in Rom dem Kaiſer, erhoben dort einen Aufſtand gegen ihn, und belagerten ihn in ſeinem eigenen Palaſt drei Tage lang, ſo daß weder Speiſe noch Trank zu ihm kam. Jetzt endlich erkannte Otto III., daß dieſe Treuloſigkeit der Römer für ihn eine gerechte Züchtigung war, weil er ſein Vaterland bisher geringer gehalten als die Fremde; und wie die Römer ſeinen Palaſt ſtürmten, trat er voll bittern Schmerzes auf die Zinne und rief zu ihnen hinab: „So lohnt ihr mir all' meine Liebe, daß ich um eurer willen meine treuen Deutſchen, mein eigen Fleiſch und Blut, von mir warf, und blos euch angehören und den Namen eurer Herrſchaft wieder glorreich ausbreiten wollte bis an die äußerſten Grenzen der Erde?" Dennoch mußte er vor den Römern heimlich entfliehen. Wie er aber außerhalb der Mauern in Sicherheit war, fürchteten die Römer ſeinen Zorn, veränderten plötzlich ihren Sinn und baten um Gnade. Doch auch des Kaiſers Herz war dadurch völlig umgewandelt und er rief ſeine Deutſchen zur Rache auf. Zu ſpät! Die welſche Luft war ihm ſchon zu Gift geworden. So mußte er denn auf fremder Erde, (1002) 22 Jahr alt, ſterben; in deutſcher Erde wollt' er wenigſtens ruhen. Die Deutſchen trugen ſeine Leiche aus Italien fort; die Italiener aber verfolgten ſie bis an die Grenze; ſo vergalten ſie ihm noch nach dem Tod ſeine blinde Liebe.

8.

. . . Noch regt ſich mit Adlerſchwung
Der vaterländ'ſche Geiſt.

Körner.

Otto's III. Ahnen hatten eifrig dahin getrachtet, die *Einheit* Deutſchland's durch die Macht des *Königthums* zu feſtigen und das Reich für ihr Geſchlecht *erblich* zu machen. Nachdem nun Otto III. geſtorben war, ohne Kinder zu hinterlaſſen, trat ſowohl der alte Freiheitsdrang der *einzelnen* deutſchen Völkerſchaften, als auch das gute alte *Wahlrecht* wieder in voller Kraft hervor.

Drei Fürſten bewarben ſich damals um die Krone, nämlich *Heinrich*, Herzog von Baiern, (der Sohn Heinrichs des Zänkers, alſo ein Urenkel Heinrichs des Vogelſtellers,) ſodann Hermann von Schwaben (aus fränkiſchem Geblüt), und der tapfre Markgraf Eckhard von Meißen. Den Erſten von dieſen begünſtigten die Geiſtlichen, beſonders der Erzbiſchof Willigis von Mainz, vor den andern beiden; denn Heinrich war freigebig und demüthig gegen die Kirche. Außerdem kam es ihm zu ſtatten, daß er bei Gelegenheit, wie die Leiche Otto's III. durch Baiern getragen wurde, die Reichskleinodien in ſeine Gewalt gebracht hatte. Bald befreite ihn der Tod von ſeinem mächtigen Nebenbuhler Eckhard und nachdem ihn Viele von den ſächſiſchen Großen zu Werla zum König erkoren hatten, kam er, — dem Schwabenherzog Hermann zum Trotz, welcher ihm den Weg verlegen wollte, — glücklich nach Mainz. Dort krönte und ſalbte ihn der Erzbiſchof Willigis (am 11. Juni 1002); und im nächſten Jahr unterwarf ſich dann Hermann von Schwaben. Bevor ſich jedoch *Heinrich* zu Aachen auf den Stuhl Karls des Großen ſetzen durfte und dadurch allgemein als der *zweite* deutſche König ſeines Namens anerkannt werden konnte, mußte er den Thüringern eine herkömmliche Abgabe erlaſſen, und den Sachſen, ſo wie den Lothringern feierlich beſchwören, daß er ihre alten einheimiſchen Rechte und Geſetze nicht antaſten wollte. Dieſe Bedingungen nun,

welche die deutſchen Völkerſchaften dem König machten, bevor ſie ihn als ſolchen anerkannten, ſind die erſten Spuren der „Wahlkapitulation", durch welche in nachfolgenden Zeiten die königliche Macht heilſam eingeſchränkt worden iſt, damit die Einheit Deutſchlands nicht auf Koſten der Freiheit erhalten werde. Gleichwie nun die Fürſten als Reichsſtände dem König gegenüber die Selbſtſtändigkeit und die Rechte ihrer Völkerſchaften bewahrten, ſo war's natürlich, daß ſie ſelbſt in ihren eigenen Ländern durch die Landſtände, als Vertreter der untergebenen Völkerſchaft, in Schranken gehalten wurden; denn dieſer ſtand nach uralter deutſcher Sitte ebenſo das Recht zu, ſich die Herzoge zu wählen, wie die Herzoge das Recht der Königswahl ausübten. Dies ſah auch König Heinrich II. ein und ſprach's in klaren Worten aus. Bevor er nämlich König geworden war, hatte er dem Markgrafen Hezilo von Schweinfurt das Herzogthum Baiern verſprochen; als ihn nun nach ſeiner Erhebung Hezilo an dies Verſprechen mahnte, gab er demſelben folgende Antwort: „Die Baiern haben das Recht: ſich ihren Herzog ſelbſt zu wählen, und der König darf ihnen keinen geben ohne Gutheißung der Stände im Land." Und ſo verlieh er Baiern ſeinem Schwager, dem Grafen Heinrich von Luxemburg. Darüber ergrimmte Hezilo und verbündete ſich gegen den König mit deſſen Bruder Bruno, mit dem grauſamen Polenherzog Boleslav und mit Ernſt, dem Sohn des Markgrafen von Oeſterreich. Das Kriegsglück war jedoch mit König Heinrich II.; Markgraf Hezilo mußte flüchtig wandeln und ſich endlich unterwerfen; da ließ ihn der König (1004) gefangen nehmen und hielt ihn auf dem feſten Schloß Giebichenſtein bei Halle ein Jahr lang in Haft. Aber der Polenherzog ſetzte den Kampf mit größerem Glück Jahre lang fort, bis er endlich 1013 die Oberherrſchaft des deutſchen Königs anerkannte; dafür gab ihm dieſer noch weit mehr Land zu Lehen, als er bisher inne gehabt hatte. Der Krieg zwiſchen den Polen und Deutſchen wurde jedoch mit großer Erbitterung fortgeführt; erſt im Jahre 1018 kam zu Bautzen ein aufrichtiger Frieden zu Stande.

Während dieſer Zeit zeigte ſich auch im Weſten des Reiches,

beſonders in Lothringen, die Luſt der Fürſten: nicht bloß ihre Würden erblich, ſondern auch ſich vom Königthum unabhängig zu machen, wogegen Otto I. und ſeine beiden Nachfolger das Königthum dadurch geſichert hatten, daß ſie die Herzogthümer ſolchen Männern verliehen, deren Treue zum Königshauſe durch Bande des Bluts oder der Verſchwägerung feſtgehalten wurde. Nun ſuchten aber die Fürſten auch die Grafen, welche doch eigentlich eben ſo gut königliche Beamte waren, wie ſie ſelbſt, und alle freien großen Herren, ihrer Macht zu unterwerfen. Dies hatte zur Folge, daß nun auch die Grafen ihre Würden erblich zu machen ſtrebten; ebenſo die Ritter ihre Lehen.

Zu gleicher Zeit eiferten die weltlichen Großen gegen die Macht der Geiſtlichen, welche nicht bloß der Frömmigkeit der Könige aus dem ſächſiſchen Hauſe immer mehr Güter und Vorrechte zu verdanken hatten, ſondern auch durch die Strenge, mit welcher ſie auf den Kirchenverſammlungen die Sittenzucht bewachten, endlich durch die Einführung der „Ohrenbeichte" ſo wie des „Kirchenbanns" und des „Interdikts" einen bis dahin unerhörten Einfluß gewonnen hatten. Denn durch die Ohrenbeichte hatten ſie den Schlüſſel zu den Gewiſſen in der Hand, und laſen darin die allerverborgenſten Gedanken. Und, wen ſie in den Bann thaten, der war von der Gemeinſchaft aller Chriſten und von Gottes Gnade ausgeſchloſſen ſo lang bis er die Vergebung der Kirche erlangte; ein Land, auf welchem das Interdikt lag, war in der Meinung der Welt wie von Gott verflucht, da durfte kein Gottesdienſt gehalten, kein Sakrament ausgeſpendet werden, da waren alle Lebendigen unſelig und die Todten mußten in ungeweihter Erde begraben werden. Das war für die Gemüther der Menſchen bei weitem furchtbarer als alle Macht der irdiſchen Gewalthaber, und dieſe, welche ſonſt oft vor keinem heiligen Recht der Menſchen Scheu trugen, zitterten vor dem Fluch der Kirche; ſo wurde dieſe dadurch der Schutz und Schirm der Unterdrückten. Auch war es noch immer einzig und allein die Geiſtlichkeit, welche die Wiſſenſchaften und Künſte in Schulen, Schriften und Werken pflegte; beſonders zeichneten ſich die Benediktiner-Mönche dadurch

aus, daß ſie die deutſche Sprache durch Ueberſetzungen der heiligen Schriften ausbildeten; das Kloſter Sankt-Gallen that ſich darin vor allen rühmlich hervor. Von den Künſten wurden vornehmlich die Muſik und die Baukunſt im Dienſte der Religion gepflegt; damals wurden viele Kirchen, welche noch heutzutage ſtehen, zu bauen begonnen, und zwar im ſogenannten Halbkreisbogenſtyl; zu ſolchen Bauwerken ſteuerten alle Klaſſen des Volkes mit frommer Begeiſterung bei; denn tiefinnerlichſt hatte die chriſtliche Religioſität alle durchdrungen und alle menſchlichen Vorſtellungen, das Volksleben, die Jahrs- und Tagszeiten ſogar, und die Feſte hatten durch den Einfluß des Chriſtenthums und der Kirche eine tiefere Bedeutung erhalten. Dies alles iſt unter der Herrſchaft der Könige aus dem ſächſiſchen Volksſtamm zu Stande gekommen, welcher doch einſt der Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland am längſten und heftigſten widerſtanden hatte. Zu gleicher Zeit ſtrebten die einzelnen deutſchen Völkerſchaften empor, eine vor der andern, ja ſogar eine wider die andere. Das war eine heftige Eiferſucht, wie ſchon einſt in den Römerzeiten, und ſie entſprang, wie damals, aus dem edlen Freiheitstrieb, der allen Deutſchen angeboren iſt; doch brachte ſie den verſchiedenen deutſchen Völkerſchaften jetzt keinen ſolchen Schaden mehr, wie damals, weil dieſe in den Tagen gemeinſamer Noth gelernt hatten, ſich zur rechten Stunde doch immer wieder als treue Brüder aneinander zu ſchließen für die Ehre und Herrlichkeit ihres großen theuren Vaterlandes. Vielmehr diente dieſe Eiferſucht jetzt dazu, daß jede Völkerſchaft ihre Eigenthümlichkeit immer kräftiger ausbildete. Und weil jede dieß that, ſo mußte natürlich auch das ganze deutſche Volk dadurch allmälig von Neuem ſtark werden, gleichwie der ganze Leib nur dann recht tüchtig wird, wenn ſich jedes einzelne Glied von früh auf frei regen und ausbilden konnte.

Dieſem Freiheitsdrang nun, der ſich in jeder einzelnen Völkerſchaft mächtig regte, war das Trachten der Herzoge, Grafen und andern großen Herren nach Erblichkeit der Reichslehen und nach Vergrößerung ihrer Macht eben ſo gefährlich wie dem Königs-

thum, welches da war, um die Einheit Deutſchlands kräftig auf⸗recht zu halten, wofür König Heinrich I. ſo wie ſeine Nachkommen, (beſonders Otto I.) ſo eifrig geſtrebt hatten. Jener Gefahr zum Trotz war jedoch die deutſche Volksfreiheit bereits trefflich geborgen. Sie hatte ſich ja eine neue Zufluchtsſtätte auserwählt, nämlich das edle Bürgerthum, welches unter den deutſchen Königen aus ſäch⸗ſiſchem Stamm in den Städten herangewachſen und zu Kräften gekommen war. Denn wie die Freien hinter den feſten Mauern nebeneinander wohnten, war das Bewußtſein in ihnen wieder erwacht, daß nur treue Eintracht ſie und die Freiheit wider jede Unbill ſchützen könne. Drum bildeten ſie Gemeinden und ſchufen ſich dafür ein gutes Bollwerk: die Verfaſſung. Freudig ſahn ſie zu den Königen, als Schirmherren der jungen Bürgerfreiheit hinan, und die Könige erkannten es auch gar wohl, daß ihr eignes Anſehn in freien Bürgern den beſten Schutz gegen die gefährlichen Beſtrebungen der Fürſten und des Adels habe. Darum gaben ſie den Städten mit Freuden viele koſtbare Freibriefe, ſprachen ſie von der Gerichtsbar⸗keit ihrer früheren geiſtlichen oder weltlichen Herren los und unter⸗gaben ſie unmittelbar der kaiſerlichen. Den Stamm der Bürger⸗ſchaft bildeten jene wehrhaften freien Männer, welche zuerſt zur Vertheidigung der Städte in dieſelben gekommen waren; die hießen auch „Königsleute“, und in der Folge „Altbürger“ oder „Geſchlech⸗ter“. Und die Bürger erwählten aus ihrer eigenen Mitte einen „Schultheiß“, welcher die niedere Gerichtsbarkeit übte. Für den Blutbann und die Heerführung war im Anfang noch ein „Reichs⸗vogt“ da, welchen die Könige einſetzten; in der Folge übertrugen dieſe deſſen Amt gleichfalls dem Schultheißen. Die erſte Beſchäfti⸗gung der freien Bürger in den Städten war der Handel, durch dieſen gelangten ſie ſchnell zu großer Wohlhabenheit; je größer dieſe, um ſo mehr durften ſie ſich zutrauen. Lange hielten es die Deut⸗ſchen, wie ſeit urälteſten Zeiten, eines freien Mannes für unwürdig, irgend ein Gewerbe zu treiben, womit ſich bisher nur unfreie Leute beſchäftigt hatten. Mit der Zeit aber ſchwand auch dies thörigte Vorurtheil und ſie erkannten, daß der Gewerbfleiß, als Grundlage

des Beſitzes, eben ſo ehrenwerth ſei wie das Grundeigenthum (Allod), worauf die Freiheit früher gefußt hatte. Gleichwie nur die „Geſchlechter“ feſt zuſammenhielten, ſo bildeten in der Folge auch die Handwerker unter ſich Genoſſenſchaften (Zünfte); dieſer Drang, ſich zu vereinigen, iſt ein gar edler, uralter Zug im deutſchen Weſen und ſollte die Deutſchen zu allen Zeiten mahnen: ächter Brüderlichkeit untereinander treu zu bleiben. Wie ſie ſich aber einmal mit den Gewerben zu beſchäftigen angefangen hatten, regte ſich auch gar bald der erfinderiſche Geiſt, welcher im deutſchen Volkscharakter bisher unterm Waffengetöſe geſchlummert hatte. Mit derſelben Ausdauer, mit welcher ihre Urväter einſt tagelang in den finſtern Wäldern dem Wild oder den Feinden der Freiheit nachgeſtellt hatten, lagen ſie nun, der Freiheit im Schutz des Rechts genießend, wichtigen Erfindungen ob. Unterm ſegenvollen Sonnenſchein geſetzlicher Freiheit gediehen die Künſte, welche bis dahin ausſchließlich von den Geiſtlichen gepflegt worden waren, allmälich auch im Schooße des Bürgerthums; es athmete aus ihnen derſelbe religiöſe Geiſt, welcher ſie in Deutſchland eingepflanzt hatte. Bei allem Fleiß in Handel und Gewerben und bei aller ſteigenden Wohlhabenheit vergaßen jedoch die Bürger ihre alte Liebe: die Waffen, nicht, denn alte Lieb' roſtet ja nie; und ſo war's ihre beſte Luſt, ſich für die Tage der Noth im Waffendienſt zu üben. So kamen nun im Bürgerthum alle alten Trefflichkeiten des deutſchen Charakters, Treu' im Handel und Wandel, Ehrbarkeit in der Familie, Rechtsgefühl, Gaſtfreundſchaft, Muth und edler Freiheitsſtolz, wie neugeboren, zum Vorſchein.

Auf eine andere Art zeigten ſich die Grundzüge des deutſchen Charakters im Ritterthum, das wie ein üppiger Baum in voller Pracht ſeine Krone reich an Blüten zu entfalten begann. Die Liebe zu Abenteuern, die ſeit uralten Zeiten in des deutſchen Mannes Bruſt nie erloſchen war, brach jetzt erſt recht an den Tag hervor, ſeit ſtatt der alten Freiheit faſt bloß die Ehre galt; da ſtürmte der begeiſterte Ritter jeder Gefahr entgegen, und die größte war ihm die liebſte, um den Preis vor ſeines Gleichen zu erringen. Gleichwie einſt die Gefolgſchaften ihren Herzogen treu in Noth und Tod nachgezogen

waren, ſo ging jetzt dem Ritter neben der Ehre die *Treu'* gegen ſeinen Lehensherrn über alles; (das Lehensweſen beruhte ja einzig auf dem Fundament der Treue;) und die Treue war ihm zugleich die allerhöchſte Ehre. Aber nicht bloß ſeinem Lehensherrn bewahrte er ſolche Treue bis in den Tod, ſondern in ſchwärmeriſcher Begeiſterung auch dem heiligen *Glauben* und der *Frauenliebe*. Schon unſre Urväter hatten ja die Frauen gleich höheren Weſen verehrt, den Rittern erſchienen ſie nun recht wie lichte Engel, rein und makellos nach dem Vorbild der Himmelskönigin Maria, und erfüllten die Nacht des irdiſchen Lebens mit hehrem Glanz. Drum gingen die deutſchen Ritter für die Ehre der Frauen mit Freuden in den Tod.

In dieſem Zuſtand einer beginnenden neuen Entwickelung fand König Heinrich II. das deutſche Volk. Es war eine Entwickelung aller Grundſtoffe des Nationalcharakters, es war ein Kampf der Vielherrſchaft mit der wiedergebornen Freiheit, und der Einzelnen um ihre Selbſtſtändigkeit, es war zugleich ein Hinſtreben der Freien zum Königthum, als zum Mittelpunkt aller nationalen Einheit, ſo wie ein Drang der Machthaber, ſich davon zu entfernen, endlich war's eine empfindliche Spannung zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht. Alle dieſe Gegenſätze hätte König Heinrich II., ſanft von Herzen, wie er war, gern friedlich ausgeglichen. Doch eben darin irrte er ſich ſehr. Denn kein Fürſt, ſei er auch noch ſo mächtig, vermag die Entwickelung eines Volkes aufzuhalten oder eigenwillig zu lenken; aus jedem Volke wirkt deſſen eigner urmächtiger Geiſt frei und unwiderſtehlich, und führt es durch alle Hinderniſſe und Nöthe auf jene Stelle hin, die es in der Menſchheit einnehmen ſoll; einzig darin liegt das Verdienſt großer Könige, daß ſie den Geiſt des *Volkes* richtig erkennen und deſſen Gebote treu vollſtrecken. König Heinrich II. aber trachtete kurzſichtig nur dahin, das Streben einer jeden *Parthei* zu begünſtigen; ſo hoffte er alle im Frieden zu vereinigen; gerade dadurch förderte er jedoch den Unfrieden ſein ganzes Leben lang und verwickelte ſich in Widerſprüche. Von dieſem Grundſatz geleitet, begünſtigte er das Streben der einzelnen deutſchen Völkerſchaften nach Wahrung ihrer Selbſtſtändigkeit und ihrer Rechte,

ebenſo aber auch das der Fürſten nach Erblichkeit und Unumſchränktheit. Und dennoch verſuchte er in Kärnthen das königliche Recht feſtzuhalten: die Herzogswürden als Beamtenſtellen zu vergeben. Aus wahrer Herzensfrömmigkeit demüthigte er ſich vor den Geiſtlichen, welche doch die Nebenbuhler der Fürſten waren; ſo warf er ſich einſt in Frankfurt am Main vor den Biſchöfen zu Boden, um von ihnen die Erlaubniß zu erlangen, daß er zu Bamberg ein Bisthum ſtiften dürfe. Und dennoch leiſtete er einſt, ebenfalls aus Frömmigkeit, dem Domkapitel zu Trier kräftig und unbeugſam Widerſtand, als dieſes, um ſeiner Gemahlin Kunigunde wohlgefällig zu werden, ihren Bruder Adalbert zum Erzbiſchof gewählt hatte, welchen er noch allzujung und zur Würde unfähig befand; darüber ward im Reich ein großer Zwieſpalt, welcher Jahre lang dauerte, und er entſetzte darüber ſogar ſeinen andern Schwager, den Baierherzog Heinrich, des Herzogthums, weil derſelbe dem Adalbert beiſtand. Mit aller Macht wollte er, gleich ſeinen Vorfahren, das königliche Anſehen in der ſturmvollen Zeit aufrecht halten; und, je eifriger er dafür kämpfte, um ſo weniger gelang es ihm doch. So rieb er ſich im Kampf gegen lauter augenblickliche Verlegenheiten auf.

Indeſſen gaben's die Italiener immer deutlicher zu erkennen, daß ſie nicht länger von den Deutſchen abhängig ſein mochten, ſondern ſich als ſelbſtſtändiges Volk behaupten wollten. Gleich nach dem Hinſcheiden Otto's III. hatten ſie den Markgrafen Harduin von Ivrea zu ihrem König gewählt. Aber die italieniſchen Biſchöfe waren gegen ihn und riefen (1004) den König Heinrich II., der als Freund und Beſchützer der Geiſtlichkeit bekannt war, aus Deutſchland herbei, empfingen ihn mit großen Freuden und krönten ihn in der Stadt Pavia als König Italiens. In der Nacht nach dem Krönungstag ſtanden jedoch die Bürger Pavia's gegen die wenigen Deutſchen auf, welche beim König in der Stadt waren, und ſtürmten Heinrichs Palaſt, daß er ſich durch einen Sprung durch's Fenſter retten mußte; die Deutſchen um ihn deckten ihn fechtend mit ihren Herzen, bis die, welche draußen im Lager waren, zum Kampf und zur Rache herbeiſprangen. Ein ſo ſchlimmer Willkomm verleidete ihm Welſchland, und er zog

alſobald wieder nach Deutſchland heim. Als er aber fort war, mißachteten die Italiener ſein königliches Anſehen erſt recht und Harduin waltete nun auf's Neue als Herrſcher bis zum Jahr 1013. Eben ſo lang blieb auch der Kaiſerthron ledig; denn bei den Völkern ſtand nun die Meinung feſt, daß das deutſche Königthum die Grundlage der Kaiſerwürde ſei. In Rom aber übte die Parthei des Patriciers Johannes, (eines Sohns des hingerichteten Creſcentius) großen Einfluß und bedrängte den Papſt Benedikt VIII., bis dieſer den deutſchen König um Schutz anrief. Mit größerer Macht, als das erſtemal, kam nun Heinrich II. 1013 nach Italien, verſcheuchte den Harduin in ein feſtes Schloß und zog 1014 nach Rom, wo ihn der Papſt zum Kaiſer krönte. Schon nach acht Tagen ließ jedoch auch das römiſche Volk ſeinem Haß gegen die Fremden freien Lauf und der Kaiſer kehrte abermals nach Deutſchland zurück, ohne ſein Anſehen in Italien befeſtigt zu haben. Da begann Harduin in Italien das alte Spiel auf's Neue; doch bald ſiegte ihm die deutſche Parthei ob; ſiech und am Glück verzweifelnd ward Harduin ein Mönch im Kloſter Fruttuaria und ſtarb darin im Jahr 1015. Sechs Jahre darnach entſchloß ſich Kaiſer Heinrich (abermals auf Bitten des Papſtes) zu einem dritten Heerzug nach Italien, um die Griechen in Unteritalien zu bekämpfen, wo dieſe, im Verein mit den Arabern (oder Sarazenen), über die Nachkommen der Longobarden gewaltig geworden waren und die Beſitzungen des Papſtes bedrohten. Er focht mit Glück, eroberte mehrere Städte in Apulien und beſtellte treue Männer als Statthalter. Kurz vorher waren Normannen als Wallfahrer nach Unteritalien gekommen und hatten den longobardiſchen Fürſten daſelbſt gegen die Griechen und Sarazenen tapfer geholfen; ihre Landsleute ſaßen jetzt in Frankreich, in einer Landſchaft am Meeresufer, welche noch heutzutage von ihnen die Normandie heißt; dieſe beſaßen ſie ſeit dem Jahre 912, da ihr Herzog Rollo Chriſt geworden war, in der Taufe den Namen Robert und die Tochter des Königs von Frankreich zur Gattin erhalten hatte. Als nun Kaiſer Heinrich durch Seuchen gezwungen ward, mit ſeinem Heer den Rückzug nach Deutſchland anzutreten, über-

trug er's den Normannen, den Kampf in Unteritalien fortzuführen und ließ ihnen einiges Land daſelbſt.

In der Zeit zwiſchen der zweiten und der dritten Heerfahrt nach Italien (1018) ſchloß Kaiſer Heinrich II. mit dem König Rudolf III., ſeinem Oheim von mütterlicher Seite, welcher Hochburgund nebſt Helvetien beherrſchte, einen Vertrag, kraft deſſen dies Reich nach Rudolfs Tod mit Deutſchland vereinigt werden ſollte. Aber früher als Rudolf ſtarb Kaiſer Heinrich (im Jahr 1024), ohne Kinder zu hinterlaſſen, — der letzte Zweig des glorreichen ſächſiſchen Stammes, welcher über 100 Jahre lang die deutſche Krone getragen hatte; (127 Jahre nach ſeinem Tode wurde Heinrich II. von der dankbaren römiſchen Kirche heilig geſprochen.)

Voll geſpannter Erwartung ſahen jetzt Geiſtliche und Laien, Fürſten und Freie in deutſchen Landen vor ſich. Da das Reich plötzlich ohne Oberhaupt und die Entwicklung ſo vieler neuer Verhältniſſe im vollen Drange war, ſahen ſie ein, daß grade jetzt ein kräftiger König als Mittelpunkt der Einheit noth that. Dies Bewußtſein der National-Einheit durchbrach wie Sonnenglanz alle Verwirrung der Partheien. Die fromme Kaiſerswittwe Kunigunde aber bewahrte indeſſen die Reichskleinodien, bis das Volk den rechten Mann gefunden habe, der ſie tragen ſollte.

Da zogen in der achten Woche nach Kaiſer Heinrichs Abſcheiden (im September 1024) die deutſchen Völkerſchaften mit ihren Fürſten und Edlen an den grünen Rhein, und lagerten ſich an ſeinen beiden Ufern bei Lörzweil, zwiſchen Mainz und Oppenheim, wo der Königsſtuhl auf fränkiſcher Erde ſtand, um ſich einen König zu wählen, und ſteckten die wallenden Banner auf ihre Zelte. Auf dem linken Ufer lagen die Ober- und Niederlothringer, die von der Moſel und von der Maas herbeigekommen waren, — auf der Ebene am rechten die Sachſen (mit den Böhmen und den andern ſlaviſchen Völkerſchaften, welche zum deutſchen Reich gehörten), die Franken, Schwaben, Baiern und Kärnthner. Oppenheim gegenüber ſtand damals ein Ort Kamba, welchen ſpäter die Waſſer des Rheins hinweggeſchwemmt haben; dort pflegten die Fürſten des Raths. Und

nach langem Bedenken fanden ſie zwei Männer von altadliger fränkiſcher Abkunft als die Würdigſten; beide hießen Konrad und waren Urenkel jenes Herzogs Konrad, welcher in der Schlacht auf dem Lechfeld für's Vaterland gefallen war; der ältere von beiden ſaß als ein hochfreier Mann auf ſeiner Veſte Limburg (zwiſchen Speier und Worms); der jüngere Konrad lebte als Herzog von Franken in Worms. Für den älteren Konrad ſtimmten die meiſten Fürſten und Geiſtlichen; denn ſein Muth, ſeine Klugheit und ſeine Rechtſchaffenheit waren allgemein bekannt. Dem jüngeren Konrad war das Volk beſonders hold, und die Lothringer hätten ihn gern zum König erhoben, damit der Aeltere nicht die Krone erhalte, welchem ſie abgeneigt waren, weil er ſie früher hart befehdet hatte. Wie nun der ältere Konrad wahrnahm, daß ſo lange keine Einigung zur Wahl zu Stande kam, trat er zu ſeinem Vetter, dem jüngeren Konrad, und ſprach: „Auf uns beide iſt die Wahl gefallen; drum ziemt es uns vor allen, einträchtig zu ſein. So denk' ich, daß keiner von uns die Wahl des Andern hindern ſoll, vielmehr jeder treu und redlich dem, welchen die Fürſten erküren, ſeine Stimme gebe." Dies verſprach ihm der Jüngere mit Handſchlag und Friedenskuß; ſtolzfreudig ſahen die Fürſten ringsum das edle Vorbild der Eintracht. Nun ſtand der Erzbiſchof Aribo von Mainz auf und gab ſeine Stimme dem älteren Konrad, alle geiſtlichen Fürſten desgleichen; der jüngere Konrad rief, zuerſt von allen weltlichen Fürſten, ſeinen Vetter zum König aus. Froh faßte ihn dieſer an der Hand und hieß ihn neben ſich ſetzen; nun folgten auch alle weltlichen Fürſten dem Beiſpiel des jüngeren Konrad, ſelbſt die Lothringer; — laut jauchzten die deutſchen Völkerſchaften, ſo viele und verſchiedene ihrer da waren, der Eintracht ihrer Fürſten zu, und im Sturm der Begeiſterung ward manche alte Eiferſucht vergeſſen. Da trat die edle Kaiſerwittwe Kunigunde in den Kreis und übergab die Zeichen der Königswürde, die ſie bis zu dieſem Augenblick getreulich bewahrt hatte, dem neuen König. Nun brach dieſer mit den Fürſten auf, und ritt gen Mainz; mit hellem Liederſchall zogen die Völkerſchaften beide Ufer des Rheinſtroms entlang. Als aber der König im Dom zu Mainz ſtand und der Krö-

nung harrte, ermahnte ihn der Erzbiſchof, daß er zuvor ſeinen Feinden vergebe. Mit frohem Herzen übte Konrad alſobald der Könige ſchönſtes und heiligſtes Recht, das der Gnade. So alles irdiſchen Grolls ledig, als ſtünd' er vor Gott, empfing er dann die Krone auf ſein reines Haupt, und die Gnade erhöhte den Glanz ſeiner Majeſtät.

Drittes Buch.

(Vom Jahre 1024 bis zum Jahre 1273.)

1.

Erſt gilt's, den Mittelpunkt euch zu erſtreiten!
Rückert.

Das Band der National-Einheit zu befeſtigen, war Konrads II. eifriges Beſtreben; dafür, dachte er, ſei er König, und darum wollte er das königliche Anſehen wieder in voller Macht herſtellen, zugleich aber auch Recht und Ordnung, ohne welche das Königthum für's Volk todt und unfruchtbar iſt. Mit klarer Umſicht erkannte er, in welchen Theilen des Reiches die Eintracht noch nicht gedeihen wollte; das war in Ober- und Niederlothringen wegen jenes alten perſönlichen Grolls gegen Konrad, und beſonders in Sachſen, wo ſich das Volk in ſeinem Stolz, (weil aus ſeinem Stamm fünf deutſche Könige hervorgegangen waren,) und in alter Eiferſucht mit den Franken maß. Ueberdies lauerte an der einen Grenze des Reichs der König von Frankreich, welchem das ſchöne Lothringen in's Auge ſtach; auf der andern Grenze ſtand, auf ſein blankes Schwert geſtützt, der ſtolze Polenfürſt Boleslav Chobri, welcher den

Königstitel angenommen hatte, und blickte lüſtern auf die zum deutſchen Reich gehörigen ſlaviſchen Länder, deren Bewohner, noch immer gar hart gedrückt, den Deutſchen nur ungern und voll heimlichen Grolls gehorchten. In Italien hielten nur die Biſchöfe zur deutſchen Parthei; die weltlichen Großen hingegen wollten die Krone lieber auf's Haupt eines Franzoſen ſetzen, nämlich des Grafen von Poitiers (Sohns des Herzogs Wilhelm von Aquitanien), um nur ja nicht die Deutſchen in's Land zu bekommen. In Burgund endlich zürnten die Stände, weil König Rudolf III. das Reich, ohne ſie um ihre Einwilligung zu fragen, grad' als wär's ſein feſtes Erbgut, an Heinrich II. abgetreten hatte; nun wollte der charakterloſe Rudolf ſelbſt dieſen Vertrag nicht mehr halten und gab vor, daß derſelbe durch den Tod des Kaiſers ungültig geworden ſei.

Den deutſchen König aber ſchreckten alle Schwierigkeiten ſeiner Lage nicht; ja: nur um ſo höher und ſtärker wuchs ihm der Muth, Deutſchlands Einheit herzuſtellen, und dadurch Frieden und Ordnung, Glück und Ruhm. Zu dieſem Zwecke reiſte er, nachdem er in Aachen auf dem Throne Karls des Großen das Reich beſtellt und Recht geſprochen hatte, ein halbes Jahr lang durch die Länder Sachſen, Thüringen, Oſtfranken, Baiern und Schwaben, forſchte überall fleißig nach den Gebrechen der Verwaltung und übte ſtrenge Gerechtigkeit. Dadurch erwarb er ſich das Vertrauen und die Liebe des deutſchen Volkes; denn Gerechtigkeit und Freiheit gehören ſo innig zuſammen, daß ein König, welcher bei ſeinem Volk von Grund aus die Gerechtigkeit ſchützen will, auch deſſen Freiheit ſchützen muß gegen Alle, die es darum kränken wollen. Wie nun Konrad II. die drückende Eigenmacht der großen Herren erkannte, war er eifrig bemüht, dieſelbe einzuſchränken und unſchädlich zu machen. Dadurch aber erleichterte er nicht blos die Lage der niederen Lehensträger und der Freien, ſondern machte dieſe zugleich zu eifrigen Anhängern des Königthums. Dies aber war damals in Deutſchland etwas Höheres und Edleres als eine bloße Willkürherrſchaft, (ſo weit ließ es auch der uralte Freiheitsdrang in deutſchen Herzen gar nicht kommen); es

war der Inbegriff aller Herrlichkeit des ganzen Volkes, es war der Mittelpunkt der Nationaleinheit.

Schon in demſelben Jahr, da Konrad II. das Reich durchreiſ't hatte, war ſein Anſehen ſo hoch geſtiegen, daß die mißgünſtigen Herzoge von Ober- und Nieder-Lothringen zu ihm nach Aachen kamen und ſich ihm unterwarfen. Aber auch die Anſprüche des deutſchen Reiches auf Burgund wollte Konrad durchaus nicht aufgeben. Es war in den Burgundern (ob ſie gleich nicht mehr die deutſche Sprache redeten) noch immer ſo viel urdeutſches Weſen in Sitten und Geſetzen, daß es ihnen gar wohl anſtand, ſich brüderlich an die Deutſchen anzuſchließen; überdies gedachte Konrad der alten Lehensherrlichkeit, welche weiland das oſtfränkiſche Reich über Burgund geübt hatte. Drum ſprach er: „kraft des Vertrags Rudolfs III. mit Heinrich II. gehört Burgund jetzt dem deutſchen Reich; vor dieſem höchſten Recht ſind alle Erbanſprüche der Verwandten Rudolfs null und nichtig.“ Aber heftig widerſprachen ihm darüber dieſe Letzteren, nämlich der Graf Odo von Champagne (ein Sohn von Rudolfs zweiter Schweſter) und der Herzog Ernſt von Schwaben, ein edler Held voll hoher Gedanken. Er war Rudolfs Enkel von deſſen dritter Schweſter, der Sohn der tugendhaften und weiſen Giſela, welche weit und breit als die Zierde aller deutſchen Frauen geprieſen ward. Mit ihr hatte ſich (nach dem Tode ihres erſten Gatten, des Schwabenherzogs,) Konrad, noch bevor er König wurde, vermählt; ſo war Herzog Ernſt deſſen Stiefſohn geworden.

Bevor nun König Konrad II. das Recht des Reichs auf Burgund bis zur Entſcheidung durchfechten wollte, hielt er's für wichtig, zuerſt die Krone Italiens und die Kaiſerwürde zu gewinnen. Da verſöhnte die edle Giſela ihren Sohn Ernſt mit ihrem Gatten und dieſer gab ihm die große Reichsabtei Kempten zu Lehen. Dann fuhr er im Jahr 1026 mit dem Reichsheer gen Italien, ſein Stiefſohn Ernſt mit ihm. Zu Mailand empfing Konrad II. die eiſerne Krone, und in Rom (1027) aus der Hand des Papſtes Johann XIX. am Oſterfeſt die kaiſerliche. Zwei Könige ſtanden dabei, der Schwächling Rudolf von Burgund und der gewaltige Kanut von Dänemark; mit

dem letzteren ſchloß Konrad ein Freundſchaftsbündniß, und, um dasſelbe dauernd zu befeſtigen, überließ er ihm die Mark Schleswig, welche einſt zum Schutz des deutſchen Reiches gegen die Einfälle der heidniſchen Dänen eingerichtet, nun aber unnöthig geworden war, weil die Dänen ſeither das Chriſtenthum angenommen hatten und ſich friedlich in ihrem Lande hielten. — Kurze Zeit nach der Kaiſerkrönung entbrannte der alte Haß der Römer gegen die Deutſchen um geringer Urſach willen lichterloh. Da brach bei den Deutſchen eine ſolche Kampfwuth los, daß den Welſchen vor Grauſen das Blut in den Adern fror; vor dieſer „deutſchen Wuth" hielt's auch der tapferſte Welſche nicht aus. Als ſich nun die Römer beſiegt gaben, forderte der Kaiſer ſie vor ſeinen Richterſtuhl; barfuß, nackte Schwerter am Halſe tragend, wie Miſſethäter, mußten ſie vor ihn kommen und ſchwere Buße thun. Hierauf zog er nach Unteritalien und ſtellte das kaiſerliche Anſehen auch dort wieder her. Da unterwarfen ſich ihm die Fürſten von Benevent und Capua, nebſt vielen Städten, und er beſtätigte den Normannen den Beſitz der Landſtriche, welche ſie eingenommen hatten. Seit dieſer Zeit (1027) blieben die Normannen in Unteritalien und breiteten ihre Herrſchaft daſelbſt gar bald weit aus.

Indeſſen war Herzog Ernſt von Schwaben auf Geheiß ſeines Stiefvaters, des Kaiſers, aus Italien nach Deutſchland zurückgekehrt, um dort Frieden und Ordnung zu bewachen. Aber nicht an dieſe Pflicht dachte er, ſondern einzig an ſein Erbrecht auf Burgund; und im ſtolzen Vertrauen auf ſeinen Muth und ſeine große Macht wollte er Alles dranſetzen, um es zu behaupten. Mit ſeinen vielen Vaſallen ſtürmte er denn in's Elſaß und brach in's burgundiſche Reich. Von einer alten Veſte aus, die bei Zürich ſtand, befehdete er die reichen Stifter St. Gallen und Reichenau. Wer irgend von den Fürſten und großen Herren dem ſtrengen Kaiſer abhold war, hielt offen oder insgeheim zu Ernſt von Schwaben. Offen thaten's der Graf Werner von Kyburg, ſein liebſter Freund, und der Graf Welf, einer ſeiner gewaltigſten Vaſallen, reichbegütert im Baier- und Schwabenland, aus demſelben uralten Geſchlecht, von welchem Judith, die

zweite Gemahlin des Kaiſers Ludwig des Frommen, entſtammt war; dieſer Welf verwüſtete das Gebiet des Biſchofs von Augsburg, welcher ſich bei dem Kaiſer in Welſchland befand. Insgeheim waren beſonders Herzog Friedrich von Oberlothringen und der jüngere Konrad (der Frankenherzog) dem Ernſt von Schwaben zugethan. Auf die erſte Kunde des Aufſtands eilte der Kaiſer nach Deutſchland. Noch auf der Grenze ſprach er den Welf aller Lehen verluſtig, dann berief er ſeinen Stiefſohn Ernſt vor ein offnes Gericht, und fuhr nach Regensburg; dort wählten die Landſtände Baierns, deſſen Herzog (der Schwager weiland Kaiſer Heinrichs II.) geſtorben war, an deſſen Stelle den minderjährigen Sohn Konrads zum Herzog. Hierauf berief er (1027) einen Reichstag und lud ſeinen Stiefſohn Ernſt dahin zur Rechenſchaft, und zwar nach Ulm in Schwaben; denn es war ein uralt Recht, daß kein Fürſt anderswo gerichtet werden dürfe, als auf ſeinem heimiſchen Boden. Mit allen ſeinen Vaſallen und auf ſeine Macht trotzend erſchien Ernſt vor dem Kaiſer; er hatte nicht Luſt, ſich ſeines Anſpruchs zu begeben, ſondern dachte bloß zu unterhandeln; drum ermunterte er ſeine Vaſallen: „Wohlauf, ihr meine Mannen! Jetzt bezeugt mir die alte Schwabentreu', und wahrlich: reich will ich euch vergelten!“ Aber unerwartet gaben ſie ihm dieſe Antwort: „Gegen jedermann, o Herzog, ſind wir Dir treu und zu jedem ehrlichen Werk, nur nicht gegen den Kaiſer, denn freie Männer ſind wir, der Freiheit höchſter Schirmherr iſt aber der Kaiſer. Wollten wir alſo ihn aufgeben, ſo verlören wir ja die Freiheit, und dieſe gibt kein Ehrenmann auf bis in den Tod.“ Hierauf verließen ihn Alle bis auf ſeinen Freund Werner von Kyburg; da mußte er ſich dem Kaiſer auf Gnad' und Ungnad' unterwerfen; dieſer ließ ihn als Gefangenen auf die Burg Giebichenſtein an der Saale bringen. Hierauf hielt er Gericht über Ernſt's Anhänger. Graf Welf mußte für allen Schaden Genugthuung geben, und das Land meiden. Die feſten Schlöſſer der Andern fielen, eins nach dem andern, gar raſch; nur die Kyburg vertheidigte der treue Werner drei Monden lang, bis er endlich dennoch d'raus entfliehen mußte.

Indeſſen richtete Kaiſer Konrad ſein Auge auch wieder auf Bur-

gund. Giſela, die edle Kaiſerin, vollbrachte durch kluge Rede eine Uebereinkunft ihres Oheims Rudolf mit ihrem Gatten, daß Rudolf ſchwur: der Kaiſer und ſein Sohn ſollten Burgund erhalten. Hierauf nahm der Kaiſer dem jüngeren Konrad (wegen des Einverſtändniſſes mit Ernſt) das Herzogthum Franken; doch gab er es ihm ſpäter wieder, und von da an war ihm dieſer mit feſter Treue zugethan. Dann empfahl er den verſammelten Fürſten zu Aachen (1028) ſeinen elfjährigen Sohn Heinrich zum König und ſie erwählten ihn. Der Erzbiſchof von Köln ſetzte dem Knaben die deutſche Krone auf.

Mittlerweile hatte der Kaiſer auch die Grenzen des Reiches gegen Aufgang nicht außer Acht gelaſſen, welche von den Polen und Ungarn bedroht wurden. Ueber die Letztern herrſchte damals König Stephan, welcher das Chriſtenthum angenommen und in ſeinem Lande eingeführt hatte; über die Erſteren Miecislav (ein Sohn des Boleslav Chobri), welcher die angrenzenden ſlaviſchen Länder, die zum deutſchen Reiche gehörten, ſo furchtbar bedrängte, daß die luitiziſchen Slaven (1028) des Kaiſers Hülfe anriefen. Schnell war dieſer bereit; bevor er jedoch gegen den Polenkönig in's Feld zog, verſöhnte er ſich, durch die Bitten ſeiner geliebten Hausfrau bewegt, mit ſeinem Stiefſohn und gab ihm, aus kluger Vorſicht zwar nicht Schwaben oder gar Burgund, wohl aber die Anwartſchaft auf die Herzogswürde Baierns. Dann brach er gegen Miecislav auf und drang durch die Lauſitz bis Bautzen vor, worin die Polen lagen. Dieſe vertheidigten ſich mit ſolcher Tapferkeit, daß ſich Konrad einſtweilen nach Sachſen zurückziehen mußte. Dafür brach er gegen die Ungarn auf, welche mit dem Markgrafen von Oeſterreich Krieg hatten; da zog auch der junge Brzetislav, der Sohn des Herzogs Ulrich von Böhmen, freudig mit ſeinen Mannen herbei, um ſich in Ungarn Waffenruhm zu holen und drang ſiegreich bis gen Gran. Aber ſein Vater, ein Freund des Königs Stephan, rief ihn zürnend zurück, und Stephan ſelbſt zog, ſobald er ſich vom erſten Schrecken erholt hatte, ein Heer zuſammen; ſo geſchah's, daß der Kaiſer das ſeinige zurückführen mußte. Während dieſer Zeit war der Polenfürſt Miecislav über die Elbe gekommen und hauſ'te mit furchtbarer Grauſam-

keit in den Ländern zwiſchen jenem Fluß und der Saale. Dies forderte ſtrenge Rache und der Kaiſer ſchickte ſich dazu an.

Um aber die Kraft des Reichs zu vervollſtändigen, erledigte er ſeinen Stiefſohn Ernſt endlich der Haft, nahm ihn in Gnaden auf und gab ihm auf einem Reichstag zu Ingelheim (1030) das Herzogthum Schwaben wieder, jedoch unter der Bedingung, daß Ernſt ſich eidlich losſage vom Grafen Werner von Kyburg, welchen der Kaiſer als Urheber der Empörung betrachtete, und daß er denſelben als Feind des Reichs aus Schwaben austreibe und vertilge. Aber Ernſt gedachte der großen Treue, mit welcher Werner zu ihm gehalten, damals, wie ihn alle ſeine Mannen verlaſſen hatten, und lieber wollt' er jetzt Land, Hab' und Gut aufgeben, als ſeinen Freund. So ging er vom Reichstag hinweg. Da ſprach der Kaiſer: „Gerechtigkeit muß vor allem beſteh'n," erklärte ihn des Herzogthums Schwaben für immerdar verluſtig, und ächtete ihn als einen Feind des Reichs; Schwaben gab er Ernſt's jüngerem Bruder Hermann. Auf des Kaiſers Geheiß riefen die Biſchöfe auch noch den Kirchenbann über Ernſt aus. Nun war dieſem der Werner nochmal ſo lieb als Land und Leute, als Mutter und Bruder, und keiner der beiden wich mehr vom Andern. Nur einen einzigen Willen hatten dieſe zwei Freunde, wie oft ein einzig Brod. Da kamen ſie, beide vogelfrei, zu des Kaiſers Feind, dem Grafen Odo von Champagne, und flehten ihn um Beiſtand an; aber Odo wies ſie unedel von ſeiner Thüre fort. Nun zogen ſie, von aller Welt verlaſſen, in den Schwarzwald; da ſtand auf einem Felſen ein einſames Schloß, der Falkenſtein; d'rin lebten ſie wie zwei Löwen in finſtrer Höhle; weil jedermann wider ſie war, zogen ſie wider jedermann aus, um wenigſtens von einem Tag auf den andern nicht verhungern zu müſſen. Aber der Biſchof von Koſtnitz, welcher das Schwabenland für den jungen Hermann verwaltete, hatte den Kloſtervogt von Reichenau, den Grafen Mangold, ausgeſandt, auf die zwei geächteten Freunde zu fahnden; und Mangold fing ihnen die beſten Roſſe von der Weide weg. Da gaben ſich die zwei Freunde die Hand drauf, lieber im ehrlichen Kampf zu ſterben, als länger wie Räuber zu leben, und ſtürzten aus dem dunklen Wald

auf ein lichtes Feld hervor, wo Graf Mangold vieles Kriegsvolk wider ſie heran geführt hatte. Voller Verzweiflung fochten ſie, und ſtarben (1030 am 17ten Auguſt) Einer für den Andern, treu wie ſie gelebt hatten. Von dieſer Freundestreu' bis in den Tod iſt im deutſchen Volk viele hundert Jahre lang Wunderbares erzählt und geſungen worden, wie noch heutzutag im Volksbuch zu leſen iſt; walte Gott, daß für alle Zeiten ſolche Treu' in deutſchen Herzen zu finden ſei!

Bald darauf ſchloß der junge König Heinrich mit den Ungarn, gegen welche er den Krieg fortgeführt hatte, Frieden, und ſein Vater, der Kaiſer, beſtätigte denſelben. Nun wendete ſich Konrad mit voller Kraft gegen den Polenfürſten und ſchlug ihn. Miecislav flehte um Frieden, mußte die Oberlauſitz abtreten und flüchtete dann vor ſeinem eigenen herrſchſüchtigen Bruder zu ſeinem Freunde, dem Böhmenherzog Ulrich. Da wollt' ihn dieſer falſche ſchandbare Mann dem Kaiſer ausliefern, um ſich dadurch bei dem Mächtigen beliebt zu machen. „Das ſei mir fern!" rief Konrad, als er den Antrag vernahm, voll Verachtung, „ich will den Feind nicht vom Feinde kaufen;" ſo wies er als deutſcher Mann das niederträchtige Anerbieten von der Hand und ließ das böſe Beiſpiel des Verraths nicht als Peſt in's deutſche Vaterland eindringen. Bald darauf wurde der Bruder des Miecislav vom Volk erſchlagen und dieſer erlangte nun die Herrſchaft wieder; da unterwarf er ſich dem Kaiſer mit aufrichtigem Herzen und entſagte dem Königstitel, den er bisher geführt; Konrad aber drittheilte nun (1032) Polen, damit es dem deutſchen Reiche nicht mehr gefährlich ſei.

In demſelben Jahre ſtarb König Rudolf III. von Burgund. Alſogleich erhob jetzt Graf Odo von Champagne ſeine Erbanſprüche und rüſtete mit vielen Großen, um Burgund an ſich zu reißen. Der Kaiſer lag damals gerade gegen die aufrühreriſchen Luitizen zu Feld, brach aber ſchnell auf, kam nach Straßburg und drang noch im Winter in Burgund ein. Da kamen die meiſten Stände dieſes Reichs zu Peterlingen zuſammen, wählten ihn frei, (um ihr altes Volksrecht zu behaupten) und krönten ihn zum König. Weil aber Graf

z. S. 188.

Odo noch immer heftig widerſtand, ſo brach der Kaiſer in deſſen Land und drängte es ſchwer mit Kriegsgewalt. Da kam Graf Odo beſorgt zu ihm und gelobte ihm feſt, Burgund zu verlaſſen. Doch that er's nicht. Nun zog der Kaiſer (1034) das Reichsheer wider ihn zuſammen; da erſchrak der Graf und wich aus Burgund. So gewann alſo der Kaiſer nach ſo vielen Schwierigkeiten durch ſeine Beharrlichkeit Burgund endlich doch für's deutſche Reich. Er ließ den Burgundern ihre eigene Verfaſſung; ihre Stände, (welche auch die „arelatiſchen" hießen) kamen jedoch ſtets auf den deutſchen Reichstag.

Im nächſten Jahre brachte Konrad II. die Ueberwindung der luitiziſchen Slaven zu Stande, welche vom Chriſtenthum abtrünnig geworden waren und ein Bild des Heilands verhöhnt hatten. Dies entflammte den Glaubenseifer der Deutſchen bis zur blinden Wuth und in ſolcher hauſ'ten ſie unmenſchlich im ſlaviſchen Lande, bis das Volk unterlag.

Während dieſer Zeit war in Italien ſchwerer Zwieſpalt zwiſchen den Großen und ihren Vaſallen ausgebrochen. Das kam ſo: Der ſtolze Erzbiſchof Heribert von Mailand, welcher in Lombardien das meiſte Anſehen genoß, hatte einem ſeiner Vaſallen nach Laune und Willkür deſſen Lehngut genommen; da waren plötzlich alle niederen Vaſallen grollend aufgeſtanden und hatten die Erblichkeit ihrer langbeſeſſenen Lehen für ihre Familien gefordert; nun riefen ſie den Kaiſer als oberſten Schirmherrn der Gerechtigkeit an. Heribert trotzte darauf, daß Konrad ſeinem Anſehn und Einfluß die Krone Italiens zu verdanken hatte. Der Kaiſer aber ließ ſich durch dieſe Rückſicht durchaus nicht abhalten, die niederen Vaſallen in Schutz zu nehmen, was ihm nicht blos (wegen der alten Gewohnheit) recht und billig ſchien, ſondern auch obendrein ſein Vortheil war. Darum zog er, als er (1037) nach Italien gekommen war, den Erzbiſchof zur Rechenſchaft. Stolz weigerte ihm dieſer den Gehorſam; da ließ der Kaiſer mitten in der Verſammlung Hand an den Trotzigen legen und ihn gefangen nehmen. Heftig erſchraken alle Fürſten über dieſe Kühnheit, als wäre ſie ein Frevel an der Kirche. Aber der

Kaiſer wankte nicht und griff durch, denn er wußte, daß er in ſeinem guten Recht war. Weil nämlich damals die Kirche noch unter dem Staate ſtand, hing die Verleihung aller kirchlichen Würden und alſo auch die Entſetzung von denſelben von dem König und Kaiſer als dem Oberhaupte des Staates ab. Bald darauf entfloh der Erzbiſchof durch Liſt aus ſeiner Haft nach Mailand, wo die Bürger ihn frohlockend aufnahmen. Standhaft vertheidigten ſie ihn gegen den Kaiſer, als dieſer mit dem Reichsheer vor ihren Mauern lag, ſo zwar, daß Konrad nach Ablauf eines Monats die Hoffnung aufgab, Mailand erſtürmen zu können. Noch im Lager aber (am 28. Mai 1037) verkündigte er ein wichtiges Geſetz zum Schutz der niederen Vaſallen dieſes Inhalts: „Jeder niedre Vaſall ſoll fortan von Rechtswegen den erblichen Beſitz ſeiner Lehengüter haben und kein Lehnsherr darf ſie ihm nach Willkür nehmen, außer wenn der Vaſall ſie durch ein Verbrechen verwirkt; aber auch dann muß der Vaſall zuvor von ſeines Gleichen gerichtet werden, und wem dabei Unrecht geſchieht, der ſoll weiter gehen an den Kaiſer.“ Durch dieſes Geſetz, welches bald auch für Deutſchland galt, ſtellte alſo der Kaiſer die niedren Vaſallen den freien Eigenthümern von Grund und Boden gleich und machte die erſteren, ſo wie die gemeinen Freien, zu Freunden des königlichen Anſehens; zugleich wurde dadurch die übermäßige Macht der Fürſten und Großen (als Lehnsherren der niedern Vaſallen) geſchwächt, daß ſie dem Königthum nicht mehr ſo gefährlich werden konnten. So feſt hielt Kaiſer Konrad II. immerdar ſeinen Zweck im Auge: die Macht des Staates durch die des Königthums zu befeſtigen; in keinem Sturm und Kampf vergaß er's. Aus dieſem Grund begünſtigte er auch die Biſchöfe, um in dieſen gleichfalls eine Stütze wider die gefährliche Macht der weltlichen Großen, beſonders der Herzoge, zu haben, zog die Herzogthümer Franken, Baiern und Schwaben für ſein Haus ein und gab die zwei letzteren, ſo wie das Reich Burgund ſeinem Sohn, dem jungen König Heinrich, zur Verwaltung. Dagegen begünſtigte er die Markgrafen in den Grenzländern des Reichs, damit ſie es treu gegen jeden Feind von außen vertheidigten.

So kühn er aber in Italien waltete, um ſo weniger vermochte er den glühenden Volkshaß der Italiener gegen die Deutſchen auszulöſchen; allenthalben mußte er dort kämpfen. Er hatte den ſtolzen Erzbiſchof entſetzt, dafür wollte ihn nun dieſer ſeine verachtete Macht wieder fühlen laſſen und dem Grafen Odo von Champagne das Reich Italien verſchaffen. Dieſer blieb jedoch (1037) in einer Schlacht wider den Herzog von Lothringen. Hierauf entſetzte der Kaiſer (1038) in Apulien den Fürſten von Capua, welcher tyranniſch gewaltet hatte, belehnte den Normannen-Fürſten Rainulf mit der Grafſchaft Averſa und ſtellte Recht und Ordnung auch in Unteritalien wieder her. Krank kehrte er hierauf nach Deutſchland zurück und ſtarb im nächſten Jahre (1039) zu Utrecht. Seine Leiche nahm der Dom zu Speier auf, welchen er gegründet hatte; ſeine hohen Pläne erbte ſein Sohn Heinrich.

2.

Hochauf in edler Reinheit
Gedeih', o deutſche Saat!
Zu Ruhm und Segen Einheit
Umſchlinge Kirch' und Staat!
Auf daß der Kirche Weihe
Das Recht des Volkes ſchützt,
Auf daß der Staat, der freie,
Des Glaubens Freiheit ſtützt!
Deutſchland, das eine, ganze, —
Nicht immer war's ein Traum!
Wer brach im Mittagsglanze
Die Krone von dem Baum?

In der Fülle der Mannskraft ſtieg Heinrich (der dritte deutſche König dieſes Namens) auf den Thron. In Gottesfurcht und Tugend hatte ihn ſeine edle Mutter Giſela auferzogen und gleichmäßig ſeinen Geiſt durch viele Kenntniſſe gebildet; davon war die allerwichtigſte gewiß die der alten heimiſchen Geſetze und Rechte der verſchiedenen deutſchen Völkerſchaften; daraus ſollte ein deutſches Fürſtenherz ſchon früh die rechte Lebensnahrung gewinnen!

Sein Vater Konrad, klug und unbeugſam, hatte ihm den Weg der Macht gebahnt; weiſe, kühn, unaufhaltſam ſchritt nun Heinrich III. darauf weiter. „Deutſchland über Alles!“ dies war ſein Ziel, und das Königthum machte er, wie Keiner vor ihm, zur Grundfeſte, auf welcher ſich das deutſche Reich, ehrfurchtgebietend wie ein erhabener Dom, weithinleuchtend über alle andern chriſtlichen Völker erheben ſollte.

Als er die Regierung antrat, fand er die Macht der Herzoge tief erſchüttert in Folge der Maßregeln, welche ſein Vater Konrad II. mit großer Beharrlichkeit gehandhabt hatte. Er ſelbſt dachte nun an nichts Geringeres, als: jene Macht völlig auszutilgen. Da nun die Herzoge, ihrer bisherigen Stellung nach (nämlich als Mittelmänner zwiſchen dem König und dem Volk), oft beiden gleich gefährlich und eben ſo oft geneigt waren, nach untenhin zu drücken, wenn ſie ſelber von oben her beſchränkt wurden, ſo wäre die Aufhebung ihrer Würde für's Volk allerdings von Nutzen geweſen, jedoch nur dann, wenn ein gerechter König, welcher die Freiheit des Volkes achtete, für dieſe eine neue Gewährleiſtung gab; denn urſprünglich waren ja die Herzoge die Vertreter ihrer Völkerſchaften, aus denen ſie entſtammten, und ſollten alſo eigentlich die Freiheit und Selbſtſtändigkeit derſelben bewahren. Aber Macht bei einem Einzigen und Freiheit für Alle vertragen ſich nicht lang; das zeigte ſich ſelbſt bei Heinrich III., ſo ſehr er auch ſonſt Gerechtigkeit und feſte Ordnung aufrecht zu erhalten ſtrebte. Denn auch in ihm erwachte (wie ſchon in den Kaiſern aus ſächſiſchem Geblüt) die Luſt, die Herrſchaft über das deutſche Reich als eine erbliche an ſein Geſchlecht zu bringen. Gleichwohl erkannte auch er (wie jene Kaiſer) die uralte Berechtigung des Volkes: ſich den König frei zu wählen, gar wohl; (darum hatten ja die deutſchen Könige bisher bei ihren Lebzeiten ihre Söhne den Fürſten zur Wahl empfohlen, ſo auch ſein Vater Konrad ſelbſt). Nun war nach uraltem deutſchen Rechtsbegriff nur der freie Grund- und Landbeſitz eines freien Mannes (das „Allod“) für deſſen Mannsſtamm erblich; wollte alſo ein deutſcher König das deutſche Reich an ſein Geſchlecht vererben, ſo

mußte er vor allem den Reichsboden gleichſam zu ſeinem Allod machen. Darum war es alſo für den König wichtig, die erledigten Herzogthümer nicht auf's Neue zu verleihen, ſondern ſie, eins nach dem andern, als wie Güter ſeines Hauſes verwalten zu laſſen, damit der König ſelbſt dadurch ihr Beſitzer würde. Dahin ging nun, wenigſtens im Anfang ſeiner Regierung, ſein Trachten, und die günſtige Gelegenheit ermunterte ihn dazu; denn alle deutſchen Herzogthümer bis auf Sachſen und Lothringen waren damals durch den Tod der Beſitzer erledigt und alſo unmittelbar in des Königs Gewalt.

Gleich wie ſein Vater Konrad, ſo richtete auch König Heinrich III. ſein Augenmerk auf die Länder Böhmen, Ungarn und Polen, und ſtrebte mit Macht, die Herrlichkeit des deutſchen Reiches darüber auszubreiten. In Böhmen herrſchte damals der kühne Brzetislav; dieſer gedachte des vielen Unglücks, welches Polen lange genug über Böhmen gebracht hatte. Um es zu rächen, war er (1039) nach Polen gezogen, hatte Krakau zerſtört, Poſen verheert und aus Gneſen den Leichnam des heiligen Adalbert mit großen Schätzen nach Prag gebracht. Dabei hatte er es jedoch verſäumt, dem König der Deutſchen die Huldigung zu leiſten. Darüber zürnte ihm Heinrich, noch mehr jedoch über die Gewaltthat, welche Brzetislav, als Vaſall des deutſchen Reichs, gegen ein Land geübt hatte, das gleichfalls unter deutſcher Oberhoheit ſtand. Drum zog er nun das Reichsſchwert gegen den Brzetislav und trug den Krieg in's Böhmenland, — anfangs mit wenig Glück, dafür aber mit um ſo größerer Beharrlichkeit, ſo daß Brzetislav endlich (im Jahre 1042) von allen Seiten hart bedrängt, nach Regensburg kam und dem deutſchen Reiche huldigte. Von da an blieb ihm der kühne Herzog auch treu. — Während dieſer Zeit hatten die Ungarn ihren König Peter, welcher nach Stephan's Tod 1038 auf den Thron erhoben worden war, wegen ſeiner Zügelloſigkeit und Tyrannei verjagt (1041) und ſtatt ſeiner den Aba erhöht, welcher das Heidenthum wieder herſtellen wollte. Peter floh zu ſeinem Schwager, dem Markgrafen von Oeſterreich, und flehte auch die Hülfe des Königs Heinrich III. an. Dieſer verſprach ſie ihm. Während jedoch Heinrich den Trotz der Großen in Burgund und

Lothringen bändigte, verwüſtete der wilde Aba Oeſterreich und jenen Theil des damals noch großen Herzogthums Kärnthen, welcher ſpäter die Steiermark geheißen worden iſt. Eilig zog König Heinrich (1042) zur Rache heran, zerſtörte Haimburg, eroberte Preßburg, überwand die Ungarn in offener Feldſchlacht, verwüſtete alles Land bis an den Granfluß und ſetzte ſtatt des Aba einen andern Ungarfürſten ein. Kaum war jedoch Heinrich zurückgekehrt, ſo verjagten die Ungarn jenen Fürſten, und Aba ſchickte nun zu Heinrich III., welcher gerade in Goslar Hof hielt, um von ihm den Frieden zu erhalten. Da bewogen Peter und deſſen Freunde, der Böhmenherzog und der Markgraf von Oeſterreich, den König Heinrich, daß er (im J. 1043) abermals gen Ungarn fuhr. Diesmal zwang er den Aba, alles Land vom Leithafluß bis an den Kahlenberg an Deutſchland abzutreten; dafür und für große Schatzung und Geißeln gab er ihm den Frieden; über das neu gewonnene Grenzland ſetzte er hierauf einen eigenen Markgrafen, doch ſchon nach zwei Jahren vereinigte er es mit der Markgrafſchaft Oeſterreich. Nun ließ Aba ſeinen verbiſſenen Grimm über ſeine Demüthigung an den Ungarn ſelbſt aus, ſo daß viele aus ihnen ſeine Tyrannei nicht länger ertragen konnten und auf's Neue den König der Deutſchen herbei riefen. Heinrich kam abermals (1044), jedoch mit geringer Heeresmacht, und verfolgte den Aba; dieſer hatte ſich ſchlau bis an die feſte Stadt Raab zurückgezogen; und plötzlich rückte er jetzt mit einem bei weitem größeren Heer bis Menfö auf die Deutſchen los, welche den Fluß und Sümpfe hinter ſich hatten. „Nun hab' ich ſie in der Falle; ſie entkommen mir nicht!“ frohlockt Aba. Verrechnet! Iſt die Anzahl der Deutſchen gering, iſt ihr Muth dafür um ſo größer. Ihr König ſprengt vor ihnen her, ſtürmt wider die Ungarn, ſo viel ihrer ſind, und läßt ſein Schwert nicht raſten, als bis ſie, nach tapferem Widerſtand, ihre Fahnen hinwerfen und fliehen. Da ward ſolch' ein blutig Werk auf dem Schlachtfeld gethan, daß dies noch viel hundert Jahre lang nach dem Sieg der Deutſchen „Veſtnemti“ benannt worden iſt. Hierauf eroberte Heinrich III. Raab und gab in Stuhlweißenburg den Ungarn den vertriebenen Peter wieder zum König.

Den Aba erſchlugen ſeine eignen Landsleute auf der Flucht. Im nächſten Jahr (1045) kam dann Peter zu Heinrich III., ſchwor ihm Treue und übergab Ungarn dem deutſchen Reich; als Lehen empfing er's zurück. So ſtanden alſo die Ungarn jetzt unter der Oberherrlichkeit der Deutſchen, die ihnen vor 113 Jahren noch Tribut gezahlt hatten! Zwar währte dieſer Lehensverband nicht lang; dafür iſt aber der Geiſt deutſcher Verfaſſung in's Ungarvolk eingedrungen, denn ſie hatten ein deutſches Geſetz (das baieriſche) angenommen.

Während dieſer Kriegsfahrten nach Ungarn war in Lothringen und Burgund immerwährende Unruhe, und auch in Schwaben und Baiern Verwirrung, — eine Folge der Rechtloſigkeit, und dieſe hatte wieder darin ihren Grund, daß die oberrichterliche Gewalt der Herzoge fehlte; während der König, bei ſeinen vielen und ſchnellen Fahrten durch's Reich, ſich der Gerechtigkeit auch nicht überall in Perſon annehmen konnte. Da bedrückte nun jeder, welcher die Macht in Händen hatte, den Schwächeren und jeder ſuchte ſich durch eigne Kraft zu helfen. Von Altersher lag im deutſchen Charakter der ſtarke Trieb: kein Unrecht zu dulden, vielmehr Gleiches mit Gleichem zu vergelten; die uralte Sitte der Blutrache lebte noch in den Zweikämpfen fort. Zu dieſer Verwirrung durch's Fehdeweſen und Fauſtrecht kamen nun auch noch Mißwachs und eine furchtbare Hungersnoth. Da berief der König, voll Kummer um's Vaterland, (1043) die geiſtlichen und weltlichen großen Herren nach Koſtnitz, trat in ihre Mitte und ſprach: „Wahrlich, das iſt Gottes Hand, die ſchwer auf den deutſchen Landen liegt. Warum? Weil ihr den Frieden draus verſcheucht habt. Drum laßt uns Gott verſöhnen, dadurch, daß wir ſelbſt uns mit unſern Feinden verſöhnen, auf daß Friede und Segen wieder einziehe in's theure Vaterland! Ich ſelber vergebe jedem, der die Hand wider mich erhob, von Herzen, und ſo vergebe auch jeder von euch ſeinem Feinde, um Gottes Gnade willen!“ Dieſe Worte und dies Beiſpiel bewegten alle Herzen, und es wurde ein allgemeiner Landfriede aufgerichtet, welcher der „Gottesfriede“ hieß. Dadurch wurde der Selbſthülfe und dem Fehdeweſen kräftig Einhalt gethan; denn, wer den Gottesfrieden frevelhaft brach, mußte nicht blos vor dem weltlichen Gericht

hart büßen, ſondern lud auch den Fluch der Kirche auf ſich, welcher die Gemüther tiefer erſchreckte als jede irdiſche Strafe und Noth. Im Morgenroth dieſes Gottesfriedens freite nun der König frohen Herzens die edle Agnes von Poitiers, die Tochter des frommen und gelehrten Herzogs Wilhelm von Aquitanien, und hielt in der Pfalz zu Ingelheim mit ihr Hochzeit.

Da er ſich nun überzeugt hatte, daß ſein Trachten nach völliger Aufhebung der herzoglichen Würden und Einziehung der Herzogthümer für ſein Geſchlecht der Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und des Friedens, mithin auch der Wohlfahrt der deutſchen Völkerſchaften, nachtheilig ſei, ſo gab er daſſelbe auf und fing an, die Herzogthümer wieder an Fürſten zu verleihen; (ſchon im Jahr 1042 hatte er Baiern an den Grafen Heinrich von Luxemburg vergeben). Doch zu ihrer früheren allzugroßen Macht wollte er die Herzoge keineswegs wieder aufkommen laſſen; nur Beamte des Königs ſollten ſie ſein und die Herzogthümer nur Preiſe für geleiſtete treue Dienſte; auf dieſe neue Art ſuchte er denn jetzt das Königthum zu ſtützen, ein Zweck, den er nie vergaß. Dadurch aber ſchuf er ſich unter den Fürſten viele Feinde, wenn auch wenige offne, um ſo mehr heimliche. So theilte er nach dem Tode des Herzogs Gozelo I. von Lothringen (1044) dies Land unter deſſen beide Söhne, und ſetzte den älteren, Gottfried (den „Bärtigen“ zubenannt), über Oberlothringen, den jüngeren Gozelo II. über Niederlothringen. Dadurch glaubte ſich Gottfried der Bärtige, ein kühner, trutziger Held, ſchwer gekränkt und erhob offnen Aufſtand gegen den König; zu gleicher Zeit begann auch der Graf Reinhold von Hochburgund eine Fehde. Aber raſch war der gewaltige König zur Hand, brach Gottfrieds Burg Böckelheim (unfern von Kreuznach) und drang in Burgund. Da unterwarf ſich ihm Gottfried zu Solothurn (1045); der König ließ ihn auf den hohen Giebichenſtein gefangen ſetzen, nahm ihm das Herzogthum und gab es ihm erſt 1046 wieder. — Das Herzogthum Schwaben gab er (1045) ſeinem Treuen, dem Pfalzgrafen am Rhein, Otto, die Pfalzgrafſchaft am Rhein deſſen Bruder Heinrich; das Herzogthum Kärnthen erhielt (1047) der reiche und mächtige Graf Welf, (der

Sohn jenes Welf, welchen Konrad II. einſt des Landes verwieſen,) deſſen Treue er ſich durch dieſe Verleihung zu ſichern ſuchte, doch wurden zur Verminderung ſeiner Macht verſchiedene wichtige Marken von Kärnthen abgeriſſen und ſelbſtſtändig. Baiern verlieh er nach Heinrichs von Luxemburg Tod an Otto von Schweinfurt (1048), dann an Konrad von Züphten (1049), endlich, nachdem er dieſen (1053) wegen eines Zwiſts mit dem Biſchof von Regensburg willkürlich entſetzt hatte, (1053) ſogar an eine Frau (was bis dahin unerhört geweſen), an ſeine Gemahlin Agnes. Nur den Sachſenherzog Bernhard wagte er nicht anzutaſten, denn deſſen Macht und Anſehen wurzelten allzufeſt im kernhaften Sachſenvolk, das ſeine Selbſtſtändigkeit fort und fort mit Eiferſucht gegen die Franken behauptete. Daraus iſt klar, wie ſtark ein angeſtammter Fürſt ſein kann, wenn er treu zu ſeinen Landsleuten halten will! Um aber Bernhards allzugroße Macht einzuſchränken, ſetzte der König Ludwig den Bärtigen, einen unbekannten Mann, welcher als Pilger nach Thüringen gekommen war, zum Grafen über dies Land; dieſer Ludwig der Bärtige, von dem man meint, er ſei aus Karls des Großen Geſchlecht entſproſſen geweſen, iſt der Ahnherr der ſpäteren Landgrafen von Thüringen. Mit ſolcher Beharrlichkeit verfolgte Heinrich III. ſeine Pläne gegen die Herzoge, um das Königthum über alle bisherigen Beſchränkungen zu erheben. Dennoch täuſchte er ſich, ſo weiſe er war. Er wollte zu Gunſten einer feſten Ordnung die Willkür brechen und dachte nicht daran, daß er ſelbſt nach bloßer Willkür zugleich auch an den Grundpfeilern einer Verfaſſung rüttelte, welche volksthümlich geworden war. Er ſelbſt trachtete darnach, die deutſche Krone als erblich auf ſein Geſchlecht zu bringen und beſchützte die niedern Vaſallen feſt in ihrem Erbrecht. Um ſo weniger konnten es ihm ſeine unmittelbaren Vaſallen, die Fürſten, vergeben, daß er gegen ſie allein einen entgegengeſetzten Grundſatz befolgte.

Außerdem erfüllte ein anderes hohes Streben ſein kühnes Herz. Er wollte das Chriſtenthum glorreich ausbreiten, aber zugleich auch die Kirche aus ihrer furchtbaren Verderbniß erretten und in ihrer urſprünglichen Reinheit wieder erheben; denn bei all ſeinem hohen

Streben war er ſo ganz und gar von ächter Gottesfurcht durchdrungen, daß er (im Geiſt ſeiner Zeit) nie die Krone auf ſein Haupt ſetzte, wenn er ſich nicht vorher durch die Beichte ſeiner Sünden entladen hatte. Für die Ausbreitung des Chriſtenthums im deutſchen Norden bei den ſlaviſchen Völkern, die an der Oſtſee wohnten, und bei den Schweden und Norwegern arbeitete beſonders der Erzbiſchof Adalbert von Bremen mit unermüdlichem Eifer, im treuen Einverſtändniß mit dem ſlaviſchen Fürſten Gottſchalk und mit dem König von Dänemark. Da ſteuerten unerſchrockene Glaubensboten bis nach dem fernen Island und nach Grönland hinauf und brachten den ewigen Frühling des göttlichen Wortes auf die glänzenden Eisfelder. Dabei leitete jedoch den Adalbert von Bremen auch das Streben nach weltlicher Größe; er wollte die Macht ſeines Erzbisthums erweitern, ſein Bremen ſollte für Deutſchland das werden, was Rom für Italien war, und er ſelbſt nichts Geringeres als ein ſelbſtſtändiger Patriarch des Nordens, dem alle Kirchen dort untergeben würden.

Für die Kirchenverbeſſerung wollte der König ſelbſt ſorgen und zwar von Grund auf. Drum ſah er in Deutſchland auf die Erziehung junger Männer zum Prieſterſtande. Indem er nun zu dieſem Zweck die Kloſterſchulen mit großer Sorgfalt pflegte, kamen dabei auch Wiſſenſchaften und Künſte zu allgemeinem Nutz und Frommen recht in Flor; da ſchrieben viele tüchtige Männer emſig die Geſchichte ihrer Zeit, unter dieſen zeichneten ſich vor allen Wippo, der Kapellan weiland Kaiſer Konrads II., und Hermann, der Lahme, von Geburt ein Graf von Veringen, aus.

Anders mußte der König in Italien eingreifen, um die Kirchenverbeſſerung herzuſtellen; dort mußte er mit aller Strenge ſeine richterliche Gewalt handhaben, und mit der Reinigung des Papſtthums mußte er beginnen. Der päpſtliche Stuhl war nämlich im Lauf der Zeiten ein bloßes Spielwerk für die Partheien des römiſchen Adels geworden und dieſe hoben nach Willkür, wie ihr Vortheil es erheiſchte, ihre Günſtlinge darauf, unbekümmert, ob dieſe durch Sittenreinheit und Tugenden würdig waren, das Oberhaupt

der Kirche zu ſein, oder nicht. Wie das Haupt, ſo die Glieder; — Verderbniß war überall. Alle geiſtlichen Würden von der höchſten bis zur unterſten wurden verkauft und hatten ſogar ihre beſtimmten Preiſe; dieſes Verfahren hieß die Simonie und war nicht bloß in Italien, ſondern auch in Deutſchland bis dahin allgemein gäng und gebe. War's nun ein Wunder, daß alle Zucht und Ehrbarkeit zu Grunde ging, wo die Beſtechung für erlaubt gehalten und die Erpreſſung ſchamlos geübt wurde? Da mußten die Gemüther der Gläubigen alle Ehrfurcht vor den Prieſtern verlieren, und mit der Ehrfurcht vor dieſen verloren ſie auch die vor dem Glauben ſelbſt, welchen dieſelben predigten. Ja, es war damals ſo weit gekommen, daß drei Männer zu gleicher Zeit ſich Päpſte nannten, da doch die Kirche nur ein unfehlbares Oberhaupt haben ſollte; jeder von dieſen Dreien verfluchte den andern und die Biſchöfe ſelbſt wußten nicht mehr, welcher der rechtmäßige ſei. Da richteten ſich die Blicke jedes Frommen auf den König der Deutſchen, daß dieſer die furchtbare Verwirrung löſe. Er kam nach Italien (1046), voll Begeiſterung für die Würde der Kirche, feſt und unbeugſam im Bewußtſein ſeines guten Rechts und ſeiner heiligen Pflicht. Schmeichelnd empfing ihn der reiche und gewaltige Bonifacius, Markgraf von Toskana, einer von den vielen welſchen Fürſten, welche den ſchmachvollen, aber einträglichen Handel mit geiſtlichen Würden trieben; kein Kirchengut war ihm heilig. Heinrichs Scharfblick durchſchaute dieſes Mannes falſche Freundlichkeit und er nahm ſich vor, deſſen gefährliche Macht zu zerbrechen. Doch für jetzt hatte er nur das Heil der Kirche im Auge, drum hielt er zu Pavia eine Verſammlung deutſcher, welſcher und franzöſiſcher Biſchöfe. Da erſchien der eine von den drei Päpſten, Gregor VI., und bekannte reumüthig, daß er durch Beſtechung zu ſeiner Würde gekommen und deren unwürdig ſei. Darum mußte er ſich zu Sutri ſelbſt von derſelben abſetzen; die beiden andern Päpſte wurden in ihrer Abweſenheit gleichfalls entſetzt. Hierauf zog Heinrich III. nach Rom; da ſchwuren ihm die Römer, daß ſie nie ohne Erlaubniß der deutſchen Könige einen Papſt wählen wollten; das war ein altes Recht der deutſchen Könige und

von den Römern ſchon öfter bekräftigt worden. Heinrich erwählte denn jetzt einen neuen Papſt, und zwar war's ein Deutſcher, der Erzbiſchof Suidger von Bamberg, welchen er zu der höchſten geiſtlichen Würde in der katholiſchen Chriſtenheit erhob; dieſer gab ſich den Namen Clemens II. und krönte den König zum römiſchen Kaiſer. Als ſolcher ſtrebte nun Heinrich III. mit Weisheit, Kraft und Beharrlichkeit nach dem hohen Ziel: die Einheit des Staates und der Kirche feſtzuſtellen. Und durch die deutſche Geiſtlichkeit hoffte Heinrich die Wiedergeburt der Kirche zu vollbringen.

Während nun der neue Papſt in Rom mit ächt apoſtoliſchem Eifer für die Verbeſſerung der Kirche arbeitete, war der Kaiſer nach Deutſchland zurückgekehrt, um auch dort die Simonie abzuſtellen. Er hatte den abgeſetzten Papſt Gregor VI. mit ſich genommen, welchem ſein Schüler Hildebrand dahin folgte. Dieſer Hildebrand war ein Prieſter von großen Geiſtesgaben und von erſtaunlicher Willenskraft, welcher die Kirche ſo ſtolz liebte wie ein Bräutigam ſeine Braut; darum war ihm der Gedanke einer Einheit der Kirche und des Staates unerträglich, denn er ſah darin nur eine ſchmachvolle Dienſtbarkeit der Kirche unter der weltlichen Macht, und ſchwur es ſich und ihr zu, ſie für Jahrtauſende vom Staate loszureißen. All ſeine Gedanken hingen an der Ausführung dieſes kühnen Plan's und ſein ganzes Leben ſetzte er dafür ein.

Indeſſen mochten die Welſchen, dieſe alten Feinde der deutſchen Herrſchaft, es nicht ertragen, daß nun auch noch die römiſche Kirche, welche bisher für die Mutter der ganzen Chriſtenheit gegolten hatte, vom deutſchen Reich abhängig ſein ſollte; doch grollten und untergruben ſie nur im Stillen, denn des Kaiſers Macht war zu groß und vor ſeiner Beharrlichkeit zerſtob jeder Widerſtand. Als Papſt Clemens II. ſchon im erſten Jahr ſeiner Erhebung ſtarb, erwählte Kaiſer Heinrich abermals einen Deutſchen, den Biſchof von Brixen, zum Papſt. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Rom ſtarb jedoch auch dieſer (1048); und nun verbreitete ſich das Gerücht: die Welſchen hätten ihn vergiftet; da ſcheute ſich jeder deutſche Biſchof, den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen; jeder glaubte, den Meuchelmord da-

hinter lauern zu ſehen. Nur mit Mühe gelang es dem Kaiſer, welcher nicht haaresbreit nachgeben wollte, daß ſein Verwandter, der Biſchof Bruno von Toul, welchen er zum Papſt ernannte, dieſe Würde annahm. In Begleitung *Hildebrands*, welcher bis dahin im Kloſter Clügny ſtreng nach der Ordensregel gelebt hatte, ging nun Bruno nach Rom, und zwar nicht im vollen Prunk und Glanz ſeiner Würde, ſondern demüthig im Pilgergewand. In Rom aber begab ſich Bruno vor dem Volk und der Geiſtlichkeit freiwillig der Würde, „weil nicht dieſe beiden, ſondern der Kaiſer ſie ihm übertragen hätte,“ und forderte ſie zu einer neuen *freien* Wahl auf. Das thaten ſie mit Freuden, und wählten nun abermals ihn zum Papſt. Unter dem Namen Leo's IX. beſtieg er den päpſtlichen Stuhl und arbeitete eifrig für die Kirchenverbeſſerung, indem er ſowohl die Simonie auf's Strengſte unterſagte, als auch allenthalben die verfallene Sittenzucht der Geiſtlichen herzuſtellen ſuchte.

Gewaltiger als irgend einer ſeiner Vorfahren ſtand indeſſen Kaiſer Heinrich III. im deutſchen Reiche da, ſo ſtolz und ſicher in ſeiner kühn errungenen höchſten Machtvollkommenheit, daß er ſein Trachten nach *Vererbung* der *Krone* bereits offen kund gab. Als ihm nämlich 1050 ein Söhnlein geboren worden war, konnten ſogar die ſächſiſchen Fürſten, die ihm doch wegen ſeiner Härte gegen ſie heimlich grollten, nicht anders, als: das noch ungetaufte Kind für ſeinen Nachfolger anzuerkennen. Es empfing den Namen Heinrich und ward im dritten Jahr ſeines Alters als *Vierter* dieſes Namens zu Aachen gekrönt.

Dennoch ſchreckte Heinrich's ganze Macht den kühnen Herzog Gottfried von Lothringen nicht. — Eben ſo trotzten ihm die Ungarn, welche ihren aufgedrungenen König Peter (ſchon 1046) verjagt und geblendet und ſtatt ſeiner den Andreas auf den Thron erhoben hatten; ihre Unabhängigkeit wollten ſie wieder erringen. Zürnend entſetzte der Kaiſer den Herzog Gottfried ſeiner Würde und vertrieb ihn; und als er ſich auf's Neue erhob, ſchleuderte der Papſt, auf des Kaiſers Betrieb, (1050) den Bannfluch auf ihn. Da unterwarf ſich Gottfried endlich und erhielt wohl Gnade, aber das Herzogthum

Lothringen nicht wieder; ſeinen Haß verſchloß er bis auf gelegnere Zeit feſt in der Bruſt. — Gegen die Ungarn aber mußte der Kaiſer bis zum Jahre 1052 ohne Entſcheidung kämpfen, bis der Papſt endlich zwiſchen dem Kaiſer und dem Ungarkönig den Frieden vermittelte. Doch erſt 1056 konnte derſelbe in's Werk geſetzt werden. Aber vom Lehnsverband mit dem deutſchen Reich war Ungarn jetzt frei.

Während dieſer Zeit hatten ſich die Normannen, bald Soldkrieger, bald Räuber, immer keck auf jedes Abenteuer und liſtig zugleich, in Unteritalien gar gewaltig ausgebreitet und ſelbſt das Gebiet der Kirche nicht verſchont; umſonſt warf der Papſt über ſie den Bann; das erſchreckte ſie nicht. Da erbat ſich der Papſt vom Kaiſer deutſche Kriegsleute und zog an deren Spitze gegen die unbändigen Söhne des Nordens in's Feld. Aber ſie gewannen (1053) den Sieg und bekamen den Papſt in ihre Gewalt. Wie er nun, der höchſte Herr über alle Gewiſſen, als Gefangener in der Mitte roher Sieger ſtand, warfen ſich dieſe plötzlich demüthig vor ihn hin, küßten ihm die Füße und flehten um Löſung vom Bann. Der Papſt ertheilte ſie ihnen und belehnte ſie überdies (wiewohl er kein Recht dazu hatte) mit allem Land, welches ſie in Unteritalien ſchon erobert hatten und dort ſo wie auf der Inſel Sicilien noch erobern würden. Da wurden ſie aus ſeinen Feinden zu ſeinen Freunden und blieben fortan die treuen Beſchützer des päpſtlichen Stuhls. Schon im nächſten Jahre (1054) ſtarb der Papſt Leo IX. und der Kaiſer ernannte nun — der Parthei Hildebrands zum Trotz (welcher das Recht der römiſchen Geiſtlichkeit zur Wahl eines Papſtes behaupten wollte) — auf einer Kirchenverſammlung zu Mainz abermals einen Deutſchen, den Biſchof von Eichſtädt, zum Papſt, welcher ſich Viktor II. nannte. Mit ihm fuhr er gen Welſchland. Dort fand er ſeinen alten unbeugſamen Feind, Gottfried von Lothringen, welchen er ſchon völlig vernichtet zu haben wähnte, froh und ſtolz in neuer Macht und Herrlichkeit. Der reiche Markgraf Bonifacius von Toscana war nämlich ermordet worden, und ſeine Wittwe Beatrix hatte dem Gottfried ihre Hand gereicht. Wohl ließ er dem Kaiſer mit vielen ſchönen

Worten ſeine Treue betheuern, aber er ſelbſt vermied deſſen Angeſicht. Da war der Kaiſer voll Grimms und verhehlte ihn nicht. Aber kühn trat Beatrix vor den Gewaltigen hin, vor dem Alle erzitterten, und ſprach: „Du zürnſt mir. Doch warum? Als Freie gab ich nach meines Herzens Wahl einem freien Mann meine Hand, meinem verwaiſ'ten Haus einen Beſchützer; wer auf Erden hat das Recht, mich drüber zur Rechenſchaft zu ziehen?“ Da konnte der Kaiſer nicht anders, als den Gottfried von dem Verbrechen der Untreue loszuſprechen; aber aus Vorſicht entzog er dem Sohn der Beatrix aus erſter Ehe alle Lehen, um Gottfrieds gefährliche Macht wenigſtens etwas zu beſchränken, und deſſen Gattin nebſt ihrer Tochter Mathilde führte er, gleichſam als Geißel, mit ſich nach Deutſchland, wo ſein perſönliches Auftreten dringend nothwendig geworden war.

Während ſeiner Abweſenheit war nämlich dort allenthalben Fehde entbrannt. Nach dem Tode des treuen Brzetislav hatte deſſen Nachfolger, Herzog Spitignew, alle Deutſchen aus Böhmen vertrieben. Die luitiziſchen Slaven waren gegen die Sachſen aufgeſtanden. Die Sachſen verbargen ihren Groll über des Kaiſers ſtrenges Walten nicht länger und überdieß lag ihr Herzog Bernhard im Zwiſt mit dem allzuſehr begünſtigten und hochfahrenden Erzbiſchof Adalbert von Bremen. Eben ſo klagten die Baiern. Der Biſchof von Regensburg und Herzog Welf von Kärnthen hatten ſich empört. In Lothringen war Herzog Gottfried wieder eingefallen und bekämpfte mit dem Grafen Balduin von Flandern den Herzog von Niederlothringen; der König von Frankreich endlich machte Anſprüche auf dies Land. Aber kaum erſchien der Kaiſer wieder in Deutſchland, ſo ſtellte er mit gewaltiger Fauſt Frieden und Ordnung wieder her und das Glück ſchmiegte ſich augenblicklich, wie ein gezähmter Löwe, zu den Füßen des Gewaltigen. Herzog Welf ſtarb, (ſein reiches Erbgut fiel an Welf, den Sohn ſeines Schwagers Azzo von Eſte); der Biſchof von Regensburg wurde gefangen; Gottfried und Balduin mußten den Sieg laſſen; den Sachſen zum Trotz endlich ſchlug der Kaiſer ſeinen Hofhalt zu Goslar auf, um ſie für ſein Schwert in der Nähe zu haben, wenn

ſie die Häupter allzuhoch erhoben. So hielt er die Einheit des Reichs kräftig zuſammen, und um deſſen Würde auch gegen die Anſprüche eines trotzigen Nachbars zu behaupten, ging er nach Ivoi, zur Zwieſprach mit dem König von Frankreich. Da hob dieſer das vermeintliche alte Recht Frankreichs auf Lothringen in vielen Worten hervor; darauf rief ihm aber der Kaiſer voll edlen Zorns zu: „Deutſch iſt's und deutſch, bei Gott! ſoll's bleiben! Wohlan, auf ein Gottesurtheil! Als König der Deutſchen kämpf' ich mit Dir, Mann gegen Mann, um Deutſchlands Recht; mein Sieg wird's erweiſen!" Da bangte dem König von Frankreich vor des Kaiſers Schwert und er entfloh zu ſeiner großen Schmach noch in derſelben Nacht.

So ſtand jetzt Heinrich ſtolz auf dem Gipfel ſeiner Macht und glaubte, gleichwie er den Landfrieden aufrecht hielt, (ſein ſchönſtes Werk!) ſo auch die unumſchränkte Macht des Königthums und die Einheit von Staat und Kirche für alle Zeiten befeſtigt zu haben. Da vernahm er, daß die Luitizier die Sachſen geſchlagen hatten. Dieſe unerwartete Nachricht erfüllte ihn mit ſolchem Grimm und Kummer, daß er auf den Tod krank ward. Da empfahl er ſeinen unmündigen Sohn noch eilig dem Papſt, verſöhnte ſich mit Gottfried und ſtarb 1056, erſt 38 Jahr alt, allzufrüh für des deutſchen Reiches Ruhm und Herrlichkeit, zu Botfeld im Harzgebirg, nicht weit von Blankenburg. Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, ſo wankte ſein Werk ſchon in den Grundfeſten; in Italien aber lebte der Mann, der bereits die Hand ausſtreckte, um es völlig niederzureißen. Im Dom zu Speier ward Kaiſer Heinrich III. beigeſetzt, einer der gewaltigſten Herren, die je über die deutſche Erde ſchritten.

3.

Gewaltherrſchaft ward nie bei uns geduldet.

Schiller.

Kaiſer Heinrich III. hatte die Macht des Königthums ſo hoch emporgebracht, daß ein Schritt weiter davon ſchon zur Tyrannei

führen mußte. Darum war die Unzufriedenheit der Herzoge und Grafen, welche ſeinen eiſernen Arm am ſchwerſten gefühlt hatten, bei ſeinem Tode reif; ſie wollten nicht länger willkürlich behandelt und zugleich an der Unterdrückung des Volks gehindert ſein; eilfertig gürteten ſie ſich jetzt die Schwerter um die Hüften, um den günſtigen Augenblick nicht zu verſäumen. Denn der neue König, Heinrich IV., war ein ſechsjähriges Kind, und die Regierung des Reiches befand ſich in den Händen ſeiner Mutter Agnes, einer Frau, welche zwar hohe Tugenden und Klugheit, nicht aber jene feſte Entſchiedenheit der Willenskraft beſaß, welche in einer ſo ſchwierigen Lage, ſo vielen trotzigen Fürſten gegenüber, zur Erhaltung der Ordnung durchaus nöthig war. Von allen Fürſten waren die ſächſiſchen am meiſten erbittert, und zwar nicht ohne Grund. Sie ſprachen jetzt zum Sachſenvolk, in deſſen Herzen der Trieb nach Freiheit noch eben ſo mächtig war, wie zu Zeiten Karls des Großen, alſo: „Nehmt euch bei Zeiten vor dieſem Königskind in Acht; das hat fränkiſch Blut in den Adern, und treibt's noch weiter als ſein Vater; denn Art läßt nicht von Art. War doch die Sachſenfreiheit den Franken immerdar ein Stein im Weg!“ Als nun zur ſelben Zeit Otto, der Stiefbruder des verſtorbenen Markgrafen Wilhelm von der Nordmark, ein wilder verwegener Mann, einen Aufſtand begann, weil er ſich in ſeinem Recht gekränkt glaubte, verhießen ihm die ſächſiſchen Fürſten ihren Beiſtand, und wollten den jungen König ermorden. Otto ward jedoch gar bald in einem Gefecht erſchlagen; da gaben auch jene ihren Plan auf.

Bekümmert erkannte die Kaiſerin die ſchwierige Lage und beſchloß, den Großen Länder zu verleihen, um ſich dadurch ihrer Treue zu verſichern. So hatte ſie Schwaben an den Grafen Rudolf von Rheinfelden, Kärnthen an den Grafen Berthold von Zähringen gegeben, und nun verlieh ſie das Herzogthum Baiern einem der reichſten und mächtigſten ſächſiſchen Fürſten, dem tapfern Grafen Otto von Nordheim. Aber ſie erreichte ihre Abſicht keineswegs. Die deutſchen Fürſten bemerkten nämlich mit Eiferſucht und Neid, daß der Biſchof von Augsburg großen Einfluß auf die Kaiſerin und die Regierung

hatte; um nun dies Verhältniß aufzulöſen, verläumdeten ſie den guten Ruf der Kaiſerin, ſo daß dieſe die Achtung und folglich auch die Liebe des Volkes verlor. Das war den Fürſten jedoch nicht genug; ſie verſchworen ſich ſogar, ihr den jungen Heinrich IV. zu rauben, um in deſſen Namen ſelbſt die Herrſchaft ergreifen zu können. Dazu beſprachen ſich heimlich der Erzbiſchof Anno von Köln, ein Mann von ſtrenger Sittenzucht und großem Eifer gegen die ſchrankenloſe Macht des Königthums, der Baierherzog Otto von Nordheim und Graf Ekbert von Braunſchweig, ein Vetter des Königs; der Erzbiſchof von Mainz und viele Andre wußten um den Plan. Als nun die Kaiſerin mit ihrem Sohn das Pfingſtfeſt auf der Inſel des heiligen Suidger (heutzutag Kaiſerswerth genannt, bei Neuß) beging, kamen die verſchwornen Fürſten den Rhein daher gefahren und der Erzbiſchof Anno beredete den jungen Heinrich, ein gar herrliches Schiff anzuſchauen, das er eigens mit großer Kunſt habe erbauen laſſen. Da ſtieg der Königsknabe an der Hand Anno's auf das Schiff; augenblicklich griffen jetzt die Knechte zu den Rudern und trieben es mitten in den Strom hinein. Der junge Heinrich glaubte, es ſollte ihm was Ungebührliches geſchehn, und ſprang beherzt in den Rhein — Graf Ekbert ihm eilig nach und holte ihn heraus. Voll Jammers ſtand die edle Kaiſerin, voll Zorns das Volk rings an den Ufern des Rheins und verfluchte die Fürſten, beſonders den Anno. Dieſer aber brachte den jungen Heinrich ſicher nach Köln. Gleichwohl bangte ihm heimlich vor dem Volk, noch mehr aber vor jenen Fürſten, welche nicht mit ihm verſchworen waren. Um nun ſeine Gewaltthat zu beſchönigen, gab er vor, daß er der Mutter ihren Sohn nur deshalb genommen habe, damit derſelbe beſſer erzogen werde, und erließ zugleich das Geſetz, daß ſtets jener Biſchof, in deſſen Sprengel ſich das Königskind befände, die Geſchäfte des Reichs beſorgen ſollte. Er hatte aber kein Recht, ein Geſetz zu geben; das ſtand einzig und allein dem deutſchen Reichstag zu, welcher anſtatt der uralten deutſchen Volksverſammlung da war. Ueberdies umging Anno auch dies Geſetz; denn er ließ den jungen König nicht aus ſeinen Händen, noch aus jenen ſeiner Mitverſchwornen.

Heinrich IV. aber, welcher von Natur ſehr leidenſchaftlich war, fühlte ſeine Abhängigkeit ſchmerzlich und warf deswegen einen heftigen Haß auf den ſtrengen Anno.

Als Anno dies bemerkte, ſah er ſich klüglich nach einem Theilnehmer an der Vormundſchaft um, welcher den üblen Eindruck mildern könne. Niemand ſchien ihm dazu ſo tauglich, wie der Erzbiſchof Adalbert von Bremen, welcher ſich durch ſein gewandtes Weſen gar bald in das volle Vertrauen des Knaben einzuſchmeicheln verſtand, es jedoch gewiſſenlos mißbrauchte. Denn, ſtatt die heftigen Leidenſchaften und den Eigenſinn deſſelben zu zügeln, that er ihm Alles zu Willen und umgab ihn ſtets mit Vergnügungen jeder Art; dadurch ſuchte er ſich ihm unentbehrlich zu machen. Ueberdies prägte er ihm noch den Grundſatz ein: „ein König darf Alles thun, weil er König iſt.“ Solche Worte der Verführung hörte der junge Heinrich lieber, als manche ernſte Anno's, welcher die königliche Gewalt zu Gunſten der Großen zu beſchränken gehofft hatte. Und ſo wuchs der junge König, von elenden Schmeichlern umgeben, in Lüſten und Ausſchweifungen heran, ohne Achtung vor der Tugend, ohne jenen inneren Kern der Sittlichkeit, wodurch der Menſch allein ſtark wird, und im Glück wie im Unglück ſeine Würde behaupten kann. Weh über die, welche ein junges Fürſtenherz verführen! Auf ihre Rechnung ſchreibt der ewige Richter jeden Fluch des Volks über Tyrannei. Bald zeigte ſich auch, in welchen traurigen Zuſtand die ſchlechte Regierung das Reich gebracht hatte. Die Reichsgüter wurden ſchamlos verſchleudert; der Landfrieden, für welchen Konrad II. und Heinrich III. ſo unermüdlich gewirkt hatten, war dahin, auf's Neue erhob ſich die furchtbare Selbſthülfe, und die Großen, welche das königliche Anſehen keck verachteten, unterdrückten das Volk, wo ſie konnten. Adalbert von Bremen aber benahm ſich im Gefühl ſeines ausſchließlichen Einfluſſes von Tag zu Tag übermüthiger, als wäre er ſelbſt der König. So machte er bald das Maaß des Haſſes gegen ſich voll. Um ſo mehr ſuchte er ſich bei dem jungen König feſtzuſetzen und den ſtrengen Anno ganz und gar auszudrängen. Drum ließ er (1065) Heinrich IV. zu Worms wehrhaft machen; dadurch wurde derſelbe

nach uralter deutſcher Sitte mündig; doch kümmerte er ſich nur um ſeine böſen Lüſte, nicht um die Geſchäfte des Reichs. Dieſe beſorgte Adalbert jetzt erſt recht nach ſeiner Willkür; ſein thörigter Ehrgeiz hatte ihn ſo verblendet, daß er nicht blos all' ſeine früheren Tugenden, ſondern auch ſeine Klugheit noch dazu verlor und keinen Schritt ſeiner Feinde beobachtete.

Anno von Köln ſtand an der Spitze derſelben, und die Herzoge von Baiern und Schwaben ſchloſſen ſich feſt an ihn; alle drei arbeiteten längſt im Stillen an einem Plan zur Umänderung des Regiments. Indeſſen ſchwelgte der junge König mit ſeinen zuchtloſen Genoſſen zu Goslar in raſender Verblendung leichtſinnig fort. Auf einmal weigerten ſich nun die ſächſiſchen Fürſten, ihm Lebensmittel zu liefern; (die Könige hatten nämlich damals noch immer keine feſten Hofſitze, ſondern pflegten von einer Stadt oder Pfalz zur andern im Reich umherzuziehen, und da, wo ſie jedesmal Hof hielten, wurden ſie entweder von den Einkünften ihrer Pfalz oder von den Gaben der geiſtlichen und weltlichen Herren unterhalten.) Der Aufenthalt zu Goslar ward nun dem König, ſo wie dem Erzbiſchof Adalbert bald läſtig; plötzlich ſcheuchte jedoch beide die Nachricht empor, daß die Fürſten einen Reichstag nach Trebur berufen hätten. Der König ritt (1066) mit dem Adalbert von Bremen dahin; da ſprachen alle verſammelten Fürſten zu ihm: „Entſcheide Dich, o König: was willſt Du lieber laſſen, Deinen böſen Rathgeber Adalbert oder die Krone?“ Ueber ſolchen Ernſt erſchrak der König und ſuchte Zeit zu gewinnen; er wollte auf Adalberts Rath mit den Reichskleinodien heimlich entfliehen. Aber ſein Vorſatz wurde verrathen, der Palaſt mit Wachen umſtellt, Adalbert von ſeinen ergrimmten Feinden verhöhnt und ſchmählich vom Hof verjagt. Mit genauer Noth konnte er ſich in ſein Erzſtift retten. Nun brach die Rache der ſächſiſchen Fürſten (beſonders des Herzogs Ordulf und ſeiner Söhne, welche den ſtolzen Adalbert ſchon lang unverſöhnlich haßten,) furchtbar über ihn los. Sie verwüſteten ſein Erzſtift mit Raub, Mord und Brand und nahmen ihm all' ſeine Güter, daß er plötzlich arm wie ein Bettler daſtand. Zur ſelben Zeit wurde auch das große Werk, das er noch

in beſſeren Tagen begründet hatte, nämlich die Bekehrung der Slaven, zerſtört. Die Tyrannei der Bekehrer hatte die Slaven bis zur furchtbarſten Wuth gereizt; drum erſchlugen ſie den frommen Fürſten Gottſchalk, verwüſteten Stormarn, brachen Hamburg und Schleswig und ſtellten jauchzend das Heidenthum und ihre alte Unabhängigkeit von den Deutſchen wieder her.

Der junge König, — von frühester Kindheit auf zum Theil gedrückt, aber noch mehr verwöhnt, und noch vor Kurzem in ſeinem zügelloſen Walten ſo völlig unumſchränkt, — hegte nun einen immer heftigeren Haß gegen die Fürſten; jede Unbill, die ihm je von ihnen widerfahren war, brannte ihm auf's Herz. Da raffte er ſich aus dem Pfuhl ſeiner Ausſchweifungen empor und brütete Rache. Von ſolcher Leidenſchaft verblendet, dachte er nicht daran, die Würde des Königthums aufrecht zu erhalten, ſondern blos daran: eine unumſchränkte Macht zu gewinnen, um die Fürſten, deren Widerſtand ihm unerträglich war, völlig zu unterdrücken. Auf's glühendſte haßte er vor Allen die Sachſen; ihnen zum Trotz baute er nun immer mehr feſte Schlöſſer in ihrem Lande, um ſie dadurch im Zaum zu halten. Sie empörten ſich, er bezwang ſie mit Waffengewalt; unauslöſchlich glimmte dafür ihr Haß unter der Aſche. Bald kam die Gährung zum Ausbruch.

Die Fürſten hatten auf Betrieb Anno's den König gezwungen, ſich mit ſeiner verlobten Braut, Bertha (der Tochter des Markgrafen von Suſa) zu vermählen. Die Liebe dieſer edlen Frau ſollte ihn, wie Anno hoffte, von ſeinen wilden Ausſchweifungen abhalten. Unwillig hatte er ſich dem Zwang gefügt und die Vermählung war 1066 zu Trebur gefeiert worden. Aber wie ein Blinder mißkannte Heinrich IV. die Tugenden und die Liebe ſeiner Gattin, fühllos vor Zorn ſtieß er ſie von ſich und wollte um jeden Preis von ihr geſchieden werden. Er wandte ſich deshalb an den Erzbiſchof Siegfried von Mainz, und bat dieſen, ihm dazu behülflich zu ſein; dafür verſprach er jenem hinwieder: die Thüringer zu zwingen, daß ſie dem Erzſtift Mainz den Zehnten entrichteten; (dies hatte ſchon Bonifacius bei der Bekehrung der Thüringer ſo angeordnet, aber das Erzſtift Mainz

hatte den Zehnten nie erhalten können.) Siegfried von Mainz war unter dieſer Bedingung bereit, den Wunſch des Königs zu erfüllen, und redete ihm auf einer Fürſtenverſammlung zu Worms das Wort. Nichts fehlte mehr als die Beſtätigung des Papſtes. Aber als deſſen Geſandter kam (1069) der fromme und ſtrenge Biſchof Petrus Damiani nach Frankfurt am Main, wo die deutſchen Fürſten verſammelt waren, und ſprach alſo zu dem König: „Gott verhüte, daß Du eine Handlung begehſt, welche eines Chriſten und gar eines Königs ſo unwürdig iſt; denn ein König ſoll an Sitte und Zucht Allen vorleuchten, wie ein reiner Stern, nicht aber ſie durch ſein böſes Beiſpiel vergiften. Drum warnt Dich jetzt die Kirche als treubeſorgte Mutter. Gehorchſt Du ihr aber nicht, ſo wiſſe, daß der heilige Vater einem König, welcher ſo unchriſtlich handelt, nie die Weihe zur Kaiſerwürde ertheilen wird.“ Auf dieſe Worte des päpſtlichen Geſandten hin baten und ermahnten alle Fürſten den König, den Gedanken an die Eheſcheidung aufzugeben, damit die Majeſtät nicht entwürdigt und die mächtige Verwandtſchaft ſeiner Gemahlin nicht zur Rache gereizt würde. Der König verbarg ſeinen Zorn in falſcher Demuth und erwiederte ſcheinbar gelaſſen: „Wohlan, ſo will ich meine Bürde tragen!“ Eilig ging er jedoch nach Sachſen, um den Anblick ſeiner Gemahlin zu meiden; ſie aber folgte ihm in herzlicher Treue dahin. Als er ſie nun, nach langem Widerſtreben, endlich wiederſah, da drang ihm ſtiller Gram tief in's Herz, und die Augen gingen ihm auf über die große Lieb' und Treue, womit ſie alle Kränkungen verzieh und vergaß. Und er nahm ſie ſpäter als ſeine Hausfrau auf; ſie gewann ſeine Achtung und ſein Vertrauen, gebar ihm Kinder und theilte ſpäter all' ſein Unglück getreu bis an ihren Tod.

Noch bevor jedoch dieſe Verſöhnung Heinrichs IV. mit ſeiner Gemahlin zu Stande kam, ſahen die Großen zu ihrem Erſtaunen plötzlich den Adalbert von Bremen wieder am Hof erſcheinen und ſich mit der vollen Gunſt des Königs brüſten. Mit falſcher Freundlichkeit kam er ſeinen Todfeinden entgegen, das Herz voll Rache, den Kopf voll Pläne, ſie alle zu verderben (beſonders die Sachſen), und

reizte heimlich des Königs Zorn gegen jene noch heftiger. Da kam (1070) ein gewiſſer Egino, ein Menſch, der im übelſten Leumund ſtand, vor den König, wies ihm ein Schwert und ſprach dazu mit frecher Stirne: „Sieh, mit dieſem Schwert ſollt' ich Dich ermorden, o Herr! Und weißt Du, wer mich dazu gedungen? Otto von Nordheim, der Baierherzog." Voll heftigen Zorns entbot der König den Angeklagten nach Mainz vor die Fürſten zum Gericht. Otto läugnete den angemutheten Frevel; da befahl ihm der König, nach Goslar zu kommen und dort mit dem Egino auf ein Gottesurtheil zu kämpfen. Deſſen weigerte ſich Otto, weil ihm der König nicht freies Geleit zuſichern wollte, und ritt mit ſeinen Getreuen in's Sachſenland. Da berief der König die ſächſiſchen Großen, um über den Herzog Otto zu richten, und da derſelbe unter jenen viele Feinde hatte, ſo ward er des Herzogthums Baiern für verluſtig erklärt. Darüber entſtand jetzt eine furchtbare Fehde zwiſchen dem König und Otto, welchem Magnus, der Sohn des Sachſenherzogs Ordulf, eifrig beiſtand. Der König aber belehnte Otto's Eidam, Welf, mit Baiern; und Welf verſtieß um eitle Königsgunſt ſchamlos ſeine Hausfrau und ſchickte ſie ihrem Vater zurück. Immer dichter zogen ſich jetzt die Wetterwolken des Kriegs zuſammen. Schon ſtand der König, zur Schlacht bereit, dem Otto und Magnus gegenüber; da überredete Graf Eberhard von Nellenburg jene beiden, ſich der Gnade des Königs zu übergeben. Sie thaten's vertrauensvoll, Heinrich IV. aber hielt ſie gefangen; es kam ihm gerade gelegen, den Magnus in ſeiner Gewalt zu haben, denn da deſſen Vater geſtorben war, wollte er das Herzogthum Sachſen ihm und ſeinem Stamm, den Billungen, nehmen. Da ſchwelgte auch der greiſe Adalbert, ſchon am Rande des Grabes, noch in voller Freude an der Demüthigung ſeiner Todfeinde. Schon im nächſten Jahre (1072) ſtarb er und kein Auge weinte um ihn, denn das Andenken an alle ſeine früheren Verdienſte hatte der gewiſſenloſe Eigennutz, womit er des Königs junges Herz verderbt, völlig ausgelöſcht. Eine ſchlimme Saat ließ er im deutſchen Reich zurück, Treuloſigkeit und Aufruhr, Mißtrauen und Willkür.

Nun ergriff Anno wieder das Regiment; jedoch ſchon nach einem

Jahre zog er ſich zurück, wofür er ſein hohes Alter zum Vorwand nahm; — er ſah die unſägliche Verwirrung allerorten emporſchlagen und wollte den Tag der Entſcheidung nicht erleben. Dem König aber wuchs dafür der trotzige Muth mit jedem Tage höher; je mehr Gefahren ſich rings um ihn thürmten, grad' um ſo hartnäckiger trachtete er, ſeine Feinde zu zerſchmettern und eine ſchrankenloſe Herrſchaft aufzuſchlagen. Mißtrauiſch beobachtete er die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, wie ſie ihrerſeits auch ihn. Kaum brachte es ſeine fromme Mutter Agnes dahin, daß er ſich mit Rudolf von Schwaben noch friedlich vertrug; dem Berthold von Zähringen hingegen nahm er das Herzogthum Kärnthen ohne Unterſuchung und Vertheidigung und verlieh es dem Grafen Markward von Eppenſtein. Am ſchwerſten drückte er aus Herzensluſt die Sachſen und Thüringer, und zwar nicht blos die widerſpenſtigen Großen, ſondern auch das edle freiheitsſtolze Volk, das ſich derſelben annahm. Immer mehr feſte Burgen baute er dort, deren Beſatzungen das Volk übermüthig mißhandelten; die Thüringer inſonderheit wurden ſo lange gequält, bis daß ſie endlich dem Erzſtift Mainz den Zehnten entrichteten; aber Siegfried von Mainz wurde dem König deswegen doch nicht treu. Ja, um's bis auf's Aeußerſte zu treiben, bot der König ein Heer auf, angeblich gegen die Polen, und ſchloß ſogar ein heimliches Bündniß mit den Dänen zur Verknechtung der Sachſen. Durch die Verhöhnung aller ihrer Rechte trieb er ſie bis zum Aeußerſten. Es blieb ihnen nichts mehr übrig, als Gewalt durch Gewalt abzutreiben.

Plötzlich ſtanden ihrer ſechszigtauſend zum Schutz der Freiheit in Wehr und Waffen da. Dennoch wollten ſie dieſe wider ihren König nicht erheben, ohne ihn zuvor noch einmal getreu, aber ernſt ermahnt zu haben; und ſie ſprachen alſo zu ihm: „Du haſt uns gegen die Polen aufgeboten, o Herr! Laß uns daheim, damit wir uns gegen unſere böſen Nachbarn, die Luitizen, vertheidigen können. Mit ſtarken Burgen haſt Du uns rings umfangen; brich ſie bei Zeiten, und gib unſern Fürſten ihr Hab' und Gut wieder, das Du ihnen wider alle Gerechtigkeit nahmſt. Beſſere Deinen Wandel und wirf Deine Schmeichler und Müßiggänger, die unſer Land ausſaugen, von Dir,

wie ſchmutziges Gewürm, das frech an Deinem Königsmantel hinaufkriecht und ihn befleckt. Herrſche nicht nach blinder Willkür, ſondern zieh' die Fürſten zu Rath, wie Dir's zukommt. Dann wollen wir, freie Männer, Dich von Herzen als unſern Herrn und König ehren. Doch fährſt Du fort, jedes Recht mit Füßen zu treten, — dann ſei Kampf wider Dich!" Aber der König achtete nicht auf dieſe Worte und hob leichtſinnig das Schwert; „ſie ſtehen mir im Weg," dachte er in ſeinem Uebermuth, „ſo mögen ſie fallen." Er bedachte nicht, daß ein König, welcher das Schwert frevelnd gegen ſein Volk erhebt, zugleich auch alle heiligen Bande ihrer Treue damit durchhaut. Da kamen die Sachſen mit großer Macht gen Goslar heran, wo er Hof hielt. Nun ſah er doch ein, daß ſie es ernſtlich meinten, und flüchtete eilig mit ſeinen Getreuen und mit ſeinem Schatz in die feſte Harzburg, die er ſich erbaut hatte. Aber wie ſein Schatten kamen ſie hinter ihm her und verlangten ihr Recht. Grimmig erkannte er, daß er gegen die Uebermacht nichts vermochte; dennoch wollte er nicht nachgeben. Drum hielt er's für keine Schande zu fliehen; drei Tage irrte er im dunkeln Wald umher, bis er endlich nach Eſchwege und Hersfeld kam. Dort verſammelten ſich die deutſchen Fürſten wegen des Kriegs gegen Polen. Um ſeinen Plan durchzuſetzen, ſchien ihm nun kein Mittel zu gering. Er gab den gefangenen Sachſenherzog Magnus frei, warf ſich den deutſchen Fürſten zu Füßen und rief zu ihnen: „Laßt dieſe Schmach nicht über mich ergehen, daß die Sachſen euren König, den ihr ſelbſt erwählt habt, verhöhnen! Duldet ihr's, ſo ſeid ihr ſelbſt verhöhnt!" Da bedachten ſie die Würde der königlichen Majeſtät und boten ihm die Hand zur Rettung. Nun begab er ſich eilig an den Rhein, um zu rüſten, und warb durch's ganze Reich auf und ab Kriegshülfe gegen die Sachſen; indeſſen verbanden ſich jedoch dieſe mit den Thüringern und begannen die Burgen des Königs in ihrem Lande zu ſtürmen. Da warb Heinrich IV. ſelber bei den Luitizen gegen ſie; aber die Sachſen boten dieſen noch mehr Werbgeld, ſo daß die Luitizen unter ſich uneins wurden.

Indeſſen gewann Heinrich IV. die Hülfe des Dänenkönigs und dieſer zog mit vielem Volk heran; aber die Dänen weigerten ſich,

ihre Schwerter zur Unterdrückung der Sachſen zu heben. Nun wandte ſich Heinrich an die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, ſo wie an mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten, auf daß ſie mit den Sachſen einen Frieden zu Stande brächten. Zu Gerſtungen kamen die Fürſten mit dieſen zuſammen (1073), aber ſtatt den Frieden zu beſtellen, vereinigten ſie ſich plötzlich mit denſelben dahin, daß ſie Heinrich IV., als der deutſchen Krone unwürdig, abſetzen und ſtatt ſeiner einen neuen König wählen wollten. So wuchs ihm die Gefahr über's Haupt. Da trat auch noch ein gewiſſer Reginger auf, welchen Heinrich's Feinde gedungen hatten, und verkündete ſchamlos folgende Lüge: „Auf des Königs Geheiß ſollte ich die Herzoge von Schwaben und Kärnthen ermorden.“ Voll Scham und Zorn über dieſe falſche Anklage forderte der König den Schwabenherzog Rudolf zum Zweikampf; — doch Rudolf weigerte ſich deſſen; ein getreuer Mann, Ulrich von Kosheim, wollte für den König fechten; aber Rudolf verweigerte abermals den Kampf. Heinrich IV. war damals ſchon ſo tief in der Meinung des Volkes geſunken, daß es ihn der Schandthat wirklich fähig hielt; ſo rächte ſich an ihm die Macht der öffentlichen Meinung, welche er übermüthig verachtet hatte. Schon wollten die Fürſten ſich in Mainz zu einer neuen Wahl vereinigen. Er eilte ihnen nach und gelobte ihnen Beſſerung. Sie glaubten's nicht. Da ward er in Ladenburg (bei Worms) todtkrank. Mit Ungeduld warteten ſie auf ſeinen letzten Athemzug. Aber zu ihrem Verdruß genas er und beſchloß, voll neuer Lebenskraft, durchaus nicht nachzugeben. Da fand er beim deutſchen *Bürgerthum* warme Treue. Die Bürger von Worms zogen ihm ſtattlich gerüſtet entgegen, zeigten ihm ihre blanken Schwerter und riefen freudig: „Dir zu Schutz ſchwingen wir ſie; ſei Du auch unſer Schutz gegen der Fürſten und des Adels Gewalt!“ Aehnlich thaten die Bürger in vielen andern Städten, und freuten ſich, daß ſie jetzt nach alter deutſcher Sitte ihre Freiheit durch das Recht, Waffen zu tragen, aller Welt kundgeben konnten. Als nun auch der falſche Ankläger Reginger bald darauf im Wahnſinn ſtarb, ſprach das Volk: „Den traf Gottes Hand für die Lüge wider den König!“

Trotzdem ſah Heinrich IV. mit blutendem Herzen endlich ein, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als nachzugeben, und ſo ſchloß er (1074) zu Gerſtungen mit den Sachſen einen Frieden ab, worin er ihnen geſtattete, ſeine Burgen in ihrem Lande niederzureißen.

Dieſer glückliche Erfolg verführte jedoch das Sachſenvolk zum Uebermuth. Jauchzend brach es Heinrichs ſtolze Zwingburgen, und als es vor die ſtattliche Harzburg kam, deren Erhaltung dem König beſonders am Herzen lag, ließ es, trunken von Glück und Stolz, keinen Stein auf dem andern, zerſtörte das Kloſter und verbrannte die Kirche, welche innerhalb der Ringmauern ſtanden, ja ſelbſt die Reliquien der Heiligen und die Gruft verſchonte es nicht, es riß die Gebeine des Bruders und Sohnes des Königs aus den Särgen und ſtreute ſie ringsumher. Als die Fürſten von dieſer Gewaltthat des Volkes vernahmen, erſchracken ſie heftig und ließen dem König ſagen, daß dies ohne ihr Wiſſen und Wollen geſchehen ſei. Er aber ſchwur Rache und that im Sturm der Leidenſchaft einen Schritt, der ihn noch bitter reuen ſollte. Er rief nämlich gegen die Sachſen die Hülfe des *Papſtes* an. Dadurch geſtattete er alſo einem *Fremden* die oberrichterliche Entſcheidung im deutſchen Vaterlande.

Zum Glück für Heinrich IV. waren Herzog Rudolf von Schwaben und mehrere andere Fürſten über die Sachſen erzürnt, weil dieſe ohne ihre Beiſtimmung zu Gerſtungen Frieden gemacht hatten, und ſchloſſen ſich nun an die Parthei des Königs. Dieſer benutzte ſein Glück und rüſtete ſo gewaltig, daß die Sachſen voll Beſorgniß Geſandte an ihn ſchickten, um ſich bedingungsweiſe zu unterwerfen. Heinrich IV. verlangte jedoch durchaus unbedingte Unterwerfung, und zerſplitterte zu gleicher Zeit die Kraft der Sachſen, indem er mit großer Schlauheit viele von ihren Großen auf ſeine Seite brachte. Wie er nun ſeinen Plan reif glaubte, führte er plötzlich ein ungeheures Heer an die Unſtrut wider die Sachſen. Da ward (1075) bei Hohenburg eine furchtbare Schlacht geſchlagen; 8000 Sachſen und 5000 Königliche blieben todt auf dem Plan. Auf flüchtigen Roſſen entrannen die ſächſiſchen Fürſten in gute Sicherheit; da ſchrie das Volk entrüſtet: „Sie reizten uns zum Aufſtand, und jetzt verlaſſen

ſie uns!“ Die Fürſten ſchickten indeſſen bangend Geſandtſchaften an den König und verſuchten zugleich eifrig, das Volk wieder für ſich zu gewinnen; Alles umſonſt. Es blieb ihnen endlich nichts mehr übrig, als ſich dem König zu unterwerfen. Da vermittelten der Herzog von Lothringen und die Biſchöfe von Mainz, Salzburg, Würzburg und Augsburg den Frieden und ſicherten den ſächſiſchen Fürſten in des Königs Namen zu, daß ſie an Leib und Leben, Ehr' und Freiheit nicht gekränkt werden ſollten; hierauf gaben ſie ſich in des Königs Gewalt. So ſtand dieſer plötzlich am Ziel ſeiner Wünſche; nach der tiefſten Demüthigung hatte ihn das Glück raſch auf die höchſte Höhe emporgehoben und ſeine Macht war jetzt faſt unumſchränkt. Aber ſein allerſchlimmſter Feind war noch nicht bezwungen, nämlich die unbändige Leidenſchaft in der eignen Bruſt. Dieſe ließ ihm nicht Raſt noch Ruh', bis daß er ſein Wort brach, den ſächſiſchen Großen ihre Güter nahm und ſie ſelbſt gefangen weit fort vom lieben Sachſenlande hinführen ließ, nach Schwaben, Baiern und Franken, Welſchland und Burgund. Dann baute er ſeine Burgen wieder auf und ſeine Beamten drückten die Sachſen und Thüringer furchtbarer als je. So wollte er jetzt ſeine Macht zur Tyrannei mißbrauchen.

4.

. . . . „Alles ird'ſche Regiment ſei Lehen
Des Höchſten, göttlichen! Von dieſem leite
Der Kön'ge Scepter erſt ſein wahres Recht
Und ſeine Würde ab!“

Immermann.

Seit dem Jahre 1073 ſaß der kühne und kluge Hildebrand, unter dem Namen: Gregor VII., auf dem päpſtlichen Stuhl. Bis dahin hatte er als Rathgeber ſeiner Vorfahren nur im Stillen gewirkt. Jetzt, da er ſelbſt die dreifache Krone auf dem Scheitel trug, trat er mit ſeinem Plane offen hervor. Mannichfache Schickſale und Erfahrungen hatten ſeinen Charakter geſtählt; drum ſchreckte ihn kein Hinderniß; er wollte lieber untergehen, als ſein beſchloſſenes

Werk aufgeben. Er hatte die Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Kirche zu erringen geſtrebt. Wie er aber jetzt mit rechtem Adlerblick die Schwäche des Königthums erkannte, begnügte er ſich nicht mit jenem Plane mehr, und wollte der Kirche nicht blos die Freiheit, ſondern auch die Herrſchaft erkämpfen. Er dachte darüber alſo: „Was ſind denn dieſe Könige der Erde mehr als Geſchöpfe Gottes? All' ihre Kronen haben ſie blos von ſeiner Gnade. Jeſus Chriſtus aber hat die Kirche auf Erden eingeſetzt und den Papſt als ſeinen Stellvertreter, und hat ihm die Schlüſſelgewalt über alle Lebendigen gegeben. Weil nun die ganze Erde ein Werk aus Gottes Hand, ſo beherrſcht ſie der Papſt als Gottes Statthalter. Folglich kann kein irdiſcher Mann ein Reich nach göttlichem Recht beſitzen, wenn ihn der Papſt nicht damit belehnt hat. Gleichwie der Mond ſein Licht von der Sonne empfängt, ſo hat alſo auch der Kaiſer ſeine Würde und Gewalt erſt vom Papſt, der ihm die Krone aufſetzt. Darum kann nach göttlichem Recht weder das römiſche Volk noch der Kaiſer (wie bisher) einen Prieſter zum Papſt wählen, ſondern es beſtimmt dieſen der heilige Geiſt ſelbſt, welcher einen beſonderen Ausſchuß von Erzprieſtern („Kardinälen") dazu erleuchtet. Nur dem Papſt, als oberſten Herrn des Gottesreiches, welches den ganzen Erdkreis umfaßt, ſteht mithin die Beſetzung aller geiſtlichen Würden darin zu, nicht dem Kaiſer oder König. Den Papſt kann auch Niemand richten und abſetzen, ſelbſt keine Kirchenverſammlung, das wär' ja eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, welcher ihn eingeſetzt hat. Wer ſich alſo gegen den Papſt auflehnt, empört ſich gegen Gott ſelbſt, und wie Gott die Frevler ohne Unterſchied des Standes richtet, gleichviel ob Könige oder Bettler, ſo darf's auch der Papſt." Dies waren die Grundſätze, von denen Gregor VII. ausging, als er die völlige Unabhängigkeit der geiſtlichen Macht von der weltlichen und die Herrſchaft der Kirche (die „Hierarchie") erringen wollte.

Um nun dieſen großen Plan in's Werk zu ſetzen, ergriff Gregor VII. drei Mittel. Das erſte war die Abſchaffung der Simonie (d. i. des Verkaufs der geiſtlichen Würden); dies war vor

Allem nöthig, um die Reinheit und ſittliche Würde der Kirche wieder herzuſtellen, damit die geiſtlichen Aemter nur an die Edelſten und Tüchtigſten kämen. Das zweite Mittel beſtand darin, die Inveſtitur (d. i. das Recht der Einſetzung der Biſchöfe und Aebte mit Ring und Stab und ihrer Belehnung mit Kirchengütern) den Laien zu nehmen. Nun aber hatte das Recht der Inveſtitur bisher der König geübt, weil er allein als Oberhaupt des Staates liegende Güter, als Theile des Reichs, zu Lehen ertheilen konnte; die Weihe zum geiſtlichen Amt hingegen hatte das Oberhaupt der Kirche den Biſchöfen gegeben, jedoch bisher erſt nach geſchehener Inveſtitur. Wurde nun die Inveſtitur den Laien genommen, ſo ſtanden die Biſchöfe und Aebte nicht blos in ihren geiſtlichen Verrichtungen, ſondern überhaupt völlig unter dem Papſt und waren unbedingt an deſſen Intereſſe gebunden; überdies wurden die Staatsgüter durch die Verlehnung aus der Hand des Papſtes in Kirchengüter umgewandelt, und dadurch auch die weltliche Herrſchaft des Papſtes immer feſter begründet. Das dritte Mittel endlich, welches Gregor VII. anwendete, ſetzte dem ſtolzen Gebäude der Hierarchie die Krone auf. Es war das Gebot des Cölibat's, d. i. daß alle Geiſtlichen fortan ehelos leben ſollten. Dadurch beabſichtigte Gregor, daß die Prieſter, gleich den Mönchen, gänzlich losgeriſſen von aller Gemeinſchaft mit den Laien, ſich nicht mehr als Mitglieder des Staates, ſondern blos als Glieder der Kirche fühlen, und als abgeſchloſſene geiſtliche Macht, ſich dem Staat gegenüber ſtellen ſollten, um ihre gemeinſamen Anſprüche gegen denſelben auf Leben und Tod zu vertheidigen. Aber das Gebot des Cölibat's erregte bei den Geiſtlichen ſelbſt einen furchtbaren Widerſtand; die meiſten von ihnen hatten Frauen und Kinder und riefen laut: „Das Gebot der Eheloſigkeit iſt wider die menſchliche Natur, wider den Geiſt Jeſu Chriſti, wider die Ausſprüche der heiligen Schrift, wider die Gewohnheit eines ganzen Jahrtauſends.“ Aber keine Vorſtellung, kein Flehen, kein Trotz vermochte Gregor VII. irre zu machen; er wußte, daß er die zahlloſe Schaar der Mönche für ſich hatte, und mit eiſerner Willenskraft griff er durch. Es war der Geiſt der Zeit, der aus ſeinem Munde

redete, wie rollende Donner, daß die Völker glaubten, ſie hörten das Wort des richtenden Gottes ſelbſt, welcher die feſte Burg der Kirche als einen Zufluchtsort der Freiheit wider die Gewaltherrſchaft gegründet habe.

Es war im Jahre 1076, als die Geſandten, welche Heinrich IV. an den Papſt geſchickt hatte, ihm folgenden Brief deſſelben brachten: „Der König ſoll nach Rom kommen, um ſich dort über die Verbrechen zu rechtfertigen, deren er angeklagt iſt; denn er übt das Recht der Inveſtitur mit Ring und Stab wie vor und eh', und befleckt ſich mit der Simonie; kommt er aber nicht, ſo trifft ihn der Bann." Ergrimmt ſprach Heinrich IV.: „Soll der König der Deutſchen aus Welſchland Befehle annehmen? Nimmermehr! Uns ſteht das uralte Recht zu, den Papſt zu wählen, alſo dürfen wir ihn auch abſetzen, ſobald er ſich wider uns auflehnt." Und er verſammelte die deutſchen Biſchöfe in Worms; dort ſetzten dieſe auf ſein Geheiß den Papſt ab. Aber Gregor VII., welcher den Zuſtand in Deutſchland kannte, baute feſt auf die Zwietracht zwiſchen dem König und den Großen des Reichs und ſprach jetzt den Bann über Heinrich IV., als Feind der Kirche. Er that noch mehr, er entband alle Deutſchen des Eids der Treue zu ihrem König und ſetzte dieſen ab. Dies Recht aber ſtand Niemanden als einzig dem Willen des ganzen deutſchen Volkes zu, wenn es den König, welchen es durch freie Wahl erhoben hatte, der Krone unwürdig befand. Die Feinde des Königs frohlockten. Bald war in Sachſen eine mächtige Verſchwörung gegen ihn reif. Nun traten denn die Herzoge Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnthen und Welf von Baiern zuſammen und beriefen die ſämmtlichen deutſchen Fürſten zu einem Reichstag nach Trebur (1076); dahin kamen auch zwei Geſandte Gregor's VII. und ſaßen der Verſammlung vor. Und die Fürſten ſprachen ungeſcheut aus: „Der Papſt hat das Recht, den deutſchen König abzuſetzen;" ſo opferten ſie, von ihrem Haß verblendet, gewiſſenlos das Entſcheidungsrecht des ganzen deutſchen Volks auf. Umſonſt verſchwendete Heinrich IV. Bitten und Drohungen an ſie; ſchon bereiteten ſie ſich zur Wahl eines neuen Königs. Kaum erlangte

Heinrich noch einen Aufſchub von ihnen. Sie ſprachen: „der Papſt möge zur Entſcheidung auf einen Reichs- und Kirchentag nach Augsburg kommen. Haſt Du, o König, Dich nicht binnen Jahresfriſt vom Bann gelöſ't, ſo biſt du der Krone verluſtig. Bis dahin ſollſt Du jedoch kein Zeichen der königlichen Würde tragen, noch königliche Gewalt ausüben. Handelſt Du Dem zuwider, ſo wiſſen wir auch ohne des Papſtes Entſcheidung, wie wir zum Beſten des Reichs handeln ſollen.“

So bitter kam's dem König heim, daß er ſich vor einem Jahr im Glück nicht hatte mäßigen können. Gebannt, ohne Krone, verlaſſen, gedemüthigt, ſtand er jetzt da, gefoltert von ohnmächtigem Grimm und von der Furcht, daß auch die Hoffnung verloren ſei, ſobald der Papſt zu ſeinen Feinden nach Deutſchland käme. Da wich der Sinn für Deutſchlands Ehre von ihm, nur ſeine Schlauheit nicht, — ein armſeliger Erſatz für die allzufrüh verlorene ſittliche Würde. Um das Aeußerſte abzuwenden, lag ihm jetzt Alles daran, daß er vom Kirchenbann ledig werde. Da zog er (1076) im ſtrengen Winter durch Burgund über Genf und den Mont Cenis nach Italien, um den Papſt zur Löſung vom Bann zu bewegen, nur wenige Treue folgten ihm, darunter das allertreueſte Weſen, das er auf Erden beſaß, ſeine Hausfrau Bertha mit ihrem Sohn; die ſcheute weder Sturm noch Froſt, noch die Gefahr der Wege und wich nicht von ſeiner Seite. So kam er, allen Nachſtellungen ſeiner Feinde zum Trotz, glücklich nach Vercelli hinab. Als nun die Lombarden, welche dem Papſt abhold waren, ihn ſo unerwartet in ihrer Mitte ſahen, hofften ſie, daß er ſich an ihre Spitze ſtellen werde, aber Heinrich IV. traute ihnen nicht. Gregor VII. wollte nach Mantua reiſen, als er jedoch die Kunde von Heinrich's Ankunft erhielt, ſchlug er eilig den Rückweg ein, und begab ſich auf die feſte Felſenburg Canoſſa; dieſe gehörte der reichſten Erbin in ganz Italien, der frommen Markgräfin Mathilde (einer Tochter des Markgrafen Bonifacius und ſeiner kühnen Gattin Beatrix), welche voll Bewunderung vor Gregor's VII. erhabenem Geiſt, ihr ganzes Leben dem Dienſt der Kirche weihte.

ʒ. S. 221.

Nun ſchickte Heinrich IV. zu Gregor VII. nach Canoſſa, um eine Verſöhnung zu erwirken. Hartnäckig verweigerte anfänglich Gregor jeden Vergleich mit Heinrich IV., als einem von der Kirche Verfluchten. Endlich beſchied er ihn vor ſich; da kam Heinrich IV. im Januar (1077) vor's Thor von Canoſſa und bat demüthig, daß es ihm aufgethan werde. Als er nun eingelaſſen worden, fiel das Thor hinter ihm zu, aber der Papſt wollte ihm noch kein Gehör geben. Da mußte nun der König der Deutſchen, bei der ſtrengen Kälte, drei Tage lang im Schloßhofe warten, barfuß und im wollenen Büßerhemde, er, welcher mit blinder Leidenſchaft nach unumſchränkter Macht geſtrebt hatte, jetzt ärmer, als ein Bettler, gefangen und verflucht! Am 28. Januar erlöſ'te ihn Gregor auf Bitten der Markgräfin Mathilde vom Bann, jedoch nur unter der Bedingung, „daß er ſchwöre, den Spruch ſeiner Richter, nämlich des Papſtes und der Reichsverſammlung, in Geduld zu erwarten und ſich demſelben zu unterwerfen.“ Dem tiefgebeugten Heinrich war jedes Mittel recht, und er gelobte Alles, was Gregor verlangte.

Als die Kunde von dieſer unerhörten Demüthigung in Lombardien und Deutſchland erſcholl, zürnten die Lombarden dem König heftig, daß er ihrem Feinde, dem Papſt, nachgegeben habe. Das deutſche Volk war entrüſtet über die Unbill, die ihm ſelbſt in der Perſon des Königs widerfahren, und ſo groß auch die fromme Ehrfurcht vor dem geiſtlichen Oberhaupte der Chriſtenheit war, ſo hob ſich doch in den ſchlichten Herzen des deutſchen Volks der edle Freiheitstrotz gegen das fremde Machtgebot. Die deutſchen Fürſten hingegen waren beſtürzt und unſchlüßig, was nun zu beginnen ſei; ſie wollten und konnten nicht mehr zurücktreten; um ihrer eigenen Sicherheit willen mußten ſie einen neuen König haben, und doch fühlten ſie, daß das Recht nicht mehr auf ihrer Seite war. Alſo traten ſie (im März 1077) in Forchheim zuſammen, geſtatteten den Geſandten des Papſtes, ein Wort mitzuſprechen, und ließen ſich's gefallen, daß dieſe folgendes Geſetz vorſchrieben: „Die Wahl der Biſchöfe ſoll fortan in Deutſchland nicht mehr vom König abhängig ſein und die Inveſtitur unentgeltlich geſchehen. Die deutſche Krone

aber ſoll nicht durch Erbrecht vom Vater auf den Sohn kommen, ſondern lediglich freier Wahl vorbehalten ſein.“ So ließen ſich die Deutſchen (durch die letztere Beſtimmung) ihr uraltes, heimiſches Recht von Fremden als Geſetz auferlegen! Nun erkoren ſie Rudolf den Schwabenherzog zum König und dieſer beſchwor jene Bedingungen. Aber das Volk in den meiſten Städten wollte ihn nicht anerkennen und hielt ſtandhaft an Heinrich IV.

Dieſen hatte indeſſen die erlittene Demüthigung zu neuem Muth aufgeſtachelt. Als er nun die Wahl Rudolf's erfuhr, beſchloß er, um die Krone auf Leben und Tod zu kämpfen. Freudig erhoben ſich jetzt die Lombarden für ihn, und als er nach Deutſchland wieder kam, empfingen ihn die Bürger mit Jubel; auch viele von den Fürſten traten, voll Scham, daß ſie Deutſchland verläugnet hatten, zu ihm, ebenſo manche andre, welche ſeine wachſende Macht fürchteten. Vorſichtig zog ſich Rudolf nach Sachſen zurück; Heinrich aber entſetzte ihn, ſo wie die Herzoge Welf und Berthold, und zwar zu Ulm auf ſchwäbiſcher Erde, weil alle drei Schwaben waren. Da entbrannte in Deutſchland ein furchtbarer Zwieſpalt um das Recht der beiden Gegenkönige, Heinrich IV. und Rudolf, Gräuel war in allen geiſtlichen und weltlichen Dingen, alle Zucht und Sitte verfiel und alle Ordnung ward zertrümmert. Vergeblich berief der Papſt beide Könige, wie zwei ungetreue Knechte, vor ſich zur Rechenſchaft; keiner wollte Gregor's Befugniß dazu anerkennen, und das Sachſenvolk ſchrie, voll geſunden Sinnes für deutſche Ehre: „Weh über Dich, o Gregor, daß Du auf deutſcher Erde Unfrieden geſät!“ Gregor aber ſpähte vorſichtig, welchem der beiden Könige das Glück günſtig ſei. Als er nun erfuhr, daß Rudolf geſiegt habe, ſandte er ihm eine Krone, worauf die ſtolze Inſchrift ſtand: „Kraft göttlichen Rechts gab St. Petrus die Krone dem Rudolf.“ Dadurch wollte er kund geben, daß Rudolf das deutſche Reich nur als Lehen vom päpſtlichen Stuhl habe.

Nun erkannte Heinrich IV., daß die Königsmacht nicht in der Gunſt der Fürſten, ſondern einzig in der Freiheit des Volks wurzele. Weil die freien Bürger größtentheils für ihn waren, ſo wandte er

ſich jetzt auch an die freien Bauern (in Franken) und gab ihnen ritterliche Waffen zur Anerkennung ihrer Freiheit. Da kam's endlich (am 7. Auguſt 1078) bei Mellrichſtadt an der Streu zur Schlacht, doch ohne Entſcheidung; die Herzoge Welf und Berthold aber beſiegten am ſelben Tage die Bauern-Landwehr am Neckar und ließen ihrem Zorn gegen die Bauern, daß dieſe Ritterwaffen getragen, mit ſcheußlicher Grauſamkeit freien Lauf.

Unerſchrocken ſetzte Heinrich IV. den Kampf gegen ſeine Feinde fort. Er verlieh das Herzogthum Schwaben erblich ſeinem Getreuen, dem Grafen Friedrich von Büren, welcher ſich auf einem hohen Berg der ſchwäbiſchen Alp das ſtattliche Schloß Hohenſtaufen gebaut hatte, und vermählte ihn mit ſeiner ſchönen Tochter Agnes. Dann ließ er auf zwei Kirchentagen, zu Mainz und in Lombardien, Gregor VII. abſetzen und den Erzbiſchof Wibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Papſt ausrufen. Hierauf zog er an den Elſterfluß und bot dem Rudolf (am 15. Oktober 1080) abermals die Schlacht. Da gewann zwar Otto von Nordheim den Sieg, aber Rudolf, der Gegenkönig, fiel. Gottfried von Bouillon, damals Markgraf von Antwerpen, ein frommer Held von hohen Tugenden und dem König allzeit getreu, hatte dem Rudolf im Gefecht mit dem Schwert die rechte Hand abgehauen. Sterbend betrachtete Rudolf ſeine blutige Rechte und ſprach dabei, daß alle Biſchöfe, die um ihn ſtanden, ein Grau'n ankam: „Das iſt die Hand, die ich aufhob, als ich Heinrich IV. Treue ſchwur! Nun muß ich fort von Reich und Leben. Auf euch, die ihr mich ſoweit gebracht, falle die Verantwortung!" Erſchüttert erkannte das Volk in Rudolfs Tod ein Gottesurtheil. Aber Otto von Nordheim, der jetzt ſelbſt nach der Krone trachtete, und der gewaltige Gregor VII. gaben nicht nach, und der Letztere ermahnte die Deutſchen eifrig, ſich einen neuen König zu erwählen, welcher der Kirche treu und gehorſam ſei.

Heinrich IV. war indeſſen in der Schule der Erfahrung ein ganz andrer Mann geworden, als wozu er in der Schule ſeiner eigennützigen Erzieher herangebildet worden war. Er ſah ein, daß Gre-

gor VII. nicht ſeine Perſon allein, ſondern das Königthum und die Selbſtſtändigkeit der deutſchen Nation bekriegte. Drum beſchloß er kühn, ſeinen Gegner in deſſen eigner Heimath aufzuſuchen und zu bekämpfen. Gerade damals war Gregor's VII. mächtige Freundin, die Markgräfin Mathilde, durch die kaiſerliche Parthei hart bedrängt, und auf die Hülfe der Normannen in Unteritalien konnte Gregor nicht feſt rechnen. Heinrich IV. wußte dies und zog gegen Rom. Dreimal belagerte er dieſe Stadt, beim viertenmale (1084) eroberte er ſie endlich und bot jetzt dem Papſt die Hand zur Verſöhnung, damit er ihm die Kaiſerkrone aufſetzen wolle. Aber Gregor, auch im Unglück muthig und ſtandhaft, gab ihm zur Antwort: „Nimmermehr. Frevel iſt's, einen Verfluchten zu ſalben und zu weihen! Lieber leid' ich den Tod, als ich ſolch Unrecht thu'!" Da ließ Heinrich IV. den Clemens III. feierlich als Papſt anerkennen und empfing aus deſſen Hand die Kaiſerkrone. Hierauf ſchloß er den Papſt in der Engelsburg ein und belagerte ihn, bis daß die Normannen zu Gregor's Befreiung heranſtürmten. Da ſah ſich der Kaiſer gezwungen, Rom zu verlaſſen. Nun aber hauſ'ten die wilden Normannen ſo übel in der Stadt, daß die Römer ſich zum Kampf gegen ſie erhoben; da ließ der Normannenfürſt Robert Rom in Brand ſtecken.

Gregor aber traute den Römern nicht mehr und entfloh nach Salerno; dort ſchleuderte er auf's Neue den Bannfluch über Heinrich IV. Weder Alter noch Unglück vermochten die feſte Willenskraft Gregor's zu erſchüttern. Er blieb ſich ſelbſt und ſeinem Werk getreu bis in den Tod. Und als er zu Salerno in ſeiner Verbannung ſchwer erkrankte, erledigte er, kraft der Gewalt zu binden und zu löſen, alle Gebannten vom Kirchenfluch, nur Heinrich IV. und den Gegenpapſt Clemens III. nicht; hierauf nahm er ſämmtlichen Biſchöfen, die um ſein Todtenbette ſtanden, Wort und Handgelöbniß d'rauf ab, daß ſie jene Beiden nie vom Bann erledigen ſollten, außer wenn ſie ihre Würden niedergelegt und ſich der Kirche völlig unterworfen hätten. Sterbend ſprach er noch aus tiefſter Ueberzeugung: „Ich liebte Gerechtigkeit und haßte Gottloſigkeit; drum ſterb' ich in Verbannung."

So ſchied ſein kühner, hochgewaltiger Geiſt am 25. Mai 1085 ungebeugt und beharrlich vom irdiſchen Leben. Sein ungeheures Werk aber, die Herrſchaft der römiſchen Kirche, überlebte ihn.

Während Heinrich IV. ſich in Welſchland befand, hatten ſeine Feinde in Deutſchland anſtatt Rudolf's (1081) den Grafen Hermann von Luxemburg als neuen Gegenkönig erhoben. Das war ein reicher und tapfrer Herr; demungeachtet vermochte er dem Kaiſer nicht die Spitze zu bieten. Denn obwohl auf Heinrich der Fluch der Kirche und der Haß aller Mächtigen lag und obwohl die päpſtlichen Geſandten allenthalben das Volk gegen ihn aufwiegelten, ſo kämpfte er doch mit eben ſo großer Klugheit und Beharrlichkeit, um die geſchändete Majeſtät wieder zu Ehren zu bringen, und das deutſche Volk ließ ſich von den fremden Lehren nicht ſo leicht verführen; es empfand die böſe Folge derſelben, das unſägliche Elend, das durch den Bürgerkrieg über's Vaterland kam. Wie nun aber die fremden Lehren durch zahlloſe Schriften vertheidigt wurden, entſtand jetzt noch ein andrer Kampf. Mit altem deutſchem Freimuth erhoben ſich nämlich viele fromme und gelehrte Männer und ergriffen dieſelben Waffen, deren ſich die päpſtliche Partei gegen den Kaiſer bediente, nämlich das Wort und die Schrift, um Deutſchlands Unabhängigkeit gegen die fremde Bevormundung zu vertheidigen. Das war der erſte große geiſtige Kampf, der in deutſchen Landen um die Freiheit der Gewiſſen, der Meinungen und aller Rechte, welche dem Menſchen angeboren ſind, gekämpft ward. Er befeſtigte eine wichtige Grundlage der Freiheit, die öffentliche Meinung. Dem Kaiſer kam dies zu Gunſten, noch mehr aber der Tod Otto's von Nordheim (1082) und des Erzbiſchofs von Mainz (1084). Hermann von Luxemburg hingegen verlor gar bald alles Anſehn, — das Volk nannte ihn ſpottweiſe nur den „Knoblauchskönig." Vor Scham und Unluſt, länger ein König ohne Reich und blos das Werkzeug einer Partei zu ſein, that Hermann endlich (1087) die Krone vom Haupt und unterwarf ſich der Gnade des Kaiſers, der ihm ſeine Güter wiedergab. Raſch hob nun Markgraf Eckbert die weggeworfene Krone auf und ſtellte ſich dem Kaiſer gegenüber; doch ſchon im Jahre 1089 fiel

er durch Meuchelmord. Nach ſo vielen Kämpfen ward das Glück jetzt endlich Heinrich IV. wieder hold. Die ſächſiſchen Fürſten, Herzog Magnus an ihrer Spitze, wandten ſich zu ihm; treu wie Gold war ihm Friedrich der Hohenſtaufe; Lothringen, Franken und Kärnthen erkannten ihn an, ſelbſt der alte Welf ſchien zur Verſöhnung geneigt, wenn Heinrich ihm das Herzogthum Baiern wiedergäbe.

Als der neue Papſt, Urbanus II., erfuhr, daß der Kaiſer auf deutſcher Erde wieder zu Kräften komme, erneuerte er den Bannfluch über ihn, beſchloß alle Feinde deſſelben auf welſchem Boden zu vereinigen, und überredete die verwittwete Markgräfin Mathilde, welche damals ſchon 43 Jahre zählte, daß ſie dem achtzehnjährigen Welf, dem Sohn des Baierherzogs Welf, Herz und Hand anbot. Den jungen Welf lüſtete es nach ihrem ungeheuern Gut, drum führte er ſie (1089) zum Altar; er wußte jedoch nicht, daß ſie all' ihr Hab' und Gut bereits heimlich der römiſchen Kirche vermacht hatte. Als nun Kaiſer Heinrich IV. die Abſicht des Papſtes merkte, fuhr er (1090) eilig gen Welſchland, um die Macht ſeiner Feinde zu zertrümmern. Aber in Welſchland kehrte ihm das Glück, ſeit ſeiner Demüthigung in Canoſſa, höhniſch den Rücken. Drei Jahre lang kämpfte er mit verlorner Müh' gegen die Markgräfin Mathilde, ihre zahlreichen feſten Schlöſſer trotzten ſeinem Grimm. In einer Schlacht verlor er gar ſeine Fahne; ſie ward im Triumph nach Canoſſa gebracht.

Dem Papſt und ſeiner Partei genügte jedoch das neue Unglück des Kaiſers nicht, ſie ſuchten eine Stelle im Herzen des Kaiſers, wo er noch nicht verwundet worden war, und fanden eine ſolche gar bald. Heinrich IV. hatte zwei Söhne, Konrad und Heinrich; von dieſen war Konrad, der ältere, ſchön von Leib, fromm und ſanft von Herzen. Sein Vater hatte ihn ſchon 1087 zum deutſchen König wählen und krönen laſſen, und übertrug ihm nun, da er Welſchland verließ, die Verwaltung dieſes Reichs. Dieſem Konrad ſprachen jetzt die Prieſter eifrig in's Gewiſſen, daß er einen großen Frevel begehe, wenn er einem Gebannten, ob's auch ſein Vater ſei, Treue halte; um ſeines Seelenheiles willen alſo ſolle er ihn verlaſſen und dem Papſte gehorſamen, dafür werde ihm dereinſt im Himmel ein reicher

Lohn, aber auch ſchon hier auf Erden wolle ihm die Kirche vergelten, und ihm die Krone Italiens geben, unabhängig von ſeinem Vater. Da ließ ſich der fromme Konrad verführen, verrieth ſeinen Vater und ward (1093) zu Monza als König von Italien gekrönt; hierauf ſchwur er dem Papſt Gehorſam, und nun brachte ihm (1095) der reiche Normannenherzog Roger, welcher über Sicilien herrſchte, ſeine ſchöne Tochter als Braut. Als der Vater dies vernahm, ſtemmte er in Verzweiflung ſein Schwert auf und wollte dawider rennen; mit Mühe hielten ihn ſeine Freunde zurück. Aber die Kraft ſeines Lebens, Muth, Hoffnung und Freude waren dahin. Er ging in ein einſames Schloß in Lombardien, warf den Kaiſerſchmuck von ſich und brütete über ſeinem Schmerz. So lag er lang', wie todt für alle Welt.

Da rief ihn plötzlich der alte Welf an: „Wach' auf, Heinrich, ich bin da; laß uns Deinen Feinden Trutz bieten!" Wie aus einem ſchweren Traum erhob ſich der Kaiſer aus ſeinem Gram und erfuhr, was geſchehen ſei. Der junge Welf hatte nämlich entdeckt, daß ſeine Hausfrau Mathilde ihr vieles Land und reiches Gut der römiſchen Kirche vermacht; d'rauf hatte er ſich von ihr ſcheiden laſſen, und nun war der alte Welf aus Deutſchland zum Kaiſer gekommen und forderte denſelben auf, die Markgräfin Mathilde zum Widerruf des Teſtaments und zur Ueberantwortung ihrer Beſitzungen an ſeinen Sohn zu zwingen. Dafür warben die beiden Welfen, der alte wie der junge, dem Kaiſer in Deutſchland eifrig Freunde. Das that ihm auch Noth, denn manche Treuen waren ihm einſtweilen geſtorben. Aber weder in Welſchland noch in Deutſchland hatte er für die Dauer mehr Glück.

5.

Fern über Meer und Lande von Libans Zederhöh'n
Erklang am Abendſtrande ein wunderbar Getön:
„Gott will's!" ſo ſcholl's im Volke; da ſtieg die Kreuzesfahn'
Und Wolke zog auf Wolke zum heil'gen Grab heran.

A. L. Follen.

Um dieſe Zeit erſcholl im ganzen chriſtlichen Abendland die Kunde: „Das heilige Grab, worin der Leib Chriſti lag, iſt in der Gewalt

der ſeldſchuckiſchen Türken; das iſt ein wildes, räuberiſches Volk, welches an den falſchen Propheten Mohammed glaubt, die frommen Wallfahrer verfolgt und mordet und die Heiligthümer ſchändet.“ Und es kam ein Pilger aus dem gelobten Lande zurück, Petrus von Amiens, genannt der Einſiedler; der war ſo hager, wie der leibhaftige Tod, aber ſeine Augen leuchteten aus tiefen Höhlen, wie Feuerflammen. Auf einem Eſel zog er durch die Länder der Chriſtenheit, in der einen Hand ein Bild des gekreuzigten Heilands und in der andern einen Brief vom Patriarchen Jeruſalems an die Könige und Fürſten und alle Männer des Abendlands, die Waffen trugen, daß ſie auszögen, um das heilige Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. Wo Petrus von Amiens hinkam, erzählte er mit lauter Stimme die Leiden der Chriſten im gelobten Land und ſprach: „Chriſtus, der Herr, iſt mir erſchienen und hat zu mir geredet: „„Wohlauf, Petrus, richte aus, was Du begannſt, und ich werde mit Dir ſein, denn die Stunde iſt gekommen, daß mein Tempel gereinigt werde.““ Da übermannte in jener harten Zeit voll Raub, Mord, Fehde und wilder Gewalt alle Herzen ein mächtiger Drang. Jung und Alt, Mann und Weib, Reich und Arm, Adel und Knechte ſtanden auf, um in's gelobte Land zu ziehen, zum Krieg gegen die Ungläubigen. Wer mit Blutſchuld oder ſonſt Sünden beladen war, hoffte durch heiligen Kampf oder Märtyrertod Gottes Gnade zu erwerben; wer daheim nicht Ruhm, noch Schätze gewinnen konnte, dachte ſie im Morgenland zu finden; die unfreien Leute, welche von ihren Herren gedrückt wurden, hofften dort durch edles Waffentragen Freie zu werden.

Dieſer allgemeinen Bewegung bemeiſterte ſich nun der Papſt, Urbanus II. Er berief (1095) eine große Kirchenverſammlung nach Clermont. Da waren 14 Erzbiſchöfe, 225 Biſchöfe, 400 Aebte, und Laien ohne Zahl. Mit begeiſterter Rede forderte er das Volk zur Befreiung des heiligen Grabes auf. Und es horchte, hingeriſſen, in Thränen und mit Seufzern, und rief wie aus einem Munde: „Gott will's! Gott will's!“ Da heftete ſich Jeder ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter und machte ſich zur kriegeriſchen Wallfahrt bereit,

welche davon der „Kreuzzug" hieß. Da ſchenkte mancher reiche Herr all' ſein Hab' und Gut an Kirchen und Klöſter und wollte kein Eigenthum mehr haben, als das Schwert zu Chriſti Ehren. Es war, als ob ein heiliger Wahnſinn alle Gemüther ergriffen hätte, daß Niemand mehr an Haus, Hof und Vaterland, Aeltern und Kinder dachte, Jedermann nur an's ferne Morgenland.

Bald hatten ſich viele Haufen gemeinen Volks geſammelt, ohne rechte Waffen, wie ohne Zucht und Ordnung, und folgten einem Abenteurer, Walter, zubenannt der „Habenichts", und dem Petrus von Amiens aus Frankreich gen Deutſchland. Da ſahen die Deutſchen anfangs mit Erſtaunen auf ſie und konnten, ſo fromm ſie ſelber waren, doch das Treiben der wilden Haufen nicht begreifen. In der Raſerei ihres blinden Eifers zertrümmerten dieſe jede Schranke. Die Reichthümer der Juden reizten ihre Habſucht; da ſchrien ſie in roher Wuth: „Verflucht iſt dies Volk, das den Heiland gekreuzigt! drum Rache an den Juden für Chriſti Blut!" Und ſie erſchlugen die Juden in Deutſchland unter grauſamen Martern, wo ſie dieſelben fanden. Als ſie aber weiter hin kamen in die Länder gen Aufgang, mußten ſie dieſen Frevel ſowie ihre Zuchtloſigkeit büßen und wurden allenthalben wie Straßenräuber erſchlagen.

Indeſſen hatte jene religiöſe Begeiſterung allmälig doch auch die deutſchen Herzen durchdrungen, und zugleich erwachte in ihnen der Trieb nach kühnen Abenteuern, wie er ſchon in unſern Urvätern geweſen, mit voller Macht. Da ſchaarte ſich (im Jahre 1096) ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern, wohlgerüſtet und in guter Zucht, rings um den frommen Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen; mit ihm zogen ſeine Brüder, Balduin und Euſtach, ſein Neffe Balduin, Robert von Flandern und Raimund von St. Gilles. Auch die Normannen Boemund (der Fürſt von Tarent) und ſein Neffe Tankred, ein Held voll ritterlicher Tugenden, nebſt vielen Männern des kriegeriſchen Volkes vereinigten ſich mit jenen. So ſtand faſt eine halbe Million Menſchen in Wehr und Waffen, alle von einem einzigen Gedanken durchdrungen, alle im feſten Vertrauen, daß

Gott ihnen den Sieg geben werde. So zogen ſie in die Länder gen Aufgang.

Da zitterte der griechiſche Kaiſer in Konſtantinopel für ſeinen eignen Thron, doch vergebens wandte er Liſt und Gewalt gegen die Kreuzfahrer an. Sie erreichten glücklich Kleinaſien und kamen nach Joppe und Gaza. Aber Seuchen, Hungersnoth und das Schwert der Türken hatten ihre Reihen ſo gelichtet, daß ihrer nur noch 21,000 am Leben waren. Dennoch vollbrachten ſie hohe Kriegsthaten zum Erſtaunen der Welt. Sie eroberten die feſten Städte Edeſſa und (1098) Antiochien. Dieſe behielt Boemund von Tarent als Sitz eines eignen Fürſtenthums. Die Uebrigen zogen weiter gen Mittag und erblickten nach vielen Gefahren endlich von einem Berge herab die Zinnen Jeruſalems. Da ſtürzten ſie zu Boden, küßten die heilige Erde und weinten vor Freuden. Klein war ihre Zahl, aber die Kraft des Glaubens verdoppelte ihren Muth und begeiſterte ſie, Alles zu wagen; weder die feſten Thürme und ragenden Zinnen, von denen die blitzenden Geſchoſſe der Türken niederziſchten, ſchreckten ſie, noch der Mangel an Heergeräth, noch Hunger und Durſt. „Zum Sturm, zum Sturm!“ rufen ſie voll Ungeduld und mit furchtbarem Ungeſtüm toben ſie wider die Mauern. Mit gleicher Tapferkeit vertheidigen ſich jedoch die Türken; da regnet es Pfeile und Flammen auf die Häupter der Kreuzfahrer herab. Aus vielen Wunden blutend, von Flammen umleckt, fechten ſie fort. Wohl ſinkt hie und da ſchon ein tapfrer Held vor Ermattung hin. — Da zeigt ſich plötzlich auf dem Oelberg ein hoher Ritter in ſchneeweißer, leuchtender Rüſtung; er winkt ihnen nach der heiligen Stadt hin. „Ein Cherub mit flammendem Schwert, den uns Gott zum Mitſtreiter geſandt!“ rufen ſie begeiſtert und jauchzend ſprengen ſie abermals gegen die Mauern heran. Nun iſt kein Halt mehr vor ihnen, vor ihrem Anprall gehn die Thore in Trümmer. Tankred der Normanne und Robert von Flandern ſtürmen in die Stadt, Gottfried von Bouillon fliegt wie ein Adler die Zinne hinan und pflanzt die Kreuzesfahne auf. — So ward Jeruſalem von den Chriſten wieder gewonnen am 15. Juni des Jahres 1099 nach Chriſti Geburt. Darauf erkoren die Kreuzfahrer

ihren Feldherrn, den frommen Helden Gottfried von Bouillon, zum König von Jeruſalem. Er aber ſprach demüthig: „Das verhüte Gott, daß ich eine irdiſche Krone trage, wo mein Heiland mit Dornen gekrönt worden iſt;" und nannte ſich blos „Schirmvogt des heiligen Grabes". Dies dünkte ihm die höchſte Ehre.

6.

Herabzuſteigen von der Wünſche Gipfel,
Des Lebens höchſtem Ziele zu entſagen,
Und wie ein Aar, gebroch'nen Fittiches,
Zum Himmel aufzublicken, — o es iſt
Ein großer Schmerz und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne.

Uhland.

Während dieſer große Kampf der abendländiſchen Fürſten und Völker im Morgenland geſchah, war Kaiſer Heinrich IV. (1097) aus Italien nach Deutſchland wiedergekehrt und hoffte, endlich dort Ruhe, Frieden und Ordnung herſtellen zu können. Denn nicht blos die Gedanken und Leidenſchaften der Parteien waren jetzt hauptſächlich auf den Kreuzzug gerichtet, ſondern auch die Kräfte zum Bürgerkrieg waren durch den Abzug ſo vieler ſtreitbarer Männer geſchwächt. Das viele Unglück hatte den Kaiſer vor der Zeit alt gemacht und tief gebeugt, aber zugleich auch ſeinen Charakter geläutert; ſeine unbändigen Leidenſchaften und ſein gewiſſenloſes Streben nach Gewaltherrſchaft waren dahin; alle edlen Eigenſchaften ſeines Charakters hingegen, welche durch ſchlechte Erziehung und Schmeichelei lang' unterdrückt geweſen waren, kamen jetzt immer heller an's Sonnenlicht. Nicht mehr nach Tyrannei ſtrebte er, ſondern ſeine Königspflicht hatte er erkannt und einſehen gelernt, daß das Königthum wankt, wenn es nicht auf die Grundlage ſittlicher Würde geſtellt iſt. Ohne Stolz und eitlen Prunk, mild und leutſelig gegen ſeine Freunde, großmüthig gegen ſeine Feinde, durchreiſ'te er ſein Reich und nahm ſich allenthalben der Armen und Unterdrückten an. So ſtellte er die verfolgten Juden unter ſeinen beſondern Schutz und erlaubte den-

jenigen von ihnen, welche durch die wüthenden Eiferer gewaltthätig zur Annahme des Chriſtenthums gezwungen worden waren, den Glauben ihrer Väter wieder frei zu bekennen; da kam die Vorſtellung auf: die Juden gehörten mit Leib und Gut dem Reich als „Kammerknechte" des Kaiſers. — Sodann ſuchte Heinrich IV. klug die Zahl ſeiner Freunde und Anhänger zu mehren. Den alten Welf belehnte er auf's Neue mit dem Herzogthum Baiern und zwar erblich. Schwaben behielt ſein getreuer Hohenſtaufe. Berthold von Zähringen aber bekam (im Jahre 1097) ſeine Grafſchaft im Breisgau wieder und dazu die Reichsvogtei über alles Land von Zürich bis an die Grenze Burgunds. Lothringen gab der Kaiſer ſpäter (1110 nach dem Tode Gottfrieds von Bouillon) dem Grafen Heinrich von Lüneburg, welcher früher ſein Feind geweſen war. Die Thronfolge aber beſtellte er alſo, daß die deutſchen Fürſten auf einem Gericht zu Köln (1098) den Konrad wegen ſeiner Untreu' abſetzten und den andern Sohn des Kaiſers, Heinrich, als Fünften dieſes Namens zum König erkoren. Dieſer ſchwur ſeinem Vater, daß er, ſo lang' dieſer am Leben ſei, nicht nach der Krone trachten wolle. Konrad erkannte jammernd zu ſpät, daß er verführt und blos mißbraucht worden war; vor Gram und Reue brach ihm zu Florenz (1101) das Herz.

Inzwiſchen war der Papſt Urbanus II. geſtorben und über ſeinem Grabe ging die Hoffnung auf, daß endlich Friede würde zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht. Aber gar bald ſchleuderte der neue Papſt, Paſchalis II., ein Schüler Gregors VII., abermals den Kirchenbann auf den Kaiſer und entflammte alle Herzen zum Kampf gegen ihn. Da glaubten ſeine Feinde, ein Recht zu haben, ihrem Haß wieder vollen Lauf zu laſſen; mit Verläumdung, Schmach und Hohn übergoſſen ſie ſein ergrauendes Haupt. Zugleich drängten ſich viele Schmeichler und Ohrenbläſer an ſeinen Sohn, Heinrich V., und flüſterten ihm zu: „Dein Vater iſt im Bann und verflucht; greife Du nach der Krone! Warum willſt Du zögern?" Schon lang' hatte Heinrich V. mit ſtillem Grimm die Entwürdigung und Schwäche des Königthums betrachtet; er traute ſich's zu und beſchloß, es hoch über jegliche Anmaßung wieder emporzurichten. Voll Willenskraft

und Verſchlagenheit, aber ohne Gewiſſen, bebte er ſelbſt vor dem Verbrechen nicht zurück, um nur zum Ziele zu kommen. Wie er nun die böſen Anſchläge der Feinde ſeines Vaters und des Königthums merkte, verſtellte er all' ſeine Pläne gar meiſterlich, und, je mehr ihm geſchmeichelt ward, um ſo demüthiger zeigte er ſich, daß ihn Alle für ein lenkſames Werkzeug hielten. Gleichſam wie gezwungen und aus Gehorſam gegen die Kirche, gab er ihren Aufforderungen und Bitten endlich nach, als er's an der Zeit glaubte, und fiel dann (1104) offen von ſeinem Vater ab. Da gab ihm Paſchalis II. im Namen des Apoſtels Petrus ſeinen Segen und verhieß ihm Nachlaß aller ſeiner Sünden, nicht blos hier auf Erden, ſondern auch dereinſt vor Gottes Richterſtuhl am jüngſten Tag. Alle Rechte und Pflichten waren nun frevelhaft zerriſſen und der ruchloſe Krieg eines Sohnes gegen ſeinen Vater begann; augenblicklich ſchloſſen ſich alle Mißvergnügten an den Sohn, deſſen Glück im Aufgang war, während der Glücksſtern des alten Kaiſers unterging; ſie ſchauderten vor der Gemeinſchaft mit einem Eidbrüchigen nicht. Heinrich V. aber hüllte ſich noch immerfort ſcheinheilig in den Deckmantel der Gottesfurcht und ſprach: „Mit Freuden will ich die Krone niederlegen, ſobald mein Vater ſich mit der heiligen Kirche verſöhnt.“ Indeſſen nahm er ſeine Schweſter Agnes (deren Gatte, der treue Friedrich von Hohenſtaufen, geſtorben war), nebſt ihren zwei Söhnen in ſeine Gewalt. Umſonſt wollte der Kaiſer, tieferſchüttert, mit ſeinem Sohn unterhandeln. Heinrich V. wies jeden Vorſchlag zurück, ſo lang' ſein Vater im Banne ſei. Da rüſtete der Kaiſer endlich gegen ihn, um die Ehre der deutſchen Krone zu vertheidigen, und abermals waren's jetzt die edlen Bürger, die, über das Unrecht entrüſtet, dem Gekränkten ihre Hülfe anboten. Am Regenfluß in Baiern ſtießen die Heere des Vaters und des Sohnes auf einander (1105). Da erſchrack der Sohn, wie er ſah, daß ſein alter Vater doch noch ſo manche Freunde hatte. Aber er war auf der Bahn des Verbrechens ſchon ſo weit gegangen, daß er nicht mehr zurück konnte. Da ſuchte er, ein Meiſter in allen Liſten, dem Vater die Freunde abwendig zu machen, ging zu dem Markgrafen Leopold von Oeſterreich und verſprach dieſem die Hand

ſeiner ſchönen Schweſter Agnes. Um dieſen Preis verließ der Markgraf in bedauernswerther Schwäche den alten Kaiſer; hierauf ließ Heinrich V. ſeinem Vater, als ob er ihn warnte, ſagen: „die Fürſten hätten ſich gegen ihn verſchworen.“ Dadurch brach er ihm allen Muth und alle Hoffnung. Wie betäubt entrann der alte Kaiſer von ſeinem Heer hinweg nach Böhmen, wo ihn der Herzog mit Ehrfurcht vor ſeinem Unglück empfing. Von dort floh er gen Mainz. Da ward ihm abermals die deutſche Bürgertreue zum Labſal im tiefen Leid. „Bau' nur feſt auf uns,“ riefen die Mainzer ihm zu, „wir verlaſſen Dich nimmermehr!“ Alſo thaten auch die andern Städte am Rhein und boten ihm 20,000 gewaffnete Männer zum Schutz. Aber der ungetreue Sohn gewann Speier durch eine Kriegsliſt. Da floh der Vater nach Köln. Als er aber erfuhr, daß zu Mainz ein Reichstag gehalten werden ſollte und zwar im Beiſein der päpſtlichen Geſandten, ermannte er ſich wieder und wollte mit Heeresmacht dahin zurückkehren.

Sein Sohn erſchrack und verſuchte nun wieder eine böſe Liſt. Er ging ihm nach Koblenz entgegen. Wie der Kaiſer dort ſeiner anſichtig ward, fiel er ihm zu Füßen und ſprach flehend: „Wenn mich Gott für meine Sünden züchtigen will, o ſo bedenke doch Du, mein Sohn, beim Heil Deiner Seele die Ehre Deines Namens. Heinrich! Heinrich! kein göttliches Gebot gibt's, das dem Sohne das Schwert der Rache gegen den Vater in die Hand legt!“ Da rief der Sohn in falſcher Demuth weinend: „Verzeih' mir, was ich that. Treu will ich Dir ja als guter Sohn gehorchen, nur löſe Dich vom Fluch der Kirche!“ Der tiefgebeugte Kaiſer verſprach's, der Sohn aber beredete ihn heimtückiſch, daß er im vollen Vertrauen ſein Heer entließ und mit ihm nach Mainz zog. Als ſie nun nach Bingen kamen, ſprach der Sohn: „Höre, mein Vater: Mir iſt Botſchaft gekommen, daß Dich der Erzbiſchof Ruthard in Mainz nicht aufnehmen will, weil Du noch gebannt biſt, und ich wage es nicht, Dich in die Mitte Deiner Feinde zu führen. Drum laß uns auf's feſte Schloß Böckelheim ziehn, dort begehe das heilige Weihnachtsfeſt und ich will indeſſen für Dich getreulich zu Frieden und Verſöhnung ſchlichten.“

z. S. 235.

„Gott ſei Zeuge und Richter zwiſchen Dir und mir," warnte ihn ſein Vater mit ſchwerem Herzen. Frech betheuerte ihm jedoch der Sohn nochmals ſeine Treue. Aber kaum war Heinrich IV. in Böckelheim, ſo fiel das Fallthor hinter ihm nieder und er war gefangen. Bald trat nun ein Bote des jungen Königs zu ihm und forderte trutzig die Reichskleinodien von ihm, Krone, Scepter, Kreuz und Lanze. Da ſchickte der Kaiſer, um ſein Leben zu retten, in die Burg Hammerſtein, wo ſie verwahrt lagen, ließ ſie überantworten, und verlangte nun, nach Mainz gebracht zu werden, wo die Fürſten verſammelt waren. Sein Sohn aber, welcher einen Aufſtand der Mainzer Bürgerſchaft beſorgte, ließ ihn ſchnell als Gefangenen nach Ingelheim bringen. Dorthin kam dann auch er mit den Fürſten und dem Geſandten des Papſtes und zwang ſeinen Vater abzudanken; keine Bitte, keine Thräne deſſelben rührte ſein ſteinernes Herz. Da übergab ihm der alte Kaiſer ſein Reich und all' ſein Erbgut; und Heinrich V. zog nun (im Januar 1106) nach Mainz und ließ dort ſeine Wahl erneuern. Stolz ermahnte ihn da der Erzbiſchof von Mainz: „Beſchütze die Kirche, auf daß es Dir nicht einſt wie Deinem Vater ergehe!" Doch dem jungen König lachte das Herz heimlich vor Verachtung und er dachte: „Bald werf' ich die Maske der Demuth ab und all' ihr Uebermüthigen ſollt mich in meiner wahren Geſtalt kennen lernen!"

Indeſſen hatten den alten Kaiſer ſeine Getreuen gewarnt, daß er eiligſt von Ingelheim flüchten möge, ſonſt ging's an ſein Leben. Drum entfloh er nach Köln und von dort nach Lüttich, wo ihn der Biſchof Otbert mit Ehrfurcht aufnahm. Allenthalben rüſteten jetzt die deutſchen Bürger für den unglücklichen Vater gegen den ruchloſen Sohn. Dieſer aber zog mit gezücktem Schwert gegen ſeinen Vater in's Feld. Schon führte er ſein Heer zu einer Entſcheidungsſchlacht gegen Aachen heran. Siehe, da trat plötzlich des alten Kaiſers treuer Kämmerer Erchenbold vor den gerüſteten König, legte ihm Heinrich's IV. goldnen Stirnreif und Schwert zu Füßen und ſprach: „Das war das Einzige, was Dein Vater noch auf Erden beſaß. Gott gnade ſeiner Seele! Sein Herz iſt gebrochen. Seine

letzten Worte waren an Dich: Du mögeſt es ſeine Freunde nicht entgelten laſſen, daß ſie ihm im Unglück treu waren, und mögeſt ſeinen Leib in der Gruft zu Speier beſtatten, wo ſein Vater und ſein Großvater ruh'n." Indeſſen hatte der Biſchof Otbert die Leiche Heinrich's IV., welcher am 7. Auguſt 1106 in Lüttich geſtorben war, daſelbſt begraben laſſen; aber die Biſchöfe von der päpſtlichen Partei ſprachen: „Er ſtarb im Kirchenbann und ein Gebannter darf nicht in geweihter Erde ruh'n." So mußte die kaiſerliche Leiche wieder ausgegraben werden, und ward nach Speier gebracht; aber der dortige Biſchof ließ ſie nicht in den Dom tragen, ſondern 5 Jahre lang außerhalb deſſelben in einer ungeweihten Kapelle hinſtellen. So gönnte dem unglücklichen Kaiſer der Grimm ſeiner Feinde auch im Grabe die Ruhe nicht, welche er im Leben nie gefunden hatte!

7.

Der Herrſcher Thaten richtet und weckt ihr Leichenzug.

Anaſtaſius Grün.

Als nun Heinrich V. unbeſtritten des Reiches Herr war, beſchloß er, die Würde und Macht des Königthums im vollen Glanze wieder aufzurichten. Aber vorſichtig verbarg er ſeine Abſicht noch, verſicherte den Papſt Paſchalis II., daß er ihm wie ſeinem Vater gehorchen wolle, und lud ihn ein, zu einer Kirchenverſammlung nach Deutſchland zu kommen, damit der lange Kampf um die Rechte des Königthums und der Kirche friedlich beendigt würde. Bald vernahm jedoch der Papſt, daß Heinrich V., dem Verbot der Inveſtitur zum Trotz, die Biſchöfe mit Ring und Stab belehnte; da erkannte er des Königs geheimes Trachten, ſcheute ſich, nach Deutſchland zu kommen, und begab ſich (1107) nach Frankreich; zu Chalons hielt er eine Kirchenverſammlung. Auf dieſer erſchienen, von Heinrich V. hingeſandt, der Erzbiſchof von Trier und der ſtolze Welf von Baiern mit vielen Biſchöfen und edlen Herren in ſtattlicher Pracht und ſprachen: „Unſer König verlangt nichts, als was bei uns Deutſchen von Alters her Brauch und Recht iſt. Die Geiſtlichkeit hat freie Wahl;

aber, wen ſie erwählte, den belehnt der König durch Ring und Stab mit den Reichsgütern, und dafür muß ihm der Neuerwählte wie jeder andre Lehnsträger Treue ſchwören und als Unterthan huldigen.“ Als nun der Papſt auf ſeiner Gegenforderung beharrte, riefen die deutſchen Geſandten: „Wohlan, ſo ſoll das Schwert entſcheiden, aber nicht hier, ſondern in Rom.“ Nun ging der Papſt nach Troyes, verbot dort auf's Neue dem König die Inveſtitur und ſetzte ihm eine Friſt, daß er auf Jahr und Tag zur Beilegung des Streites nach Rom käme.

Heinrich V. verſchob dies jedoch bis in's dritte Jahr. Er wollte nämlich die erſchütterte Macht des Königthums in Deutſchland erſt wieder herſtellen, um dann in Italien mit vollem Nachdruck auftreten zu können. Nach dem Tode des Herzogs Magnus, des Letzten vom Mannsſtamm Hermann Billungs (1106), hatte er das Herzogthum Sachſen dem Grafen Lothar von Supplinburg gegeben; die nordſächſiſche Mark (d. i. Brandenburg) ließ er dem Grafengeſchlecht von Stade erblich. Nun bändigte er die unruhigen Großen in Lothringen und bald erkannten die Fürſten allerorten mit Schrecken, wie meiſterhaft Heinrich V. ſie bisher überliſtet, und ihre Herrſchſucht nur als Werkzeug gebraucht hatte. Auch die Oberherrſchaft des Reichs über die ſlaviſchen Länder wollte Heinrich V. wieder herſtellen. Schon Herzog Magnus hatte Heinrich, den Sohn des ermordeten Obotritenfürſten Gottſchalk, in ſeine Herrſchaft wieder eingeſetzt, welche vom Strand der Oſtſee bis an die Waſſer der Oder und Havel reichte. Nun bekämpfte König Heinrich V. die Böhmen, Polen und Ungarn, aber ohne großes Glück; denn er erreichte nur dies, daß die Böhmen dem Reich wieder zinspflichtig wurden. Gleichwohl hatten die deutſchen Fürſten dabei ſeine Kühnheit und Feſtigkeit kennen gelernt, und, überraſcht, ja, wie betäubt, wagten ſie es jetzt nicht, ihm die Stirne zu bieten.

Da beſchloß er endlich (1110), ſeine Romfahrt zu thun, um die kaiſerliche Krone zu erhalten, den Frieden in Italien herzuſtellen und den langen Kampf mit der Kirche wegen der Inveſtitur zu beendigen, aber als Sieger. Er verſicherte ſich deshalb der Treue der

deutſchen Fürſten und rüſtete dann ein ungeheures Heer; dreißigtauſend Ritter zogen mit ihm, die Knechte und das Fußvolk ungezählt; auch manche rechtskundige Männer nahm er mit ſich, welche ſeine Anſprüche gegen die Kirche mit den Waffen des Geiſtes vertheidigen ſollten. Kaum hatte er den Fuß auf welſchen Boden geſetzt, ſo gab er gleich kund, weßhalb er gekommen ſei. Die Stadt Novara wollte ihm widerſtehen; — da winkte er den Vollſtreckern ſeiner Rache und ſie ging in lichten Flammen auf. Auf den ronkaliſchen Feldern bei Piacenza ſchlug er Lager und muſterte nach deutſchem Königsbrauch das Reichsheer. Voll Schrecken vor ſeiner Macht ſchickten ihm alle Städte Lombardiens, bis auf Mailand, koſtbare Geſchenke, und alle Fürſten kamen mit ihren Kriegsleuten zu ihm, nur die mächtige Markgräfin Mathilde kam nicht; vergeblich ſuchte der König dieſe beharrliche Freundin der römiſchen Kirche für ſich zu gewinnen; vorſichtig zog ſie ſich zurück, aber auch Heinrich war ſo klug, ihr den Beſitz ihrer Länder zu beſtätigen. Langſam rückte er hierauf mit ſeinem Heer gen Rom heran, zerſtörte die trotzige Stadt Arezzo und ſchickte nun ſeinen Kanzler, den Grafen Adalbert von Saarbrück, einen klugen und in Staatsgeſchäften geſchickten Mann, als Geſandten an den Papſt. Dieſer befand ſich damals in großer Bedrängniß, blieb jedoch ſtandhaft bei ſeinen Anforderungen, und wollte das Recht der Inveſtitur dem König durchaus nicht zurückgeben. Da ſprachen Heinrich's V. Geſandte: „Seit 300 Jahren haben die deutſchen Könige dies Recht geübt, und von 63 Päpſten hat kein einziger es geleugnet. Gäb' es aber der König jetzt auf, ſo käme ja alles Reichsgut an die Kirche und das Anſehn des Königs ginge völlig zu Grunde, zum größten Schaden des Reichs. Wollten jedoch die Geiſtlichen mit der weltlichen Macht nichts mehr zu ſchaffen haben, dann würden ſich auch die Laien nicht mehr mit geiſtlichen Sachen zu befaſſen brauchen." Da erwiderte der Papſt, wie durch plötzliche Eingebung Gottes: „Die Geiſtlichen ſollen ſich auch nicht mit weltlichen Dingen befaſſen, das iſt gegen den Geiſt ihrer Einſetzung. Zehnten und Opfer ſollen ihnen genug ſein. Die Kirche will ja blos ihre urſprüngliche Freiheit und Reinheit und Würde wieder haben!" Ueber dieſe unerwartete Wen-

dung der Sache war der König hocherfreut und ſprach: „Wohlan, die ſoll ſie erhalten, wenn ſie dem Reiche alle jene Güter zurückgibt, welche ſie durch fromme Schenkungen der Könige erhalten hat, die Herzogthümer, Markgrafſchaften, Grafſchaften und Vogteien, die Städte und Veſten, Höfe und Dörfer und Ritterſchaft des Reichs, die Münze, die Märkte und Zölle, kurz alles, was man „Regalien" heißt; — dann will ich gern eidlich auf das Recht der Inveſtitur Verzicht leiſten, und frei, ohne Einmiſchung der weltlichen Macht, ſoll die Geiſtlichkeit die Biſchöfe und Aebte erwählen." Damit war der Papſt völlig einverſtanden, weil ihm damals kein anderes Mittel zum Zweck blieb, und gelobte dem König, ihn zum Kaiſer zu krönen. Heinrich V. ſetzte aber vorſichtig noch die Bedingung dazu, daß ſowohl die deutſchen Reichsfürſten, als auch ſämmtliche Mitglieder der Kirche zu dem Vertrag ihre Einwilligung geben ſollten. Hierauf zog er nach Rom und begab ſich in die Peterskirche, wo der Vertrag erfüllt und die Kaiſerkrönung vollzogen werden ſollte. Als nun der Papſt den verſammelten Biſchöfen und Aebten gebot, alle Reichsgüter dem König zurückzugeben und ſich fürder blos mit geiſtlichen Angelegenheiten zu beſchäftigen, riefen ſie, überraſcht und erzürnt: „Das darf der Papſt nicht gebieten; das iſt Ketzerei." Der ſchlaue König aber, welcher ihren Widerſpruch vorausgeſehen hatte, drang feſt darauf, daß die Kaiſerkrönung deſſenungeachtet vollzogen werde; denn er für ſeine Perſon, — (ſo ſagte er) wolle ja der Kirche nichts nehmen. Der Papſt zögerte jedoch, ihn zum Kaiſer zu krönen; da ließ Heinrich V. ihn und die Kardinäle mit Kriegsvolk umſtellen und gefangen wegführen. Voll Wuth erhoben nun die Römer noch in der Nacht einen Aufſtand, und am andern Morgen entbrannte ein offner Kampf; dafür übte der König grimmige Rache an ihnen; das Morden währte drei Tage lang; den Papſt und die Kardinäle ließ er in feſte Schlöſſer bringen und dort ſtreng bewachen. Standhaft weigerte ſich indeſſen der Papſt noch zwei Monate lang, den König zu krönen. Erſt als die Römer, von den Deutſchen immerfort auf's Furchtbarſte bedrängt, ſchon verzweifelten, gab er um ihrer willen endlich jammernd nach und ſchloß mit Heinrich V. (1111) folgenden Vertrag:

„Das Recht, die Biſchöfe und Aebte mit Ring und Stab zu belehnen, ſei wieder des Kaiſers, und erſt nach ihrer Belehnung darf die kirchliche Weihe erfolgen. Dagegen ſoll der Kaiſer den Papſt und die Kardinäle freilaſſen und der Kirche (jedoch unbeſchadet der Wohlfahrt des Reichs) Gehorſam leiſten. Der Papſt aber wird ihn krönen und ſchwört, ihn niemals mit dem Bann zu belegen.“ Als dies beſchworen war, gab Heinrich V. den Papſt frei, und Paſchalis II. krönte ihn dann zum römiſchen Kaiſer. Stolz und froh zog nun Heinrich V. als Sieger nach Deutſchland heim und ließ dort die Leiche ſeines Vaters, von welcher der Papſt den Bannfluch weggenommen hatte, in der Gruft zu Speier feierlich beſtatten, gleichwie zum Beweis ſeines Triumphs über den Papſt. Dieſem machte indeſſen die zürnende Geiſtlichkeit die heftigſten Vorwürfe über ſeine Nachgiebigkeit und drang ſo lang' in ihn, bis er endlich den Vertrag, „als einen erzwungenen,“ widerrief und den Kaiſer durch den Erzbiſchof Guido von Vienne in den Bann thun ließ.

Heinrich V. arbeitete indeſſen in Deutſchland mit Kraft und rückſichtsloſer Strenge an der Befeſtigung der königlichen Macht. Zu dieſem Zwecke ſuchte er unter jedem Vorwand Reichsgüter an ſich zu bringen, und, um die Fürſten demüthigen zu können, warb er klug um die Liebe der Bürger. So beſtätigte er den Wormſern wegen ihrer Treue für ſeinen Vater all' ihre Rechte und die Bürger von Speier befreite er von dem ſogenannten „Budtheil“ (das war eine Abgabe zum Zeichen der alten Leibeigenſchaft); dafür ſollten ſie den Gedächtnißtag ſeines Vaters mit feierlichem Gottesdienſt und Almoſengeben begehen; ſo ſuchte er zugleich das Andenken ſeines früheren Frevels zu verwiſchen. Als er jedoch, nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der Grafen von Weimar, deren Güter zum Reich zog, kam der verborgene Groll der großen Herren über ſeine Gewaltherrſchaft zum Ausbruch. Die mächtigen Grafen von Groitzſch und Ballenſtädt, welche von weiblicher Seite mit jenem erloſchenen Geſchlecht verwandt waren, und viele mißvergnügte Fürſten, unter welchen auch der Pfalzgraf Siegfried am Rhein, der Landgraf Ludwig von Thüringen (zubenamt der „Springer“) und Herzog Lothar von

Sachſen, — verſchworen ſich gegen den Kaiſer und an ihre Spitze ſtellte ſich deſſen früherer Kanzler Adalbert, welchen er zum Erzbiſchof von Mainz gemacht hatte; der hielt es jetzt eifrig mit der Kirche, welche nun abermals mit den deutſchen Fürſten gemeinſame Sache gegen das Königthum machte. Die Nachricht, daß Heinrich V. in den Bann gethan ſei, gab allen ſeinen Feinden neuen Muth. Kräftig begegnete er ihnen und ſein tapfrer Feldhauptmann, Graf Hoyer von Mansfeld, gewann ihm (1113) bei Warnſtädt, nicht weit von Quedlinburg, den Sieg. Da mußten ſich die Trotzigen durch ſchweres Geld von Heinrich's Zorn erlöſen, und als er im nächſten Jahre mit Mathilde, der Königstochter von England, Hochzeit hielt, kam auch der Sachſenherzog Lothar im Bußgewand zu ihm und unterwarf ſich. Aber der Kaiſer traute ſeinen überwundenen Feinden nicht und ließ plötzlich Ludwig den Springer, welcher ihm verdächtig war, gefangen nehmen. Finſtern Blicks beobachtete er den Haß, der allerorten im Reich gegen ihn entbrannte. Um ſo grimmiger übte er ſeine Macht und drückte die geiſtlichen und weltlichen Fürſten, bis ſie endlich, zur Wuth gereizt, Gewalt mit Gewalt abtrieben. Da ward auch der Glaubenseifer des Volks gegen ihn gehetzt und ſo jedes Band der Treue zerriſſen. Der Kaiſer aber ächtete die ſächſiſchen Fürſten und zog wider ſie in's Feld. Am Welfesholz bei Mansfeld kam's (1115) zur Schlacht. Davon wird dies erzählt: Dort iſt ein Stein, der beim Gewitter ganz weich wird; in dieſen Stein hat Graf Hoyer von Mansfeld, des Kaiſers Feldhauptmann, vor der Schlacht ſeine Hand eingedrückt und ſich des Worts vermeſſen: „So wahr ich in den Stein greife, ſo gewiß gewinn' ich den Sieg.“ Aber der jüngere Graf Wiprecht von Groitzſch hat ihm den Speer in die Bruſt geſtoßen, daß er den Geiſt aufgab, und die Sachſen gewannen den Sieg.

Auf die Nachricht von dem Mißgeſchick des Kaiſers ſprachen die Fürſten, welche bisher noch auf ſeiner Seite geweſen waren: „alle Fürſten haben nur e i n e gemeinſame Sache,“ und fielen von Heinrich V. ab; nur die zwei Brüder von Hohenſtaufen, Friedrich und Konrad (ſeine Neffen), der Herzog Welf und gar wenige Andre

blieben ihm treu. Nun ward auch der Bannfluch über ihn ohne Scheu offen in Deutſchland ausgerufen. Dennoch wollt' er nicht weichen und wanken. Als er aber nach Mainz kam, ſtürmten dort Ritter, Geiſtliche und Bürger ſeinen Palaſt und zwangen ihn, den Erzbiſchof Adalbert freizugeben, welchen er lange Zeit gefangen gehalten hatte. Nun zeigte Adalbert allem Volk ſein blaſſes abgehagertes Angeſicht, und erzählte, wie ihn der Kaiſer drei Jahre lang durch Hunger und andre Pein im Kerker gemartert habe; wie ſein böſer Geiſt reizte er, wo er hinkam, Alle zu Heinrich's V. Verderben auf.

Indeſſen war die reiche Markgräfin Mathilde geſtorben (1115) und der Kaiſer wollte nach Italien ziehen, um ihre Güter mit dem Reich zu vereinigen. Vorher aber ſtellte er das Herzogthum Oſtfranken wieder her, welches bisher in viele Grafſchaften zerſplittert geweſen war, deren meiſte die Biſchöfe von Würzburg beſaßen. (Das Land Rheinfranken war eine Kammerprovinz der Kaiſer aus dem fränkiſchen Hauſe, und an des Königs Stelle waltete dort der mächtige Pfalzgraf bei Rhein.) Weil nun der Biſchof von Würzburg von Heinrich V. auch abfiel, gab dieſer Franken als Herzogthum ſeinem getreuen Neffen, dem Konrad von Hohenſtaufen. Dieſem und deſſen Bruder Friedrich übertrug er auch die Verwaltung des Reichs. Hierauf fuhr er mit Heeresmacht gen Welſchland. Ohne Widerſpruch des Papſtes bemächtigte er ſich der reichen Erbſchaft Mathildens. Aber der Papſt weigerte ſich ſtandhaft, ihn vom Bann zu löſen, und flüchtete ſich, als Heinrich gen Rom herankam, nach Benevent. Bald darauf ſtarb Paſchalis II. (1118) und ſchnell erwählten nun die Römer den Gelaſius II. zum Papſt, welcher den Bannfluch erneuerte.

Inzwiſchen erlitt das arme Vaterland alle Gräuel des Bürgerkriegs, denn der unverſöhnliche Adalbert von Mainz wollte nicht ruhen, als bis der Kaiſer vernichtet ſei, und die Fürſten nicht eher, als bis ſie die Erblichkeit der großen Lehen (ihrer Würden) auch geſetzlich errungen hätten. Stolz ließen ſie dem Kaiſer ſagen: „Er ſolle eilig auf einem Fürſtentag zu Worms erſcheinen und ſich rechtfertigen; ſonſt wollten ſie ihm die Krone nehmen.“ Er kam auch,

und zwar in Waffen, um ſie zu zerſchmettern; doch bald überzeugte er ſich, daß er damit nichts auszurichten vermochte. Als aber nach dem Tode des Gelaſius II. Guido von Vienne, welcher unter dem Namen Calixt II. zum Papſt gewählt worden, auf einer Kirchenverſammlung zu Rheims in Frankreich (1119) ſowohl den Bannfluch, als das Verbot der Inveſtitur erneuerte, fiel es den Fürſten endlich wie Schuppen von den Augen und ſie erkannten, daß ſie die Lehen, welche ſie von der Kirche trugen, verlieren müßten, wenn die Kirche ſelbſt gar keine Reichsgüter mehr haben ſollte; daß ſie aber durch ihre Verbindung mit der Kirche gegen das Königthum die deutſche Nationalität ſelbſt in Gefahr brachten, erkannten ſie, von Selbſtſucht geblendet, nicht. Viele von den Fürſten, worunter auch Lothar von Sachſen, ſöhnten ſich nun mit dem Kaiſer wieder aus; nur Adalbert von Mainz nicht. Klug lenkte Heinrich V. alſogleich ein, löſ'te zu Gunſten des Biſchofs von Würzburg das Herzogthum Franken wieder auf und gab ihm die vielen fränkiſchen Grafſchaften wieder; zur Entſchädigung machte er den Konrad von Hohenſtaufen zum Markgrafen von Toskana und Herzog von Ravenna. Indeſſen fachte Adalbert von Mainz unermüdlich die Flammen des Bürgerkriegs an; alle Ordnung war zertrümmert, alles Recht wurde mit Füßen getreten.

Da jammerte es die Fürſten endlich des armen Vaterlandes und ſie beſchloſſen, die Urſach' alles Elends, den Kampf des Königs und der Kirche, nicht länger zu dulden. Alſo verordneten ſie im Jahre 1121 zu Würzburg einen allgemeinen Reichsfrieden und ſetzten den Tod darauf, wer ihn bräche. Und wegen des Streits um die Inveſtitur geboten ſie, daß er durch unparteiiſche Fürſten geſchlichtet würde, ohne der Würde des Reichs etwas zu vergeben. Zu Worms kam denn endlich (1122) der Friede zwiſchen Kaiſer und Papſt in folgender Weiſe zu Stande: „Der Kaiſer überließ das Recht der Inveſtitur dem Papſt, geſtattete ferner, daß die Wahl der Biſchöfe und Aebte fortan einzig und allein der Geiſtlichkeit, ohne irgend Einmiſchung der weltlichen Macht, verbliebe, und verſprach, Geiſtlichen und Laien alle mit Unrecht entriſſenen Güter zurückzugeben.

Dagegen ſprach ihn der Papſt vom Banne los und gab ihm das Recht, daß die Biſchöfe und Aebte in des Kaiſers Gegenwart erwählt werden und die Erwählten von ihm die Belehnung über die Reichsgüter durch den *Scepter* erhalten ſollten, und zwar in Deutſchland, *bevor* ſie die Weihe empfingen, in Italien *nachher*.“ Dieſer Vertrag hieß das „Wormſer Konkordat.“ So hatte nun, nach 50 Jahren des Bürgerkriegs, der Kaiſer, was des Kaiſers, und die Kirche, was der Kirche war. Aber *gewonnen* hatte eigentlich doch nur die *Kirche* dabei; denn ſie war jetzt *unabhängig* von der weltlichen Macht und hielt auch fort und fort die Grundſätze feſt, welche Gregor VII. aufgeſtellt hatte, nämlich: daß ſie *über* aller weltlichen Macht ſtehe.

Heinrich V. fühlte dies tief und trachtete nun um ſo eifriger mit der vollen Kraft ſeines gewaltigen Willens und mit der ganzen Schlauheit ſeines ſcharfen Geiſtes, die Macht der Fürſten zu brechen, die alte Hoheit des Königthums, ſo wie Frieden und Ordnung im Vaterlande herzuſtellen. Dennoch konnten ihm allenthalben die Fürſten Trotz bieten; ſo gewaltig waren ſie ſchon geworden; — dies war die endliche Folge jenes Strebens Heinrich's IV., das Königthum in eine bloße Gewaltherrſchaft zu verwandeln; ſeinem Sohne, Heinrich V., aber fehlte, um das Gute zu erwirken, ſittliche Würde, die jeder König vor Allem haben muß; weil er ſelbſt keine Treue beſaß, war er gegen Jedermann ſtets voll finſtern Argwohns; drum war Jedermann auch wider ihn. Das bittre Bewußtſein: ſein ganzes Leben lang fruchtlos gerungen zu haben, und bei'm Gefühl ſeiner Kraft dennoch ohnmächtig zu ſein, war zugleich die gerechte Strafe für ſeinen Frevel am Vater. Auch ſollte er keine Aelternfreude genießen; kinderlos mußte er ſterben. Er verſchied zu Utrecht 1125, erſt im 44. Jahre ſeines Alters, und mit ihm erloſch das Geſchlecht der fränkiſchen (oder „ſaliſchen“) Kaiſer, welche das deutſche Reich 100 Jahre lang beherrſcht und mit Kraft und Beharrlichkeit für die Einheit Deutſchlands durch's Königthum, für die Unabhängigkeit des Staates gekämpft hatten; an dem Bund der deutſchen Fürſten mit einer *fremden* Macht, dem Papſtthum, ſcheiterten ſie!

8.

> ....Brauſt
> Des Reiches Aar vor Zorn ſo auf, daß er
> Erzittert? Papſt des Kaiſers Lehensherr?
>
> Grabbe.

Weil nun wieder das alte *Wahlrecht* in ſeiner urſprünglichen Kraft galt, zogen die deutſchen Fürſten mit den zahlreichen Gefolgen ihrer Lehensmannen im Auguſt 1125 gen Mainz an den Rhein und ſetzten auf den Betrieb des Erzbiſchofs Adalbert von Mainz und zweier päpſtlichen Geſandten, welche ſich dazu eingefunden hatten, aus den vier Hauptvölkern, den Baiern, Schwaben, Sachſen und Franken, einen Wahlausſchuß von 10 Fürſten zuſammen; mit ſolcher Willkür ward die *allgemeine* Wahlfreiheit beſchränkt! Hierauf wurden von jenen 10 Wählern drei Fürſten zur Wahl vorgeſchlagen, der Schwabenherzog *Friedrich* von Hohenſtaufen, (dieſem und ſeinem Bruder Konrad hatte Heinrich V., ihr Oheim, ſein ganzes Erbgut vermacht,) ſodann *Leopold*, Markgraf von Oeſterreich (aus dem hochherrlichen Geſchlecht der Babenberger), Heinrich's V. Schwager, und *Lothar*, der Sachſenherzog. Leopold und Lothar verzichteten vor der Wahl auf die Würde, um ſo feſter hoffte nun Friedrich ſie zu erhalten. Aber Adalbert trug ſeinen Haß gegen Heinrich V. auch auf den Hohenſtaufen über und ließ ſeine böſen Ränke ſpielen. Da ward plötzlich Lothar mit offner Gewalt zum König ausgerufen und am 30. Auguſt, als wie durch eine rechtmäßige Wahl erhoben, anerkannt. Zuvor aber mußte er ſchwören: „die Biſchofs- und Abtwahlen unbedingt freizugeben, ja ſelbſt gar nicht dabei zugegen zu ſein und die Neugewählten erſt *nach* empfangener kirchlicher Weihe mit dem Scepter zu belehnen;" — alles dem Wormſer Konkordat zuwider. Und Lothar ſchwur's wirklich, ſo gab er durch unrühmliche Schwäche das Recht der Krone gegen die Kirche auf! Ja noch mehr that er; — er ließ ſich von den Biſchöfen und Aebten nicht einmal huldigen, und bat den Papſt durch eine Geſandtſchaft um *Beſtätigung* ſeiner Würde. Honorius II., welcher damals Papſt war,

hatte indeſſen bereits die Erbſchaft der Markgräfin Mathilde an ſich gezogen.

Tief entrüſtet und voll edler Scham für die Ehre des Vaterlands ſah Friedrich von Hohenſtaufen dem unwürdigen Treiben des neuen Königs eine Weile zu; dieſer hingegen, in ſeiner Schwäche voll Eiferſucht und Furcht, belauerte die große Macht der Hohenſtaufen und trachtete ſie zu zerſtückeln. Da gab er zu Regensburg (1125) ein Geſetz, daß Reichsgüter, welche durch Aechtung ihrer Lehensbeſitzer verfallen ſeien, nicht zum Eigenthum des königlichen Hauſes, ſondern zum Fiskus des Reichs gezogen werden ſollten, und nun forderte er von den Hohenſtaufen alle jene Reichsgüter zurück, welche Heinrich V. mit ſeinem Hausgut vereinigt hatte, und welche die Hohenſtaufen nun als ſolches erblich beſaßen. Als Friedrich von Hohenſtaufen dies verweigerte, erklärte Lothar ihn und ſeinen Bruder Konrad, welcher von einer Wallfahrt aus dem Morgenlande heimgekommen war, für Feinde des Reichs und beſchloß den Krieg gegen beide. Um ſeine Macht zu verſtärken, gab Lothar dem Herzog Konrad von Zähringen ein Stück von Burgund, und dem Herzog Heinrich (mit dem Beinamen des „Stolzen“, vom Geſchlechte der Welfen) ſeine einzige Tochter Gertrud, ſo wie bald darauf zu dem Herzogthum Baiern, welches er ſchon beſaß, auch noch Sachſen. Da wuchs die Macht der Welfen, den Hohenſtaufen zum Trotz, gar furchtbar heran und ihre Beſitzungen (freie Stammgüter ſowohl als Lehen) reichten von den Küſten der Nordſee bis an die des Mittelmeers. Aber auch die zwei kühnen Brüder von Hohenſtaufen hatten indeſſen gerüſtet und gar viele Edle und manche Städte waren auf ihrer Seite. Da wurde bald ganz Deutſchland in zwei Parteien zerriſſen, und viel Elend durch Krieg und Gewalt überall. Konrad von Hohenſtaufen aber, der hochſtrebende Mann, wollte das böſe Spiel mit einem Schlag beendigen und griff dem ſchwachen König nach der Krone. Zu ſeiner Rechtfertigung behauptete er: „Wir, die Staufen, erbten Heinrich's V. Gut; und das Königsgut gab uns ein Erbrecht auf die Krone!“ „Nimmermehr!“ riefen die Fürſten, „das iſt gegen die Freiheit Aller, gegen uraltes deutſches Recht!“ Und Lothar warf

des Reiches Acht über Konrad; vier Erzbiſchöfe belegten ihn mit dem Kirchenfluch. Da zog Konrad (1128) kühnen Muths nach Welſchland und gewann dort die eiſerne Krone; ſein Bruder Friedrich ſetzte den Kampf in Deutſchland fort. Aber bald brach der Volkshaß der Italiener gegen die Deutſchen los und der Papſt that den Konrad in den Bann. Auch in Deutſchland wankte das Glück der Hohenſtaufen, ihr Muth aber ſtand feſt.

Bald darnach (1130) ſtarb Honorius II., und es wurden durch den Zwieſpalt der Kardinäle zwei Päpſte erwählt, Anaklet II. und Innocentius II., von denen jeder der rechtmäßige zu ſein behauptete. Da begab ſich Innocentius II. (1131) nach Lüttich und forderte dort den Lothar, als bereitwilligen Diener der Kirche, zum Beiſtand auf, indem er ihm zugleich auf Wiedererlangung der großen Erbſchaft Mathildens Hoffnung gab. Der fügſame Lothar erkannte Innocentius II. als rechtmäßigen Papſt an, und zog im Jahre 1133 nach Italien. Dort benahm er ſich jedoch eben ſo unkräftig wie in Deutſchland, und die Welſchen ſpotteten ſeiner Ohnmacht. Die Partei Anaklet's verwehrte ihm trotzig den Einlaß in die Peterskirche und er konnte ihn nicht erzwingen; in aller Eile mußte ihn Innocentius II. in einer andern Kirche zum Kaiſer krönen. Als hierauf die Erbſchaft der Gräfin Mathilde zur Sprache kam, verweigerte Innocentius jetzt hartnäckig die Herausgabe der dazu gehörigen Allode. Da vergaß Lothar die erhabene Würde des Kaiſerthums, das keinen irdiſchen Mann über ſich haben ſoll, und nahm jene Güter vom Papſt zu Lehen; für 100 Mark Silbers jährlich ward der Kaiſer des Papſtes Dienſtmann; das ſtellten die Römer zu ſeinem Schimpf und Spott in einem Bilde dar. Ruhmlos kehrte Lothar dann in großer Eile nach Deutſchland zurück.

Dort lagen noch immer die Hohenſtaufen mit den Welfen im heftigen Streit. Erſt nach zwei Jahren (1135) vertrugen ſich Beide in Frieden mit dem Kaiſer, und dieſer ſprach die Hohenſtaufen von der Reichsacht los, (da wurden ſie auch vom Kirchenbann erledigt,) gab ihnen ihre Lehen wieder, und dem tapfren Konrad das Reichsbanner in die Hand, daß er's dem deutſchen Volk in die Schlachten

vorantrage, als der Erſte nach dem Kaiſer. Alle Fürſten hielten die zwei Brüder von Hohenſtaufen in großen Ehren, weil ſie ein Herz für Deutſchlands Ehre hatten, während Lothar ſie preisgab. Dennoch war, trotz der Schwäche des Kaiſers, die Furcht vor deutſcher Kernkraft ſo groß, daß die ſlaviſchen Nachbarn das Reich nicht anzutaſten wagten. Die Welſchen hingegen, welche des Kaiſers Ohnmacht in der Nähe beſchaut hatten, trachteten darnach, die deutſche Oberherrſchaft völlig abzuſchütteln.

Da geſchah's, daß der griechiſche Kaiſer und Innocentius II. den Kaiſer aufforderten, den grauſamen Normannenfürſten Roger II. von Sicilien zu bekämpfen, welchem der Gegenpapſt Anaklet II. den Königstitel gegeben hatte. Mit großer Heeresmacht zog Lothar im Jahre 1136 abermals nach Italien. Da kam die deutſche Tapferkeit auch dort wieder hoch zu Ehren; Roger mußte aus Unteritalien nach Sicilien hinüberfliehen, auch Anaklet unterlag. Nun aber forderte Innocentius II., wie er ſich im unbeſchränkten Beſitz ſeiner Macht ſah, die Oberlehnsherrſchaft über das Land Apulien; darüber kam's faſt zum Streit zwiſchen ihm und dem Kaiſer, und dieſer entſchloß ſich endlich, ſie mit dem Papſt zu theilen; zu deſſen Anzeichen hielten beide, Kaiſer und Papſt, die Fahne, indem ſie den Fürſten Rainulf mit Apulien belehnten. Nun aber wollten die Deutſchen nicht länger in Welſchland bleiben, denn die durch's Reichsgeſetz für die Romfahrt feſtgeſetzte Zeit war herum, und ſo mußte der Kaiſer plötzlich Italien verlaſſen. Auf der Heimkehr nach Deutſchland ſtarb er im Dorfe Breitenwang, das im bairiſchen Hochlande liegt, — im Jahre 1137.

9.

Die Zeit macht nicht die Geiſter,
Der Geiſt macht ſeine Zeit.

Oehlenſchläger.

In jenen Zeiten hatte ſich denn die alte Gauverfaſſung Deutſchlands völlig aufgelöſt und deſſen einzelne Theile bildeten nun Länder,

über welche die Herzoge nicht mehr als bloße Beamte des Königs, ſondern in der That ſchon als erbliche Landesherren herrſchten, jedoch mit Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit des Königs, von welchem ſie ihre Länder ſinnbildlich durch Ueberreichung einer Fahne empfingen; das hieß „Fahnenlehen.“ Ebenſo (bald darauf) die Markgrafen, deren Macht immer höher heranwuchs und ſich von der Obermacht der Herzoge loswand. Beſonders gewaltig wurden damals die ſlaviſchen Marken, die nordſächſiſche Mark (Brandenburg) unter dem askaniſchen oder anhaltiſchen Geſchlecht, und die Oſtmark (Lauſitz) unter dem Geſchlecht Wettin, und beide, ſo wie auch Kärnthen, wurden nun allmälig zu deutſchen Ländern. Thüringen war als eine eigene Landgrafſchaft von Sachſen unabhängig geworden unter dem Geſchlecht Ludwigs des Springers. Die Markgrafſchaft Oeſterreich ward unter den ritterlichen Fürſten des babenbergiſchen Hauſes vergrößert und ſtark. Weil nun die Gauverfaſſung zertrümmert war, ſo hefteten die in den Gauen angeſeſſenen Grafen ihre Gewalt, welche auch meiſtens ſchon erblich geworden, auf ihre liegenden Güter (denn ſie hatten die Gerichtsbarkeit über ihre Hinterſaſſen) und benannten ſich nach ihrem bedeutendſten Gut oder nach ihrer wichtigſten Burg. Aehnlich thaten die Ritter und benannten ſich nach der Burg, auf der ſie Lehnsdienſte hatten, oder nach ihren Aemtern. Ebenſo die ſtädtiſchen Geſchlechter, dieſe benannten ſich entweder nach den Straßen, worin ihre Erbhäuſer ſtanden, oder nach dieſen ſelbſt. So kamen in Deutſchland die Geſchlechtsnamen beim hohen und niedern Adel auf; — beim Bürgerſtand erſt ſpäter. — Gleichzeitig wurden auch die Wappen, als Abzeichen der adeligen Geſchlechter, immer mehr eingeführt.

Das Verhältniß des Königs und der Fürſten war damals folgendes. Dem König blieb zur Aufrechthaltung ſeiner Oberherrlichkeit über die Fürſten noch ein Mittel, nämlich die Reichsacht. Nur auf Reichstagen und nur mit Beiſtimmung der Reichsſtände, nämlich der Fürſten, durfte der König Reichsgeſetze geben. Ebenſo war auch die Willkür der Fürſten eingeſchränkt, nach dem uralten

Recht der deutſchen Völkerſchaften: ſich ihre Geſetze ſelbſt zu geben; für die Fürſten, als nun wirkliche Landesherren, waren fortwährend die Landtage und Landſtände das, was die Reichstage und ſie ſelbſt als Reichsſtände für den König waren. Gleichwie ſie dem König die Dienſte der vier Reichs-Erzämter thaten, ſo hielten ſie ſelbſt auch einen Hofſtaat aus ihren Dienſtmannen und hatten ihren Kämmerer, Schenken, Marſchall und Truchſeß. Das Reich hatte drei Erzkanzler, für Deutſchland den Erzbiſchof von Mainz, für Welſchland den von Köln und für's arelatiſche Reich (d. i. Burgund) den von Trier. Die Kanzler der Fürſten waren ihre Hofkapellane. — Die Einkünfte des Königs beſtanden aus dem Ertrag ſeiner Kammergüter und aus dem der Reichsgüter (beſonders der Forſte und Bergwerke), der Gefälle von vielen Reichsrechten (z. B. des Münzrechts, der Reichszölle, des Schutzgelds, welches die Juden entrichten mußten, u. m. a.), endlich aus der Königsſteuer (welche die Fürſten und Kirchen in Kriegszeiten bezahlten, die erſten, wenn ſie ſelbſt nicht in den Krieg mitziehen konnten, die zweiten, weil ſie keine Leute dazu gaben), ſo wie aus den Abgaben der Reichsvogteien. Ebenſo bezogen die Fürſten, als Landesherren, ihre Einkünfte aus ihren Kammergütern, aus den Gefällen ſolcher Rechte, die ſie vom Reiche zu Lehen trugen, (wie der Münze, der Zölle u. ſ. w.) und aus der ordentlichen allgemeinen Grundſteuer („Landbede"), welche die freien Grundbeſitzer bezahlen mußten; Lehnsmannen und Dienſtmannen waren davon befreit, ebenſo die Geiſtlichkeit; von außerordentlichen Steuern („Nothbede") war die letztere jedoch nicht ausgenommen. — Die Regierungsgeſchäfte des Königs umfaßten vorzüglich die Rechtspflege und die Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung durch den Landfrieden. Die weltlichen Landesherren regierten ſelbſt (in ihrer Abweſenheit ihre Burggrafen oder „Waltboten"); in geiſtlichen Ländern übten die „Vögte" oder „Vicedome" mit ausgedehnter Macht die Regierung, die oberrichterliche Gewalt und die Kriegshauptmannſchaft, — in den freien Gemeinden, die unmittelbar unter dem König oder Landesherrn ſtanden, waltete ein Vogt, welchen dieſer beſtellte. Ueberhaupt aber war die ganze Verwaltung des Reiches

höchſt einfach, ſchlicht und recht; da gab's noch keine unzählige Schaar von Beamten; jeder einzelne Mann mußte mit ganzer Kraft für ſich ſelber ſorgen.

Die ganze Bevölkerung Deutſchlands hatte ſich in Stände ſcharf abgeſchieden. Den erſten Stand bildeten die Fürſten, die vom König ein Fahnenlehen hatten, und die Höchſtfreien. Nur aus dieſen konnte der König gewählt werden. Den zweiten Stand machten die Mittelfreien aus, und die Dienſtmannen; beide zuſammen bildeten den Stand der Ritterſchaft. Der dritte Stand war der der „Geburen", dazu gehörten die freien Landſaſſen, welche unmittelbar unter dem Reiche ſtanden, die Hofleute, welche perſönlich frei waren, aber herrſchaftliche Höfe in Pacht hatten, und endlich die eigenen (unfreien) Leute. Dem ähnlich waren die Stände in den Städten abgeſondert, in ritterliche Geſchlechter, in freie Geſchlechter, welche Handel trieben, und in Handwerker, die zum Zeichen ihrer früheren Unfreiheit noch manche Abgaben leiſten mußten. Durchgängig war alſo noch immer ein größeres oder geringeres Maaß von Freiheit das Merkzeichen der Unterſcheidung und Ehre. Aber der Begriff der Freiheit beſtand damals nicht mehr in urſprünglicher Reinheit, ſondern war ganz eigenthümlich verändert worden durch die Vorſtellung, daß der Lehendienſt, zu Krieg oder Hof, bei geiſtlichen oder weltlichen Fürſten (das hieß „Vaſallenſchaft" und „Miniſterialität"), adle, alſo daß der Dienſt jetzt als ein Recht und eine Würde angeſehen wurde. Das Ganze des Reichsdienſtes war in den ſogenannten „ſieben Heerſchilden" alſo ausgedrückt: „den erſten Heerſchild" (hieß es) „hebt der König, den zweiten heben die geiſtlichen Fürſten, weil ſie nur von König und Reich Lehn tragen, — den dritten die weltlichen Fürſten" (die kamen nach den geiſtlichen, weil ſie von dieſen Lehn haben können, aber nicht umgekehrt), „den vierten die Grafen und freien Herren" (weil ſie, wiewohl den Fürſten an Geburt gleich, doch von dieſen Lehn haben können); — „und das iſt der hohe Adel. Den fünften heben die Mittelfreien" (weil ſie Freie zu ihren Mannen haben können), „den ſechsten eben dieſe Mannen der Mittelfreien" (weil ſie nicht wieder

Mannen haben können), „den ſiebenten endlich heben die Freien von ehelicher Geburt.“ So war das Lehnweſen im Verhältniß zum Reichsdienſt abgeſtuft und die eigentliche ächte Freiheit ſtand auf der unterſten Staffel der Rangordnung. Aber ſchon war das Bürgerthum zum Schutze derſelben eine Macht geworden, welche in den folgenden Zeiten einen wichtigeren Ausſchlag geben ſollte, als es bisher konnte, da noch immer das unbewegliche Vermögen die Hauptgrundveſte war, — ſchon damals entſtanden die Stadtrechte, und die Städte begannen, Auswärtige als „Pfahlbürger“ (oder „Ausbürger“) in ihr Weichbild aufzunehmen und vergrößerten ſo ihre Macht, wie durch den Handel ihren Reichthum. Auf dem armen Bauernſtand laſtete noch die traurige Leibhörigkeit. Doch ſchon wirkte das edle Bürgerthum allmälig auf die Auflöſung der Hörigkeit; denn es galt als Recht: „Wer die Luft der Freiheit athmet, der wird frei,“ das will ſagen: der Leibeigene, welcher ſich Jahr und Tag in einer freien Gemeinde aufhielt, ohne daß ſein Herr ihn heimforderte, ward dadurch frei.

Der Geiſt der alten Volksfreiheit lebte am kräftigſten in der Gerichtsverfaſſung; drum ſoll ein Volk ſein altes Recht und ſeine alte Gerichtsverfaſſung ſtets als koſtbares Kleinod mit rechter Lieb' und Treue bewachen. Noch galten die uralt-deutſchen Grundſätze, daß jeder freie Mann im Volk am Finden des Rechts eben ſo Theil haben ſoll, wie an der Geſetzgebung, daß Jeder, vom Fürſten bis zum Bauern herab, nur von ſeines Gleichen gerichtet werden darf, endlich, daß das Gericht mündlich und öffentlich ſein muß. Der „Gerichtsbann“, das iſt: das Recht, ein Gericht zu hegen, war zwar ein Recht des Königs, der die höchſte und allgemeine Gerichtsbarkeit hatte, oder eines Fürſten, oder einer Grundherrſchaft, aber deswegen noch keineswegs zugleich eine Befugniß zum Urtheilſpruch ſelbſt; der ſtand den Schöffen zu. Im Fürſtengericht war der König Richter, die Fürſten ſeine Schöffen. Die bürgerliche Gerichtsbarkeit überließ der König den Fürſten (als Landesherren) für immerdar als ihr eignes Recht, die peinliche dagegen (den „Königsbann“ und den „Blutbann“) noch damals nur zu Lehn.

Weil nun bei der Auflöſung der alten Gauverfaſſung die Theile des Reichs beſondere Herrenländer geworden, ſo gab's auch keine Gaugerichte mehr, ſondern Landgerichte. Auf ſolchen Strecken aber, welche unmittelbar unter'm Reich ſelbſt ſtanden, zumal in Weſtphalen, hießen die Gerichte jetzt Freigerichte und die Richter unter Königs Bann Freigrafen. Noch immer ward ein ordentlich Gericht dreimal im Jahr gehalten, öffentlich vor dem verſammelten Volk auf den Malſtätten, ein außerordentliches nur vor den Schöffen, die das Urtheil fanden.

Dem Staate ſtand die Geiſtlichkeit ſchroff gegenüber, als eine eigene Macht, welche aber, weil ſie ſich als die höchſte betrachtete, zugleich ſcharf in das Leben des Staates eingriff. Zum Unglück des Vaterlands miſchten ſich Fremde, nämlich die päpſtlichen Geſandten, nicht blos in's deutſche Kirchenweſen, ſondern auch in die innerſten Angelegenheiten des deutſchen Reichs und Volks. Ueberdies wollten gar viele Klöſter nicht den Biſchöfen, ſondern einzig dem Papſt untergeben ſein, welcher dadurch immer freiere Hand bekam. Seine Hauptmacht waren die Mönche. Die Biſchöfe walteten längſt nicht mehr blos als Seelenhirten, ſondern völlig wie Fürſten. Und, was noch wichtiger war, die Geiſtlichkeit übte auch eine eigene richterliche Gewalt durch ihre „Sendgerichte,“ wozu nicht blos „Sendſchöffen“ beſtellt waren, ſondern ſogar „Sendzeugen“ als geiſtliche Aufſeher und Ankläger; da wurden Eheangelegenheiten und ſolche Vergehen gerichtet, welche zugleich gegen die Gebote Gottes oder die der Kirche waren, wie Gottesläſterung, Meineid, Wucher und dergleichen. Dadurch wurde zwar die Sittlichkeit beaufſichtigt, jedoch auf Koſten der Freiheit im Privatleben. Die Geiſtlichkeit ſelbſt aber vernachläſſigte zu gleicher Zeit die guten Sitten immer mehr; dazu verführte ſie der Beſitz ihres großen Reichthums und ihrer ausſchließlichen Herrſchaft über Geiſt und Gewiſſen; allerorten wurden Klagen ruchbar über den Verfall der Kirchenzucht.

Dies hinderte jedoch nicht, daß die religiöſe Bildung der Deutſchen ſich immer herrlicher entfaltete; das Leben, die Wiſſenſchaft und die bildende Kunſt hatten vom katholiſchen Glauben Geiſt, Geſtalt

und Farbe angenommen. Am allerdeutlichſten zeigte ſich dies in der Baukunſt. Es kam eine eigenthümliche Bauart auf, welche man gemeinhin die „gothiſche“ nennt, eigentlich aber die „deutſche“ heißen ſollte, weil ſich in derſelben die ganze Tiefe des deutſchen Gemüthes kund gibt. Die Grundform der Kirchen von dieſer Bauart war das heilige Zeichen der Erlöſung, das Kreuz; das Innere derſelben ſah aus wie der deutſche Urwald, in welchem unſre Ahnen einſt zum Allvater gebetet; die Säulen ragten gleich himmelhohen mächtigen Bäumen empor, deren Kronen ſich zum ſteinernen Laubgewölbe verſchlangen; die hohen ſchmalen Fenſter waren wie Gebüſche von wunderbaren Blumen, durch deren bunte Kelche ein Licht der Verklärung wie aus Gottes Himmel hereinſchimmerte, (das brachte die Glasmalerei hervor.)

Bis zur Zeit Gregor's VII. und der Kreuzzüge ſtand der deutſche Geiſt faſt gänzlich unter der Vormundſchaft der römiſchen Kirche, und das unbedingte Anſehen derſelben wurzelte tief in der *öffentlichen Meinung*. Als nun aber die Kirche die Alleinherrſchaft erringen wollte und dadurch den erſten Anſtoß zu einem geiſtigen Kampf gab, raffte ſich der deutſche Geiſt auf für die edle *Freiheit* des *Forſchens* und *Glaubens*, und die deutſche Sprache bemächtigte ſich der *Schrift* zum Schutz der Freiheit gegen fremde Anmaßung.

Alſo zeigte ſich ein merkwürdiger Gegenſatz zwiſchen dem unbedingten Glauben und der *Geiſtesfreiheit*, gleichwie andrerſeits auch zwiſchen der mönchiſchen Weltentſagung und der üppigen Freiheit des *Sinnenlebens*, endlich zwiſchen dem religiös kriegeriſchen Drang, welcher die Deutſchen nach den weiten Fernen des Morgenlands hinlockte, und dem Trieb des Bürgerthums, das, feſt wurzelnd in heimiſcher Erde, alle Freien rings um ſich her an ſich zog, als tüchtiger Kern der *perſönlichen* Freiheit.

Mitten im Kampf dieſer Gegenſätze ward plötzlich, anfangs leiſe, dann immer lauter, ein wunderbares Rauſchen vernommen, wie wenn mächtige Wogen unter der Eisdecke eines Stromes dahinſchießen, auf welcher der goldene Sonnenſchein als Königsmantel des Frühlings

ausgebreitet liegt; und gleichwie durch alle Stürme, welche der Frühling als ſeine Herolde ausſendet, ſchon Vöglein hinfliegen und mit ſüßem Liederſchall die neue Freudenzeit einläuten, ſo klang damals der Ruf der Dichtkunſt über die deutſche Erde hin. Da wurden die Mähren von den großen Schlachten der deutſchen Volksſtämme und von den gewaltigen Helden alter Zeiten im Volke wieder lebendig; daneben ward mit heller Jugendluſt von werther Frauenhuld geſungen und von Allem, was das Menſchenherz erfreut.

Das war die Zeit, in welcher jeder Einzelne (der einzelne Menſch ſowohl, als jede einzelne Anſtalt und Körperſchaft) ſcharf aus der ganzen Maſſe hervortrat und ſich zu behaupten ſuchte, während das Papſtthum durch die Herrſchaft über Alle auch alle Verſchiedenheiten auszugleichen ſtrebte; da ſollte auch der Begriff eines deutſchen Volksthums verſchwinden, und die Deutſchen ſollten blos römiſch-katholiſche Chriſten werden, wie ihr König, der erſte der Chriſtenheit, blos ein Vaſall der Kirche. In dieſem Zeitpunkt trat das Geſchlecht der Hohenſtaufen auf, um den Kampf für die Freiheit fortzuführen, welchen die Kaiſer aus dem fränkiſchen Hauſe nur aus Nothwehr begonnen hatten. Der Geiſt des ganzen deutſchen Volkes war's, der ſich voll edelen Stolzes in den Hohenſtaufen hoch empor richtete.

10.

— — Hie Waiblinger, hie Welfen!
Wo, deutſches Volk, biſt du? — —

Nach dem Tode Lothar's hoffte deſſen Tochtermann, Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern und Sachſen, welcher die Reichskleinodien in ſeiner Gewalt hatte, mit Zuverſicht, zum König erwählt zu werden. Aber gar viele von den Fürſten, ſo wie auch der Papſt, fürchteten Heinrich's allzu große Macht. Und ſo ward Konrad von Hohenſtaufen, welcher bei den Meiſten und zumal bei den Geiſtlichen beliebt war, durch eine Parteiwahl zu Koblenz eiligſt zum König erhoben und von einem Geſandten des Papſtes zu Aachen gekrönt.

Bald huldigten ihm jedoch auch jene deutſchen Fürſten, welche bei der Wahl gefehlt hatten, bis auf Heinrich den Stolzen; und auch dieſer überlieferte ihm die Reichskleinodien, in der Hoffnung, von Konrad III. dafür in ſeinen Ländern und Würden beſtätigt zu werden.

Aber Konrad III. ließ ſich vom alten Parteihaſſe hinreißen, und beſchloß, Heinrich den Stolzen und das ganze Geſchlecht der Welfen zu unterdrücken. Um jedoch einen Schein des Rechts zum Vorwand zu haben, that er den Spruch: „Kein Fürſt ſoll zwei Herzogthümer zugleich beſitzen,“ und nun forderte er von Heinrich: dieſer ſolle entweder Baiern oder Sachſen abtreten. Als Heinrich ſich deſſen weigerte, rief Konrad III. zu Würzburg eigenmächtig über ihn „wegen Ungehorſams gegen König und Reich“ die Acht aus und gab das Herzogthum Sachſen dem tapfren Markgrafen Albrecht von Brandenburg (mit dem Zunamen „des Bären“). Heinrich ſetzte ſich zur Wehre; da nahm ihm Konrad auch noch das Herzogthum Baiern und gab es ſeinem Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold V. von Oeſterreich. Von Stund an verließ Heinrich den Stolzen das Glück, und in Jahr und Tag war all' ſeine Macht dahin, daß er mit gar wenigen Treuen nach Sachſen flüchten mußte. Dort aber, im Kern der Welfenmacht, erhob ſich der unverzagte Mann gar ſchnell wieder, eroberte das Land und vertrieb Albrecht den Bären daraus. Doch mitten aus ſeinen Hoffnungen raffte ihn plötzlich der Tod dahin (1139). Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn Heinrich, mit dem Zunamen des „Löwen.“ Für dieſen erhob ſich jetzt ſein Oheim, der Graf Welf von Altorf, und führte in Baiern und Schwaben den Kampf gegen die Hohenſtaufen fort, während in Sachſen Heinrich's Lehnsmannen für deſſen Söhnlein treugemuth ſtritten. So ward das Vaterland abermals mit allem Elend des Kriegs erfüllt durch die Eiferſucht der zwei großen Geſchlechter. Und es geſchah im Jahre 1140 bei der Stadt Weinsberg in Schwaben eine große Schlacht zwiſchen König Konrad III. und dem Welf von Altorf. Da erhob deſſen Kriegsvolk das Feldgeſchrei: „Hie Welf!“ und das des Königs hinwieder: „Hie Waiblinger!“ (ſo hieß nämlich die Partei der Hohen-

z. S. 257.

ſtaufen von deren Burg Waiblingen;) und lange Jahre hindurch ſchollen von dem Tage an jene zwei Loſungen zum grimmigen Parteikampf in Deutſchland und Welſchland. Der Welf von Altorf aber mußte damals dem König das Feld laſſen; da konnte ſich auch Weinsberg, das den Welfen zugethan war, vor König Konrad nicht länger halten, aber die Weiber von Weinsberg erlangten von ihm die Gnade, frei mit ſich nehmen zu dürfen, was ſie auf den Schultern tragen könnten. Und ſieh: als das Thor aufgethan ward, trat Welf's Hausfrau d'raus hervor und ihr folgten alle Frauen von Weinsberg, jedwede ihren Gatten als theuerſtes Gut auf den Schultern tragend. Da rief Herzog Friedrich, des Königs Bruder, bei dem ſeltſamen Anblick, voll Zorn: „Eitel Weiberliſt! Soll die gelten?" Aber Konrad, über der Frauen Klugheit und Treu' erfreut, ſprach: „Ich gab ihnen mein Wort, und ein Königswort muß heilig ſein," und ließ ſie mit ihren Männern frei von hinnen ziehn.

Mit großer Erbitterung ward hierauf der Parteikampf zwiſchen den Hohenſtaufen und Welfen fortgekämpft, und als der Babenberger Leopold, Baierns neuer Herzog, im Jahre 1141 ſtarb, verlieh König Konrad Baiern an deſſen Bruder, den Markgrafen Heinrich (zubenannt „Jaſomirgott"). Dieſer aber freite, mit Konrad's III. Bewilligung, die Wittwe Heinrich's des Stolzen (Heinrich's des Löwen Mutter). Dadurch wurde der Anfang zu einer Verſöhnung gemacht und dann weiter beſtimmt: Heinrich Jaſomirgott ſollte Baiern behalten, der junge Heinrich der Löwe Sachſen wieder bekommen, Albrecht der Bär hingegen, zur Entſchädigung für deſſen Abtretung, die Mark Brandenburg fortan als eigenes Fahnenlehn haben, unabhängig von Sachſen und mit größerer Ausdehnung als bisher. Aber der Welf von Altorf ſprach, als er davon hörte: „Dieſer Vertrag iſt ein Unrecht wider meinen Neffen und mich ſelbſt, als ſeinen Erben; ich will's nicht leiden." Und trotzig ſetzte er den Kampf gegen Heinrich Jaſomirgott von Baiern fort. Wer litt aber bei'm Parteihaß der Fürſten am allermeiſten? Das Volk. Ja, es war g'rade, als gäb's gar kein deutſches Volk mehr, das ſeinen eignen Willen habe, ſondern blos Kriegsknechte der Fürſten.

Nur an den Meereskuͤſten gen Norden und in den ſtillen Thälern der Schweiz, die Gott der Freiheit als Zufluchtsſtätte aufgethan hat, gab das Volk noch ſein Leben und Streben kund. Es ſaß ein mächtiger Graf in Holſtein, der hatte von den heidniſchen Slaven viel Land in Wagrien erobert und lud das rüſtige Volk aus dem Niederland, welches die alte Freiheit immerdar getreulich pflegte, freundlich ein, ſich d'rauf niederzulaſſen. Da kam es herbei, und brachte deutſchen Freiheitsſinn und Fleiß ſowie deutſche Bildung mit. Und wo die Waſſer der Trave und der Wakenitz zuſammenrinnen, wuchs nun (1142) die Stadt Lübeck heran, welche gar bald ein wichtiger Handelsplatz ward. Kurz vorher hatten in Oſtfriesland, wo die uralte Gauverfaſſung unbeachtet und ungeſtört fortbeſtand, die Gröninger ihre Freiheit gegen den Biſchof von Utrecht mannhaft vertheidigt, und davon nicht abgelaſſen, obgleich ſie den Sieg verloren, auch ſpäter ihre uralte freie Verfaſſung mit den Waffen in der Hand behauptet. Eben ſo haben (1143) die handfeſten Ditmarſen gethan und ſind fünf Jahre lang völlig frei geblieben nach gutem altem Recht, und wiewohl der Löwe ſie 1148 bezwang, haben ſie doch ihren ſtarken Freiheitsſinn behalten. In die edle Schweiz aber war um jene Zeit (1139) ein kühner Mann aus Welſchland gekommen, Arnold von Brescia; der war voll Feuereifers für die alte Reinheit der Chriſtuslehre und für die Freiheit und predigte ſie in Zürich; dort fand ſeine Lehre offne Herzen. Nun gab's drei uralte Kantone, Schwyz, Uri und Unterwalden; die hatten Gemeinden freier Bauern unter'm Schutz des Abts zu Einſiedeln. Der kränkte ſie um ihr Recht, die freien Bauern aber wollten's nicht dulden. Und wie der Abt ſie darob in den Bann that und des Reiches Acht über ſie rief, kümmerten ſich die Bauern nicht d'rum und bewahrten getroſt den Keim der alten Freiheit, die in der Schweiz nachher gar ſchön und herrlich emporgewachſen iſt.

Zur ſelben Zeit kam auch über das Volk im Südweſten Deutſchlands die liebliche Hoffnung der Freiheit. Denn es ward wieder ein Kreuzzug gepredigt, um die chriſtliche Herrſchaft im Morgenlande zu ſchützen, welche die Ungläubigen damals hart bedrängten; der Abt

Bernhard von Clairvaux, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit und Staatsklugheit, immerdar rüſtig für die Unabhängigkeit der Kirche und der Rede gewaltig, betrieb in des Papſtes Namen den Kreuzzug auf's eifrigſte. Er ſchrieb den Deutſchen: „Warum mordet ihr euch wie wahnſinnig im gottloſen Bürgerkrieg? Auf, zum heiligen Kampf, in dem ihr Vergebung der Sünden, hohen Ruhm und das ewige Leben gewinnet!“ Da erhob ſich das Volk in Schwaben und Franken, Baiern und Lothringen, voll Hoffnung, daß es in der Ferne und im heiligen Kampf mancher ſchwerer Laſten ledig würde. König Konrad III. aber beſann ſich lange, den Kreuzzug mitzumachen und meinte, er habe mit Herſtellung der Ordnung daheim genug zu ſchaffen. Endlich überredete ihn der begeiſterte Bernhard zu Speier (1147), daß er tief ergriffen und weinend ausrief: „Ja, ich erkenne Gottes Wohlthaten und will gegen meinen Heiland nicht undankbar ſein.“ Und er nahm das Kreuz, mit ihm nahmen es ſein Neffe Friedrich und viele Fürſten, Markgrafen, Biſchöfe und edle Herren, auch der Welf von Altorf. 70,000 Gewaffnete und zahlloſe Pilger ohne Waffen zogen damals in's heilige Land; die verlaſſene Heimath ruhte indeſſen eine Zeitlang von den vielen Fehden aus. Aber der Kreuzzug nahm durch Krankheiten und Mißgeſchick, ſowie durch die Zwietracht der ſtreitbaren Pilger, ein unrühmliches Ende. Mit einem geringen Häuflein kehrte König Konrad heim, ohne im Morgenlande etwas ausgerichtet zu haben. Der Welf von Altorf aber, welchen er dort hoch geehrt hatte, verband ſich auf der Heimfahrt aus altem Groll mit Roger von Sicilien, dem Feinde des Reiches. —

Inzwiſchen hatten auch die ſächſiſchen Fürſten, welche in Deutſchland zurückgeblieben waren, für den Glauben die Waffen ergriffen, um ihre heidniſchen Nachbarn, die Slaven in Meklenburg und Pommern, zu bekriegen, und bedrängten dieſelben, bis ſie gelobten: Chriſten zu werden. Die Niederrheiner und Frieſen aber waren auf der Nordſee hinausgeſteuert in's atlantiſche Meer, und als ſie (1147) vor die Stadt Liſſabon in Portugal kamen, wo der Fluß Tajo in's Meer ſtrömt, hatten ſie geſehen, wie der chriſtliche König Alfons von

Kaſtilien die ungläubigen Araber, welche in der Stadt waren, belagerte; da dachten ſie: „Auch hier gibt's einen Kampf gegen die Ungläubigen, der vor Chriſtus gleich verdienſtlich iſt, wie jener im gelobten Lande." Alſo halfen ſie den Chriſten die Stadt erobern und kehrten dann mit großer Beute heim.

Als nun aber König Konrad III. nach Deutſchland zurückkam, brannte der Bürgerkrieg bereits wieder lichterloh; der Welf hatte die Flammen angeblaſen und der junge Heinrich der Löwe wollte ſein Baiern wieder haben. — Da konnte es des Königs junger Neffe, der edle Schwabenherzog Friedrich, nicht länger mit anſehn, daß Deutſchlands Kraft ſich ſo frevelhaft zerſplittern ſollte, und bewegte ſeines Oheims Herz zur Nachgiebigkeit, daß eine Verſöhnung mit den Welfen zu Stande kam. Nun wollte König Konrad eine Romfahrt thun; da ſtarb er plötzlich zu Bamberg im Jahre 1152, nachdem er noch vorher ſeinen Neffen Friedrich den deutſchen Fürſten zum Nachfolger empfohlen hatte.

11.

. . . . „Roma's Kaiſerkrone ruht
Auf meinem Haupt; — —
Was ſie bedeutet, will ich ſein!"

Grabbe.

In Frankfurt am Main ward jener Herzog Friedrich von Schwaben durch einſtimmige Wahl der Fürſten am 5. März 1152 zum deutſchen König erhoben; fünf Tage darnach krönte ihn der Erzbiſchof Arnold von Köln in Aachen. Friedrich I. war damals 30 Jahre alt. Wer ihn anſah in ſeiner tüchtigen Kraft und edlen Schönheit, mit den blauen Augen voll Ernſt und Milde, mit dem blonden Haar, dieſem alten Merkzeichen deutſcher Natur, mit dem Ausdruck der Hoheit auf der Stirn und in der Haltung, — der mußte es laut geſtehen: „Ja, das iſt ein ächter Deutſcher und auch ein ächter König." Und, gleich wie von Anſehen, ſo war Friedrich auch von Geiſtesgaben und Sitten edel und ächt deutſch, — einfach, groß-

müthig, voll Achtung vor der Heiligkeit des Geſetzes und der Religion, aber zugleich voll des feſten Willens, der Kirche keine Eingriffe in das Reich zu geſtatten.

Er begann ſeine Herrſchaft glorreich damit, daß er auf einem Reichstag zu Merſeburg (1152) zwiſchen zwei Königsſöhnen aus Dänemark, welche um die Krone ſtritten, entſchied, alſo, daß Dänemark fortan vom deutſchen Reich als Lehen abhängig ſein ſollte. Dann wollte er, edler als ſein Oheim Konrad III., welcher ſeinem Parteihaß die Wohlfahrt des Vaterlandes geopfert hatte, Deutſchlands Glück auf der heiligen Grundfeſte der Verſöhnung aufbauen; wenn Deutſchland einig iſt, — dachte er — bleibt's das Herz der Chriſtenheit. Seine Mutter Judith war aus welfiſchem Geblüt, und er war ſowohl mit Heinrich dem Löwen, welcher das Herzogthum Baiern wieder verlangte, als auch mit Heinrich Jaſomirgott, dem Babenberger, welcher es noch beſaß, verwandt, d'rum hoffte er, daß es ihm gelingen würde, zwiſchen Beiden Frieden zu ſtiften. Aber Heinrich Jaſomirgott erſchien auf keine Vorladung zu Fürſtentagen, ſo daß ihn der König des Landes verluſtig ſprechen mußte. Dieſer Spruch wurde jedoch nicht vollſtreckt, denn das Reich bedurfte damals des Beiſtandes beider Fürſten wegen Italiens; auch gab Friedrich noch immer die Hoffnung nicht auf, ſie zu verſöhnen.

In Italien waren damals drei verſchiedenartige Mächte in Bewegung. In Oberitalien (oder Lombardien) hatten nämlich während des Kampfes der Kaiſer mit den Päpſten, die Städte ihre Unabhängigkeit von der Obergewalt der Biſchöfe und weltlichen großen Herren errungen und ihre innere Freiheit ausgebildet, ſo daß ein Stadtrath aus der Bürger Mitte die Verwaltung übte und aus ſeiner eigenen Mitte Bürgermeiſter wählte. Auch hatten ſie ſich allmälig alle Regalien, als da ſind: Münze, Zölle und dergleichen, angeeignet. Dies Glück ihrer jungen Freiheit verführte aber viele von ihnen zum Uebermuth und die Mächtigeren ſuchten ſich auf Koſten der Schwächeren zu vergrößern; ſo zerriß verderbliche Zwietracht ihr edles Streben. Da kamen Männer aus der Stadt Lodi in Lombardien zum König Friedrich, und begehrten Hülfe gegen die

Gewalt der Stadt Mailand, weil dieſe ihre Freiheit zur Unterjochung anderer Städte mißbrauchte. Als aber Friedrich den Mailändern gebot, der Stadt Lodi Genugthuung zu geben, zerriſſen ſie ſeinen Brief. — In Rom hatte zur ſelben Zeit der kühne Arnold von Brescia, welcher aus der Schweiz zurückgekehrt war, die Grundpfeiler der Hierarchie erſchüttert; denn er predigte dort alſo: „Die Kirche Chriſti iſt in Grund und Boden verderbt, und wodurch? Blos dadurch, daß ſie ſich mit weltlicher Macht und Schätzen befaßt. Das Irdiſche hat ſie vom Himmel ganz und gar abgezogen und doch ſprach ja Chriſtus einſt: „„Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.““ D'rum fort mit ihrer irdiſchen Macht, auf daß die Kirche wieder rein und heilig werde. Du aber, o ewige Roma, gedenke Deines alten Ruhms! Wer gab ihn Dir einſt? Weder ein Papſt, noch ein Kaiſer, ſondern einzig die Freiheit. Willſt Du alſo wieder groß und herrlich werden, wie einſt, da Du die Welt beherrſchteſt, ſo kehre zur heiligen Freiheit zurück; ſie allein hilft.“ Durch ſolche Lehren mächtig bewegt, hatte das römiſche Volk die alte Verfaſſung aus den Tagen der Freiheit ſeiner Urväter wieder aufgerichtet, einen Senat, zwei Bürgermeiſter, einen Ritterſtand und Tribunen, als Vertreter der Volksrechte, wie vor Alters. Der Papſt aber verdammte den Arnold von Brescia als Ketzer und hoffte von den Deutſchen Hülfe; dennoch traute er dieſen nicht recht. — In Unteritalien endlich hatten die Normannenfürſten eine unbeſchränkte Gewaltherrſchaft aufgethan und alle Freiheit erdrückt. Darüber kamen Klagen an König Friedrich. — So war's nun damals in Italien beſchaffen, als er zur Heerfahrt dahin aufbrach. Er beſchloß, das römiſch-deutſche Kaiſerthum im vollen Umfang und in ganzer Herrlichkeit wieder herzuſtellen, wie Karl der Große es gegründet hatte; ja noch mehr: es ſollte völlig wie zur Zeit des Kaiſers Konſtantinus ſein, und ganz Italien nur ein Theil des großen Ganzen; — Irrthümer, unhiſtoriſch in ihrer Begründung, das urſprünglich deutſche, beſſre Recht durch römiſches vernichtend, mit Blut düngend Deutſchland und Italien, ſtellenweiſe nur großartig durch Thatkraft und romantiſche Elemente!

Sobald der Papſt jenes Trachten erkannte, rüſtete er ſich zum Kampfe dagegen; denn er ſah wohl ein, daß dadurch die ganze weltliche Macht der Kirche bedroht ſei. Mit wem aber ſollte ſich die Kirche wider den kühnen Gegner verbünden? Mit der *öffentlichen Meinung*, kraft deren die Kirche für die Beſchützerin der *Freiheit* galt. Dieſe vereinigte jetzt das Intereſſe des Papſtthums mit dem der lombardiſchen Städte, und es nannte ſich jetzt die päpſtliche Partei (nach den *Welfen*, als Feinden der Hohenſtaufen) die *guelfiſche*, die deutſch-königliche dagegen hieß in Welſchland die *ghibelliniſche* (das iſt ſo viel wie: waiblingiſche, nach italieniſcher Redeweiſe).

Im Jahre 1154 kam König Friedrich, welchen die Welſchen von der Farbe ſeines Bartes „Barbaroſſa" (d. i. den *Rothbart*) nannten, mit einem ſtattlichen Heere nach Italien, richtete auf dem ronkaliſchen Feld ſeinen Schild zur Heerſchau auf, ſaß zu Gericht und hörte die Klagen der lombardiſchen Städte wider Mailand. Aber er erkannte auch, daß ſeine Macht jener Mailands nicht gewachſen ſei. D'rum vermied er, es ſchon jetzt anzugreifen und kehrte ſeine Strenge einſtweilen gegen andere, minder mächtige Städte. So eroberte und zerſtörte er Tortona. In Pavia, welches zu ſeiner Partei hielt, empfing er hierauf die eiſerne Krone als König von Italien. Dann zog er gen Rom heran, um ſich von dem Papſt Hadrianus IV. zum Kaiſer krönen zu laſſen. Aber Hadrianus mißtraute dem König und den Deutſchen noch immer, und verlangte zum Zeichen aufrichtiger Freundſchaft, daß der König, als Schirmvogt der Kirche, die Auslieferung Arnold's von Brescia bewirke, welcher aus Rom flüchtig geworden war und ſich im Schutz einiger kampaniſcher Grafen befand. Da opferte der König, welcher über Arnold's Streben wahrſcheinlich falſch berichtet war, dem Papſt den Mann des Volkes auf, und eilig ließ nun dieſer den edlen Arnold vor's Thor von Rom hinausführen, dort als Ketzer verbrennen und ſeine Aſche in die Waſſer der Tiber ſtreuen; zu ſpät eilte das Volk zur Rettung herbei. Hadrianus aber mißtraute dem König noch immer, bis endlich beide perſönlich zuſammentrafen und ſich verſtändigten. Hierauf

ſchickten die Römer Abgeordnete an den König und ſchrieben ihm als Bedingung des Einlaſſes in ihre Stadt und der Krönung, vor: „er müſſe zuvor geloben, alle ihre alten und neuen Rechte und Freiheiten zu beſchützen und außerdem 5000 Pfund Silber zu zahlen.“ Dies Verlangen kleideten die Geſandten in höchſt prahleriſche Worte. Zürnend erwiederte ihnen Friedrich: „Nicht um von euch Geſetze zu empfangen, ſondern ſie euch zu geben, kam ich hierher.“ Hierauf ließ er, nach dem Rathe des Papſtes, die Peterskirche in der Nacht mit Deutſchen beſetzen, zog in die Stadt und wurde am 18. Juni 1155 von Hadrianus IV. zum Kaiſer gekrönt; d'rauf kehrte er in ſein Lager vor der Stadt zurück. Wie nun dort die Deutſchen waffenlos beim Freudengelage ſitzen, ſtürmen plötzlich die Römer heran, voll Grimm, daß die Krönung doch ohne ihre Zuſtimmung geſchehen ſei, und morden, wen ſie finden. Da ſprengt der Kaiſer auf ſie ein, aber ſie laſſen nicht ab. Hochauf ſchwillt rings um ihn die Schlacht. Schon iſt ſein Roß erſtochen, ſchon ſinkt er; da ſpringt Heinrich der Löwe heran, deckt ihn, ficht ihn heraus und wird nicht matt, ob ihm auch das Blut aus den Wunden rieſelt. Wohl tauſend Römer zahlten da mit dem Leben den Ueberfall, und jene, ſo am Leben blieben, wußten jetzt, mit welcher Münze die Deutſchen das Kaiſerthum kauften.

Nun wollte der Kaiſer nach Unteritalien ziehen, und die Anſprüche des Reichs auch dort bethätigen. Aber Seuchen drängten ſein Heer; da zog er hinauf gen Spoleto, züchtigte deſſen Trotz und trat den Rückzug nach Deutſchland an, das Gericht über Mailand ſich für eine zweite Heerfahrt aufſparend. In Lombardien lernte er abermals den glühenden Volkshaß gegen die Fremdherrſchaft kennen. Die Bewohner Verona's, im Bund mit Mailand, wollten ihn verderben, da er mit ſeinem Heer auf einer Schiffbrücke über die Etſch zog. Aber er entging ihrer Tücke; und nun hofften ſie ihn in einem Engpaß, durch welchen er kommen mußte, zu fangen oder zu demüthigen. Da zog ſich ein ſchmaler Pfad zwiſchen dem jähen Abgrund, aus dem die Wellen der Etſch heraufrauſchten, und dem ſteilen Felſen. Auf demſelben ſtand die Burg des Ritters Alberich von Verona;

z. S. 265.

z. S. 265.

darin war viel Kriegsvolk, welches auf die Deutſchen mächtige Steine herabſchleuderte. Nun dachte Alberich die Deutſchen ſicher in der Falle zu haben, und verlangte vom Kaiſer 800 Pfund Silber, ſowie auf jeden deutſchen Ritter einen Panzer und ein Roß, für den freien Durchzug. Da rief der Kaiſer dem jungen Otto von Wittelsbach (von dem alten baieriſchen Geſchlecht der Scheyern) zu: „An Euch iſt's, Otto, dieſe Schmach zu rächen!“ Das ließ ſich der Wittelsbacher nicht zweimal ſagen, nahm 200 kühne Männer mit ſich und klimmte mit ihnen einen ſteilen Felſen hinan, der ſich hinter der Burg erhob. Jauchzend entfaltete er, als ſie oben ſtanden, das Reichspanner, das er allezeit vorantrug. Nun waren die Veroneſer in der Falle. Ihrer 500 fielen, und die am Leben blieben, ließ der Kaiſer als Friedensbrecher hinrichten. So kam er ſiegreich nach Deutſchland.

Dort begann er alſogleich mit durchgreifender Strenge Frieden und Recht herzuſtellen. Und das that noth, denn während ſeiner Abweſenheit hatten ſich die Mächtigen alles erlaubt. Viele adlige Herren lebten blos vom „Stegreif“, d. h. vom Raub. Auf ihren Burgen lauerten ſie auf die Wandrer, die des Weges kamen, beſonders auf reiche Kaufleute, welche mit Waaren vorbeizogen, und überfielen ſie, oder warfen ihre perſönlichen Feinde nieder und hielten ſie ſo lang' gefangen, bis ſich dieſe um ſchweres Geld loskauften. Je mehr die Macht und der Reichthum der Städte wuchs, um ſo verhaßter wurden dieſe dem niedern Adel; aber nicht blos das Volk, auch die Fürſten bedrohte er. So wird vom Landgrafen Ludwig von Thüringen erzählt, daß ſeine Vaſallen das Volk ſo hart gedrückt haben, bis der Landgraf ſelbſt wegen ſeiner Nachgiebigkeit gegen die Edelleute bei'm Volk ganz verhaßt geworden war. Einsmals hatte ſich nun der Landgraf auf der Jagd im Thüringerwalde verirrt und war zu einem Schmied in Ruhl gekommen, der ihn nicht kannte und ihn über Nacht beherbergte. Da hörte der Landgraf, wie der Schmied bei jedem Schlag auf den Ambos des Landgrafen Verblendung ſchalt und rief: „Landgraf Ludwig, werde hart!“ und allen Unfug der Edelleute kund gab. Der Landgraf merkte ſich Alles, und als er am

andern Morgen von dannen ritt, war er harten Sinns gegen den Adel geworden, aber um ſo milder gegen das Volk. Das hieß ihn den „eiſernen Landgrafen,“ weil ihn der Schmied im Feuer der Wahrheit gehärtet. Und er zog die Edelleute zur Rechenſchaft; wie ſie aber ihm Trutz boten, ſpannte er ſie, je vier und vier, vor einen Pflug, zum Gedenkzeichen, daß ſie dem Volke ſchier desgleichen gethan; davon hieß das Feld, worauf ſie den Pflug zogen, der „Adelacker.“ So wie dieſer Landgraf, kamen auch andre Fürſten zur Erkenntniß über den Adel und bauten Städte oder begünſtigten ſie, um in treuen Bürgern ein Gegengewicht gegen den Adel zu haben. Vor des Kaiſers ſtrenger Rechtspflege ſchützte aber ſelber die Fürſten ihr Rang nicht; ſo verdammte er den Pfalzgrafen vom Rhein als Friedensbrecher zur Strafe des Hundetragens. Sehr viele Raubſchlöſſer am Rheinſtrom wurden damals zerſtört.

Hierauf zog Friedrich Burgund wieder feſter in den Reichsverband, indem er ſich mit der ſchönen Beatrix, der Erbin der großen Freigrafſchaft in Burgund, vermählte, und mehrte zugleich die Macht ſeines Hauſes. Dann vollendete er die Verſöhnung zwiſchen Heinrich dem Löwen von Sachſen und Heinrich Jaſomirgott von Baiern auf einem Reichstag zu Regensburg (1156) alſo: Heinrich Jaſomirgott gab das Herzogthum Baiern dem Kaiſer zurück mit ſieben Fahnen, und dieſer belehnte nun Heinrich den Löwen damit; aber mittelſt zweier Fahnen von den ſieben erhielt der Jaſomirgott die Mark Oeſterreich und die Mark ob der Enns, welche bis dahin zu Baiern gehört hatte; aus beiden ſchuf nun der Kaiſer das neue Herzogthum Oeſterreich, unabhängig von Baiern, untheilbar und erblich bei'm Geſchlecht der Babenberger nach der Erſtgeburt, und zwar nicht blos für den Mannsſtamm, ſondern auch für die weibliche Nachkommenſchaft; und die Herzoge von Oeſterreich ſollten ihre Lehen hoch zu Roß auf ihrem eignen Grund und Boden empfangen und (als des Reiches Schild) dem Kaiſer zur rechten Seite ſitzen. Der neue Herzog von Oeſterreich hat in der Stadt Wien, nachdem ſie aus den Trümmern der römiſchen Vindobona längſt wiederhergeſtellt worden, ſeinen Hofhalt aufgeſchlagen. Heinrich der Löwe dagegen

hat in Baiern die Stadt **München** gegründet, welche ſchnell aufblühte.

Indem das Reich ſo im Innern durch Gerechtigkeit wieder erſtarkte, gewann es auch nach Außen zu wieder Ruhm und Glanz und der römiſch-deutſche Kaiſer Friedrich I., der Höchſte in dieſem Reich, ſah Könige als ſeine Vaſallen um ſich, die von Böhmen, Polen und Dänemark.

Nur Italien grollte und trotzte. Die Mailänder bauten Tortona aus dem Schutte wieder auf und unterwarfen ſich die ghibelliniſch geſinnten Städte Pavia und Lodi. Hadrianus IV. aber beſorgte mit Grund den Verluſt aller weltlichen Herrſchaft der Kirche, wenn der Kaiſer ganz Italiens Herr ſei; d'rum ſchloß er ſich feſter an die Freiheitsſache der lombardiſchen Städte und an die Normannen, und belehnte eigenwillig den Normannenfürſten Wilhelm mit Sicilien, Capua, Salerno und Amalfi. Das nahm der Kaiſer ihm übel. Noch größer aber ward die Spannung zwiſchen Beiden, als im Jahre 1157 zwei Kardinäle zum Kaiſer kamen und dieſem einen Brief des Papſtes brachten, worin geſchrieben ſtand, daß Friedrich die Kaiſerkrone als ein „beneficium“ vom Papſt habe. Dies Wort beneficium bedeutete nämlich ſowohl „Wohlthat“ als „Lehen“, und die Deutſchen glaubten, daß der Papſt dies letztere darunter gemeint habe. Auch rief Roland, der eine der beiden Kardinäle, laut aus: „Von wem hat denn der Kaiſer das Reich, als vom Papſt?“ Da riß des Kaiſers Freund, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, voll Wuth das Schwert aus der Scheide und hätte dem Kardinal das Haupt entzweigehauen, wenn der Kaiſer ſelbſt nicht Ruhe gebot. Die zwei Kardinäle aber mußten am andern Morgen in aller Früh' von dannen ziehn. Alles deutſche Volk war nur **eines** Herzens und Sinns gegen ſolche fremde Anmaßung; auch die deutſchen Biſchöfe, vom Kaiſer hoch geehrt und beſchützt, ſtanden feſt für die Ehre des Vaterlands, die in der Majeſtät des Kaiſers gekränkt ſei. Da nun auch Mailands Trotz gegen das kaiſerliche Anſeh'n alle Grenzen überſtieg, wollte Friedrich der Rothbart die Heerfahrt gen Italien nicht länger mehr aufſchieben.

Er kam im Jahre 1158 mit vielen Fürſten und einem zahlreichen Heer nach Italien, berief Mailands Geſandte und hörte ihre Entſchuldigungen. Da er ſie nichtig befand, ſprach er die Reichsacht über Mailand aus, und umſchloß es mit ſeinem Heer. Nach vier Wochen ergab es ſich ihm. Da mußten die Mailänder ſchwere Schazzung zahlen, die von ihnen zerſtörten Städte Como und Lodi wieder herſtellen, die Regalien, welche ſie an ſich gezogen, zurückgeben, Treue ſchwören und Geißeln geben. Hierauf hielt Kaiſer Friedrich einen Reichstag auf den ronkaliſchen Feldern, um den vielfach verworrenen Zuſtand Italiens nach Recht und Geſetz zu ordnen. Und es kamen dort an den Ufern des Fluſſes Po nicht blos die Grafen, Ritter und Edelleute, nebſt den Biſchöfen und Aebten, ſondern auch Bürgermeiſter, Richter und Abgeordnete aus den Städten zuſammen; außerdem hatte der Kaiſer auch die vier größten Rechtsgelehrten jener Zeit berufen, auf daß nach lombardiſchem und nach römiſchem Rechte geurtheilt würde. Da haben nun jene vier Rechtsgelehrten aus dem römiſchen Rechte den Rechtsbegriff der Majeſtät als einer durchaus unbeſchränkten Herrſchergewalt entwickelt und von da an hat ſich das römiſche Recht immer tiefer in Deutſchland verbreitet und unſer gutes heimiſches Recht immer mehr erſtickt. Auf dem ronkaliſchen Reichstag wurden dem Kaiſer folgende Rechte in Italien zugeſprochen: das Recht, alle Herzogthümer, Markgrafſchaften und Grafſchaften zu vergeben, ſodann zur Heeresfolge aufzurufen, ſo wie alle Lieferungen für ſich und das Heer zu beziehen, ferner alle Münze, Zölle und Gefälle (kurz alle Regalien) zu erheben; und das Recht, die ſtädtiſchen Obrigkeiten mit Beiſtimmung des Volks zu ernennen. Endlich ſollte ein allgemeiner Landfrieden aufrecht erhalten werden, und alles Volk in Italien, Fürſten, Edle, Vaſallen und Bürger, jene Beſchlüſſe beſchwören. Damals griff der Kaiſer auch die alte Streitfrage zwiſchen den Kaiſern und Päpſten um die Erbſchaft der Markgräfin Mathilde wieder auf und gab die Güter derſelben aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit dem Welf von Altorf zu Lehn, um dieſen alten Feind der Hohenſtaufen für ſich zu gewinnen. Darüber aber entbrannte der Zorn des Papſtes; er ſchloß ein Bündniß mit

dem Normannenkönig Wilhelm von Sicilien, ermunterte die guelfiſch geſinnten Städte Lombardiens und reizte die deutſche Geiſtlichkeit gegen Friedrich. Alſogleich wuchs den Mailändern der Muth; ſie vertrieben des Kaiſers Abgeordnete und ſagten's laut: daß ſie ihm den Eid nicht halten wollten. Dies Beiſpiel entflammte allerorten den Volkshaß gegen die Deutſchen auf's Neue. Vergeblich ſprach der Kaiſer 1159 die Reichsacht über Mailand: es ſpottete darüber und plünderte ſeinen Schatz im Schloſſe Trezzo. Eben ſo reizte die Stadt Crema des Kaiſers Wuth. Da zog er vor ihre Mauern und wich nicht von der Stelle, bis Crema ſich nach ſieben Monaten ergab. Es ward zerſtört.

Kurz vorher war Hadrianus IV. geſtorben; raſch erwählte nun die dem Kaiſer abholde Partei den Kardinal Roland unter dem Namen Alexander III. zum Papſt. Die kaiſerliche Partei aber wählte Viktor IV. und der Kaiſer erkannte denſelben in einer von ihm berufenen Kirchenverſammlung an, indem er ſprach: „Wie nur Ein Gott im Himmel der wahre, ſo ſoll nur Ein Kaiſer und ſoll nur Ein Papſt auf Erden ſein.“ Aber Alexander III., ein Mann von durchgreifender Entſchloſſenheit, that den Kaiſer in den Bann, und die Mailänder ſtanden mit offnem Trotz für Alexander III. Da zog der Kaiſer (1161) mit dem Reichsheer vor Mailands Mauern, that die Krone vom Haupt ab, und ſchwur in ſeinem Zorn, ſie nicht eher wieder aufzuſetzen, als bis er Mailands Mauern der Erde gleich gemacht habe. Zwei Jahre widerſtanden ihm die Mailänder mit feſtem Muth; aber ſie entehrten dieſen, indem ſie, vom Haß zur Verzweiflung getrieben, ſogar Meuchelmord am Kaiſer verſuchten. Am 6. März 1162 mußten ſie ſich endlich ergeben. Bleich und abgehagert von furchtbarer Noth, kamen ſie zum Kaiſer heraus, brachten ihm die Schlüſſel der Stadt und deren Heiligthum, das „Caroccio“ (einen Wagen mit einem hohen Maſtbaum, auf deſſen Spitze ſich ein Kreuz und das Bild des heiligen Ambroſius befanden). Demüthig mußten die Mailänder im Regen harren, während der Kaiſer an reicher Tafel ſaß. Und als er endlich in Mitten ſeiner Großen auf dem Thron erſchien, ſtießen die Beſiegten in die Poſaunen, und

ſenkten den Maſtbaum des Caroccio's; es ward zertrümmert wie Mailands Größe. Nun berief der Kaiſer einen lombardiſchen Reichstag nach Pavia zum Gericht. Dort ward die Zerſtörung Mailands beſchloſſen; die feindlichen Städte, die es durch ſeinen Uebermuth gereizt hatte, vollbrachten mit Freuden gar eilig dies Werk. Mailands Mauern, Thürme und Paläſte wurden der Erde gleich gemacht; der Kaiſer zog über die Trümmer in die Stadt, gebot den Bürgern, ſich anderswo anzuſiedeln, und ſetzte nun ſeine Krone wieder auf's Haupt. Dann traf ſein Gericht auch die andern ihm feindlichen Städte, und über ganz Welſchland ging der Schrecken vor ſeinem Anſehen. Hierauf kehrte Friedrich nach Deutſchland heim. Aber den Freiheitsſinn der lombardiſchen Städte hatte er nicht zerſtören können. Dieſer wuchs alſobald wieder in voller Kraft empor; und die deutſchen Vögte, welche er über ſie geſetzt, reizten ſie durch Unterdrückung und rohe Gewaltthätigkeit auf's Aeußerſte, ſo daß Venedig, Padua, Verona, Vicenza und Treviſo einen Bund zum Schutz gegen ſolche Willkür ſchloſſen.

Während Friedrich's Abweſenheit waren indeſſen in Deutſchland neue Fehden ausgebrochen. Die Bürger von Mainz hatten (1160) ihren Erzbiſchof Arnold erſchlagen, welcher die Bürgerfreiheit zu beugen getrachtet; in Schwaben bekämpften der Herzog Friedrich und der Pfalzgraf Hugo von Tübingen den jungen Welf; — Pfalzgraf Konrad und Ludwig der Eiſerne von Thüringen befehdeten das Erzſtift Köln. Wie nun der Kaiſer nach Deutſchland zurückkam, ſtellte er alſogleich Recht und Frieden mit großer Strenge wieder her. Damals ward auch der Grund gelegt, daß das ſchöne Schleſien, bis dahin ein Theil Polens, aus einem ſlaviſchen Lande ein deutſches wurde. Mittlerweile war der Gegenpapſt Victor IV. geſtorben (1164) und der Kaiſer wollte nun des Friedens wegen den Alexander III. als rechtmäßigen Papſt anerkennen; aber ſchon war auf Betrieb des Erzbiſchofs Rainald von Köln ein neuer Gegenpapſt Paſchalis III. gewählt worden, für welchen ſich auch der Kaiſer endlich entſchied. Auf Rainald's Betrieb ſchwuren die deutſchen Fürſten zu Würzburg (1165) dem Paſchalis III. zu. Die Erzbiſchöfe von

Mainz und Salzburg, welche dem Alexander III. ſtandhaft getreu blieben, wurden dafür ſpäter in die Reichsacht gethan.

Aber in Italien entſchied ſich die öffentliche Meinung für den hochherzigen und muthigen Alexander III., weil er als Freund und Beſchützer der lombardiſchen Städtefreiheit betrachtet wurde. Da zog der Kaiſer (1166) abermals nach Italien, um zuerſt ſeinen großen Gegner Alexander III. zu beſiegen; dann würden ihm, ſo hoffte er, auch die lombardiſchen Städte nicht länger widerſtehen. Aber Alexander, eben ſo kühn als Friedrich, vertheidigte die Unabhängigkeit des Papſtthums mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes und Willens, warf den Bann auf den Kaiſer und auf Paſchalis III., und entband Friedrich's Unterthanen von den Eiden ihrer Treue. Während nun der Kaiſer gegen ihn nach Rom zog, ſchloſſen auch die Städte Cremona, Brescia, Bergamo, Mantua und mehrere andere am 7. April 1167 einen feſten Bund: „alles Unrecht, das vom Kaiſer oder ſeinen Vögten käme, abzuwehren," und nahmen ſich der heimathloſen Mailänder an. Da erſtanden Mailand und Tortona aus ihren Trümmern, und weinend vor Freuden betraten die Bewohner den theuren Boden wieder. Friedrich aber belagerte Ancona, und die Erzbiſchöfe, Chriſtian von Mainz und Rainald von Köln, zwei gewaltige ſtreitbare Herren, ſchlugen mit geringer Macht ein zahlreiches Heer der Römer. Nun zog der Kaiſer gen Rom, wo ſich Alexander III. befand, eroberte die Peterskirche und ließ dieſem, welcher ſich in die innere Stadt zurückzog, ſagen: „Lege Deine Würde ab, dann ſoll auch Paſchalis desgleichen thun, und eine neue Wahl mag hierauf entſcheiden." Aber der ſtarkmüthige Alexander erwiederte d'rauf: „Den Papſt kann nur Gott ſelber richten, kein Geſchöpf aus Staub," und floh lieber aus Rom, als daß er Unwürdiges gethan oder erduldet hätte. Hierauf führte nun der Kaiſer (1167) den Paſchalis feierlich in Rom ein und dünkte ſich feſt in ſeinem Glück und unüberwindlich in ſeiner Macht. Doch plötzlich brach der Tod wie ein gewappneter Feind in ſein Heer, und mähte rechts und links Herzoge und Grafen, Biſchöfe und Laien. Da ſtarb auch Rainald von Köln und der einzige Sohn des Welf von Altorf. „Das iſt Gottes Ge-

richt über den Rothbart, weil er Hand an die Kirche gelegt!“ ſchrie alles Volk in Welſchland. So mußte der Kaiſer mitten im Sieg vor der Seuche flüchtig werden. Er zog nach Lombardien und rief die Reichsacht über alle dortigen Städte, bis auf Lodi und Cremona, aus. Jene aber traten nun in einen einzigen großen Bund und beſchwuren ſich's untereinander: „die fremden Herrenknechte zu verjagen, ohne Beiſtimmung Aller keinen Krieg zu beginnen oder Frieden zu ſchließen, und ſich wechſelſeits getreulich beizuſtehn.“ Mit ihrer vereinigten Macht umgarnten ſie nun den Kaiſer, daß er nur mit genauer Noth, ja wie ein Flüchtling, nach Deutſchland entkam. So tief war er plötzlich vom höchſten Gipfel des Glückes und der Macht herabgeſtürzt. Kaum war er fern, ſo verjagten die Lombarden die fremden Vögte und Beſatzungen und bauten ihm zum Trutz in der Ebene zwiſchen Pavia und Aſti eine ſtarke Feſtung, welche ſie ihrem Freund und Beſchützer, Alexander III., zu Ehren, Aleſſandria nannten.

12.

Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte.

Leſſing.

Während Kaiſer Friedrich der Rothbart in Italien gegen die Alleinherrſchaft der Kirche kämpfte, aber ohne Erfolg, weil er zugleich gegen die welſche Volksfreiheit ſtritt, hatte Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachſen, im Norden Deutſchlands das ſlaviſche Volksthum bekriegt und dem Chriſtenthum mit dem Schwert Bahn gebrochen. Er war klug, kühn und ſtreng, aller Ueppigkeit feind, gewaltig von Willen, eiſenfeſt an Beharrlichkeit. Selten ſind in Deutſchland zwei ſolche Männer neben einander geweſen, wie der Löwe und der Rothbart, jeder an der Spitze eines reichen hochgeehrten Geſchlechts, jeder mit ungeheurer Macht. Wie die zwei Vorfechter Deutſchlands ſtanden ſie da, der Löwe im Norden,

der Rothbart im Süden, jeder mit blitzendem Schwert. Nichts fehlte dem Löwen, um ſeinem Vetter, dem Rothbart, in allen Stücken zu gleichen, als die ſchimmernde Krone auf dem Haupt; und wohl ſtrebte er auch darnach, ſich im Norden ein eigenes Reich zu gründen. Er erzwang ſich von ſeinem Vaſallen, dem Grafen von Holſtein, den Beſitz des wichtigen Handelsplatzes Lübeck, gab Lübeck Stadtrecht, Markt=, Münz= und Zollrecht dazu. Der Kaiſer, der ihn gar hoch in Ehren hielt, verlieh ihm das königliche Recht: jenſeits der Elbe Bisthümer zu gründen und die Biſchöfe zu belehnen. So war der Löwe im deutſchen Norden auf dem Gipfel der Macht; alle benachbarten deutſchen Fürſten beneideten ihn, ſeine Vaſallen fürchteten, die Geiſtlichen haßten ihn im Stillen, weil er, wiewohl er viele Kirchen und Klöſter reich begabte, die Biſchöfe blos wie ſeine Diener behandelte. D'rum geſchah's im Jahre 1166, während der Kaiſer in Welſchland war, daß viele Biſchöfe, Fürſten, Grafen und edle Herren im deutſchen Norden einen Bund gegen den Löwen ſchloſſen. Von allen Seiten brachen ſie in ſeine Länder; aber recht wie ein Löwe ſprang ihnen Heinrich entgegen, daß ſie vor ſeinem Grimm allenthalben flohen; Blut und Flammen ließ er als Spuren ſeiner Schritte zurück, und ſeinen Feinden zum Trotz ſtellte er in ſeiner Stadt Braunſchweig einen ehernen Löwen mit offenem Rachen auf. Mit tiefem Verdruß mußten die Beſiegten es leiden, als ihnen der Kaiſer (1168) zu Würzburg den Frieden gebot. Um ſo ſtolzer ward nun der Löwe; er feſtigte ſeine Herrſchaft im Norden immer mehr und waltete darin wie völlig unabhängig von Kaiſer und Reich.

Inzwiſchen lebte ſein Oheim, der kinderloſe alte Welf, in Saus und Braus, bei Spiel und Geſang, auf ſeinen Gütern in Baiern und Schwaben. Jedermann war ſein Gaſt, und durch's Thor, zu dem die Gäſte einzogen, flog des Wirthes Gold hinaus. D'rum ſchrieb der alte Welf an ſeinen Neffen, den Löwen, welcher all' ſein Gut erben ſollte, daß er ihm dafür von ſeinen Schätzen ſchicken möge. Aber der Löwe kargte damit und grollte ſogar über ſeines Oheims Verſchwendung. Um deſto freigebiger war der Kaiſer gegen den alten Welf; dafür gab ihm dieſer die reichen Güter ſeines Hauſes in Ita=

lien und Deutſchland. Heinrich der Löwe ſah's mit tiefem Neid, und von Stund' an ward ſein Herz gegen den Kaiſer kalt. Dieſer aber vergrößerte damals die Macht ſeines Hauſes immer mehr; ſein erſtgeborner Sohn Heinrich wurde zum deutſchen König erwählt, ſeinen andern Söhnen gab er Herzogthümer, Grafſchaften und vieles Land. Da zog der Löwe (1171) in ſeinem Mißmuth in's gelobte Land, um das heilige Grab zu verehren. Zwölfhundert ſtattlich gerüſtete Ritter begleiteten ihn und allerorten ward ihm große Ehre erwieſen, gleich wie einem König. (Von dieſer Fahrt iſt in ſpätern Zeiten viel Wunderbares erzählt und geſungen worden, wie er in Aſien einen Löwen von einem Drachen errettet, worauf ihm der Löwe getreulich wie ein Freund nachgefolgt ſei, über's Meer und bis in die Heimath zur Stadt Braunſchweig, und nachmals auch ſein Grab behütet habe.) Als aber Herzog Heinrich nach Jahresfriſt wieder zu Hauſe war, gebar ihm ſeine Gattin Mathilde, die Tochter des Königs Heinrich's II. von England, einen Sohn. Nun ſchmerzte ihn der Verluſt des Welfiſchen Erbes erſt recht tief und er grollte dem Kaiſer immer mehr, denn er hatte auch erfahren, daß dieſer indeſſen ſchon für den Fall, daß er nicht mehr wieder käme, über ſeine Herzogthümer habe verfügen wollen.

Indeſſen war der Gegenpapſt Paſchalis III. geſtorben, aber die Kirchenſpaltung dauerte fort; denn Alexanders III. Gegner erwählten alſogleich einen neuen Gegenpapſt, Calixtus III., welchen der Kaiſer anerkannte. Alexander III. aber behauptete ſeine Stellung dem Kaiſer gegenüber mit Ruhe, Weisheit und Würde, und wollte von den Anſprüchen der Kirche eben ſo wenig das Geringſte aufgeben, als dieſelben ungerecht überſchreiten. Als der griechiſche Kaiſer Manuel Komnenos den Zwieſpalt zwiſchen Friedrich dem Rothbart und der Kirche zu ſeinen eigenen Gunſten benützen wollte und den Papſt anging, ſtatt Friedrich's ihn ſelbſt zum römiſchen Kaiſer zu krönen, wies ihn Alexander mit dieſen Worten zurück: „Der Nachfolger des heiligen Petrus ſoll den Frieden ſuchen, nicht den Krieg.“ Friedrich ſeinerſeits hatte indeſſen weder ſeinen hohen Begriff vom römiſch-deutſchen Kaiſerthum, noch ſeinen Plan: Italien mit demſelben zu

verſchmelzen, aufgegeben. Da er nun auch binnen ſechs Jahren den inneren Zuſtand Deutſchlands feſt geordnet und die Macht ſeines Hauſes ſo ſtark gemacht hatte, daß er wohl hoffen durfte, in Italien mit Nachdruck auftreten zu können, beſchloß er eine neue Heerfahrt dahin. Die Eiferſucht der lombardiſchen Städte auf einander kam ihm dabei zu ſtatten. D'rum ſchickte er ſeinen Freund, den Erzbiſchof Chriſtian von Mainz, dahin voraus. Dieſer kriegeriſche Prälat zog gen Genua und machte mit dem Streitkolben in der Fauſt ſeinem Kaiſer offne Bahn. Bald folgte ihm Friedrich mit dem Reichsheer, in welchem ſich auch Heinrich der Löwe, wiewohl unwilligen Herzens, befand. Mehrere Städte ergaben ſich dem Kaiſer, Aſti ward erobert, Suſa den Flammen geopfert. Um ſo ſtandhafter wehrte ſich Aleſſandria; die neuen Bürger vertheidigten ihre Freiheit mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Vergeblich ſtürmte der Kaiſer den ganzen Winter hindurch gegen die feſten Mauern; er mußte endlich eilig von dannen ziehen, denn ſchon rückten die Lombarden von allen Seiten wider ihn zur Schlacht heran. Noch zur guten Stunde ward da (1175) ein Waffenſtillſtand vermittelt und der Kaiſer ſagte: „Drei redliche Schiedsrichter von jeder Partei ſollen den langen Zwiſt austragen. Ihrem Ausſpruch will auch ich mich unterwerfen, jedoch unbeſchadet der Würde und der Rechte des Reichs.“ Er wollte aufrichtig eine Verſöhnung auf dem Grund des Rechts und Geſetzes; dennoch ſah er gar bald, daß ihm nur eine Entſcheidung durch Waffengewalt übrig blieb; denn es ward ihm mehr zugemuthet, als er mit Ehren zugeſtehen konnte. Aber ſchon hatte er im feſten Vertrauen, daß die Verſöhnung zu Stande kommen würde, den größten Theil des Reichsheeres entlaſſen; ſo war auch der Löwe nach Deutſchland zurückgekehrt; und nun ſtand der Kaiſer mit allzugeringer Kraft den plötzlich neuerhobenen Anmaßungen gegenüber. Da berief er eilig den Löwen wieder zu ſich, auf deſſen Kraft und Treue er am meiſten baute. Aber der Löwe wollte nun ſeinen Stolz und Groll den Kaiſer fühlen laſſen und weigerte ſich zu kommen. Der Kaiſer konnt' es nicht glauben und lud ihn zu einer Zwieſprach ein. Da kamen (1176) Heinrich der Löwe und der Kaiſer zu Partenkirch im bairi-

ſchen Hochland zuſammen und der Kaiſer ſprach: „Stets hielt ich Dich hoch vor allen Fürſten Deutſchlands, o Heinrich; nicht blos durch Deinen Eid, auch durch die Bande des Bluts biſt Du ja mein. O verlaß mich in dieſer Stunde nicht! Deutſchlands Ehre ſteht auf dem Spiel!“ Aber der Löwe dachte an Welf's verlorne Erbſchaft, dachte d'ran, daß er lange genug den Abſichten Friedrich's auf Welſchland gedient habe, dachte an ſeine eigene Erhöhung, wenn Friedrich's Macht gebrochen würde, — nur an Deutſchland dachte er nicht und erwiederte ihm kalt, mit nichtiger Entſchuldigung: „Dein Dienſt, o Kaiſer, hat mich vor der Zeit alt und mürb gemacht, daß ich nicht mehr über die Alpen ziehen kann; doch gern mag ich Dir von meinem Schatz ſpenden, daß Du ein Heer aufbringſt und verſorgſt.“ „Nicht Deines Goldes, Deiner ſelbſt bedarf ich und Deiner Kraft,“ ſprach der Kaiſer. Hierauf erwiederte der Löwe nach einigem Bedenken: „Wohlan, ſo gib mir Deine Stadt Goslar im Harz, und ich will Dir folgen.“ „O begehre in dieſer Noth nichts Unbilliges,“ entgegnete ihm der Kaiſer, „gedenk' der alten Zeit, unſerer alten Freundſchaft und Liebe!“ Aber der Löwe blieb ſtarr und ſtumm. Da übermannte den Kaiſer der Gedanke an die Gefahr, welche der Ehre des deutſchen Namens in Welſchland drohte, ſo mächtig, daß er ſeine Kronen vergaß, vor dem Löwen auf die Kniee ſank, und flehend rief: „Nur diesmal, Heinrich, verlaß mich nicht!“ Der Löwe erſchrak, wie er den Kaiſer vor ſich knieen ſah, dennoch blieb er feſt bei ſeiner Weigerung. „Steh' auf, mein lieber Herr,“ ſprach jetzt die Kaiſerin zu ihrem Gatten, „Gott wird Dir beiſtehen, wenn Du einſt dieſer Stunde und dieſes Uebermuths gedenkſt.“ Nun ſchieden die Beiden von einander, — der Kaiſer, wie aus einem Traum erwacht, voll Grimm, der Löwe voll banger Ahnung der Zukunft, — der Kaiſer nach Welſchland, der Löwe nach Sachſen heim.

Bald darauf kam's zur Entſcheidung. Der Kaiſer hatte Hülfsvolk geſammelt und ward von den Lombarden zur Schlacht gedrängt. Sie geſchah am 29. Mai 1176 zwiſchen Lignano und dem Fluſſe Ticino. Der Kaiſer ſtürmte mit ſeinen Deutſchen heran, ihr Ungeſtüm warf die Lombarden, ſchon flohen ſie gen Mailand hin; da

ʒ. S. 276.

z. S. 277.

zogen hinter ſeinem Rücken ihre zum Tod verbrüderten Schaaren heran und erneuerten den Kampf. Nur wenige Treue waren noch um den Kaiſer; da ſtürzte der Bannerträger an ſeiner Seite hin; endlich ſank auch er. „Sieg! Sieg!“ jauchzten die Lombarden, „der Kaiſer iſt todt!“ Sie eroberten ſein Lager, ſie erbeuteten ſeine Fahne und ſeinen Schild; nun ſtoben die Deutſchen endlich wie betäubt auseinander. Schon beweinte die Kaiſerin ihren Gatten für todt, als er voll tiefen Kummers plötzlich wieder in Pavia auftrat. Er hatte die Macht der Freiheit und der öffentlichen Meinung, welche dem Papſt beiſtand, erkannt, und beſchloß ſich mit dieſem zu verſöhnen. Alexander III., im Glück eben ſo würdevoll und großherzig wie im Unglück, bot gerne die Hand dazu und ſprach ihn vom Bann los. Hierauf kamen Kaiſer und Papſt nach Venedig, um den Frieden abzuſchließen. Da ward der Kaiſer mit ſolcher Ehrfurcht empfangen, wie ſie ſeinem Heldenmuthe gebührte, aber auch er begrüßte den Papſt mit jener Hochachtung, die deſſen Charakter vollauf verdiente, und neigte ſich vor dem Thore der St. Markuskirche vor ihm auf die Kniee. Der Papſt gab ihm den Friedenskuß und führte ihn in die Kirche; da ward von allem Volk „Herr Gott, Dich loben wir!“ geſungen und der Jubel über den Frieden ſcholl aus dem Dom heraus über ganz Italien und Deutſchland hin. Hierauf beſprachen ſich die beiden großen Männer, die Häupter der Chriſtenheit, vertraulich und beſiegelten die Verſöhnung. Die Lombarden erhielten für ſechs, König Wilhelm von Sicilien für funfzehn Jahre Waffenſtillſtand, auf daß binnen ſolcher Zeit ein dauernder Friede vollendet werden möge; der Kaiſer erkannte Alexandern III. als rechtmäßigen Papſt an, gab der Kirche all' ihre vorenthaltenen Güter zurück und erhielt den Nießbrauch der Mathildiſchen Erbſchaft für achtzehn Jahre.

Als der Löwe von dieſem Frieden zwiſchen Kaiſer und Papſt vernahm, und, daß der erſtere durch Burgund nach Deutſchland heimkehre, rüſtete er ſich und zwar mit gutem Grund; denn alle ſeine Feinde unter den Fürſten und Biſchöfen klagten jetzt beim Kaiſer über ihn und dieſer berief ihn gen Worms vor ein Fürſtengericht zur Ver-

antwortung. Aber der Löwe kam nicht dahin, — eben ſo wenig nach Magdeburg und nach Goslar. Da hängte der Kaiſer warnend die Reichsacht, wie ein geſchliffenes Schwert, über ſeinem Haupte auf; aber der Löwe, auf ſeine Kraft trotzend, verſäumte auch die letzte Friſt und nun konnte ihn der Kaiſer ſelbſt nicht mehr retten. So traf den Löwen im Jahre 1180 zu Würzburg die Reichsacht, weil er die Heerfolge gebrochen, die Edlen vielfach gekränkt und an der Majeſtät des Kaiſers gefrevelt, und es wurden ihm all' ſeine Würden und Lehnsgüter abgeſprochen und ſeine große Macht zerſplittert. Graf Bernhard von Anhalt (Albrecht's des Bären Sohn) erhielt das Herzogthum Sachſen, jedoch an Umfang ſehr verringert, — der getreue Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Herzogthum Baiern, von welchem jedoch die Grafen von Steier, Tyrol und Andechs unabhängig wurden; die Städte Lübeck und Regensburg wurden reichsfrei, und über alles ſächſiſche Land, welches in den Kirchenſprengeln von Köln und Paderborn lag, bekam der Erzbiſchof von Köln weltliche Fürſtenrechte. Den Löwen verließ indeſſen ſein Muth noch nicht, wiewohl alle ſeine Freunde, auf deren Treue er feſt gebaut hatte, von ihm abfielen; mannhaft kämpfte er jetzt wie immer mit ſeinen Feinden. Doch all' ſeine Tapferkeit war vor der Uebermacht umſonſt. Da wollte er wenigſtens ſeine Erbländer, Braunſchweig und Lüneburg, noch retten, kam (1181) nach Erfurt zu dem Kaiſer und flehte vor ihm knieend um Löſung von der Acht. Als der Kaiſer ihn ſo tief gebeugt ſah, gedachte er in Thränen der alten Freundſchaft, hob ihn tiefergriffen auf und ſprach: „O Heinrich, wer hat Dich denn geſtürzt, als Du ſelbſt?“ Er löſ'te die Reichsacht und hätte ihn wohl auch wieder erhöht, aber er durfte es nicht ohne den Spruch der Fürſten. Dieſer lautete alſo: „Braunſchweig und Lüneburg ſollen dem Löwen bleiben, doch muß er ſieben Jahre lang von der deutſchen Erde fort.“ Dieſe Friſt verringerte ihm der Kaiſer auf drei Jahre. Da mußte nun der Löwe, welcher einſt Königen gleich geherrſcht, mit Weib und Kindern arm und verbannt von dannen ziehn, ſeine eigene Stadt Bardewick verſchloß ihm höhnend ihre Thore. Er ging nach England zu ſeinem Schwiegervater, dem König Hein-

rich II. So ſchien die Macht der Welfen zertrümmert. Um ſo höher wuchs nun die Macht der Hohenſtaufen heran, wie für die Ewigkeit, und auf deutſcher Erde ſchien nicht ihres Gleichen. Der edle Kaiſer gebrauchte ſie mit Weisheit und Mäßigung zur Wohlfahrt des Reichs.

Durch den Sturz Heinrich's des Löwen war eine große Veränderung in der Verfaſſung Deutſchlands vollendet worden. Biſchöfe, Markgrafen und Grafen begannen unabhängige *Reichsfürſten* zu werden mit *Landeshoheit*, und die Bedeutung des *Bürgerthums* wuchs dadurch, daß viele reiche und wichtige Städte, von biſchöflicher oder fürſtlicher Herrſchaft unabhängig, nun zu *freien Reichsſtädten* wurden.

Indeſſen war Alexander III. geſtorben (1181) und der Waffenſtillſtand mit den lombardiſchen Städten ging zu Ende. Der Kaiſer aber hatte in Deutſchland erkannt, daß die Zeit die Entwickelung der freien Städteverfaſſungen gereift habe. D'rum wollt' er dem mächtigen Geiſt der Zeit nicht widerſtreben und beſchloß, den Waffenſtillſtand in einen dauernden Frieden zu verwandeln; das iſt ihm ein größerer Ruhm, als der glänzendſte Sieg. Und er berief im Jahre 1183 einen Reichstag nach Koſtniz am Bodenſee und ſchloß dort Frieden mit den Lombarden. Da ward ausgemacht, daß die Bürger das Recht hätten, ihre Obrigkeiten ſelbſt zu wählen; dagegen ſollten dieſe dem Kaiſer huldigen und er ſie mit ihren Würden belehnen. Ferner gab er den Städten das Recht, Bündniſſe zu ſchließen und ſich zu befeſtigen, und überließ ihnen alle Regalien und Gewohnheitsrechte innerhalb ihrer Mauern; dafür ſollten ſie auch alle Rechte und Güter des Kaiſers ehren und ſchützen und ihm, als oberſten Herrn, Treue ſchwören. Die Lombarden thaten's mit Freuden und gaben ihm die goldnen Schlüſſel ihrer Städte. Nun öffneten ſich dem Handel und Wandel die engen Pforten der Alpen und ſicherer als des Schwertes Gewalt verband jetzt Deutſchland und Welſchland der *Vertrag*.

13.

Wie ſtolz Du blüh'ſt im Ritterthum,
O Adel, reich durch Lied und Ruhm, —
Die Bürgerfreiheit wächſ't; ſie bleibt,
Wenn längſt Dein Stamm kein Blatt mehr treibt!

Freudigen Herzens hielt der Kaiſer im nächſten Jahr zu Pfingſten einen Reichstag auf freiem Feld bei Mainz zwiſchen Koſtheim und Erbenheim; der war zugleich ein Freudenfeſt für's ganze deutſche Volk. Aus fernen Ländern kamen zahlloſe Fürſten und Ritter dazu, den alten Kaiſer zu ſchauen, im Glanze der Majeſtät, des Heldenruhms und der Weisheit, noch jugendlich an Kraft und Muth, im Kreiſe ſeiner blühenden Söhne, von Königen, Herzogen und Markgrafen bedient; ſo zeigte ſich in ihm gleichſam die ganze Herrlichkeit des deutſchen Reichs vereinigt.

Da gab ſich das Ritterthum in ſtolzer Pracht kund und überſtrahlte bei weitem das beſcheidne junge Bürgerthum. Die Ritterſchaft war nämlich im Laufe der Zeiten nicht blos ein geſchloſſener Stand geworden; vielmehr drückte das Ritterthum, welches damals ſeine ſchönſte Blüthe entfaltete, den kriegeriſchen und adligen Geiſt der ganzen deutſchen Nation aus, und zwar in innigſter Verbindung mit Glauben und Ehre. Dieſer höchſten Entwickelung des Ritterthums haben die Kreuzzüge als Glaubenskämpfe das Siegel aufgedrückt; es war eine großartige Idee, um welche ſich, wie um einen leuchtenden Mittelpunkt, die Kräfte in ihrer Fortentwickelung zum ſchönen Ganzen ordneten. Kein Ritterbürtiger, kein Fürſt, kein Königsſohn und ſelbſt kein König konnte die Ritterwürde ohne eine vorhergegangene Weihe erhalten; untadelhaften Wandels mußte er erprobt ſein, durch die Beichte rein von Sünden, und dann ſchwören: für den heiligen Glauben, für die Ehre der Frauen und die Unſchuld immerdar treu zu kämpfen; hierauf erhielt er knieend den „Ritterſchlag". So erhielten denſelben damals auf dem Reichsfeſt bei Mainz des Kaiſers Söhne, König Heinrich VI. und Friedrich,

von denen der Erſte ihm im Reich folgen ſollte, der Andere das Herzogthum Schwaben und der Hohenſtaufen Stammgut daſelbſt bekam. Ein herrlich Turnier ward damals gehalten. Da ritt auch der alte Kaiſer in die Schranken und erwies ſeine ungeſchwächte Heldenkraft. Auch edle Dichter waren bei dem Feſt, inmitten des Volks und der Fürſten; und das iſt der rechte Platz für die Dichter; gleichwie alle ächte Dichtung aus dem Volk kommt und nur der vollkommene Ausdruck des Volksgeiſtes iſt, ſo ſollen die Dichter mit ſtolzem Bewußtſein alles Herrliche ihres Volks der ganzen Welt offenbaren, und ſollen zugleich die Fürſten lehren, daß Fürſtenmacht nur dann groß und preiswürdig iſt, wenn ſie im Geiſt und im Willen des Volks wurzelt; nur dann iſt ſie ja mit der Wahrheit im Bunde. Wie nun damals, nachdem die uralte deutſche Volksfreiheit durch's Lehnweſen verſchüttet war und das junge kräftige Bürgerthum ſeine volle Bedeutung noch nicht ganz errungen hatte, der Kern der Volkskraft noch größtentheils im adeligen Ritterthum hervortrieb, — ſo hatte ſich auch die deutſche Dichtung dem Ritterthum innig angeſchloſſen. Die Keime der Volksdichtung nämlich waren gar wunderbare Sagen, theure Reſte aus der alten Heldenzeit des Volks. Wie alle Bildung waren ſie zuerſt in die Pflege der Geiſtlichkeit gekommen; und nun, da ſich der Staat von der Kirche losgetrennt hatte, da der ausſchließlich religiöſen Bildung ſchon die allgemeinere Weltbildung gegenüber trat, ward die deutſche Dichtung eine ritterliche. Schon damals aber offenbarte ſich in der deutſchen Poeſie eine großartige Eigenthümlichkeit des deutſchen Geiſtes, nämlich die: daß er alles Schöne und Wahre, das in fremden Ländern entſteht, ſich aneignen und in ſein tiefinnerſtes Eigenthum verwandeln kann, um es dann der ganzen Welt als allgemein gültig und als Bildungsſtoffe freigebig auszutheilen. In jener Zeit haben die Prieſter Konrad und Lambrecht die Geſchichten und Sagen von Karl dem Großen und von Alexander in deutſche Lieder gebracht; der erſte ritterliche Dichter in Deutſchland war Heinrich von Veldek. Die ritterlichen Dichter haben alsbald zuerſt die Form der Gedichte kunſtreich auszubilden angefangen, und nun kamen darin die Ideen

des Volkes zum Vorſchein, wie reine liebliche Kinder, die ſich in goldnen Wiegen ſchaukeln.

Bald nach dem Reichsfeſt bei Mainz zog der Kaiſer abermals nach Welſchland, um das Werk des Friedens mit den lombardiſchen Städten zu vollenden. Sie empfingen ihn nun mit hohen Ehren, ſelbſt Mailand, das einſt ſo erbittert gegen ihn gekämpft hatte. Hingegen ſtellte ſich ihm jetzt der Papſt Lucius III., der Nachfolger des großen Alexanders III., feindlich gegenüber und verlangte insbeſondere die Mathildiſche Erbſchaft zurück. Das war unklug gethan, weil des Kaiſers Macht in Welſchland jetzt größer als jemals war und ſelbſt die Normannen zu ihm hielten. Denn der Kaiſer hatte daran gedacht, dem Papſt auch dieſe ſeine andern bisherigen Bundesgenoſſen abzuziehen und es dahin gebracht, daß Konſtanzia, die Erbin Siciliens, mit ſeinem Sohn, dem König Heinrich VI. (1181) vermählt ward. So war jetzt das Papſtthum inmitten Italiens oben und unten von Freunden des Kaiſers umgeben und ſchutzlos. Dennoch ſetzte nach dem Tode des Lucius III. der neue Papſt Urbanus III. den Kampf gegen den Kaiſer um die Exiſtenz der Kirchenherrſchaft muthig fort.

Da erſcholl plötzlich die Kunde, daß die Ungläubigen Jeruſalem wieder erobert hatten. In jugendlicher Begeiſterung rüſtete ſich der alte Kaiſer, um nach ſo vielen weltlichen Kämpfen ſeine Heldenlaufbahn als Kämpfer für die Sache Gottes zu beſchließen. Er beſtellte das deutſche Reich, übergab ſeinem Sohne Heinrich VI. deſſen Verwaltung, und zog dann (1189), mit 30,000 Rittern und 82,000 Kriegern zu Fuß, in's gelobte Land. Da geſchahen (im Jahre 1190) zwei große Schlachten, in denen der Rothbart wie ein friſcher Jüngling ſiegreich kämpfte. Aber bald darauf (am 10. Juni 1190) ereilte ihn der Tod, da er im Fluſſe Seleph badete. Laut wehklagten alle Kreuzfahrer um den theuren Helden vier Tage lang. Das deutſche Volk aber hat es nicht glauben können, daß Kaiſer Friedrich geſtorben ſei, ſondern meinte: „er iſt in den Berg Kiffhäuſer eingegangen, der in der güldnen Aue ſteht, und hält Hof drinnen im Berg, mit ſeiner holdſeligen Tochter und ſeinen Helden; an einem Marmortiſch ſitzt er, durch welchen ſein rother Bart gewachſen iſt, und harret der

Stunde, wann die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Dann wird er ausziehn mit ſeinen Getreuen und ſeines Schildes Laſt hängen auf des Birnbaums dürren Aſt, und wird das deutſche Volk wieder groß machen vor allen Völkern der Erde.“ Dies ward noch viele hundert Jahre hindurch geglaubt. Und ſelbſt in heutigen Tagen knüpfen deutſche Dichter und deutſche Herzen noch gerne an jene Sage eine große und mächtige Zukunft des Vaterlandes.

Herzog Friedrich von Schwaben brachte ſeines Vaters Herz nach Antiochia; dort ward es beſtattet, die Leiche in Tyrus. Hierauf führte der Herzog das Kreuzheer vor die Stadt Akkon, welche von den Ungläubigen hartnäckig vertheidigt ward. Vor ihren Mauern litten die deutſchen Pilger durch Hunger und Seuchen große Noth. Da half deutſcher Bürgerſinn; Bürger aus Lübeck und Bremen richteten ein Hospital für die Bedrängten ein und es thaten ſich viele edle Männer zu einer Brüderſchaft zuſammen, um die Armen und Siechen zu pflegen und zu ſchützen. Daraus entſtand ein Ritterorden, nach dem Muſter des Ritterordens der „Tempelherren“ und der „Johanniter“, welche ſchon früher zur Pflege der Kranken und zum Schutz der wehrloſen Pilger, ſo wie zur Bekämpfung der Ungläubigen geſtiftet worden waren; in dieſen Ritterorden vereinigten ſich der Geiſt des Mönchthums (Demuth, Gehorſam und Weltentſagung) und der des Ritterthums (Tapferkeit und Ehre) durch den edlen Zweck der Menſchlichkeit. Jener neu geſtiftete Orden hieß im Anfang „die Brüderſchaft von der Liebfrauenkirche zu Jeruſalem“, ſpäter der der „deutſchen Ritter“. Sie hatten eine eigene Ordenstracht, nämlich weiße Mäntel mit einem ſchwarzen Kreuze. Die Mitglieder des Ordens waren theils Prieſter, theils Ritter, theils dienende Brüder; über alle war ein Hochmeiſter geſetzt; und der erſte Meiſter hieß Heinrich Walpode, aus einem edlen Mainzer Geſchlecht. Dieſer Orden der deutſchen Ritter hat gar bald eine ſehr große Ausdehnung und reiche Güter im Morgenland wie im Abendland gewonnen.

Der Kreuzzug der Deutſchen aber nahm ein trauriges Ende, als nebſt vielen Tauſenden von Streitern auch Herzog Friedrich von

Schwaben (1191) vor Akkon an der Seuche geſtorben war; nur Wenige von Allen, die voll Siegeshoffnungen von der Heimath fortgezogen waren, haben ſie wieder erreicht.

14.

Das Kaiſerhaus will wachſen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Schiller.

Kaum hatte Kaiſer Friedrich der Rothbart Deutſchland mit dem Kreuzheer verlaſſen, ſo war Heinrich der Löwe aus der Verbannung wiedergekehrt, um ſein verlorenes Herzogthum Sachſen wieder zu erobern. Da traten dem alten Helden nicht blos ſeine früheren Freunde bei, ſondern auch langjährige Feinde verſöhnten ſich mit ihm. Nun zog er rachedürſtend vor die Stadt Bardewick, welche ihn im Unglück verhöhnt hatte und es jetzt wieder that, eroberte ſie und verwandelte ſie in einen Schutthaufen (1189); über das Thor des Doms ließ er die Inſchrift ſetzen: „Das iſt die Spur des Löwen.“ Hierauf unterwarfen ſich ihm auch das reiche Lübeck und Lauenburg. Dafür ließ König Heinrich VI., damals blos Reichsverweſer Deutſchlands, die Stadt Hannover in Brand ſtecken; Braunſchweig hingegen widerſtand dem König. Da vernahm der Letztere plötzlich die Nachricht, daß König Wilhelm II. von Sicilien geſtorben ſei; und nun waren ihm in Folge ſeiner Vermählung mit Konſtanzia die Reiche Neapel und Sicilien zugefallen. Aber viele von den dortigen Großen hatten, aus Abneigung gegen die Deutſchen, den Grafen Tankred von Lecce, einen Enkel des Königs Roger, auf den Thron gehoben, welchen der Papſt, aus Furcht vor der allzugroßen Macht der Hohenſtaufen, belehnte. Dies bewog den König Heinrich VI., ſich mit dem Löwen zu vertragen, um ſich, wenn in Deutſchland die Ruhe hergeſtellt ſei, mit ganzer Kraft auf Italien werfen zu können. Der Löwe ging die ihm gebotenen Bedingungen ein und gab dem König ſeinen zweiten Sohn als Geißel; ſein Erſtgeborner, Heinrich, folgte mit 50 Rittern dem König nach Welſchland. Dort war die Zwietracht der lombardiſchen Städte auf's

Neue ausgebrochen und die römiſche Kirche im Bunde mit der römiſchen Bürgerſchaft gegen die Deutſchen. Aber den König Heinrich VI. ſchreckte kein Hinderniß. Der Heldengeiſt ſeines Vaters lebte in ihm fort; ja er hegte, von Ruhmdurſt glühend, noch viel kühnere Gedanken als dieſer. Aber er entehrte ſein Streben und ſein Andenken durch Ungerechtigkeit und blutige Gewalt.

Er richtete in Oberitalien den Frieden wieder ein und zog dann nach Rom, um von dem neuen Papſt Cöleſtin III. die Kaiſerkrone zu empfangen. Als er ſie (am 14. April 1191) erhalten hatte, zog er nach Apulien hinab und kam ſiegreich, wie im Triumphzug, bis vor die Mauern Neapels. Hier floh ihn jedoch plötzlich das Glück und furchtbar wüthete eine Seuche im deutſchen Heer; Heinrich VI. ſelbſt ward krank. In dieſem gefährlichen Zeitpunkt verließ der junge Heinrich, der Sohn des Löwen, das Heer und eilte nach Deutſchland heim; die Kaiſerin kam in die Gefangenſchaft der Feinde. Da ſah ſich der Kaiſer, kaum geneſend, gezwungen, die Belagerung Neapels aufzuheben und in die Heimath zurückzukehren, um friſche Streitkräfte zu ſammeln.

Dort war indeſſen der alte Welf von Altorf geſtorben, deſſen reiche Erbſchaft dem Kaiſer jetzt ein willkommner Zuwachs zu ſeiner Hausmacht war, denn er hatte beſchloſſen, den alten Löwen und das ganze welfiſche Geſchlecht zu verderben. Als Grund ſeines Zorns gab er an, daß der alte Löwe die Friedensbedingungen nicht gehalten, und daß deſſen Sohn, der junge Heinrich, in Italien das Heer verlaſſen habe. Vergeblich betheuerte der alte Löwe ſeine Unſchuld, vergeblich erbot er ſich zur Genugthuung. Der Krieg im deutſchen Norden brach auf's Neue los. Tapfer und gewandt kämpfte der Löwe, aber er hatte kein Glück, und von allen ſeinen Hoffnungen ſchwand ihm eine nach der andern. Dazu kam noch ein großes Mißgeſchick, welches Heinrich's des Löwen Schwager, den König Richard Löwenherz von England, betraf. Dieſer hatte bei der Eroberung der Stadt Akkon (1191), wohin er als Kreuzfahrer gekommen war, in unbändigem Stolz den tapfern Herzog Leopold von Oeſterreich ſchwer beleidigt und das öſterreichiſche Banner verunehrt. Als er nun bald

darauf vom Kreuzzug heimfuhr, war er durch einen Sturm an die Küſten des adriatiſchen Meeres verſchlagen worden, und, da er verkleidet den Weg zu Land durch Oeſterreich unternahm, in die Hand ſeines Todfeindes, jenes Herzogs Leopold, gekommen; dieſer hielt ihn auf der Felſenburg Dürrenſtein am Donauſtrom gefangen. Als Kaiſer Heinrich VI. dies vernahm, ſprach er auf einem Reichstag zu Regensburg: „Vor mein Gericht und in meine Haft gehört König Richard, weil er die deutſche Waffenehre verunglimpfte;“ und ließ ihn von Dürrenſtein fortführen auf die Reichsveſte Trifels, wo ſo oft des Reichs Kleinodien verwahrt worden ſind. Richard's Aufenthalt ſoll in England unbekannt geweſen ſein. Da iſt (wie die Sage erzählt) ſein treuer Freund, der Sänger Blondel, ihn zu ſuchen, im deutſchen Reich von Burg zu Burg gezogen, bis er vor Trifels kam, wo er ein Lied aus dem Thurm hörte, ſeinen König d'ran erkannte und es beantwortete. Der Kaiſer forderte für Richard's Freilaſſung von England 150,000 Mark. Vergeblich ſuchte er durch nichtigen Vorwand dieſen Judashandel zu beſchönigen, indem er ſagte: „dem römiſch-deutſchen Kaiſer, als höchſtem Gebieter in Europa, ſteht das Gericht über alle Könige zu.“ Sowohl die deutſchen Fürſten als der Papſt ſchalten laut ſeine Ungerechtigkeit. Gleichwohl ſetzte Heinrich VI. ſeine Abſicht durch.

Sein eigentlicher Zweck aber war, ſich tüchtig mit Geld auszurüſten, um in Italien mit Nachdruck auftreten und den alten Löwen niederdrücken zu können. D'rum verlangte er deſſen zwei jüngere Söhne als Geißeln. Heinrich, der älteſte von beiden, ging auf ſeines Vaters Geheiß zum Kaiſer nach Speier, um ſich zu rechtfertigen und die verlornen Landſchaften jenſeits der Elbe wieder zu erlangen. Da er jedoch ſtatt deren nur leere Worte bekam, ſo ritt er grollend wieder von dannen. Unterwegs begegnete ihm ein Bote von Irmengard, der Pfalzgräfin am Rhein, (deren Gemahl Konrad bei ſeinem Neffen, dem Kaiſer, war) und richtete ihm aus: er ſolle eilig auf die Burg Stahleck kommen. Dort erwartete ihn die Tochter der Pfalzgräfin, die holdſelige Agnes, mit welcher er einſt, da ſie noch ein Kind war, verlobt worden war; nun aber hatte der König von

z. S. 286.

z. S. 287.

Frankreich um ſie geworben, und ihr Vater, ſo wie der Kaiſer wollten ſie dieſem zur Hausfrau geben. Doch die edle Jungfrau bewahrte dem jungen Heinrich ſtandhaft ihre Treue. Als Pilger verkleidet kam er bei Nacht glücklich in die Burg. Da gab die Pfalzgräfin den zwei Liebenden ihren mütterlichen Segen, und das treue Paar wurde nun in aller Eile getraut. Als der Pfalzgraf des andern Tags heimkam und dies erfuhr, zürnte er anfangs; doch ließ er ſich bald beſänftigen und ſtillte auch den Groll des Kaiſers, ja er bewog dieſen ſogar zu einer Verſöhnung mit dem alten Löwen; zu Tilleda in der güldenen Au, nicht weit vom Kyffhäuſerberg, kam ſie zu Stande. Da gab der Kaiſer dem jungen Heinrich die Pfalzgrafſchaft am Rhein zu Lehn. So gewann deutſche Frauentreu' einen ſchönen Sieg über den Haß.

Heinrich der Löwe aber erhielt ſeine verlornen Länder nicht wieder, ſondern blos den Frieden. Von da an lebte er in ſeiner Stadt Braunſchweig, ſprach eifrig Recht, pflegte die Wohlfahrt der Bürger, begabte in frommer Sorgfalt die Kirchen mit Schätzen und Kunſtwerken, und horchte am liebſten oft Nächte lang auf die Heldengeſchichten aus alten Zeiten, welche er ſich vorleſen ließ; auch ließ er die ſeiner Zeit niederſchreiben. So ſchwand der Reſt ſeines thatenvollen Lebens dahin. — Funfzehn Tage vor ſeinem Tod ſchlug der Blitz in die Blaſiuskirche; die Flamme ergriff auch ſeine Burg; Alle um ihn her waren voll Schrecken; nur er allein, der ſchwache, ſieche Greis, verlor weder Muth noch Ruhe. So kündigte ein Wetter den Tod des alten Helden an. Er ſtarb am 6. Auguſt 1195 und ließ den Gewaltigen der Erde in ſeinem Schickſal ein warnendes Beiſpiel, wie wandelbar das Glück iſt.

Kaiſer Heinrich VI. war indeſſen nach Welſchland gezogen, eroberte Neapel und Sicilien und waltete dort mit unerhörter Grauſamkeit. Wer ihm irgendwie verdächtig war, wurde getödtet, oder gefoltert, geblendet, entmannt. Wegen ſolcher Tyrannei ſchleuderte der Papſt Cöleſtin III. den Fluch der Kirche auf ihn; doch Heinrich VI., in der Fülle ſeiner Kraft und Macht, Herr aller Länder von der Oſt- und Nordſee bis gen Sicilien hinab, kümmerte ſich nicht darum.

Mailand und mehrere andere lombardiſche Städte ſchloſſen einen Bund gegen ihn; er lachte darüber und ging nach Deutſchland, voll kühner Gedanken. Denn er wollte dort die alte Wahlfreiheit der Krone umſtoßen und das Reich für ſein Geſchlecht erblich machen; dafür bot er den Fürſten an: ihnen alle Reichslehen erblich zu laſſen, ſelbſt für die weiblichen Linien; ferner: das bisherige Recht der Könige auf Einziehung des Nachlaſſes der Biſchöfe (das ſogenannte „Spolienrecht“) aufzugeben, und endlich: ſeine Erbreiche Neapel und Sicilien mit dem deutſchen Reich zu vereinigen. 52 Fürſten waren ihm dazu willfährig, die andern aber, beſonders die ſächſiſchen, widerſprachen ihm ſtandhaft alſo: „Aus einer erblichen Herrſchaft wird gar leicht eine ſchrankenloſe; beſſer: Deutſchland bleibt frei und innerlich ſtark, als wenn es über fremde Länder herrſcht; davon hat nur der König Luſt, das Reich nichts als Laſt.“ Hingegen erwählten die Fürſten ſein unmündiges Söhnlein Friedrich II. zum deutſchen König.

Heinrich VI. gab jedoch ſeine ſtolzen Pläne keineswegs auf. So wollte er das griechiſche Kaiſerreich erobern, um es mit dem römiſch-deutſchen Kaiſerthum zu vereinigen. Zu dieſem Zweck ſollte ihm ein Kreuzzug dienen, welcher ſich damals gebildet hatte. Da überraſchte ihn der Tod, wie er auf einer Jagd in Sicilien, ſtark erhitzt, jäh aus einer eiskalten Quelle trank. Er ſtarb zu Meſſina, noch nicht 32 Jahre alt, 1197, von Vielen wegen ſeiner Gewaltthätigkeit verwünſcht, aber doch gewiß ein Fürſt voll der kühnſten Gedanken für Deutſchlands Ruhm und Herrlichkeit.

Drei Monate nach ihm ſtarb auch der Papſt Cöleſtin III., und an deſſen Stelle trat nun Innocenz III., durch Verſtand und Willenskraft der größte Mann ſeiner Zeit. Er überſah mit klarem Blick die Verhältniſſe der Völker, die blutigen Folgen der Tyrannei und die zahlloſen Verwirrungen der Parteien. Da durchleuchtete ihn die Idee, daß die ganze Chriſtenheit nur ein einziger Gottesſtaat ſei, die Kirche der ewige unbewegliche heilige Mittelpunkt der Einigkeit. So ſtand er, als das Oberhaupt dieſer Kirche, über allen Königen. Und er übte ſeine geiſtige Macht mit bewun-

dernswerther Klugheit, Ruhe und Würde, als höchſter Richter, als Schutz aller Bedrängten, als Vater der ganzen Chriſtenheit. In Italien beſonders war der mächtige Haß des Volkes gegen die Herrſchaft der Deutſchen mit ihm im Bunde. Da wollte er das zerſplitterte Welſchland zur Einheit und Unabhängigkeit bringen, und bald konnten ſich die Deutſchen dort nirgends mehr halten; ja, es kam ſo weit, daß Kaiſer Heinrich's Witwe, Konſtanzia, den Papſt zum Vormund ihres unmündigen Söhnleins Friedrich II. ernennen mußte. Gleich darauf ſtarb ſie (1198) und die römiſche Kirche erzog nun das Kind ihres kaiſerlichen Feindes als ihren Sohn!

15.

Er iſt noch nicht geſchloſſen, der große Friedensbrief;
Es ſind daran noch Gloſſen zu ſchreiben hoch und tief.
Rückert.

Damals war in Deutſchland eine ſchlimme Zeit. Wie eine alte Wunde brach der Parteikampf zwiſchen den Welfen und den Hohenſtaufen wieder auf. Die Fürſten, welche zu den Erſteren hielten, hatten am 1. Mai 1198, Otto, einen Sohn Heinrich's des Löwen, die Andern ſchon am 5. März jenes Jahres, Philipp von Schwaben, Kaiſer Friedrich's I. Sohn, zum König erwählt. An Heinrich's VI. Söhnlein, Friedrich II., welcher ſchon im dritten Lebensjahre zum König gewählt worden war, dachte Niemand. Mit furchtbarer Wuth kämpften nun die beiden Gegenkönige, Otto IV. und Philipp, zehn Jahre lang um den Beſitz der Krone. Dieſe verderbliche Zwietracht drang bis in's Innere der Häuſer und Familien. Raub, Mord und Grauſamkeit wütheten ſo ſchauderhaft, daß ſelbſt Kirchen und Klöſter nicht verſchont blieben. Handel und Gewerbfleiß verfielen, und, da König Philipp die großen Schätze und Güter der Hohenſtaufen zu Beſtechungen verſchwendete, ſo ſchwand auch alle Redlichkeit, und die Fürſten und Herren verkauften ihre Treue ſchamlos an den, der ſie am beſten bezahlte. Endlich wandte ſich jeder der beiden Gegenkönige an den Papſt und ſo räumten ſie von freien Stücken dieſem das

Recht der oberſten Entſcheidung über's deutſche Vaterland ein. Vorſichtig prüfte Innocentius III., welcher von Beiden der Kirche gehorſamer und zugleich weniger gefährlich ſei, und entſchied ſich anfangs für den welfiſchen Otto IV., weil er nicht blos die Macht, ſondern auch den Geiſt der Hohenſtaufen fürchtete, welcher der Kirche immerdar entgegenſtrebte. Dennoch gewann Philipp in Deutſchland durch ſeine Klugheit, Milde und Freigebigkeit immermehr Anhänger, ſo daß er ſich (1205) zum zweitenmal in Aachen krönen laſſen konnte, und daß ſich endlich auch der Papſt, durch Verſprechen des Gehorſams bewogen, auf ſeine Seite neigte und ihn vom Banne losſprach. Nun ruhten endlich die Waffen der beiden Gegenkönige ein Jahr lang.

In jener Zeit (1207) geſchah, wie die Sage erzählt, ein Kampf von anderer Art auf der hohen Wartburg im Thüringerland, wo Landgraf Hermann gar ſtattlich Hof hielt. Der liebte die edle Kunſt des Geſanges und war darum hochgeehrt. Da kamen auf der Wartburg ſechs werthe Meiſter zuſammen, davon waren vier ſtolze Ritter, Heinrich von Risbach, Reimar von Zweter, Wolfram von Eſchenbach, und Walther von der Vogelweide, und zwei waren Bürger, der Bitterolf von Stilla und Heinrich von Ofterdingen. Die erſten fünf, welche am Hofe des Landgrafen lebten, erhoben deſſen Lob in Geſängen über das aller Fürſten und waren dem Ofterdingen feind, weil er dagegen den Herzog Leopold von Oeſterreich als die Sonne deutſcher Lande pries. D'rum boten ſie den Ofterdingen zu einem ernſthaften Wettkampf im Dichten und Singen auf, und, wofern er unterläge, ſollte er dem Scharfrichter auf Schwert oder Strick verfallen ſein. Nun kämpften die fünf Meiſter in künſtlichen Weiſen gegen Heinrich von Ofterdingen, und beſiegten ihn. Aber er klagte, daß ihm Unrecht geſchehe, berief ſich zur Entſcheidung auf den weiſen Meiſter Klinſor in Ungarland und flüchtete ſich zu der Landgräfin; dieſe deckte ihn mit ihrem Mantel, auf daß ihm Niemand Gewalt anthue, und der Landgraf erlaubte ihm, den Meiſter Klinſor zu holen. Da ritt Heinrich von Ofterdingen in's Ungarland zum reichen König Andreas, welcher den Klinſor, wegen ſeiner geheimen Kunſt, in Ster-

ȝ. S. 290.

nen zu leſen und das Gold in den Bergen zu finden, hoch in Ehren hielt. Und Klinſor brachte durch ſeine Zauberkraft den Sänger in einer Nacht aus Ungarland nach Eiſenach. Da gingen beide des Morgens zur Wartburg hinauf und wurden herrlich empfangen. Klinſor aber weiſſagte aus den Sternen, daß dem König Andreas in Ungarn ein Töchterlein geboren ſei, welches einſt über Thüringen herrſchen würde. Hierauf wollte er den frommen Meiſter Wolfram von Eſchenbach beſiegen und beſchwor dazu einen Geiſt in Geſtalt eines Jünglings, der mit Wolfram lange Zwieſprach hielt von den Geheimniſſen aller Dinge, die von Erſchaffung der Welt bis zum Reich der Gnade durch Jeſum Chriſtum geſchehen ſind. Wie aber der fromme Wolfram von den Geheimniſſen Gottes und zumal von dem Wort, das Fleiſch geworden, und von der Wandlung des Brots und Weins in Chriſti Leib und Blut ſprach, da ward der Geiſt vor ihm zu Schanden. Meiſter Klinſor aber ſchlichtete den Streit der Sänger und erhielt vom Landgrafen viele koſtbare Gaben. Bald darauf war er plötzlich aus Thüringen verſchwunden. Das iſt die Sage vom Krieg der Sänger auf der Wartburg.

Indeſſen ging der Waffenſtillſtand zwiſchen Philipp und Otto IV. zu Ende und weil der Letztere von ſeinen Anſprüchen auf die Krone nicht ablaſſen wollte, ward abermals zum Kampf gerüſtet. In dieſer Zeit (am 21. Juni 1208) vermählte König Philipp in Bamberg ſeine Nichte Beatrix mit dem Herzog Otto von Meran und ritt nach der Trauung aus der Stadt zu der Altenburg hinan, dort ließ er zur Ader und pflegte der Ruhe. Blos der Biſchof von Speier und der Truchſeß von Waldburg waren bei ihm; da trat plötzlich der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach herein, ein Sohn jenes Otto, welcher Friedrich dem Rothbart ſo getreu geweſen war, und ein Vetter des Herzogs von Baiern. Dieſer Pfalzgraf war ein verwegner, zornmüthiger Mann und grollte dem König, weil ihm dieſer eine ſeiner Töchter zur Ehe verſprochen, aber nicht gegeben hatte, wiewohl der Pfalzgraf ſelber daran ſchuld war, denn er hatte ſeine Ehre durch Blutſchuld getrübt. Mit wildem, verſtörtem Antlitz, das bloße Schwert

ſchwingend, ſchritt er auf den König zu: „Stecke Dein Schwert in die Scheide!“ rief ihm Philipp zu, „hier iſt nicht der Ort, damit zu ſpielen.“ „Doch der Ort Dich zu ſtrafen, Du falſcher, treuloſer Mann!“ ſchrie der Pfalzgraf und traf den König mit dem Schwert in den Hals. Aufſchreiend eilte ihm der Truchſeß zu Hülfe, doch der Pfalzgraf, wie raſend, verwundete auch ihn, während ſich der Biſchof verbarg. Da ſank der König todt zur Erde. Der Mörder entrann.

Nun war vom Mannsſtamm der Hohenſtaufen nur noch der vierzehnjährige Neffe Philipps, Friedrich II., in Palermo übrig und Alle glaubten: der Glücksſtern der Hohenſtaufen ſei im Untergang, während ſich das noch vor zehn Jahren ſo tief gebeugte Geſchlecht der Welfen plötzlich wieder zum höchſten Glanz erhob. Denn der Papſt Innocentius III. gebot jetzt den deutſchen Fürſten unter Androhung des Banns, Otto IV., den Sohn Heinrich's des Löwen, als König anzuerkennen; dieſen hingegen ermahnte er, aller Königstugenden getreulich zu pflegen. Nun ward Otto IV. auf's Neue, und zwar einhellig, zum König der Deutſchen gewählt. Wie er in der Reichsverſammlung ſaß, führte der Biſchof von Speier Beatrix, die achtjährige Tochter des ermordeten Philipp, vor ſeinen Thron; weinend rief das Kind den König um Rache für den Vater an. Da ſprach Otto IV. die Reichsacht über den Mörder und über Alle, die um die blutige That gewußt. Der Marſchall von Kalatin (der Ahnherr der Edlen von Pappenheim) vollſtreckte ſie. Er verfolgte den Wittelsbacher, fand ihn in einem Kloſterhof an der Donau, nicht weit von Regensburg, hieb ihm das Haupt ab, warf's in die Donau und ließ den Rumpf den Vögeln des Himmels zum Fraß. Der König aber verlobte ſich, um die Macht ſeines Hauſes durch die Trümmer der hohenſtaufiſchen zu mehren, mit der jungen Beatrix und fuhr dann (1209) gen Welſchland, um dort die lombardiſche und die Kaiſer-Krone zu empfangen.

Da mußte der Papſt bald kennen lernen, daß Otto IV., wiewohl er ein Welfe war, und die Welfen es bisher mit der Kirche gehalten hatten, nun als römiſch-deutſcher Kaiſer ganz im Geiſt der Hohen-

z. S. 292.

ſtaufen handelte, indem er nämlich die Anſprüche des Reiches im vollen Umfang behauptete und die weltliche Macht der Kirche aus allen Kräften beſchränkte. Innocentius warnte ihn eine Zeit lang und als Otto IV., darauf nicht achtend, fortfuhr, Italien als einen Beſtandtheil des deutſchen Kaiſerreichs zu behandeln, und mit Heeresmacht auch gegen Unteritalien aufbrach, um es dem Mündel des Papſtes, dem jungen Friedrich II., zu entreißen, da ſchleuderte Innocentius endlich (1210) den Kirchenbann auf denſelben Otto, deſſen Anerkennung er vor zwei Jahren bei Strafe des Banns geboten hatte; er verwarf ihn jetzt wie der Meiſter ſein Geſchöpf. Kühn verachtete jedoch Otto IV. den Bann und fuhr fort, den Papſt zu bedrängen und ſeine Eroberungen in Unteritalien auszubreiten; ja ſchon wollte er nach der Inſel Sicilien hinüber dringen, als hinter ſeinem Rücken in Deutſchland bereits ſein Untergang veranſtaltet ward. Denn im Uebermuth des Glückes hatte er manches unbedachte Wort fallen laſſen, wie er die allzugroße Macht der Fürſten ſtreng beſchränken wolle.

Da dachten Viele von dieſen wieder an die Hohenſtaufen und blickten voll Hoffnung auf den letzten männlichen Sproſſen dieſes Geſchlechts, auf den jungen Friedrich II. in Palermo, von deſſen hohen Trefflichkeiten weit und breit geredet ward. Auf Betrieb des Erzbiſchofs Siegfried von Mainz fielen der Landgraf Hermann von Thüringen, König Ottokar von Böhmen und mehrere Andere von Otto IV. ab und beſchloſſen (1211), die frühere Wahl Friedrich's II. wieder in Kraft treten zu laſſen. Schnell eilte Otto IV. nach Deutſchland zurück, um ſeine Feinde zu vernichten und ſeine Macht, durch die Vermählung mit ſeiner Braut, Beatrix von Hohenſtaufen, wieder zu verſtärken. Aber ſchon vier Tage nach der Hochzeit ſtarb Beatrix (12. Auguſt 1212) und zwar, wie es hieß, von Otto's welſchen Buhlerinnen vergiftet; ſchaudernd verließen darauf die Baiern und Schwaben ſein Heer.

Indeſſen hatten die Freunde der Hohenſtaufen in Deutſchland, im guten Vernehmen mit Innocentius III., Botſchaft an Friedrich II. nach Palermo geſchickt, um ihn einzuladen, daß er in's Land ſeiner Väter zurückkehre und die deutſche Krone auf ſein Haupt ſetze. Frie-

drich II. war damals ein blühender Jüngling von achtzehn Jahren, anmuthig von Geſtalt, durch ſein blondes Haar auf den erſten Anblick als Deutſcher zu kennen, fein und edel von Sitten, reich an Kenntniſſen und Meiſter in der edlen Dichtkunſt. Gleich als ginge ein Zauber von ſeinem Weſen aus, ſo huldigten ihm die Herzen Aller, die ihn ſahen. Schwere Gefahren hatten ihn ſchon in der Wiege rings umdroht; wie durch Wunder beſchützt, war er inmitten großen Unglücks herangewachſen. Dafür war aber auch ſein Charakter in der Schule der Erfahrung kühn und ſtark geworden. Als ihm nun die Botſchaft aus Deutſchland kam, ermunterte ihn auch Innocentius III., die deutſche Krone anzunehmen, denn er hoffte, ihn als bisherigen Schützling, ja gleichſam als geiſtlichen Sohn der Kirche, wie ein gutes Werkzeug gebrauchen zu können, um das Gebäude ihrer Herrſchaft zu vollenden; zugleich aber forderte er, in kluger Vorſicht, ihm das Gelöbniß ab: die Krone Unteritaliens *nie* mit der Deutſchlands zu vereinigen. Der Gedanke an die deutſche Krone begeiſterte Friedrichs Herz. Zwar flehten ihn ſeine treuen Räthe an, und ſeine Gattin, Konſtanzia von Arragon, welche ihm der Papſt in ſeinem funfzehnten Jahre gefreit und welche ihm eben ein Söhnlein, mit Namen Heinrich, geboren hatte, beſchwor ihn: er möchte in ſeinem Erbreich Unteritalien und Sicilien bleiben; doch jede Vorſtellung und Bitte war vergeblich. Friedrich II. übergab ſeinem Söhnlein ſein Erbreich, deſſen Verwaltung ſeiner Gattin, und zog nun muthig und hoffnungsreich durch alle Gefahren, womit ihn ſeine Feinde, beſonders die guelfiſchen Städte Lombardiens, umſtellten, über die Alpen. Und wie er das Land ſeiner Väter betrat, eilte ihm die Liebe des Volkes entgegen, Hand in Hand mit dem Glück. Wo er ſich blicken ließ im Thurgau und Schwabenland, begrüßten ihn Adel und Volk als rechten König. Von Ort zu Ort, je weiter er kam, wuchs ſein Anhang. Kaiſer Otto IV. wich vor ihm nach Sachſen zurück und beſchloß endlich, im Bund mit ſeinem Vetter, dem König Johann von England, den König Philipp von Frankreich mit Krieg zu überziehen, welchen er als Bundesgenoſſen Friedrich's und des Papſtes haßte. Da geſchah am 27. Juli 1214 eine

furchtbare Schlacht bei Bouvines, in welcher Kaiſer Otto, ſo heldenhaft er und ſeine Sachſen auch kämpften, doch fliehen mußte. Nun verließen ihn alle ſeine Freunde und nirgends hatte er mehr Glück. Dennoch beharrte er ſtandhaft auf ſeinem Kronenrecht, das kein Papſt ihm nehmen könne, und behielt bis an ſeinen Tod (1218) die Reichskleinodien. Friedrich II. hatte indeſſen begonnen, in Deutſchland als König zu walten. So hatte er dem Welfen Heinrich die Pfalzgrafſchaft am Rhein genommen und ſie dem treuen Baierherzog Ludwig gegeben. Am 25. Juli 1215 wurde er in Aachen feierlich als deutſcher König gekrönt und nach der Krönung that er aus Dankbarkeit gegen den Papſt das Gelübde, einen Kreuzzug zu unternehmen.

Der Friede zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht ſchien nun hergeſtellt und dauernd befeſtigt zu ſein. Aber, weil die römiſche Kirche alle irdiſche Herrſchaft blos als von ihr abhängig betrachtete und auch in dieſem Geiſte zu handeln fortfuhr, ſo war ein abermaliger Ausbruch des alten Kampfes in der Folge doch unvermeidlich. Zur ſelben Zeit erhielt die päpſtliche Macht in dem neuentſtandenen Orden der Bettelmönche (der Franziskaner und der Dominikaner) eine wichtige Stütze. Sie dienten dem Papſt mit blindem Gehorſam, wie Soldaten ihrem General, zogen eilenden Fußes überall hin, wohin er ſie ſandte, und bearbeiteten das Volk, auf welches ſie einen gar großen Einfluß ausübten, ganz nach des Papſtes Willen. Beſonders gut konnte er ſie zu Predigten gegen jene Glaubensſekten verwenden, welche die von der römiſchen Kirche aufgeſtellten Glaubensſätze nicht anerkannten. Denn Innocentius III., von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die römiſche Kirche, von Gott ſelbſt eingeſetzt, die allein wahre ſei, eiferte, zur Erhaltung ihrer allumfaſſenden Einheit, ſtreng gegen Jeden, der ſich davon loszuwinden ſtrebte, und ſuchte deshalb die ſogenannten Ketzer durch eigene Glaubensgerichte („Inquiſition“) auszurotten. In ſeinem ganzen Wirken für die Einheit und Hoheit der römiſchen Kirche durch die Zeitumſtände begünſtigt, hatte Innocentius III. nur noch einen Wunſch: die Eroberung des heiligen Landes; dann hoffte der kühne Mann wohl auch

die morgenländiſche Kirche mit der römiſch-katholiſchen vereinigen zu können. Schon im Jahre 1204 war ein großer Kreuzzug zu Stande gekommen, auf welchem Venezianer, Franzoſen und Deutſche die Kaiſerſtadt Konſtantinopel eroberten, und ein Fürſt aus deutſchem Geblüt, Balduin Graf von Flandern und Hennegau, beſtieg den morgenländiſchen Kaiſerthron. Acht Jahre darauf (1212) hatten zahlloſe Kinder aus Frankreich und Deutſchland einen Kreuzzug begonnen, waren aber theils durch ſchändliche Verrätherei als Sklaven verkauft worden, theils unterwegs umgekommen. Der Eifer der Völker für die Kreuzzüge war damals ſchon im Erkalten. Kurz, Innocentius III. erlebte die Erreichung ſeines letzten Wunſches nicht. Erſt nach ſeinem Tode (er ſtarb 1216) kam wieder ein geordneter Kreuzzug nach Paläſtina zu Stande; doch auch dieſer hatte nicht den geringſten Erfolg.

16.

Wie ſchrecklich, wenn die oberſten Gewalten,
Die beiden Schwerter, welche Gott geſetzt,
Den Frieden auf der Erde zu beſchirmen,
In heißer Zwietracht aneinander ſtehn!

Immermann.

Nachdem Innocentius III. geſtorben war, athmete Friedrich II. freier auf; denn nun band ihn keine Pflicht perſönlicher Dankbarkeit mehr an das Oberhaupt der römiſchen Kirche, und in ſeinem Geiſte ſtiegen die ſtolzeſten Pläne empor zur Herſtellung des römiſchen Kaiſerthums, ja zur Ausbreitung einer Weltherrſchaft. Zugleich aber wollte er auch die Macht ſeines Geſchlechtes erhöhen und befeſtigen. Dies ſchien ihm auch, nach dem bisherigen Lauf der Dinge, durchaus nothwendig, um mit Nachdruck für die Wohlfahrt ſeiner Reiche und die Veredlung ſeiner Völker wirken zu können. Darum verſchob er den von ihm verſprochenen Kreuzzug, und ließ ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn Heinrich nach Deutſchland kommen, wo er dem Letzteren das Herzogthum Schwaben übergab. Bald darnach (1218)

ſtarb der Herzog Berthold von Zähringen kinderlos und Friedrich vertheilte deſſen große Erbgüter unter die Seitenverwandten; einem derſelben, dem Markgrafen Hermann von Baden, gab er das Breisgau. Hierauf brachte er es dahin, daß — gegen den früheren Willen des Papſtes — ſein Sohn Heinrich 1220 zum deutſchen König erwählt ward; dafür verzichtete er zu Gunſten der deutſchen Biſchöfe auf das „Spolienrecht“ und gab den biſchöflichen Städten gar viele Freiheiten. Nun zog er nach Italien und empfing in Rom aus der Hand des milden und nachgiebigen Papſtes Honorius III. die Kaiſerkrone, bei welcher Gelegenheit er mehrere Geſetze zum Vortheil der Geiſtlichkeit und zum Schutze der Einheit der Kirche gab. Dann eilte er, die Verhältniſſe in Oberitalien weniger beachtend, in ſeine Erbreiche Apulien und Sicilien, um ſie, welche er vor allen liebte, mit Weisheit und Kraft zu ordnen.

In Deutſchland hatte Friedrich II. ſeinen Sohn, den jungen König Heinrich, unter der Aufſicht des klugen und rechtſchaffenen Erzbiſchofs Engelbert von Köln zurückgelaſſen, welcher zugleich die Reichsverwaltung beſorgte. Dennoch hätte gerade Deutſchland damals die perſönliche Thätigkeit des Kaiſers ſelbſt bedurft. Denn es war voller Fehden und Niemand vor zügelloſer Gewalt ſicher. Da ergriff Engelbert das furchtbarſte Mittel zur Abhülfe, er gründete nämlich das Gericht der ſogenannten „heiligen Vehme“ und zwar auf der „rothen Erde“, d. i. in dem zum Erzſtift Köln gehörigen Weſtphalen, wo es noch Freigerichte gab. Die Vehmgerichte waren aber doppelter Art, offne und heimliche, und beide wurden noch nach uralter Weiſe gehegt. Ein Freigraf ſaß als kaiſerlicher Richter vor, Freiſchöffen wieſen das Recht; Frohnboten luden die Angeklagten vor. Bei den heimlichen Gerichten, deren Hauptſtuhl ſich in Dortmund befand, waren Alle, die d'ran Theil hatten, durch einen furchtbaren Eid gebunden und hießen die „Wiſſenden“, jeder Verrath des Geheimniſſes ward mit dem Tode gebüßt. Frei von der Vehme waren Geiſtliche, Reichsunmittelbare, Weiber und Kinder, Juden und Heiden. Die Vorladung geſchah alſo, daß der Frohnbote den Ladebrief an die Thüre des Angeklagten ſteckte, und drei Späne daraus

hieb. Wer auf dreimalige Vorladung nicht erſchien, konnte durch den Schwur des Klägers, wenn dieſer nämlich ein Wiſſender war, „vervehmt“, d. i. verurtheilt werden. Der Urtheilsſpruch hieß die „heimliche Acht“ und die Freiſchöffen vollſtreckten ihn heimlich, indem ſie den Verurtheilten an einen Baum henkten und ein Meſſer neben ihm einſtießen, zum Zeichen, daß die Vehme hier gerichtet. Da war großes Grauen vor ihr, weil kein Miſſethäter ſich vor der im Dunkeln richtenden Macht retten konnte, und ſo iſt in jener Zeit des Fauſtrechts viel Unrecht ausgetilgt und verhütet worden. Im Lauf der Zeiten hat ſich das Vehmgericht in Deutſchland gar ſehr ausgebreitet; iſt aber auch zur ſcheußlichſten Gewaltthätigkeit ausgeartet; ein Fluch, der aller Heimlichkeit, vorzüglich in der Rechtspflege, folgt.

Damals lebte in Thüringen eine edle Frau, Eliſabeth, die Gattin des Landgrafen Ludwig, gleich wie ein Friedensengel in der böſen Zeit der Gewalt. Ihr frommes Herz ſchlug voll treuer Liebe für's Volk. Das hat das Volk auch bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen, und ihre milden Werke wie Wunder geprieſen, ſie ſelbſt als eine Heilige verehrt. In den Geringſten und Aermſten ſah die fromme Eliſabeth nur Brüder und pflegte ſie ſo; und wenn ſie ihnen ihre fürſtlichen Kleider vom Leib gegeben hatte, ſtand ſie ohne allen Schmuck erſt recht fürſtlich und herrlich da. So wird von ihr erzählt, daß ſie zur Zeit einer großen Hungersnoth gar viel Brot für's Volk von der Wartburg in die Stadt Eiſenach hinabtrug, was ihrem Gemahl, dem Landgrafen, von ſchlimmen Neidern ſo zugetragen worden iſt, als ob ſie leichtſinnig Alles verſchwendete. Da iſt er ihr eines Tages plötzlich in den Weg getreten und hat ſie mit harten Worten gefragt: „Was trägſt Du da in Deinem Mantel?“ Und ſiehe: als ſie den Mantel entfaltete, war alles Brot und Fleiſch, was ſie d'runter barg, plötzlich in lauter duftende Roſen verwandelt, und es ſchien dem Landgrafen auf einmal, als leuchte ein Kruzifix auf ihrer Stirne. In dieſer Sage iſt gar ſchön ausgedrückt, wie leicht es den Fürſten wird, ſich die Liebe des Volks zu erwerben. Und wenn das Volk ſchon für Brot und Fleiſch, in Hungersnoth

ʒ. S. 298.

geſpendet, noch viel hundert Jahre lang dankt, — wie viel mehr ziemt's den Fürſten, dem Volk das alleredelſte, was ihm gehört, Freiheit und Recht, zu geben; das vergäß' es gewiß nie!

Während dieſer Zeit hatte der Papſt den Kaiſer Friedrich II. unabläſſig zum Beginn des verſprochenen Kreuzzuges angetrieben. Aber den Kaiſer hielt noch immer die Feſtſtellung der inneren Angelegenheiten ſeiner Reiche zurück; denn es kam ihm thöricht vor, auf Eroberung in die Fremde auszuziehen, während daheim Spaltung und Verwirrung ſei. Ueberdies trotzten die guelfiſchen Städte in Lombardien, welche ihren alten Bund (1225) erneuert hatten, ſeinem kaiſerlichen Anſehn mit offner Gewalt. Inzwiſchen hatte er, da er Wittwer war, Jolanthe, die Tochter des land- und leutloſen Königs von Jeruſalem, geheirathet, und ſelbſt dieſen Titel angenommen. Um nun dem Papſt und der Chriſtenheit zu zeigen, daß es ihm mit dem Kreuzzug Ernſt ſei, erklärte er 1225 zu San Germano: „der Kirchenbann ſoll mich treffen, wenn ich nicht binnen zwei Jahren den Kreuzzug beginne." Im Jahr 1227 ſchiffte er ſich auch wirklich ein. Da brach aber plötzlich eine Seuche über die Kreuzfahrer herein, ſo daß er ſchon nach drei Tagen wieder in den Hafen von Otranto zurückkehren mußte. Dort ſtarb der Landgraf Ludwig von Thüringen; der Kaiſer ſelbſt war auch erkrankt und nun zerſtreuten ſich die Kreuzfahrer. Seit Kurzem aber war der milde Honorius III. geſtorben und an ſeiner Stelle Gregor IX. Papſt geworden, ein Greis an Jahren (er zählte ſchon achtzig), aber ein Mann an Willenskraft und ein Jüngling an Leidenſchaft. Dieſer hielt des Kaiſers Krankheit für eitel Verſtellung und warf ergrimmt (1227) den Bann auf ihn. Vergeblich ſuchte ſich der Kaiſer, im Bewußtſein ſeiner Schuldloſigkeit, zu vertheidigen. Gregor glaubte es nicht und fuhr immer heftiger fort, ihn anzuſchuldigen. Dadurch brachte er den Kaiſer ſo in Zorn, daß dieſer, von gleicher Leidenſchaft entflammt, in die Welt hinausrief: „Seht, die römiſche Kirche hat die Grenzen ihrer geiſtlichen Macht überſchritten. Bloße Willkürherrſchaft über alle Völker iſt ihr Zweck, und wer ſie d'ran hindern will, den verflucht ſie. So bringt ſie die Selbſtſtändigkeit aller Staaten in Gefahr, und

es iſt Sache aller Staaten, ſich dagegen zu vereinigen.“ Zugleich aber rechtfertigte Friedrich II. ſeine gekränkte Ehre durch die That, indem er den Kreuzzug wirklich antrat; ſelbſt der Tod ſeiner Gemahlin Jolanthe vermochte nicht, ihn zurückzuhalten. Am 11. Auguſt 1228 ſegelte er von Italien ab.

Bald landete er im Morgenland und bewies jetzt der Chriſtenheit, wie thätig er ſchon bisher im Stillen für die Erwerbung des heiligen Landes geweſen war. Er hatte nämlich ſchon längſt mit dem Sultan Kamel von Aegypten deshalb geheime Unterhandlungen gepflogen; nun aber lernte er dieſen ſelbſt kennen, und, da beide Herrſcher, der Kaiſer wie der Sultan, an Bildung, Ritterlichkeit und Geiſtesgröße einander gleichſtanden, ſo brachte der Kaiſer ohne Schwierigkeiten ein Friedenswerk zu Stande, kraft deſſen der Sultan die heiligen Orte den Chriſten übergab. So hatte nun Friedrich II. durch Weisheit und durch die Hochachtung, welche ſein Charakter dem Sultan einflößte, das erreicht, was ganzen chriſtlichen Heeren nicht gelungen war. Im Triumph zog er (1229) in Jeruſalem ein, und, weil der Patriarch dieſer Stadt ihn als einen Gebannten nicht krönen wollte, ſo ſetzte ſich Friedrich ſelbſt die Krone auf's Haupt. Auch den Mohammedanern war kraft des Vertrages geſtattet, im Tempel Salomo's nach ihrem Glauben dem Einen ewigen Gott zu dienen, deſſen Kinder ja alle Nationen ſind, und der jedes Gebet in jeder Religion verſteht, wenn's nur recht vom Herzen kommt. Dieſe ſchöne, freie Anſicht Friedrich's II. mußte jedoch dem Papſt durchaus verwerflich erſcheinen, weil die römiſch-katholiſche Kirche von dem Grundſatz ausging, daß nur in ihr allein der wahre Glaube zu finden ſei, durch welchen die Menſchen zu Gott und zur Seligkeit kommen können. Aber Friedrich's Geiſt überſah die ganze Erde wie ein einziges großes Gottesreich; er glaubte, daß geſetzliche Ordnung der Staaten ihre bisherige Bevormundung durch die Kirche überflüſſig mache, und erkannte in einer allgemein-menſchlichen Bildung und Veredlung der Völker die erhabene Bedeutung ſeines kaiſerlichen Berufes. Noch herrſchte jedoch im Abendland jene tief eingewurzelte Vorſtellung von der ausſchließlichen, alleinſeligmachenden Gewalt der

römiſch-katholiſchen Kirche, und Friedrich's Zeitgenoſſen waren für deſſen Ideen noch nicht reif. Er kämpfte alſo nicht blos gegen das Papſtthum, ſondern auch gegen den Geiſt ſeiner Zeit, und darum mußte er, ungeachtet ſeiner Weisheit, ſeiner hohen Bildung, ſeiner Charaktergröße, ja ſelbſt ungeachtet ſeines Glückes, endlich dennoch untergehen. Gleichwohl war ſein Kampf nicht verloren; er kam der Nachwelt zu Gut.

Gregor IX. war nun eben ſo heftig darüber erzürnt, daß Friedrich II., trotz des Bannes, den Kreuzzug unternommen hatte, wie früher darüber, daß er denſelben hinaus geſchoben. Während der Kaiſer Jeruſalem erwarb, hatte Gregor Kriegsvolk beſoldet, welches in Unteritalien feindlich eindrang. Ferner hatte er, nach der Politik ſeiner Vorgänger, ſich mit den guelfiſchen Städten Lombardiens eng verbunden; endlich hatte er ſogar die deutſchen Fürſten zum Abfall vom Kaiſer aufzureizen verſucht, was ihm jedoch nicht gelang. Als Friedrich aus dem Morgenland nach Italien zurückkehrte, liefen die Soldaten des Papſtes, ſo eilig ſie konnten, auf und davon, und die Feinde des Kaiſers in Lombardien zögerten erſchrocken, dem Papſte beizuſtehen. Da blieb dieſem endlich nichts anders übrig, als mit dem Kaiſer Frieden zu ſchließen. Dies geſchah am 23. Juli 1230 zu San Germano; und der Papſt erlöſ'te hierauf den Kaiſer vom Banne.

Nun ſtrebte der Kaiſer eifrig, das Glück ſeiner Reiche zu fördern. Leider richtete er jedoch, wegen der gefährlichen Nachbarſchaft des Kirchenſtaats, eine größere Sorgfalt auf ſeine Erblande in Unteritalien, als auf's deutſche Vaterland; das apuliſch-ſiciliſche Reich ſollte der Mittelpunkt ſeiner neuen Schöpfung werden. Hier wollte er ſeinen Plan eines *geordneten Staates* verwirklichen, und dann, vor dem Papſt um ſo ſicherer, auch in Deutſchland. Für Apulien und Sicilien ließ er durch ſeinen vertrauten Freund, den gelehrten Kanzler Peter von Vinea, eine neue umfaſſende *Geſetzgebung* vollenden, welche in gar manchen Punkten dem römiſchen Kirchenrecht widerſprach. Im Jahre 1231 wurde ſie bekannt gemacht. Gregor IX. aber ſtellte derſelben 1234 eine neue Sammlung von

Kirchengeſetzen entgegen. Auch bildete Friedrich dort eine verbeſſerte ſtändiſche Verfaſſung, indem er zu den Parlamenten, welche früher blos aus dem Adel und den Kirchenfürſten beſtanden hatten, auch Abgeordnete der Städte beizog. Da erblühten Kunſt und Gelehrſamkeit in Unteritalien gar herrlich, in Neapel war ſchon ſeit 1225 eine Hochſchule aufgethan, prachtvolle Werke der Baukunſt erhoben ſich, und der kaiſerliche Hof erſcholl von Lebens- und Liebesluſt, von Minnegeſang und den Sprüchen morgenländiſcher Weiſen. Um ſo finſterer, verworrener und blutiger war der Zuſtand Oberitaliens. Dort rüttelte die alte Zwietracht der guelfiſchen und der ghibelliniſchen Partei an der Freiheit der Städte; wechſelſeitiger Haß und Uebermuth veranlaßten zahlreiche Frevel. Der Kaiſer überzeugte ſich, daß er dort einzig mit Strenge durchgreifen mußte, wie ſein Ahnherr, der Rothbart; denn die lombardiſchen Städte glaubten in der Politik des Papſtes nicht blos für ehrlichen Widerſtand, ſondern auch für jede Treuloſigkeit Entſchuldigung und Rückhalt zu haben. Klug ſuchte ſich nun der Kaiſer den Papſt in einem günſtigen Augenblick zum Dank zu verpflichten und ſtand demſelben gegen die aufrühreriſchen Römer bei. Dann übertrug er ihm (wie ſchon früher einmal) den Schiedsſpruch in der Streitſache mit den Lombarden. Aber ſchon hatten dieſe mit Friedrich's eigenem Sohn, dem deutſchen König Heinrich, heimlich einen Bund gegen ihn geſchloſſen.

Bereits im Jahre 1225 war König Heinrich's Erzieher, der Erzbiſchof Engelbert von Köln, durch einen Grafen von Iſenburg ermordet worden. Seit der Zeit führte der leichtſinnige und ehrgeizige Heinrich, von elenden Schmeichlern umgeben, ein ſchlechtes Regiment und beleidigte viele Fürſten durch ſeinen Uebermuth. Allüberall waren Fehden losgelaſſen. Im Norden wüthete ein Krieg zwiſchen dem Dänenkönig Waldemar und dem Grafen von Schwerin, in welchen ſich ſpäter auch der Welfe, Otto von Braunſchweig, mengte. Da geſchah eine Schlacht bei Bornhörvede (im J. 1227), in welcher der Däne ein Aug' und alles Land auf deutſchem Boden ſüdlich vom Eiderfluß und an der Oſtſee hin verlor. Auch zwiſchen dem Markgrafen von Brandenburg und dem Erzbiſchof von Magdeburg, ferner in den

Niederlanden, ſo wie am Oberrhein waren arge Fehden. In Thüringen waltete Heinrich, zubenannt „Raspo“, der Bruder des 1227 verſtorbenen Landgrafen Ludwig, mit ſchnöder Willkür, that deſſen frommer Wittwe Eliſabeth und ihren Kindern große Unbill an, und vertrieb ſie von der Wartburg, daß ſie flüchtig umherirren mußten. Da trat der Schenk von Vargula vor den Landgrafen hin und ſagt' ihm in's Geſicht: „Herr, das iſt himmelſchreiend Unrecht. Denkt an Gott, der Wittwen und Waiſen rächt!“ Und der Landgraf ging in ſich und führte die fromme Eliſabeth mit Ehren wieder auf die Wartburg. Sie zog ſpäter nach Marburg, pflegte die Armen und Kranken, und diente Gott in Demuth. Ihr Beichtvater, der Mönch Konrad von Marburg, mißhandelte ſie, daß es zum Erbarmen war, wie ſie ſich um Gotteswillen Alles gefallen ließ; erſt vier und zwanzig Jahre alt, ſtarb ſie 1231 zu Marburg und ward vier Jahre nachher heilig geſprochen. Derſelbe Konrad von Marburg mißhandelte auch das deutſche Volk, und zwar als Ketzermeiſter des Papſtes, welcher die Glaubensgerichte auch in Deutſchland einführen und dadurch ſeinen Einfluß dort ausbreiten wollte. Nun ſollte das deutſche Volk auf einmal nicht mehr glauben und denken, wie es wollte, ſondern blos wie der Papſt in Rom wollte, und Konrad von Marburg ſtöberte mit zwei Geſellen überall nach Ketzern herum; auf bloßen Verdacht hin verſchimpfte er Bauern, Bürger und Adlige vor ſeinem geiſtlichen Gericht, ließ vermeintliche Ketzer foltern und verbrennen und hetzte Brüder, Eheleute, Aeltern und Kinder gegeneinander. Wider dies heilloſe Treiben erhoben ſich die deutſchen Fürſten auf einem Reichstag (1234) und der Papſt mußte nachgeben und ſeinen Ketzermeiſter abſetzen. Noch bevor jedoch Konrad von Marburg dies erfuhr, ward er erſchlagen. Zur ſelben Zeit hat ſich der edle Volksſtamm der Stedinger (die von Bremen und Oldenburg bis an's Meer hinab ſaßen) treu und mannhaft gegen die Unzucht und Habſucht der Prieſter und die Tyrannei des Adels um die Freiheit gewehrt. Was geſchah darauf? Es ward — o Schmach für den Glauben! — ein Kreuzzug gegen ſie gepredigt. Da ſind in einer Schlacht (1234) 4000 Stedinger zwar der Uebermacht unterlegen,

haben aber durch ihren Tod das Beiſpiel gegeben, daß es einem Volk ehrenvoller iſt, zu ſterben, als ſich verknechten zu laſſen. Das Land der Stedinger aber ward zerriſſen und an viele Geiſtliche und große Herren zertheilt. — Dies Alles und manches Andre ließ König Heinrich ruhig hingehn und horchte lieber auf die böſen Worte ſeiner Schmeichler, die ihm alſo zuſprachen: „Ei, Herr, was gehorcht Ihr noch Eurem Vater, welcher immerdar fern iſt und ſich um Deutſchland nicht bekümmert? Wißt Ihr denn nicht mehr, daß er einſt hoch und theuer verſprochen hat, Deutſchland und Italien nie zu vereinigen?" Da ſchwoll Heinrich's Herz von unbändigem Ehrgeiz; er beſchloß, von ſeinem Vater abzufallen und die Fürſten für ſich zu gewinnen, indem er die Freiheit der Städte beſchränkte. Hierauf beſtätigte ſein Vater die gegen dieſe gerichteten Beſchlüſſe (1232), weil er befürchtete, daß die deutſchen Städte, gleich den lombardiſchen, die Freiheit ihrer Verfaſſungen mißbrauchen möchten. Dennoch blieben ihm, als Heinrich nun wirklich von ihm abfiel, die deutſchen Städte treu, und er nahm ſich ihrer in der Folge beſſer an.

Als Kaiſer Friedrich II. den Verrath ſeines Sohnes Heinrich und deſſen Bund mit den Lombarden erfuhr, begab er ſich (1235) ſchnell nach Deutſchland, zwar ohne Heer, aber im Vertrauen auf die deutſche Treue, und darin täuſchte er ſich nicht. Siebenzig geiſtliche und weltliche Fürſten erklärten zu Regensburg Heinrich für ſchuldig. Dieſer mußte ſich der Gnade ſeines Vaters ergeben und erhielt, zumal durch die Vermittlung des trefflichen Hochmeiſters der deutſchen Ordensritter, Hermann von Salza, deſſen Verzeihung. Als er aber aus falſchem Stolz auf neuen Verrath ſann, ließ ihn ſein Vater greifen und gefangen nach Apulien führen; dort ſtarb er 1242 zu ſeines Vaters großem Herzleid in einem feſten Schloß.

In demſelben Jahre, da Heinrich's Verrätherei erſtickt ward (1235), beging der Kaiſer zu Worms die Hochzeit mit ſeiner dritten Gemahlin, Iſabelle von England, mit unerhörter Pracht. Hierauf hielt er am 15. Auguſt einen großen Reichstag zu Mainz; da waren an die achtzig geiſtliche und weltliche Fürſten und 12,000 Ritter

verſammelt. Auf demſelben übergab Otto von Braunſchweig, der Enkel Heinrich's des Löwen, ſeine Allodien, Braunſchweig und Lüneburg, dem Kaiſer und empfing ſie von dieſem als erbliches Herzogthum zurück. Ferner richtete der Kaiſer dort einen allgemeinen Landfrieden auf; da ward alle Selbſthülfe bei Acht oder Todesſtrafe ſtreng verboten, jeder Gekränkte an's Gericht gewieſen und ein Hofrichter beſtellt, der an allen Werktagen Gericht zu halten hatte; über Leib, Recht, Gut und Lehn der Fürſten und hohen Vaſallen richtete der Kaiſer ſelbſt. Endlich erklärte der Kaiſer den Herzog von Oeſterreich, Friedrich den „Streitbaren", in die Acht, weil er in ſeinem Land wider alles Recht gewaltet, Städte, Adel und Geiſtlichkeit bedrückt, und ſeinen Schwager, weiland König Heinrich, unterſtützt hatte.

Bald darauf brach der Kaiſer nach Lombardien auf, um dort alle geheimen Umtriebe, ſo wie jeden offenbaren Trotz zu vernichten; der letztere hatte ſo alles Maß überſtiegen, daß es in der Stadt Vicenza bei Todesſtrafe verboten war, nur den Namen des Kaiſers auszuſprechen! — Kurz: der Krieg war reif. An der Spitze der kaiſerlichen Partei focht ein tapfrer, aber wilder und grauſamer Herr, Ezzelino von Romano, dem nichts auf Erden heilig war. Plötzlich erfuhr der Kaiſer, daß Friedrich der Streitbare, welchen er ſchon für gänzlich beſiegt hielt, das Reichsheer geſchlagen habe. Da kehrte er mitten im Winter (1236) nach Deutſchland zurück, eroberte Oeſterreich, ließ es durch einen Statthalter verwalten, erklärte Wien zur Reichsſtadt, Steiermark zu einem von Oeſterreich unabhängigen Herzogthum und ließ (1237) ſeinen Sohn Konrad zum deutſchen König krönen. Eben ſo ſchnell war er hierauf in Oberitalien zurück. Dort hatte indeſſen der grimmige Ezzelino mit großem Glück gekämpft und viel Land, viele wichtige Städte erobert. Noch in demſelben Jahre (1237) gewann Friedrich bei Cortenuova einen entſcheidenden Sieg über die Lombarden. Da flog Schrecken über's ganze Land, daß die Thore der meiſten feindlichen Städte vor dem Kaiſer aufſprangen. Nur Mailand, Bologna, Brescia und Piacenza zögerten noch; die übrigen Städte erkannten den Kaiſer als ihren Herrn und baten ein=

zig um Schonung für Mailand. „Nein,“ gab ihnen der Kaiſer zur Antwort, „unbedingt muß es ſich unterwerfen!“ Da riefen die Mailänder verzweiflungsvoll: „Wohlan! Freiheit oder Knechtſchaft? So ſei denn Kampf auf Leben und Tod!“

Jetzt durchſchaute der greiſe Papſt des Kaiſers ganzen ungeheuren Plan — einer erblichen Weltherrſchaft auf den Trümmern der römiſchen Kirche. Und Gregorius IX. erhob ſich am Rand des Grabes wie ein friſcher Mann zur Vertheidigung der Kirche, und rief Himmel und Hölle gegen den Kaiſer auf. Zum Anlaß nahm er, daß der Kaiſer ſeinen tapfren unehelichen Sohn, den ſchönen blonden Enzius, mit Adelaſia, der Erbin Sardiniens, vermählt, und zum König dieſer Inſel erklärt hatte. Dies betrachtete der Papſt als einen Eingriff in die Rechte der Kirche. Er verband ſich wieder feſter mit den lombardiſchen Städten und mit Venedig und rief am Palmſonntag 1239 den Bann über den Kaiſer aus; indem er ihn beſchuldigte, daß er die Kirche verfolge, das Chriſtenthum verſpotte und die Ungläubigen begünſtige. Zugleich forderte er die deutſchen Fürſten auf, einen neuen Kaiſer zu erküren. Aber ſie gaben ihm zur Antwort: „Das geht den Papſt nichts an!“ und die deutſchen Biſchöfe zumal traten unerſchrocken für die Unabhängigkeit der deutſchen Kirche von Rom auf. Der Kaiſer aber ſetzte klug Friedrich den Streitbaren wieder in ſein Herzogthum Oeſterreich ein und hatte in ihm jetzt einen treuen Freund. Nun wollte der Papſt den Bruder des Königs von Frankreich zum deutſchen König ernennen; aber der König von Frankreich gab ihm zur Antwort: „Der Kaiſer hat Niemand über ſich, der ihn verdammen und abſetzen könnte, und überdies iſt Friedrich's II. Walten untadelhaft!“ Dieſer bedrängte indeſſen den Kirchenſtaat, während ſeine Freunde und Parteigänger gegen die Guelfen in Oberitalien kämpften. Nun wollte der Papſt in Rom eine Kirchenverſammlung halten, welche den Kaiſer richten und verdammen ſollte; aber des Kaiſers Sohn, der blonde Enzius, fing in einer Seeſchlacht die Prälaten, welche auf genueſiſchen Schiffen nach Rom ſegelten. So ſchien das Glück dem Kaiſer unwandelbar treu zu ſein. Schon war er nahe daran, Rom zu erobern, als plötzlich kam

21. Auguſt 1241) Gregor IX., faſt hundert Jahre alt, ſtarb, vom Unglück ungebeugt und voll des feſten Vertrauens, daß die Kirche, als eine ewige Macht, dennoch ſiegen müſſe und triumphiren werde.

In demſelben Jahre verbreitete ſich ungeheures Entſetzen über ganz Europa. Es war ein wildes Volk aus Aſien hereingebrochen, genannt die Mongolen, ſo gräulich anzuſchauen, wie einſt die Hunnen, aber noch gräulicher als dieſe an Unmenſchlichkeit. Zahllos lagen ſie über Rußland, Ungarn und Polen ausgebreitet und die ganze Geſittung des Abendlandes ſchien ihnen bereits verfallen zu ſein. An Deutſchlands Schwelle aber, in Schleſien, ward ihre Siegesmacht erſchüttert. Dort trat ihnen der fromme deutſche Held, Herzog Heinrich von Breslau und Liegnitz, mit 30,000 Deutſchen und Polen entgegen und lieferte ihnen am 9. April 1241 bei Liegnitz eine Schlacht. Da iſt der fromme Herzog für's Vaterland gefallen, Tauſende mit ihm; aber die Mongolen haben die deutſche Kernkraft kennen gelernt und ſich hierauf gegen Ungarn gewendet. Auf dem Schlachtfelde iſt nachmals das Kloſter Wahlſtadt erbaut worden. Später haben die Mongolen an der Donau aufwärts in Deutſchland einbrechen wollen; da haben ihnen aber die zwei Söhne des Kaiſers, der deutſche König Konrad IV. und König Enzius von Sardinien, harten Willkomm und Friedrich der Streitbare von Oeſterreich hat ihnen den Reſt gegeben, daß die deutſche Erde von ihrer blutigen Spur frei blieb.

Einen furchtbaren Gegner hatte der Kaiſer in Gregor IX. verloren; ein noch viel ſchlimmerer ſtand ihm jetzt in der Perſon des neuen Papſtes Innocentius IV. gegenüber. Dieſer war früher, noch als Kardinal, Friedrich's Freund geweſen; aber ahnungsvoll ſprach der Kaiſer, als er deſſen Erhebung vernahm: „Ich fürchte, daß ich in dem Kardinal einen Freund verlor und in dem Papſt einen Feind bekam, denn kein Papſt kann ein Ghibelline ſein.“ So war's auch. Denn Innocentius IV. trachtete von dem Augenblick an, da er die dreifache Krone auf ſein Haupt ſetzte (1243), einzig nach der Vernichtung des Kaiſers, wiewohl dieſer, welcher damals ſiegreich und mächtig war, zum Heile der Völker aufrichtig Verſöhnung und Frie-

den mit der römiſchen Kirche wünſchte. Innocentius IV. ſtellte ſich, als wäre auch er dazu geneigt und als wolle er deshalb mit dem Kaiſer zuſammenkommen. Statt deſſen entfloh er jedoch (1244) heimlich aus Italien nach Lyon. Dort, wo er ſich vor der Macht des Kaiſers beſſer geborgen wußte, als in Italien, warf er plötzlich die Maske ab, berief (1245) eine Kirchenverſammlung und beſchuldigte in derſelben den Kaiſer fälſchlich der abſcheulichſten Laſter und Verbrechen. Muthig vertheidigte Friedrich's treuer Kanzler, Thaddäus von Sueſſa, die Unſchuld und die Rechte ſeines Herrn und berief ſich von der parteiiſchen Kirchenverſammlung zu Lyon auf eine unparteiiſche, von dieſem ſo ungerechten auf einen künftigen gerechteren Papſt. Vergebens! Innocentius IV. beherrſchte die verſammelten Prälaten mit eiſernem Willen, verfluchte den Kaiſer und Jeden, der ihm fürder anhänge, zur Hölle, entband deſſen Völker feierlich von allen Eiden der Treue und gebot den deutſchen Fürſten, einen andern König zu erwählen. Nach dieſem ungerechten Spruch ſtimmte er, mit eiſerner Stirne, den Geſang an: „Herr Gott, Dich loben wir," und ſtieß — mit ihm alle Prälaten — ſeine brennende Fackel zu Boden; „ſo wie die Fackeln ſoll des Kaiſers Glück und Macht erloſchen ſein!"

Als Friedrich dies vernahm, rief er von Zorn erglühend: „Wie? abgeſetzt, meiner Kronen beraubt hat mich der Papſt? Bringt ſie herbei; laßt ſehn, ob ich ſie wirklich verlor!" Da wurden ſeine ſieben Kronen gebracht, die deutſche Königskrone, die Kaiſerkrone, die eiſerne von Lombardien, die Kronen von Neapel, Burgund, Sardinien und Jeruſalem, — er ſetzte ſich eine auf's Haupt und ſprach: „Noch hab' ich ſie, und kein Papſt ſoll mir ſie rauben." Zerriſſen war nun jede Rückſicht, welche Friedrich bisher noch gehabt, zerriſſen durch des Papſtes tyranniſche Wuth, und Eins mußte untergehen, Kaiſerthum oder Papſtthum, wenn die Völker Deutſchlands und Italiens Frieden haben ſollten. Da rief Friedrich II. in alle Welt hinaus: „Auf, auf, ihr Könige der Chriſtenheit, ſchlaft ihr mit offnen Augen, daß ihr Roms Heuchelei und unerſättliche Herrſchſucht nicht durchſchaut? Wollt ihr länger die Knechte dieſer falſchen Prieſter

z. S. 308.

ſein, welche Jeſu Chriſti reines und heiliges Werk durch Stolz, Habſucht und Tyrannei beflecken? Aber, ſo wüthend ſie toben, die Majeſtät vermögen ſie doch nicht zu erſchüttern; dieſe kommt von Gott ſelbſt. Den Königen hingegen ziemt's, und dem Kaiſer vor Allen, die Kirche wieder zu reinigen. — Auf, auf, Ihr Alle, an's Werk!" Dagegen ſchrieb nun Innocentius IV.: „Chriſtus hat nicht blos eine prieſterliche, ſondern auch eine königliche Herrſchaft geſtiftet, da er dem heiligen Petrus die Schlüſſel des himmliſchen und des irdiſchen Reiches gab. Ihr Könige aber, hütet euch vor dem Kaiſer; denn zu Euer Aller Verderben trachtet er nach der Herrſchaft der ganzen Welt!" Zugleich arbeitete er mit allen Mitteln, auch mit den ſchlechteſten, unermüdlich, den Kaiſer zu verderben; ſein wohlberechneter Plan war: Friedrich's Macht in allen ſeinen Reichen zu gleicher Zeit zu untergraben, damit dieſer ſeine Kräfte zerſplittern mußte. Deshalb reizte er deſſen Unterthanen in Sicilien und in Deutſchland zum Verrath, ja viele Große in Apulien ſogar zum Morde des Kaiſers. Er brandſchatzte die Geiſtlichkeit und verſchwendete dann Schätze zu Beſtechungen der deutſchen Fürſten, ja ſelbſt der kaiſerlichen Vaſallen, bis endlich mehrere deutſche Biſchöfe in ihrer Treue wankten und den Landgrafen Heinrich Raspo von Thüringen 1246 zum Gegenkönig erwählten. Bettelmönche mußten einen Kreuzzug predigen, — aber nicht gegen die wilden Horden der Chowaresmier, welche am 17. September 1244 Jeruſalem erobert hatten, — ſondern gegen den chriſtlichen Kaiſer, und Jeder, der die Waffen gegen ihn erhöbe, ſollte vollkommenen Ablaß aller Sünden erhalten! In dieſer furchtbaren Zeit, da das Oberhaupt der Chriſtenheit den Verrath heiligte, erwieſen die deutſchen Städte abermals glorreich ihre Treue.

Doch des Kaiſers Unglück war, daß er ſeine beſten Kräfte in Italien zuſammenhalten mußte, um mit den Lombarden zu kämpfen, deren glühenden Haß der Papſt eifrig ſchürte: ſo mußte er Deutſchland deſſen raſtloſen Umtrieben, der Zwietracht und der Habſucht mancher gewiſſenloſer Fürſten preisgeben. Jetzt aber, im Kampf auf Leben und Tod mit dem Papſtthum, trat vor dem Geiſte des

Kaiſers ſtatt der Weltherrſchaft des römiſchen Kaiſerthums jenes edlere Ziel, welches bisher vom irdiſchen Glanz allzu überſtrahlt geweſen, in größerer Klarheit hervor, nämlich: die vom Papſtthum bedrohte Geiſtesfreiheit zu retten. Dieſer Gedanke gab ihm eine Ruhe und Sicherheit im furchtbaren Kampf, daß er, ohne ſich beirren zu laſſen und ohne zu ermatten, durch alle Gefahren und Schlachten, über alle Schlingen des Verraths großartig und herrlich dahin ſchritt. Dieſe erhabene Ruhe, ſo wie ſein Glück und ſein Muth ſteigerten jedoch die Leidenſchaft des Papſtes erſt recht. Beſonders richtete Innocentius ſein Augenmerk auf Deutſchland. Da der Gegenkönig Heinrich Raspo 1247 geſtorben war, wollte der Papſt des Kaiſers Sohn, König Konrad IV., zur Verrätherei verführen. Es war vergeblich. Nun hetzte er nach dem Tode Friedrich's des Streitbaren von Oeſterreich (1246), mit welchem der Mannsſtamm der Babenberger erloſch, alle Seitenverwandten deſſelben gegen den Kaiſer, welcher Oeſterreich zum deutſchen Reiche gezogen hatte. Hierauf bot er, ohne Rückſicht auf die Rechtmäßigkeit der Wahl Konrad's IV., die deutſche Krone aus, bis endlich der junge Graf Wilhelm von Holland ſie (1247) annahm. Aber die Bürger von Aachen wollten dieſen ein volles Jahr lang nicht zur Krönung einlaſſen, bis ſie endlich, in furchtbarer Noth, durch die falſche Nachricht getäuſcht wurden: der Kaiſer ſei todt. Da zog Graf Wilhelm (1248) in die Stadt ein und wurde gekrönt, aber das Volk nannte ihn, wie früher den Heinrich Raspo, ſpottweiſe nur den „Pfaffenkönig.“ Um Anhang zu werben, verſchleuderte Wilhelm die Reichsgüter, während der Papſt immerzu Geld für ihn ausſtreute und gegen Konrad und alle Hohenſtaufen den Kreuzzug predigen ließ. So brachte er's endlich dahin, daß Deutſchland, weil er die Treue vergiftet hatte, ſchändlich entzweit ward; Wilhelm kam im Niederland zu Kräften, König Konrad IV. hingegen behauptete ſich in Baiern, deſſen Herzog, Otto, ihm ſeine Tochter Eliſabeth (1246) zur Hausfrau gegeben hatte.

Indeſſen wuchs, allen Gegenanſtrengungen des Papſtes zum Trotz, des Kaiſers Glück in der Lombardei; der grimmige Ezzelino

z. S. 311

wüthete wie ein Würgengel gegen alles, was guelfiſch oder päpſtlich hieß. Da trafen plötzlich zwei harte Schläge nicht des Kaiſers Muth, wohl aber ſein Herz. In einer Schlacht an der Foſſalta gerieth nämlich ſein geliebter Sohn, König Enzius, in die Gefangenſchaft der erbitterten Bewohner Bologna's. Vergeblich bot ihnen der tief erſchütterte Vater für deſſen Freilaſſung ſo viel Silber, daß ſie davon einen Reif um ihre ganze Stadt ziehen könnten; ungerührt durch des edlen Enzius Schönheit und Jugend (er war erſt 24 Jahre alt), durch ſeinen ritterlichen Muth und ſeinen Dichterruhm, beſchloſſen ſie: er ſolle bis zu ſeinem Tod im Gefängniß bleiben. Faſt noch härter traf den Kaiſer bald darauf die Entdeckung, daß ſein langjähriger vertrauter Freund, der Großrichter Peter von Vinea, vom Papſt gewonnen, auf deſſen Betrieb, ihn habe vergiften wollen. Der Kaiſer war nämlich erkrankt und Peters Arzt bot ihm eine Schale mit Arzenei. „Trink," ſprach der gewarnte Kaiſer zu ihm, „und gib mir die andre Hälfte!" Da ſchlug dem Arzt das böſe Gewiſſen; er that, als wäre er geſtrauchelt, fiel zu Boden, und verſchüttete den Trank, deſſen Reſt wirklich als Gift erfunden ward. Peter von Vinea wurde nun gefangen genommen und zerſtieß ſich aus Verzweiflung den Kopf an der Kerkermauer (1249). So tief aber den Kaiſer der Schmerz über das jammervolle Loos ſeines Enzius und über die Untreue ſeines liebſten Freundes erſchütterte, er kämpfte dennoch ungebeugt gegen ſeinen furchtbaren Feind fort. Das Glück war ihm günſtig; der Papſt hielt ſich in Lyon nicht mehr ſicher, wo ſeine grenzenloſe Willkür, ſeine unziemliche Pracht, ſeine Erpreſſungen und ſein Wucher ihn verhaßt gemacht hatten; kaiſerliche Truppen rückten in den Kirchenſtaat ein, kurz, eine glückliche Entſcheidung war endlich nahe. Da ſtarb der Kaiſer am 13. December 1250 zu Firenzuola in Apulien, erſt 56 Jahre alt, in den Armen ſeines jüngſten Sohnes Manfred, nachdem ihn der wackre Erzbiſchof von Palermo zuvor vom Banne losgeſprochen und ihm das Abendmahl geſpendet hatte. Seine Leiche ward nach Sicilien gebracht und zu Palermo in einem Sarg von Porphyr beigeſetzt. — Laut jubelte Innocentius IV. Er hatte geſiegt, aber um welchen Preis? Er hatte durch niedrige

Ränke, ja durch Verbrechen, die Würde der Kirche befleckt und die Hierarchie aus einem edlen Bollwerk der bürgerlichen Freiheit in eine Tyrannei verwandelt und dadurch den Keim zu ihrem Verderben gepflanzt. Uebrigens genügte ihm Friedrich's II. Tod nicht. Er wollte nicht ruh'n, als bis das ganze Geſchlecht der Hohenſtaufen bis auf den letzten Zweig von der Erde vertilgt ſei.

17.

— — Nichts iſt verloren und verſchwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkelſchaffenden Schooß aufnahmen; —
Die Zeit iſt eine blühende Flur — —
Und Alles iſt Frucht und Alles iſt Samen.

Schiller.

Auf's Neue forderte er denn jetzt das deutſche Volk zum Abfall von König Konrad IV. und den Hohenſtaufen auf, ſtachelte den Eigennutz der Einzelnen und ließ abermals durch Bettelmönche einen Kreuzzug gegen Konrad IV. predigen. So zertrümmerte er frevelhaft alle feſte bürgerliche Ordnung, vergiftete die Sitten und brachte unſägliche Verwirrung und Noth über's deutſche Land. In Regensburg wollten ſogar (1251) der Biſchof und der Abt zu St. Emmeram den König Konrad in ſeinem Bette ermorden laſſen; ein treuer Mann, Friedrich von Evesheim, opferte ſich für ihn auf. Der Gegenkönig Wilhelm verpfändete indeſſen gewiſſenlos Arles, Beſançon und Lauſanne dem Herzog von Burgund. Da beſchloß Konrad IV., von Wilhelm bei Oppenheim beſiegt, vor Allem eilig die Erblande Apulien und Sicilien zu retten, welche Innocentius als Oberlehnsherr vergeben wollte, zog dahin und überließ Deutſchland ſeinem Schickſal. Hierauf bemächtigte ſich Wilhelm des Herzogthums Schwaben.

In Italien hatte indeſſen der tapfre Manfred mit Glück gekämpft und eben ſo glücklich war jetzt Konrad IV., indem er Apulien zu erobern begann. Darüber erbittert, trug Innocentius die Krone Apu-

liens mehreren Fürſten der Reihe nach an. Doch Konrad's Glück nahm immer mehr zu, ſo daß dem Papſt endlich nichts übrig blieb, als: ſich auf Unterhandlungen einzulaſſen. Da befreite ihn plötzlich (1254) der Tod von ſeinem Gegner und alſogleich beſchuldigte er nun den Manfred: ſeinen Bruder, ſo wie ſeine beiden kurz vorher verſtorbenen Neffen (die Söhne weiland König Heinrich's) vergiftet zu haben. Noch in demſelben Jahre ſtarb auch der unverſöhnliche Innocentius IV.; aber ſeine Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhl erbten ſeinen Grimm gegen die Hohenſtaufen. Indeſſen hatte Konrad's IV. Gemahlin, Eliſabeth, (1252) zu Landshut ein Söhnlein geboren, welches, wie ſein Vater, den es nie ſah, Konrad hieß. Es wuchs unter der Pflege der edlen Mutter ſtill und ruhig auf, während das Vaterland mit allen Nöthen des Bürgerkriegs heimgeſucht ward.

In dieſer Zeit, da der König zu ohnmächtig war, um das Recht zu ſchützen, erhob ſich ſegensreich die Macht der deutſchen Städte, und die am Rhein traten in einen Bund zuſammen, beſtellten in feſter Einigkeit den Schutz des Rechts und Handels und den Frieden des Landes gegen des Adels räuberiſche Gewalt. Darüber ergrimmten viele Fürſten und Herren in thörichtem Stolz, daß ſie von Bürgern Geſetze annehmen ſollten. Aber die Beſſergeſinnten traten dem rheiniſchen Städtebund bei, und König Wilhelm beſtätigte ihn; das war wohl die einzige kluge und verdienſtvolle Handlung während ſeines ganzen Regiments. Zu ſpät hatte er eingeſehen, daß er nur ein Werkzeug des Papſtes war. Im Jahre 1256 erſchlugen ihn die Weſtfrieſen, als er ihnen einen ſchweren Zins auferlegen wollte. Darauf ſchwuren die Städte vom rheiniſchen Bund: auch ohne König das Reichsgut und den Frieden mit gewaffneter Macht zu erhalten; und ferner: wenn durch zwieſpältige Wahl der Fürſten zwei Könige ernannt würden, keinem derſelben zu huldigen, zum Heil des Volkes und Landes. So thaten die Bürger. Aber die Fürſten ſcheuten ſich nicht, die deutſche Krone für Geld auszubieten, und zwar an Fremde! Eine Partei verſchacherte ſie an den König Alphons von Kaſtilien, eine andere an den Herzog Richard von Cornwallis; darüber zerfiel der rheiniſche Städtebund. Alphons kam

gar nie nach Deutſchland. Richard hingegen, welcher öfter dahin kam, ſuchte den Landfrieden wieder herzuſtellen und ſchaffte manche Zölle ab. Aber plötzlich verſchwand er aus Deutſchland (1269) und kam nicht wieder. So war das Reich nun wieder ohne Oberhaupt und der Willkür der Fürſten und des zügelloſen Adels preisgegeben. Dieſe Zeit voll Jammers, da die Adligen zu gemeinen Räubern wurden, ſo daß Weg und Steg vor ihnen nicht ſicher war, heißt die des „Zwiſchenreichs“.

Indeſſen hatte der Papſt Clemens IV. die Krone Unteritaliens dem Karl von Anjou, einem Bruder des Königs von Frankreich, übergeben und ihn 1265 zu Rom gekrönt. Manfred focht gegen ihn in einer Schlacht bei Benevent (1266) und ſtarb ritterlich für ſein gutes Recht. Karl von Anjou aber wüthete nun mit unerhörter Grauſamkeit gegen die Ghibellinen in ganz Italien.

Noch lebte indeſſen in Deutſchland Friedrich's II. Enkel, der holde Jüngling Konrad. Auf dieſen, welchen ſie Konradin nannten, richteten jetzt alle Ghibellinen Welſchlands ihre Hoffnung. Und ſie ſchickten ihm Botſchaft nach Schwaben, er möge nach Italien ziehn, um die ihm wider alles Recht entriſſenen Kronen von Apulien und Sicilien zu erringen. Umſonſt warnte und beſchwor ihn ſeine treue Mutter Eliſabeth in Thränen: „O verlaß Dein deutſches Vaterland nicht! Dies Italien, ſo reich es Gott geſegnet, hat Deinen Vätern doch nie was anders als Unheil gebracht!“ Begeiſtert vom Ruhme ſeiner Ahnen, und reich an Hoffnungen, riß ſich Konradin von der Mutterbruſt los; es begleitete ihn ſein treuer Freund Friedrich, der Sohn des Markgrafen Hermann von Baden und der Gertrude von Oeſterreich (einer Schweſter Friedrich's des Streitbaren); mit dieſem und mit 3000 Rittern zog er nun nach Welſchland. Jubelnd empfingen ihn dort alle Ghibellinen und voll freudigen Muths ritt er für ſein gutes Recht nach Unteritalien in den Kampf. Jetzt endlich ſchien das Glück den Hohenſtaufen wieder günſtig zu ſein; ſchon zitterte der Tyrann Karl von Anjou auf ſeinem blutbefleckten Thron. Da kam's in der Ebene bei Scurcola zur Schlacht (am 23. Auguſt 1268). Die tapfren Deutſchen freuten ſich bereits des Sieges, als

z. S. 314.

z. S. 315.

plötzlich Karls Feldherr, der Ritter von Valery, aus einem Hinterhalt hervorſtürzte, ſie überfiel und in die Flucht trieb. Auf derſelben ward Konradin gefangen und ſeinem Todfeinde, Karl von Anjou, ausgeliefert. Dieſer ließ Gericht über ihn halten und alle Richter ſprachen den edlen Jüngling frei; blos der Reichskanzler Robert von Bari erklärte ihn des Todes würdig. Dieſen Spruch eines nichtswürdigen Schmeichlers ließ der Tyrann, ſchamlos vor Gott und der Welt, anſtatt Rechts vollziehn. Konradin ſaß mit ſeinem Freunde Friedrich im Kerker beim Schachſpiel, als ihm das Todesurtheil mitgetheilt ward. Männlich gefaßt hörte er's an, ruhig beſtellte er ſein Teſtament und todesmuthig beſtieg er am 29. Oktober 1268 in Neapel das Schaffot. Dort ſprach er laut zu allem Volk: „Euch all' ihr Lebendigen frag' ich, verdient' ich den Tod, weil ich mein Recht vertheidigte? Und verdient die Treue den Tod, daß Alle, die zu mir ſtanden, ihn erleiden ſollen?“ Dann umarmte er ſeine Freunde, befahl ſeine Seele dem Herrn und rief noch: „O Mutter, Mutter, was für Herzleid bereit' ich Dir jetzt!“ Das war ſein letztes Wort; dann fiel ſein ſchönes Haupt unter dem Schwert des Henkers. Da ſchrie der treue Friedrich vor Schmerz laut auf und Alle ringsum weinten. Karl von Anjou aber ſah mit leichterem Herzen die blutigen Häupter der Treuen Konradins eins nach dem andern fallen. Wie die Sage erzählt, ſo ſchoß damals ein Adler aus der Luft herab und tauchte ſeinen rechten Fittich in Konradins unſchuldiges Blut. — Im vierten Jahre darnach ſtarb König Enzius nach langem Leid in ſeinem finſtern Kerker zu Bologna und das Geſchlecht der Hohenſtaufen war von der Erde vertilgt.

Aber auch die geiſtige und geiſtliche Zwingherrſchaft des Papſtthums war mitten im Triumph furchtbar erſchüttert. Das alte große Kaiſerthum riß es in ſeinem Sturz mit ſich fort, und der Freiheit des Gedankens, des Glaubens und der Perſon war jetzt der Weg gebahnt. Ueber den Gräbern der Hohenſtaufen ging dem deutſchen Volk eine neue Zeit auf. Wiewohl nämlich der alte Glanz des deutſchen Reiches mit deſſen Macht gegen außen dahinſchwand, ſo war dagegen, bei der Zertheilung in viele einzelne kleinere Herren-

länder und freie Gemeinden, eine reichere Entwicklung aller Kräfte der Nation möglich geworden, und grade in engeren Kreiſen derjenigen, welche bisher gehemmt worden waren; um ſo ſtärker war jetzt ihr Trieb, ſich geltend zu machen. Die höchſte Blüthe des Adels (im Ritterthum) war zur Zeit des Sturzes der Hohenſtaufen ſchon verwelkt, da er in der herrenloſen Zeit die Tugenden der Ahnen vergaß, und, ſtatt mit dem Schwert das Recht zu beſchützen, das Schwert frech zu Raub und Gewalt mißbrauchte. Gleichwie nun die Bildung ſchon früher aus dem ausſchließlichen engeren Beſitz der Geiſtlichkeit in den weiteren des Adels übergegangen war, ſo ging ſie jetzt auch aus dieſem allmälig in's Volk ſelbſt über. Die Bildung der Jugend wurde nicht mehr blos in den Schulen der Klöſter, ſondern bereits auch in öffentlichen gepflegt. Immer freier wurde die wiſſenſchaftliche Forſchung über die Natur der Dinge; darin zeichnete ſich beſonders Albert der Große aus, von deſſen Kenntniſſen viele wunderbare Sagen erzählt wurden; und auch in der Geſchichtſchreibung (wiewohl ſie noch immer größtentheils in den Händen der Geiſtlichkeit war) dämmerte ſchon allmälig das Nationalbewußtſein.

Beſonders wichtig für die höhere Entwickelung des Volksgeiſtes wurden die Sammlungen des vaterländiſchen Rechts, ein gutes Gegengewicht gegen den Einfluß des römiſchen und des Kirchenrechts. Eckard von Repgow, ein Ritter aus Thüringen, hat zuerſt (zwiſchen den Jahren 1215 und 1235) die alten „Weisthümer" (d. i. Rechtsſprüche der Schöffen), die Stadtrechte und Gewohnheitsrechte geſammelt und in ſächſiſcher Mundart niedergeſchrieben, daher hieß die Sammlung, welche Land- und Lehnrecht umfaßte, der „Sachſenſpiegel". Später (ungefähr im Jahre 1282) iſt eine andere Sammlung in ſchwäbiſcher Mundart, der ſogenannte „Schwabenſpiegel", dazu gekommen.

Der edelſte Kern der Nation war jetzt das Bürgerthum geworden, welches die geſetzliche Freiheit ruhig, beſonnen und ſtreng nach einer beſtimmten Richtung ausbildete. Gleichwie einſt das Haus des freien Mannes unverletzlich geweſen, ſo war's jetzt im Großen die Stadt für die freie Bürgerſchaft. Dabei hat der Han-

z. S. 317.

delsgeiſt einen kühnen Aufſchwung genommen; weithin nach allen Weltgegenden, bis tief nach Rußland hinein, zogen deutſche Kaufleute, geehrt in der Fremde wie in der Heimath.

Auch die Gewerke blühten freudig auf, in innigſter Verbindung mit der Kunſt. Daran haben die geſchloſſenen Innungen großen Theil. Am erhabenſten offenbarte ſich dies in der Baukunſt. In ihr lebte noch der tief religiöſe Sinn des deutſchen Volkes. Aber nicht blos die Kirchen, ſondern auch die Burgen, Paläſte, Rathhäuſer und ſonſtigen öffentlichen Gebäude trugen das Gepräge des kirchlichen Bauſtyls. Heutzutag, wenn wir jene Werke anſchauen, begreifen wir's kaum, wie es möglich war, ſie, ſo rieſenhaft ſie im Ganzen und ſo vollendet ſie im Kleinen ſind, ſo ſtreng nach Einem Grundgedanken und ſo mannigfaltig im Einzelnen, zu Stande zu bringen. Dies war nur dadurch möglich, indem ſich die Kräfte derer, welche daran ſchufen, in einer großen Verbrüderung zuſammenfanden, in welcher die tiefen Geheimniſſe der Kunſt, für die Augen der Uneingeweihten ſtreng verborgen, ſorgſam gepflegt wurden; nur freie Männer durften als Meiſter und Geſellen dazu, darum hießen die Genoſſen der Brüderſchaft freie Maurer. Da war Jeder an ſeinen beſtimmten Platz hingeſtellt und füllte ihn aus; ſo ordneten ſich alle Kräfte in ſchöner Harmonie zum Ganzen. Bei jedem großen Bauwerk war eine „Bauhütte", in welcher die freien Maurer ihre Geheimniſſe pflegten. Solcher großer Bauhütten waren vier, in Köln, Straßburg, Zürich und Wien. Zu dem erhabenen Dom in Köln ward 1228 der Grundſtein gelegt. Den Bau des Münſters zu Straßburg leitete ſeit 1277 der weiſe Meiſter Erwin von Steinbach, welcher im Jahre 1318 ſtarb. Er hatte eine Tochter, Sabina, welche, während er des Baues pflegte, viele ſchöne Steinbilder von Heiligen aus Stein meißelte. Denn gleichwie die Künſte mit den Handwerken, ſo ſtanden die erſteren, die Baukunſt, Bildhauerei und Malerei, auch unter ſich in einem innigen Zuſammenhang.

Die deutſche Dichtkunſt hatte im dreizehnten Jahrhundert den höchſten Aufſchwung genommen. Fürſten und Grafen, Ritter und edle Herren waren damals Sänger. Da wurde das alte Lied von

den „Nibelungen" in neuer, kunſtreicher Form vollendet. Dies Gedicht iſt ein ewiger Schatz des deutſchen Volkes. Es wird darin von dem edlen Helden Siegfried aus Niederland erzählt, wie er für den König der Burgunder eine Zauberjungfrau gefreit und nach vielen hohen Thaten durch Verrath ermordet worden iſt; ſodann wie ſeine treue Hausfrau Chriemhild in's Hunnenland gekommen und des König Etzels Weib geworden, endlich wie ſie für Siegfried's Tod furchtbare Blutrache an allen Burgundern vollſtreckt hat. Ein andres hohes Lied hat der edle Wolfram von Eſchenbach geſungen; das heißt der „Parcival". Darin wird erzählt vom heiligen Gral; das iſt die Schale, worin das Blut, welches aus der Seitenwunde des Erlöſers rann, aufgefangen ward; ſie beſtand aus einem Edelſtein, der beim Sturz Lucifers in den Abgrund aus deſſen Krone fiel. Wer den Gral anſchaute, ſtarb nicht, und wer ihm diente, blieb von jeder Todſünde frei. Der heilige Gral aber wählte ſich ſelber ſeine Diener und gab ihnen alle irdiſche Freude und himmliſche Seligkeit. Er ſtand in einem wunderſamen Tempel im dichten Wald, und es pflegte ihn eine auserleſ'ne reine Ritterſchaft. Alſo war's hohen Preiſes werth, nach dem Gral zu forſchen und in ſeinen Orden aufgenommen oder gar ſein Pfleger zu werden. Dies Alles iſt in dem Gedicht Parcival enthalten, deſſen Stoff zwar nicht deutſchen Urſprungs iſt, aber durch die erſtaunenswürdige Kunſt des edlen Wolfram von Eſchenbach ein ächt deutſches Nationalgut und gleichſam ein Spiegel der ganzen Zeit ward, in welchem die tiefſinnige Verbindung des Glaubens und des Ritterthums zu ſchauen iſt. Ein andrer großer Dichter jener Zeit war Meiſter Gottfried von Straßburg, welcher in der Geſchichte von Triſtan und Iſolde die hohe Zaubermacht der Liebe wunderſchön beſchrieben hat. Herr Walther von der Vogelweide hat die herrlichſten Lieder geſungen, nicht blos zur Verherrlichung der Frauen, wie ſo viele andre Minneſänger ſeiner Zeit, ſondern auch voll kühnen freien Muths zum Preis des Vaterlands gegen die Anmaßungen Roms; und wenn er von der Minne ſang, klang's wie Nachtigallenlied, wenn vom Vaterland, wie ſcharfer Schwertesſchwung. Wohl hunderte von Minneſängern

z. S. 318.

gab's damals. Aber gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, als das Ritterthum entartete, ward der Minnegeſang mehr zur bloßen Spielerei mit künſtlichen Redensarten, ja ſogar oft zur tollen Abenteuerlichkeit. — Viele gelehrte Männer haben in unſerer Zeit alle jene Gedichte und Lieder, nachdem ſie lang' vergeſſen geweſen, mit treuer Liebe wieder aufgegraben. Du aber, o deutſches Volk, und Du vor Allen, o deutſche Jugend, trink' aus dieſem friſchen, ewigen Brunnen, daß die Augen Dir klarer werden und daß Dein Herz Dir höher und ſtolzer ſchlage für die Herrlichkeit des theuren Vaterlands!

Die Grenzen des deutſchen Reiches ſind durch die Losreißung des größten Theils von Burgund ſo wie Neapels und Siciliens ſehr eingeſchränkt worden; von der Oberherrſchaft über Lombardien waren kaum noch Schein und Titel übrig geblieben. Dagegen hat Deutſchland gegen Nordoſten hinaus durch die Einverleibung **Preußens** einen wichtigen Zuwachs bekommen. Schon früh war das Chriſtenthum durch Schwertgewalt in den Ländern an der Oſtſee eingepflanzt worden, und der Biſchof Adalbert von Liefland hatte zu deſſen Befeſtigung (1199) einen Kreuzzug gegen die dort wohnenden Völkerſchaften zu Stande gebracht. Da haben Lübecker (1200) die Stadt Riga gebaut, und deutſche Bildung iſt über jene Landſchaften gekommen. Ein eigener Ritterorden, der der „Schwertbrüder“, brach den Widerſtand der heidniſchen Bewohner in Pommern, Lievland, Kurland, Eſthland, Litthauen, bis nach Rußland hinein. Nur die **Preußen**, ein Volk wahrſcheinlich deutſchen Urſprungs (ſo ſchien's nach ihrer Geſtalt, nach ihren blonden Haaren und blauen Augen, wie nach ihren Sitten), wehrten ſich heldenmüthig gegen die blutigen Bekehrungsverſuche der Polen. Sie lebten unter Häuptlingen (Reiks) und Prieſtern, von Jagd und Ackerbau. Vergeblich wurde ein neuer Ritterorden, der der „Ritter Chriſti“ (1225), zu ihrer Beſiegung geſtiftet; — die Preußen erſchlugen in einer Schlacht alle Ritter bis auf fünf. Da riefen der Herzog Konrad von Maſovien und Chriſtian, der erſte Biſchof von Preußen, die Ritter des **deutſchen Ordens** aus dem gelobten Lande dahin, und Konrad trug

dem Hochmeiſter derſelben, dem edlen Hermann von Salza, den Beſitz des Kulmer und Löbauer Landes an. Das geſchah 1226. So kamen die deutſchen Ordensritter dahin, und begannen den Kampf gegen die Preußen, welcher gar viele Jahre lang dauerte. Wie früher die Kreuzfahrer in's ferne Morgenland zogen, ſo war jetzt Preußenland das Ziel Aller geworden, welche für den Glauben kämpfen wollten. Auch hatten dieſe Kämpfe einen glücklicheren Erfolg, als jene im Morgenland. Nicht bloße Waffengewalt bewirkte denſelben, ſondern vorzüglich das deutſche Bürgerthum, welches mit dem Handelsverkehr auch deutſche Bildung nach Preußen brachte, und durch Anſiedler aus Sachſen und Niederland wurden die Preußen in Sitten, Glauben und Sprache mit der Zeit den andern Deutſchen völlig gleich. Auch wuchſen im Preußenland allmälig gar viele Städte empor, ſo Thorn, Kulm, Elbing, Königsberg. Es ſtand unter der Herrſchaft des deutſchen Ritterordens; deſſen Hochmeiſter hatte die Würde eines Reichsfürſten, und ſchlug in der Folge (1309) auch ſeinen Hofſitz in Preußen auf, nämlich in dem ſtattlichen neuen Schloſſe Marienburg. Zur Zeit aber, da der Hochmeiſter ſelbſt noch nicht in Preußen wohnte, waltete ſtatt ſeiner ein „Landmeiſter"; die verſchiedenen Kreiſe des Landes wurden durch „Komthure" des deutſchen Ordens verwaltet.

Grund und Boden des Reichs war damals in zahlreiche kleine Gebiete zerſplittert, von denen einige unmittelbar zum Reich gehörten, andere im Beſitz geiſtlicher und weltlicher Landesherren waren. Schon damals blühten die meiſten fürſtlichen Geſchlechter, welche noch heutzutage über die verſchiedenen deutſchen Staaten herrſchen; — in Baiern und in der Pfalz die Wittelsbacher, in dem zertheilten großen alten Sachſenland das welfiſche Geſchlecht (über Braunſchweig und Lüneburg) und das anhaltiſche; das Haus Wettin, welches heutzutag über Sachſen herrſcht, in den Lauſitzer Marken, in Meißen und Thüringen; das Land am Oberrhein gehörte den Markgrafen von Baden; in Schwaben wurden viele Grafengeſchlechter, darunter das von Würtemberg, in der Schweiz das der Habsburger mächtig. Niederlothringen hatte ſich in die zwei Herzogthümer Limburg und Brabant,

und in viele ſelbſtſtändige Grafſchaften (wie Holland, Seeland u. ſ. w.) zerſplittert. Bei dieſer gänzlichen Auflöſung der alten Gebietsbeſtimmungen war zwiſchen vielen Fürſten und Herren unſäglicher Streit um den Beſitz der Länder, ſo daß das Volk oft nicht wußte, wer der Herr war. — Während dieſer Zeit hatte ſich ein ſlaviſcher Fürſt, der König Ottokar von Böhmen, durch Tapferkeit und Klugheit eine ungeheure Macht erworben. Er beſaß nebſt Böhmen und Mähren auch die Herzogthümer Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, und wollte ſie alle zu einem einzigen großen Reich vereinigen. Die kühnſten Pläne erfüllten ſeinen hochſtrebenden Geiſt; die deutſche Krone war's, an die er dachte.

Viertes Buch.

(Vom Jahre 1273 bis zum Jahre 1517.)

1.

Geendigt nach langem verderblichem Streit
War die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.

Schiller.

Damals mochte wohl mancher Fürſt im deutſchen Vaterlande denken: „Wozu denn wieder ein König und Kaiſer? Sind doch wir Fürſten ſelbſt Herren und brauchen keinen Höheren über uns, der unſere Macht beſchränkt!“ Aber die deutſchen Städte dachten anders; denn ſie erkannten gar wohl, daß die friſche und freie Entwickelung des Bürgerthums durch den übermüthigen Adel auf's Aeußerſte bedroht ſei, wenn nicht wieder ein König daſtünde, als treuer Pfleger des Rechts und der Ordnung und als ſtrenger Richter der zügelloſen

Gewalt. Ja wahrlich: ein gerechter König that noth, um das Vaterland durch ſtarke Einigkeit zu retten, deſſen Grund und Boden damals unter zweihundert Reichsſtände, geiſtliche und weltliche, zerſplittert war. Zu gleicher Zeit erkannte der Papſt Gregor X., daß die römiſche Hierarchie in dem Geſchlecht des Tyrannen Karl von Anjou jetzt einen viel gefährlicheren Feind zum Nachbar in Welſchland hatte, als das von ihr ausgetilgte Geſchlecht der Hohenſtaufen je geweſen war. So gebiert jedes Unrecht ſich ſelbſt den Fluch. Gregor X. ſah kein andres Mittel zur Rettung der römiſchen Kirche, als die Herſtellung deſſelben deutſchen Kaiſerthums, welches ſeine Vorfahren mit ſo ausgeſuchten Künſten geſchändet und zertreten hatten. Darum ermahnte er die deutſchen Fürſten dringend, einen römiſchen König zu erwählen, und fügte hinzu: wenn ſie's nicht thäten, ſo würde er ſelbſt dem Reich ein Oberhaupt geben. Da nahmen ſich die geiſtlichen Fürſten in Deutſchland, und beſonders der Erzbiſchof Werner von Mainz, der Wahl eifrig an; der letztere berief zu dieſem Zweck im September 1273 einen Reichstag nach Frankfurt am Main. Es war aber damals durch lange Gewohnheit zum Rechte geworden, daß das Küren (d. i. die Wahl) des Königs nur ſieben Fürſten, drei geiſtlichen und vier weltlichen, zuſtünde, welche davon auch die Kurfürſten (d. i. Wahlfürſten) hießen. Dieſe waren die drei Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln (zugleich Erzkanzler durch Deutſchland, Arelat und Italien), — ſodann der Pfalzgraf bei Rhein (welcher zugleich des Reichs Erztruchſeß war), der Markgraf von Brandenburg (zugleich Erzkämmerer), der Herzog von Sachſen (zugleich Erzmarſchall), und der König von Böhmen (als Erzſchenk). Und es war angenommen, daß das Wahlrecht an jene Erzämter des Reiches gebunden ſei. So war denn das urſprüngliche Wahlrecht des ganzen Volkes, welches ſpäter die Volksherzoge, als Vertreter der verſchiedenen deutſchen Stämme, ausgeübt hatten, nach dem Schwinden der großen Volksherzogthümer, jetzt in den ausſchließlichen Beſitz eines eigenen Wahlkollegiums übergegangen. Die Kurfürſten waren jedoch damals in Streit, ob der König Ottokar von Böhmen, als ein Fürſt von ſlaviſchem Geblüt, eine

z. S. 323.

Stimme bei der Wahl haben ſollte; denn, wiewohl das Reichsamt des Erzſchenken von Baiern auf Böhmen übergegangen war, ſo machten doch die Kurfürſten jetzt den Grundſatz geltend, daß das Wahlrecht von alten Zeiten her an dem Volksſtamm (alſo an Baiern), nicht an dem Erzamt hafte. Darnach ſchwankten ſie auch noch wegen der Wahl des rechten Mannes; denn ſie wünſchten einen König, welcher von Haus aus nicht ſo mächtig wäre, daß er ſie in der Erweiterung ihrer landesherrlichen Gewalt etwa beſchränken könnte. Indeſſen hatte ſich der Erzbiſchof Werner ſchon den rechten Mann für die deutſche Krone auserſehen, und bewog die übrigen Kurfürſten, daß ſie alle ihre Stimmen dem Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein übertrugen, welchen er bereits gewonnen hatte. Dieſer nannte nun als den würdigſten Mann für die deutſche Krone den Grafen Rudolf von Habsburg.

Graf Rudolf von Habsburg war in der Schweiz und am Oberrhein begütert, wiewohl nicht ſo reich, daß die allzugroße Macht ſeines Hauſes die Fürſten hätte beſorgt machen können; — übrigens ſtammte er von uraltem fürſtenmäßigem Adel, war unerſchrocken, reif an Jahren und Klugheit, tüchtig in allen Dingen, bieder von Herzen, ſchlicht von Sitten, ein Freund des Rechts und des Volks. Wie aber der Erzbiſchof Werner ſeine Gedanken gerade auf ihn gerichtet hat, das wird alſo erzählt. Der Erzbiſchof hatte einen Kapellan, welcher vordem in der Schweiz Seelſorger geweſen war; dieſer ſagte ihm Folgendes vom Grafen. Als er (der Kapellan) noch in der Schweiz war, brachte er einſt einem kranken Manne das heilige Abendmahl, kam unterwegs an ein Wildwaſſer, und ſchickte ſich an, es zu durchwaten. Sieh, da begegnete ihm zufällig Graf Rudolf von Habsburg, welcher auf die Jagd geritten war, ſtieg demüthig vom Pferd, und hob ihn auf daſſelbe. Und als ihm der Prieſter des andern Tages das Roß zurückbrachte, ſprach der Graf ehrfürchtig: „Da ſei Gott für, daß ich das Roß je wieder beſteige, welches das heilige Sakrament getragen! Behaltet es zum Dienſt der Kirche!“ Bei dieſer Erzählung des Kapellans erinnerte ſich der Erzbiſchof von Mainz, wie der Graf ihm ſelber einſt in großen Treuen ein gutes ritterliches Ge-

leit gen Welſchland gegeben hatte, als er ſich von Rom den Biſchofs=mantel holte, und wie er dem Grafen damals verſprochen hatte, er wolle ihm dieſen Dienſt dereinſt noch vergelten. Dies Verſprechen erfüllte er jetzt; denn er hatte damals Rudolfs Biederkeit und Tüchtigkeit erprobt, und ruhte nun nicht, als bis derſelbe zum König der Deutſchen erhöht ward.

Rudolf befand ſich gerade im Feldlager vor Baſel, als er die Nachricht von ſeiner Erhöhung erhielt. Da öffnete ihm die Stadt alſogleich ihre Thore; der Biſchof von Baſel hingegen rief ganz erſchrocken: „Jetzt ſitz' feſt auf Deinem Thron, lieber Herr Gott, ſonſt kommt der Rudolf auch noch dahinauf!“ Doch Rudolf vertrug ſich ſchnell mit ſeinen Feinden und fuhr dann gen Aachen zur Krönung. Als er nun dort (am 31. Oktober 1273) gekrönt worden war und den Fürſten die Reichslehn verleihen wollte, fehlte das Scepter dazu. Da nahm Rudolf ſtatt deſſen ein Kruzifix und ſprach: „In dieſem Zeichen iſt die ganze Welt erlöſet worden; das iſt das beſte Scepter.“ So belehnte er die Fürſten mit dem Kreuz ſtatt mit dem Scepter; dies gefiel Allen gar wohl.

Nachdem nun Rudolf von Habsburg König der Deutſchen geworden war, hielt er es für's Allerbeſte, daß das Vaterland wieder innerlich ſtark werde durch Ordnung und Recht, und gab lieber all' die ſtolzen Gedanken auf, daß das deutſche Kaiſerthum die ganze Welt beherrſchen ſolle. Dies war klug gethan und auch der Wille der deutſchen Nation (durch die Fürſten); nie hatte ja Deutſchland ein Heil davon, ſeine beſten Kräfte im Ausland zu vergeuden. Darum beſtätigte Rudolf dem Papſt alle Länder und Rechte deſſelben, und vermied es, nach Welſchland zu ziehn. „Das iſt,“ ſo ſprach er, „des Löwen Höhle; viele Fußtritte führen hinein, aber keiner wieder heraus.“ So überließ er Welſchland ſich ſelbſt. Seit der Zeit haben die deutſchen Könige den hohen Begriff des früheren Kaiſerthums nie mehr im alten Glanz verwirklichen können, gleichwohl aber den Titel römiſcher Kaiſer beibehalten. Hingegen konnten ſich nun die Kräfte der deutſchen Nation um ſo tüchtiger in Deutſchland ſelbſt entwickeln.

Rudolf nahm ſich redlich des deutſchen Volkes an und bracht' es dahin, daß Jedem endlich wieder ſein Recht, und daß der heilige Friede, durch welchen alles Gute gedeiht, auf der deutſchen Erde wieder einheimiſch wurde. Als Anwalt aller Bedrängten, als Vollſtrecker der Gerechtigkeit, zog er im Vaterland umher. Da half den adligen Räubern, welche die ſchlichten Bürger niederwarfen und plünderten, weder Stammbaum noch Wappenſchild; Rudolf ließ ſie, wie andre gemeine Schurken, ohne Umſtände aufknüpfen und zerſtörte ihre Burgen. Dafür hatte ihn aber auch das Volk ſo lieb wie einen leiblichen Vater, und nannte ihn das „lebendige Geſetz“. Auch gefiel dem Volke Rudolf's ſchlichtes Weſen, denn er lebte g'rade ſo wie ein Mann mitten aus dem Volk, flickte ſich gar oft ſein graues Röcklein ſelbſt und aß im Krieg Rüben vom Feld; eitel Schein galt vor ihm nichts, auch mocht' er nichts Fremdes um ſich leiden, weder in Sprache noch in Sitten. Geſetze und Urkunden ließ er deutſch niederſchreiben; das allein verſtand er und wollt' es von allen Deutſchen verſtanden wiſſen. In gleichem Maße, wie er für Frieden und Recht ſorgte, trachtete er auch, die Reichsgüter wieder zuſammenzubringen, kurz: auf alle Weiſe Deutſchland innerlich ſtark zu machen.

Bei dieſem Streben hatte er gar manche Fürſten und edle Herren gegen ſich, welche ſich aus Stolz oder Eigennutz ſeiner ſtrengen Gerechtigkeit nicht fügen wollten. So war ihm Herzog Heinrich von Niederbaiern bald heimlich, bald offen mißgünſtig; ſo auch im Schwabenland mehrere Grafen, beſonders die beiden von Würtemberg, Ulrich und Eberhard, und der Markgraf von Baden. Doch Rudolf, der tüchtige alte Kriegsmann, trieb ſie meiſtentheils zu Paaren.

Sein mächtigſter Gegner war Ottokar von Böhmen, Herr des ganzen öſtlichen Deutſchlands, als gewaltiger Held weit und breit, zumal im Preußenland berühmt, königlich von Geiſt, ſtrotzend von Kraft, reich an großen Gaben; wiewohl ein Slave von Geburt, dennoch ein Förderer deutſcher Bildung; der Großen Feind, der Niedrigen Freund, der Liebling der Frauen und des Glücks; aber durch Glück und Gewalt verwöhnt, auch zum Uebermuth und zur Ungerech-

tigkeit geneigt. So hatte er ſeine Gemahlin Margaretha, Friedrich's des Streitbaren von Oeſterreich Schweſter, weiland König Heinrich's Wittwe, durch deren Heirath er Oeſterreich an ſich gebracht, verſtoßen, und eine ſchöne üppige Polin, Kunigunde, ſtatt ihrer zur Hausfrau genommen; ſo hatte er auf falſchen Verdacht hin mehrere Edle Oeſterreichs und der Steiermark wider alles Recht behandelt, und manche getödtet. So ſpottete er auch, im Gefühl ſeiner Kraft und Macht, und aus Grimm, daß ihm ſelber die deutſche Krone entgangen war, über den König Rudolf, als über einen armen Grafen, welcher einſt unter ſeinen Fahnen gegen die heidniſchen Preußen gefochten habe. Vergebens lud ihn Rudolf auf zwei Reichstage, nach Nürnberg und Würzburg, zur Belehnung; Ottokar kam nicht und wollte Rudolf nicht als König anerkennen; „die Wahl Rudolf's ſei ungültig," ſprach er, „weil Böhmen dabei keine Stimme gehabt." Nun ward die Reichsacht über ihn verhängt; gleichwohl ließ ihn Rudolf noch einmal gütlich ermahnen, daß er ſich unterwerfe. Stolz wies Ottokar deſſen Geſandten, den Burggrafen von Nürnberg, von ſich; er wollte Böhmen und die öſterreichiſchen Lande unabhängig als ein eigenes Reich für ſich behaupten, und verließ ſich dabei auf den Beiſtand des Herzogs Heinrich von Baiern. Da zögerte Rudolf nicht länger, dem königlichen Anſehn mit gewaffneter Macht Achtung zu ſchaffen, und wie Herzog Heinrich dies merkte, verſöhnte er ſich eilig mit ihm. Der kluge Rudolf ſuchte nun ſeine Macht durch Familienbande zu verſtärken, und gab deshalb Otto, dem Sohn des Baiernherzogs, ſeine Tochter Katharina zur Hausfrau, ſo wie er ſeinen Sohn Albrecht mit Eliſabeth, der Tochter des mächtigen Grafen Meinhard von Tyrol, vermählte. Ottokar erwartete indeſſen in Böhmen Rudolf's Angriff. Aber dieſer zog nach Oeſterreich und zwar geradesweges auf die Stadt Wien zu, welche Ottokar mit vielen Gnaden reich begabt hatte; zu gleicher Zeit brach Meinhard in Steiermark und Kärnthen ein. Lang' widerſtand Wien, dem Böhmerkönig getreu, Rudolf's Angriffen; bis endlich Ottokar herbeikam, um ſich mit ſeinem Gegner zu meſſen; doch mit Schrecken erkannte er jetzt, wie groß Rudolf's Macht, die er im Uebermuth für allzugering ge-

z. S. 327.

achtet hatte, in kurzer Zeit herangewachſen war, und beſchloß, ſich dem König der Deutſchen zu unterwerfen. Dies geſchah am 25. November 1276, im Lager Rudolf's, auf einer Haide an der Donau. Da verzichtete Ottokar, ſo hart es ihm auch ankam, auf die Länder Oeſterreich, Kärnthen, Krain, Steiermark, auf die windiſche Mark und Portenau, und ſchwur dem deutſchen König Lehnstreue für den Beſitz von Böhmen und Mähren, welcher ihm blieb; zur Befeſtigung der Verſöhnung ſollte Ottokar's Sohn Rudolf's Tochter, und Rudolf's Sohn eine Tochter Ottokar's heirathen. Als der Friede ſo beſtellt worden, ritt Ottokar, voll Grolls, von dannen, doch ſäumte er vor Scham lange, nach Prag zu kommen. Beides, Groll und Scham, reizte ihm ſeine ſtolze Gemahlin Kunigunde, wie ſein böſer Geiſt, durch höhnende Worte noch auf's Aeußerſte. „Biſt Du ein Mann," ſprach ſie zu ihm, „daß Du ſo herrliche Länder ohne Schwertſtreich dem ſchwäbiſchen Grafen dahingabſt? Sprich: wozu führteſt Du all' Deine Helden hin? wozu ſtanden ſie um Dich? Oh, — um Deine Schande zu ſeh'n! Ich bin nur ein Weib; doch hätteſt Du meinen Sinn gehabt, dann läge Rudolf gefangen oder todt vor Dir! Aber was nützen jetzt alle Worte? Hin iſt hin!" Da funkelten dem Ottokar die Augen von Wuth und er rief: „Sei's mein Verderben, und hätt' ich tauſend Eide geſchworen, — Krieg! Krieg mit Rudolf!" Alſobald ſchickte er ihm Abſagebriefe, und führte zahlloſes Volk gegen ihn auf das Marchfeld, nicht ſehr weit von Wien, jenſeits der Donau. Am 26. Auguſt 1278 kam's dort zur Entſcheidung. Lang' ſchwankte das Glück des Kampfes, Rudolf ſelbſt kam in Lebensgefahr. Endlich wurden die Böhmen zur Flucht gedrängt. Da rief Ottokar die Nachhut herbei, welche er dem Milota übergeben hatte, einem Manne, deſſen Bruder er hatte hinrichten laſſen. Rachefreudig ritt jener jetzt mit den Seinigen fort und verließ Ottokar'n im entſcheidenden Augenblick. Nun mußte Ottokar, ſo heldenhaft er auch gefochten, fliehen und ward auf der Flucht meuchleriſch, (wie es heißt: aus Blutrache,) erſchlagen. Von Blut und Staub entſtellt, vom Troß entkleidet und geplündert, fand Rudolf die Leiche ſeines königlichen Feindes und ſtand tief erſchüttert, mit Thränen in den Augen, vor ihr, indem

er an die Wandelbarkeit des Glückes, an die Nichtigkeit aller irdiſchen Größe, und an das Walten einer höheren Vergeltung dachte; denn vor zehn Jahren hatte Ottokar den König Karl von Neapel aufgefordert, Konradin und deſſen Freund Friedrich nicht am Leben zu laſſen, damit ihm der Beſitz von Oeſterreich und Steiermark verbliebe; denkt an Gott, ihr Fürſten, der keine eurer Thaten in's Buch des Gerichts einzuſchreiben vergißt!

Nach Kriegsbrauch blieb Rudolf drei Tage lang auf dem Schlachtfeld, auf daß ihm Niemand den Sieg beſtritte. Dann zog er nach Mähren und nach Böhmen. Aber Ottokars Neffe, der Markgraf Otto von Brandenburg, nahm ſich ſtandhaft ſeines Mündels, des jungen Königsſohnes Wenzeslav, an, ſo daß Rudolf demſelben Böhmen und Mähren ließ und ihm ſeine Tochter verlobte; auch mit dem Herzog Heinrich von Niederbaiern, welcher ſich abermals mit Ottokar verbündet hatte, verſöhnte er ſich. Kärnthen verlieh er dem Grafen Mainhard von Tyrol. Aber die Länder Oeſterreich, Steiermark, Krain und die windiſche Mark brachte Rudolf (1282) an ſein Geſchlecht, mit Bewilligung der Kurfürſten, welche ihm dazu ihre „Willebriefe“ gaben. So wurde ſein Sohn Albrecht (1283) durch den Beſitz der öſterreichiſchen Länder Reichsfürſt, und das habsburgiſche Geſchlecht beſaß nun in Oeſterreich eine ſtattliche Hausmacht. Die Befeſtigung und Vergrößerung derſelben lag dem König Rudolf ſehr am Herzen und bei allen Sorgen um die Wohlfahrt des Reichs vergaß er doch nie den Vortheil ſeiner Familie. So übergab er ſeinem zweiten Sohn, Rudolf, die Verwaltung der habsburgiſchen Herrſchaften und Vogteien in Schwaben und der Schweiz, und für ſeinen dritten Sohn, Hartmann, den er beſonders liebte, wollte er das arelatiſche Reich wieder herſtellen; doch zu des Vaters großem Leid ertrank der Jüngling im Rhein. Dies Streben Rudolf's nach Vergrößerung der Hausmacht vererbte ſich nachher auf ſeine Söhne und Enkel und wurde der Kern ihrer Politik, welche ſie unerſchütterlich Jahrhunderte lang feſtgehalten haben.

Nachdem die neue Ordnung in Oeſterreich eingerichtet worden war, wandte ſich Rudolf gen Schwaben. Dort war viel Unfrieden

durch den ſtreitbaren Grafen Eberhard von Würtemberg, welcher ſich ſelbſt „Gottes Freund und aller Welt Feind" nannte. Dieſer und mit ihm noch viele andre Grafen hatten ſich bei dem Untergang der Hohenſtaufen auf ihren Gebieten die herzoglichen Rechte und Güter angeeignet; aber damit nicht zufrieden, wollten ſie jene Rechte auch über die übrigen Stände Schwabens, zumal die Städte und freien Bauerſchaften, ausdehnen, welche nach dem Erlöſchen des Herzogthums nun, geſondert, unmittelbar zum Reich gehörten und nicht Luſt hatten, dieſe Reichsunmittelbarkeit an neue Landesherren zu verlieren. Mit tapfrer Hand nahm ſich Rudolf ihrer gegen die herrſchſüchtigen Grafen an und brachte es (1287) dahin, daß auch in Schwaben jedem Stand ſein Recht ward, alſo daß zwar jene mächtigen Grafen und Freiherren, auch Biſchöfe und Prälaten, ihre Gebiete als Landesherren behielten, daß hingegen auch der niedre Adel, ſo wie die Klöſter, Städte und Bauerſchaften nun unter'm beſondern Schutze des Reiches ſtanden, zu welchem ſie unmittelbar gehörten, und dies eigentliche Reichsland wurde durch beſondre königliche Vögte verwaltet. So war Rudolf treu beſorgt, Recht und Ordnung feſtzuſtellen, durch Klugheit, wie durch Schwertsgewalt.

Zu dieſem Zweck kam er auch nach Thüringen, welches die Schlechtigkeit ſeines Fürſten gar bitter büßen mußte. Dort herrſchte nämlich Landgraf Albrecht, mit dem Beinamen des „Entarteten"; dieſer hatte Margarethen, weiland Kaiſer Friedrich's II. Tochter, zur Hausfrau, war aber von ſündiger Liebe zu ihrem Edelfräulein Kunigunde ſo bethört, daß er jene ermorden laſſen wollte. Da entfloh die Landgräfin bei Nacht von der Wartburg und küßte zuvor ihre zwei Söhne, und biß den älteren, Friedrich, im heftigen Schmerz der Mutterliebe in die Wange, wovon er den Beinamen: „mit der gebiſſenen Wange" behielt. D'rauf irrte die arme Kaiſerstochter verlaſſen umher, bis ihr in Frankfurt am Main (1270) vor Gram das Herz brach. Als nun ihre beiden Söhne herangewachſen waren, hielten ſie ihrem Vater das Unrecht, das er an ihrer Mutter verübt hatte, ernſtlich vor. Der Landgraf hingegen wollte ihnen ihr Erbe rauben und es dem Apitz, ſeinem Baſtard von Kunigunden, geben.

Darüber entſtand ein furchtbarer Krieg, bis daß (1289) König Rudolf kam und die Söhne mit ihrem Vater verſöhnte. Damals ließ Rudolf auch neunundzwanzig adlige Räuber hinrichten und brach wohl ſiebenzig Raubſchlöſſer in Thüringen.

Zur ſelben Zeit nahm im deutſchen Norden, um welchen ſich Rudolf weniger bekümmern konnte, die Macht des Bürgerthums einen großen Aufſchwung. Schon im Jahre 1241 hatten die Städte Hamburg und Lübeck ein Bündniß geſchloſſen zur Sicherheit ihrer Freiheiten und Gerechtſame und ihres Handelsverkehrs. Dies war der Anfang der ſogenannten „Hanſa“ (welches Wort Genoſſenſchaft bedeutet). Der Gedanke an die Freiheit feſtigte die Kraft jener Verbindung und machte die ſchlichten Bürger zu Helden. So nahmen ſie's (1246—1247), von Alexander von Soltwedel aus Lübeck angeführt, mit der ganzen Macht Dänemarks auf und zwar mit Glück, — erwarben nach und nach in England, Dänemark, Flandern, Pommern und Liefland Handels- und Zollfreiheiten und nahmen immer mehr Städte in ihren Bund auf. Als nun im Jahre 1284 der König von Norwegen den deutſchen Seeſtädten großen Schaden an Schifffahrt und Handel that, zwangen ihn ſieben Städte, an deren Spitze Lübeck ſtand, daß er Frieden ſchloß, ihnen ihre Schiffe zurückgab, 6000 Mark Entſchädigung zahlte und ihre Handelsfreiheiten beſtätigte. Von da an traten immer mehr Städte der Hanſa bei und ihre Macht wuchs ſtattlich heran. — Der deutſche Ritterorden dehnte ſich damals, mit Rudolf's Beſtätigung, auch über Liefland aus.

Indeſſen bedachte Rudolf die Nähe ſeines Endes und wollte noch zuvor ſeinem löblichen Walten auch eine längere Dauer verſchaffen. Alſo richtete er auf einem großen Reichstag zu Speier die Satzungen des Landfriedens dergeſtalt auf: Jede ungerechte Fehde war verboten, und Jeder, der um ſein Recht zu klagen hatte, ſollte die Klage vor'm ordentlichen Gericht anbringen, aber auch die Gerichte ſollten wohl richten. Wer jedoch vor denſelben ſein Recht nicht finden konnte, dem ſollte das Fehderecht bleiben, nämlich ſo, daß er ſeinem Widerſacher die Fehde drei Tage vorher ehrlich anſagen mußte, ſonſt ſollt'

er ehrlos und rechtlos ſein. Wenn der Landfriede gebrochen ward, ſollte jeder Nachbar zu Hülfe eilen; wer ihn brach, fiel in ſeines Biſchofs Bann und in des Königs Acht. Auch durfte Niemand neue Zölle und Geleite machen, bei Strafe von Acht und Bann; Niemand eine Burg anlegen, außer auf ſeinem eigenen Gebiet.

Nachdem Rudolf dieſe Satzungen beſtellt, hatte er auf Erden nur noch den Wunſch, daß ſein Sohn, Herzog Albrecht von Oeſterreich, ſein Nachfolger auf dem Throne würde. Dieſen Wunſch erreichte er jedoch nicht; denn Albrecht war in allen löblichen Dingen als das Widerſpiel ſeines Vaters bekannt, finſter und abſchreckend von Anſehn und Gemüth, herrſchſüchtig und gewaltthätig. So hatte er ſich in ſeinem Land Oeſterreich kund gegeben. Dort verachtete er trotzig die Freiheiten und Rechte der Reichsſtadt Wien, welche ſelbſt ſein Vater noch beſtätigt hatte, und trat alles Einheimiſche ſo frech mit Füßen, daß die Wiener Bürger (1288) einen Aufſtand gegen ihn erhoben; er floh vor ihnen aus der Stadt in das Schloß auf dem nahen Kalenberg über der Donau. Von dort aus umgarnte er die Stadt und bedrängte die Bürgerſchaft auf's Aeußerſte, ſo daß ſie mit ihm unterhandeln mußte. Als aber die Wiener zu ihm auf den Kalenberg kamen, um die Beſtätigung ihrer Freiheitsbriefe zu erhalten, zerriß er dieſe. So ward Wien aus einer freien Reichsſtadt nun eine bloße Landſtadt und ſeine Reſidenz. Weil ſich nun Niemand von Albrecht zu Gutem verſah, wieſen die Kurfürſten (1291) das Anſinnen Rudolf's, ihn zu ſeinem Nachfolger zu wählen, ſtandhaft zurück. Das betrübte den alten König bitterlich und der Kummer beſchleunigte ſeinen Tod. Als er die Nähe deſſelben fühlte, machte er ſich von Straßburg auf und wollte nach Speier reiten, wo die Kaiſer begraben lagen, zu ſeinem eignen Grab. Er erreichte jedoch Speier nicht lebendig, ſondern ſtarb zu Germersheim am 30. September 1291, drei und ſiebenzig Jahre alt. Noch lange hat das Volk ſein Andenken bewahrt und mit Recht, weil er der Mann des Volkes geweſen iſt.

2.

Alle Schuld rächt ſich auf Erden.
Göthe.

Obgleich ſeinem Sohne, dem Herzog Albrecht von Oeſterreich, nur ſehr Wenige hold waren, ſo hoffte dieſer doch die deutſche Krone zu erlangen. Damals war Gerhard von Eppenſtein Erzbiſchof zu Mainz; dieſer haßte den Albrecht und brachte es dahin, daß die übrigen Kurfürſten ihre ſämmtlichen Stimmen auf ihn übertrugen, alſo, daß ſie jenen als König anerkennen wollten, welchen Gerhard wählen würde. Hierauf ernannte nun Gerhard ſeinen Vetter, den Grafen Adolf von Naſſau, welcher ein tapferer Herr, aber nur gering begütert, und noch dazu ein Lehnsmann des Kurfürſten von Trier und des Pfalzgrafen bei Rhein war. Doch gerade Adolfs geringe Hausmacht gefiel den Fürſten, weil ſie nun nicht zu beſorgen hatten, daß ihnen der neue König je allzugefährlich würde.

Adolf von Naſſau war aber durchaus nicht der Mann, um in jener drangvollen Zeit, da nach Rudolfs Tode Deutſchland gegen Aufgang und Niedergang wieder in vollen Fehden ſtand, dem Vaterlande Heil zu bringen. Wohl mochte er dazu guten Willen haben; aber noch lieber dachte er an ſeinen eignen Vortheil, und opferte für denſelben die Ehre der deutſchen Krone auf. Und, wo die Ehre fehlt, da muß auch das Recht zu Grunde gehn. Ein König, der dem ſchmutzigen Eigennutz dient, iſt nicht werth, die Krone zu tragen. So war's mit Adolf von Naſſau. Als ein armer Mann hatte er angefangen und wäre durch die deutſche Krone gern ein reicher geworden. Darum opferte er gleich von Anfang den eigennützigen Kurfürſten gar wichtige Reichsrechte auf und jagte dann immer dem Geldgewinn nach, um nur aus der leidigen Noth zu kommen; meinte auch, weil er König ſei, ſo würde ſelbſt der ſchmutzigſte Weg zum Geld rein und ſauber, wenn ihn ein Geſalbter beträte. So thöricht denke kein König! Das Volk hat ſtets ſchärfere Augen; es ſieht, wie er ſich beſudelt und immer tiefer in den Sumpf der Schmach verfällt.

Um Geld zu gewinnen, hatte Adolf mit dem König Eduard von England ein Bündniß geſchloſſen gegen König Philipp den Schönen von Frankreich, welcher an der weſtlichen Grenze Deutſchlands gar viele Reichsgebiete an ſich gezogen; Adolf verſprach dem König von England, für eine beträchtliche Summe Kriegsvolk gegen Frankreich zu ſtellen. Aber Frankreich hatte vor Adolf gute Ruh'; Adolf rührte ſich nicht, behielt jedoch das engliſche Geld. Eine andere große Summe ließ er ſich von Matthäus Visconti dafür bezahlen, daß er dieſen zum Reichsſtatthalter in Mailand und mehreren andern lombardiſchen Städten ernannte. Für dies Geld wollte ſich Adolf ein ſchönes Stück deutſchen Landes kaufen, um ſeine Hausmacht zu mehren. Zur ſelben Zeit war nämlich in Thüringen der unſelige Zwiſt zwiſchen dem ungerechten Landgrafen Albrecht und deſſen zwei Söhnen, Friedrich mit der gebiſſenen Wange und Diezmann, wieder ausgebrochen, und Landgraf Albrecht, über das Glück ſeiner zwei ehelichen Söhne erboſ't, wollte lieber Meißen und Thüringen (das letztere mit lebenslänglicher Nutznießung für ſich,) für 12,000 Mark an König Adolf verkaufen, als daß er's ſeinen Söhnen gegönnt hätte. Ohne Scham und Scheu ging König Adolf dieſen unehrlichen Handel ein und gab dem Landgrafen das welſche Geld. Aber ein Unrecht gebiert ſtets das andre. Als nämlich die zwei jungen Fürſten ihren Beſitz tapfer vertheidigten, brach Adolf (1294) mit wüſtem Kriegsvolk, welches er aus Strolchen und ſchlechtem Geſindel aufgeleſen und beſoldet hatte, in's Thüringerland ein. So entzündete er dort den Bürgerkrieg, da es doch ſeine Königspflicht geweſen wäre, mit aller Macht den Frieden herzuſtellen; und ſeine Kriegsleute verübten dort Gräuel, wie ſie von den wilden Mongolen nicht erhört geweſen waren. Aber mit unerſchütterlicher Treue wehrten ſich die meiſten Städte für ihre rechtmäßigen Fürſten. Gleichwohl gelang es dem Adolf endlich (1294 und 1295), das Oſterland und die feſte Stadt Freiberg zu bezwingen; da ließ er vierzig Männer, welche ſich am tapferſten vertheidigt hatten, hinrichten, wiewohl er ſein Königswort gegeben hatte, ſie zu verſchonen.

Während nun Adolf dem Unrecht nachging, ging das Unrecht ge-

treulich auch ihm nach. Der ſtolze Gerhard von Mainz, welcher ſeinen Vetter blos als ein Werkzeug zur Vergrößerung ſeiner eigenen Macht erhöht hatte, erkannte allmälig mit großem Mißvergnügen deſſen Streben nach Selbſtſtändigkeit. Indeſſen hatte auch Albrecht von Oeſterreich, wiewohl er dem König (1292) zu Oppenheim gehuldigt, ſeinen Groll gegen dieſen nur verheimlicht, aber nicht aufgegeben, und ſeine eigne Macht ſowohl durch offne Gewalt, als auch durch Bündniſſe eifrig gemehrt. Da ſich nun Adolf durch ſein ſchlimmes Benehmen vor der öffentlichen Meinung immer verächtlicher machte, reichten ſich Gerhard von Mainz und Albrecht zu Adolfs Sturz die Hände und gewannen auch die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, ſo wie den König Wenzeslav II. von Böhmen, Albrechts Schwager. Albrecht ließ es hierbei an Verſprechungen nicht fehlen, die er freilich nicht zu halten dachte. Hierauf zog er (1298) zu offnem Trotz mit einem ſtattlichen Heere an den Rhein. Die drei Kurfürſten von Mainz, Sachſen und Brandenburg aber traten in Mainz zuſammen und luden den König vor Gericht, zur Rechtfertigung über ſein ſchlechtes Walten und über allerlei Verbrechen, deren ſie ihn bezüchtigten. Und als er auf die dritte Ladung nicht kam, ſetzten ſie ihn feierlich ab und erwählten Albrecht von Oeſterreich zum König, — wiewohl wider Brauch und Recht, weil die andern Kurfürſten dabei fehlten; auch logen ſie frech vor aller Welt: der Papſt hätte ihnen dazu Vollmacht gegeben! Bald darauf (am 2. Juni 1298) trafen Adolf und Albrecht auf dem Haſenbühel bei Gellheim (nicht weit von Worms) zum Entſcheidungskampf aufeinander. In königlicher Waffenpracht (während Albrecht unter fremdem Wappen unkenntlich war) ſprengte Adolf in die feindlichen Schlachthaufen und focht ritterlich um ſeine Krone. Vom Roſſe ſtürzend verlor er ſeinen Helm, ſchwang ſich auf ein friſches Roß, ward Albrechts gewahr und ſprengte ohne Helm gegen ihn heran. Schwer verwundet ſank er wieder zur Erde und ward unter Albrecht's Augen niedergeſtoßen, Manche ſagen ſogar: von Albrecht's eigner Hand. Sein Tod gab Albrecht den Sieg und die Krone.

Um aber auch den Schein des Rechtes für ſich zu gewinnen,

ſtellte der ſchlaue Albrecht die Krone einer neuen Wahl anheim. Und wirklich wurde er nun einhellig zum deutſchen König gewählt und am 25. Auguſt 1298 zu Aachen gekrönt. Um dieſen Zweck zu erreichen, hatte er dem König von Böhmen große Vorrechte (zum Nachtheil der Krone) eingeräumt und nicht minder große den drei geiſtlichen Kurfürſten, beſonders dem von Mainz, ſo daß dieſer beinahe ein völlig unabhängiger Fürſt geworden war.

Als aber Albrecht ſeinen Zweck erreicht hatte, wollte er den Kurfürſten jene Vorrechte, die ſeine eigene Macht beeinträchtigten, wieder entreißen; denn er ſtrebte mit aller Macht: unumſchränkter Herr zu ſein; ſein Wille galt ihm mehr als alles Recht und Geſetz; ſein Stolz war: gefürchtet zu ſein, der ſchlechteſte und einfältigſte Grundſatz für Herrſcher! — denn Furcht erweckt Haß. Doch im Anfang verbarg Albrecht ſeine finſtren Pläne, weil er den Papſt Bonifacius VIII. gegen ſich hatte, einen kühnen Mann, welcher die Weltherrſchaft des Papſtthums zu erneuern ſuchte. Dieſer wollte Albrecht nicht als König anerkennen. Auf einem Throne ſitzend, das Haupt mit einer Krone geſchmückt, die Lenden mit einem Schwert umgürtet, ſprach Papſt Bonifacius VIII. zu Albrechts Geſandten, als ſie ihn um die Beſtätigung der Wahl baten: „Albrecht iſt des Reichs unwürdig, denn als Verräther erſchlug er ſeinen Herrn. Auch iſt er durch ſeine Hausfrau (Konradins Stiefſchweſter) mit dem verfluchten Geſchlechte der Hohenſtaufen geſippt. Nichts von ihm! Ich ſelbſt bin Kaiſer.“ Als Albrecht dies hörte, rief er ergrimmt: „Was kümmert mich der Papſt? Nicht auf ſeinem Belieben, ſondern auf der Wahl durch die Fürſten ruht mein Recht als König und Kaiſer!“ Und alſogleich ſchloß er ſich an den König Philipp von Frankreich, des Papſtes erbitterten Feind, und befeſtigte dieſen Bund durch die Vermählung ſeines Sohnes Rudolf mit Philipps Tochter Blanka. Zugleich ſtrebte er auch die Macht ſeines Hauſes zu vergrößern, um dann den deutſchen Fürſten mit um ſo größerer Kraft gegenüber treten und ihre Anſprüche zernichten zu können. So wollte er ſeinen Sohn Rudolf zum König von Arelat und zum römiſchen König machen. Da widerſprachen ihm die Kurfürſten, bang vor Habsburgs wachſender Macht, auf's

heftigſte; beſonders Gerhard von Mainz. Nun wollte Albrecht, welcher die Vergrößerung ſeiner Hausmacht unverrückt im Auge hielt, Holland und Seeland als heimgefallene Reichslehen an ſich ziehen, und zwar gegen die Geſetze jener Landſchaften, wonach dieſelben der weiblichen Linie der Grafen zufielen. Doch der Graf Johann von Avesnes leiſtete ihm Widerſtand, und Graf Reinhold von Geldern, an welchem Albrecht treulos gehandelt hatte, wollte denſelben ſogar ermorden. Mit genauer Noth entrann Albrecht und mußte endlich den Johann von Avesnes doch mit Holland belehnen.

Indeſſen vermochte Albrecht, ſtolzen Gemüths wie er war, ſeine Pläne gegen die deutſchen Fürſten nicht länger zu verbergen. Als Gerhard von Mainz dies merkte, wollte er ihm ein Gleiches thun, wie weiland dem König Adolf, und ſprach einſt drohend auf der Jagd: „Hier aus meinem Hifthorn kann ich noch mehr Kaiſer herausblaſen!“ Doch Albrecht trat jetzt nur um ſo kühner auf und forderte von den rheiniſchen Kurfürſten die Rheinzölle zurück, welche er ihnen, um die Krone zu erlangen, verſprochen und nach ſeiner Krönung auch eingeräumt hatte. Durch die Zurückforderung derſelben brachte er alle rheiniſchen Städte, deren Handel durch jene Zölle arg gehemmt wurde, auf ſeine Seite, und um dieſe ihre Zuneigung zu erhalten und zu befeſtigen, ſtellte er ſich an, als wolle er nicht aus Eigennutz, ſondern lediglich zum Schutz der Städte, des niedern Adels und überhaupt Aller, welche von den Fürſten bedrückt wurden, den Kampf gegen dieſe Letzteren erheben. Doch die erbitterten Kurfürſten luden ihn vor das Gericht des Pfalzgrafen, und wollten die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl nochmals unterſuchen, als plötzlich der Papſt alſo Einſpruch that: „Vor meinen Stuhl gehören die Prüfung des Königs und das Gericht über ihn,“ und er lud Albrecht binnen ſechs Monaten vor ſich.

Albrecht, der Mann der Gewalt, griff raſch zum Schwert; Kampf ſollte entſcheiden. Da ſchaarten ſich die Bürger und der niedre Adel vom Rhein freudig unter ſeinen Fahnen zum Kampf gegen ihre Unterdrücker und bald mußten ſich deren feſte Burgen am Rhein und die Städte des Pfalzgrafen und der Kurfürſten von Köln und Trier

ergeben; Schifffahrt, Handel und Wandel wurden frei, und die trotzigen Fürſten mußten ſich (1302) mit verbißnem Grimm unterwerfen. Zur ſelben Zeit bedrängte der gewaltige König Philipp von Frankreich den Papſt Bonifacius VIII. ſo hart, daß dieſer beſchloß, ſich mit Albrecht zu verſöhnen und ihn als König anzuerkennen; nachdem er dies gethan, forderte er jenen zum Schutz der Kirche gegen Philipp von Frankreich auf. Jetzt änderte auch Albrecht plötzlich ſein Benehmen gegen den Papſt; er demüthigte ſich vor dieſem und opferte der römiſchen Kirche faſt alle, ſowohl wirklichen, als vermeintlichen Rechte, welche das Kaiſerthum bisher gegen dieſelbe in Anſpruch genommen hatte. Dies that Albrecht, um den Papſt zu bewegen, daß derſelbe dem Hauſe Habsburg das deutſche Reich als erblich zuſprechen möchte. Doch ein unerwarteter Gewaltſtreich vereitelte Albrechts Hoffnung; Bonifacius VIII. wurde nämlich durch ſeinen Todfeind, den Kardinal Colonna, überfallen, ſchmählich mißhandelt und ſtarb (1303), ungebeugt an Willenskraft, für die Idee der geiſtlichen Weltherrſchaft, welche ſein ganzes Leben beſeelt hatte. Seine Nachfolger in der höchſten geiſtlichen Würde aber ſtanden unter franzöſiſchem Einfluß und verlegten ſogar den Hofſitz von Rom nach Avignon.

Zur ſelben Zeit lag Albrecht in Fehde gegen ſeinen Schwager, den König Wenzeslav von Böhmen, dem er viel verſprochen und wenig gehalten hatte, ſo daß ihm Wenzeslav tief grollte und ſich mit ſeinen Feinden verbündete. Doch dies war nicht der einzige Grund des Kriegs. Vielmehr war der länderſüchtige Albrecht darüber tief erbittert, daß Wenzeslav's junger Sohn, gleichen Namens, von einer Partei in Ungarn zum König dieſes Landes erwählt worden war. „Wie?“ dachte Albrecht, „ſoll Ottokar's Geſchlecht ſich neben Habsburg mächtig ausbreiten, ja, es vielleicht noch gar überflügeln? Nimmermehr!“ Da nun eine andere Partei in Ungarn den Prinzen Karl Robert von Neapel (Albrecht's Neffen) zum König haben wollte, ſo ergriff Albrecht dieſe Gelegenheit, unterſtützte Karl Robert, gebot dem König von Böhmen, von Ungarn abzulaſſen, ſprach, als es dieſer nicht that, (1304) die Reichsacht über ihn aus und fiel in Böh-

men ein. Wenzeslav ſtarb indeſſen ſchon 1305 und ſein junger Sohn, Wenzeslav III., that auf die Krone Ungarn's Verzicht. Schon im nächſten Jahre ward er in Olmütz ermordet und mit ihm erloſch Ottokar's Mannesſtamm. Da zog Albrecht das Land Böhmen als verfallenes Reichslehen heim, um es ſeinem Sohne Rudolf zu übergeben; und da die böhmiſchen Stände ihr Wahlrecht behaupteten, ſo brachte er's durch Liſt und Gewalt dahin, daß Rudolf, ungeachtet großen Widerſpruchs, doch zum König erwählt wurde. Damals wollte Albrecht auch Meißen und Thüringen erwerben, indem er zum Vorwand nahm: „König Adolf habe dieſe Lande nicht für ſich, ſondern für's Reich erworben.“ Um jedoch den Schein der Unparteilichkeit zu haben, lud er Alle, welche um den Beſitz derſelben ſtritten (1306), zur Entſcheidung vor ſich gen Fulda. Da nun die zwei Brüder, Friedrich mit der gebiſſenen Wange und Diezmann, nicht dahin kamen, ſo that Albrecht ſie in die Reichsacht und führte viel Kriegsvolk aus Schwaben und vom Rhein nach Thüringen; das ward jedoch (1307) bei Lucka (im Altenburg'ſchen) ſo tüchtig geſchlagen, daß in Thüringen das Sprichwort aufkam: „Ja, Dir wird's glücken, wie den Schwaben bei Lücken.“ — Das war im Mai. Bald darauf (im Juli 1307) ſtarb Albrecht's Sohn, König Rudolf von Böhmen. Dieſer hatte ſich, während der kurzen Zeit ſeiner Herrſchaft in Böhmen, ſo verhaßt gemacht, daß die dortigen Stände keinen Habsburger mehr zum König haben wollten, und eilig dem Herzog Heinrich von Kärnthen die Krone gaben. Voll Grimm, daß Böhmen für ſein Geſchlecht verloren ſein ſollte, zog Albrecht mit Kriegsſchaaren dahin; doch konnte er mit all' ſeiner Heeresmacht gegen das Nationalgefühl der Böhmen nichts ausrichten.

So ſchlau Albrecht war, ſo mißkannte er doch die höher waltende Urſache des Mißgeſchicks, welches alle ſeine Pläne, ungeachtet ſeiner großen Macht und Beharrlichkeit, zu Schanden machte, nämlich: daß Unrecht dem zum Fluch wird, der es begeht. Und das iſt die Strafe der Tyrannen, daß der Dünkel ihres Eigennutzes ihren Verſtand wie mit Blindheit ſchlägt. Sie rechnen bei einem Volke nur die Köpfe aus, und wie viel Schwerter ſie brauchen, um ſolche

zu kürzen, nicht den Geiſt des Volkes, welcher Schwerter von Miethlingen wie Strohhalme zerbricht, und während ſie das Volk zu verderben trachten, rennen ſie blind ihrem eignen Verderben entgegen. Erbittert und ganz erfüllt von Rachegedanken gegen Böhmen und Thüringen, ritt Albrecht gen Schwaben und in die Schweiz, wo er ſeine Stammherrſchaften beträchtlich gemehrt, ſchöne Städte, Burgen und viel herrliches Land zu ſeinem Eigen gemacht, manche erledigte Vogteien über reichsfreie Kirchen und Klöſter und faſt alle Reichsvogteien an ſein Haus gebracht hatte; nur die drei Thalſchaften Uri, Schwyz und Unterwalden, welche er gerne mit ſeinen Herrſchaften im Aargau als erbeigen vereinigt hätte, wehrten ſich ſtandhaft um ihre alte Freiheit und wollten dem Hauſe Oeſterreich nicht unterthan werden. Im Trotz auf die Macht ſeines Kriegsvolks bereitete Albrecht ihrer Freiheit den Untergang. Doch ſchon ſtand die Rache hinter ihm ſelbſt.

Er hatte ſeinen Neffen Johann, den einzigen Sohn ſeines 1289 verſtorbenen Bruders Rudolf, mit ſich genommen. Dieſer Johann, damals neunzehnjährig, trug im Herzen ſchweren Groll gegen ſeinen Oheim, weil er von demſelben ſeines Vaters Antheil am habsburgiſchen Erbgut nicht erhalten konnte; auf alle Bitten Johann's hatte Albrecht, welcher lieber ſeine eignen Söhne begünſtigte, nichts als Ausflüchte, — ein Mal: „Johann wäre noch zu jung,“ und ein ander Mal: „er ſolle warten, bis Meißen erobert ſei, das wollte er ihm dann geben.“ Da beſchloß Herzog Johann, auf's Aeußerſte gereizt, im Bund mit ſeinen Freunden Walther von Eſchenbach, Rudolf von Palm, Rudolf von der Wart und Konrad von Tegerfeld, ſeinen ungerechten Oheim zu ermorden. Und als Albrecht am 1. Mai 1308 vom Stein zu Baden, wo er fröhlich getafelt hatte, gen Rheinfelden ſeiner Gattin entgegenritt, und bei Windiſch an den Fluß Reuß kam, drängten ſich die Verſchworenen mit ihm in die Fähre, daß ſeine Getreuen zurückbleiben mußten. Wie nun Albrecht am andern Ufer der Reuß war, und zwiſchen den Verſchworenen dahinritt, griff ihm ſein Neffe Johann plötzlich in die Zügel des Roſſes und ſchrie voll Wuth: „Hier nimm den Lohn des Unrechts!“ dabei

ſtieß er ihm den Speer in den Hals; Palm und Eſchenbach gaben ihm den Reſt; Rudolf von der Wart ſtand regungslos da, wie verſteinert vor Grauſen. Sterbend ſank Albrecht vom Roß zur Erde; ein armes Weib, das unfern ſaß und die That geſehen hatte, eilte herzu und nahm ihn in die Arme, bis daß er verſchied. Solchen Lohn hatte er jetzt für all' das Unrecht, das er ſein Leben lang gethan, — den Leib von Wunden zerriſſen, wie die Freiheitsbriefe Wiens einſt von ſeiner Hand, — für all' die Ländersucht das engſte Haus, den Sarg, — und keine Thräne des Mitleids vom Volk, ja vielmehr Freude, daß die Geißel zerbrochen war! Aus dieſem Loos lernet, ihr Gewaltigen der Erde, das Recht höher achten, als eueren Eigenwillen!

Albrechts Mörder jagten voll Entſetzen über ihr Verbrechen nach allen vier Winden davon und Keiner hat den Andern je wieder geſehn. — Eliſabeth, die Wittwe des Gemordeten, und beſonders deſſen Schweſter Agnes, des Königs von Ungarn Wittwe, haben hierauf eine Blutrache geübt, die eben ſo grauſam und ſündhaft war, wie die That. Alle Burgen der Verſchwornen wurden gebrochen, alle Verwandten und Diener derſelben mit teufliſcher Luſt hingerichtet, kein unſchuldiges Blut verſchont. Rudolf von der Wart, welcher an Albrecht nicht ſelbſt Hand gelegt hatte, wurde ergriffen und bei lebendigem Leibe mit gebrochnen Gliedern auf's Rad geflochten; in dieſem Zuſtande lebte er noch drei Tage lang, und ſo lang blieb auch ſein treues Weib am Hochgerichte, betete im unſäglichen Schmerz und ſcheuchte die Raben von ihrem geliebten Herrn. Die Königin Agnes aber rief, als ſie einſt das Blut von drei und ſechzig ſchuldloſen Männern Palms fließen ſah: „Nun bad' ich im Maienthau.“ Als endlich an tauſend Unſchuldige ſo der Blutrache geopfert worden waren, bauten die beiden Königswittwen, Eliſabeth und Agnes, auf dem Feld, wo Albrecht gefallen war, das Kloſter Königsfelden und begabten es reich mit Schätzen und milden Stiftungen. Aber ein alter Einſiedler, Berchtold Strobel, welcher vormals ein Kriegsmann König Rudolfs geweſen war, ſprach einſt zur Königin Agnes, als ſie ihm zuwinkte, in die Kirche einzutreten: „Frau, das iſt ſchlech-

ter Gottesdienſt, unſchuldig Blut vergießen und aus dem Raube Klöſter ſtiften.“ — So dachte auch das Volk. Volks Stimme — Gottes Stimme!

3.

„Wir wollen frei ſein, wie die Väter waren!“
Schiller.

Wie viel Uebles die beiden Könige Adolf und Albrecht und ſo manche Fürſten des Reichs in ſchmutzigem Eigennutz und eitler Herrſchſucht gethan, — um ſo heller leuchtet dagegen des Volkes Thun und Weſen, wo es die alte Freiheit noch unverkümmert beſaß, zur Begeiſterung aller edlen Herzen, die an Menſchenwürde glauben, und als Vorbild, — für alle Zeiten, weil des Volkes Rechte, als die allererſten, auch unveräußerlich ſind und nie verjähren können.

In den drei Thalſchaften der Schweiz, Uri, Schwyz und Unterwalden, welche die Waldſtätte hießen, lebten noch Menſchen von altem deutſchen Schrot und Korn, ein kernhaftes Hirtenvolk, den einfachen Sitten und den Tugenden der Väter getreu; in ihre einſamen Thäler, auf ihre ſonnigen Alpenhöh'n war kein Verderbniß gedrungen. Während in den übrigen helvetiſchen Landen viele große Herren und Klöſter reich und gewaltig geworden waren, und auch manche Städte, wie Freiburg, Bern, Baſel und Zürich, durch Gemeinſinn und Ausbildung ihrer Verfaſſungen immer größere Bedeutung, durch Ausbreitung ihres Handels immer größeren Wohlſtand erlangt hatten, waren die frommen Männer in Uri, Schwyz und Unterwalden mit der alten Volksfreiheit zufrieden, vollauf glücklich in deren Beſitz, und ſtolz, dies theure Erbgut zu bewahren. In uralten Zeiten hatten alle Familien aus ſämmtlichen drei Waldſtätten nur eine einzige Lands-Gemeinde ausgemacht, und die Männer waren jedesmal, wenn's das Gemeinwohl galt, nach altem deutſchem Brauch, zur Berathung zuſammengekommen. Als dann in der Folge die Zahl des Volks in den Thälern ſo zugenommen hatte, daß die Männer aus ihren einſam gelegnen Höfen zogen, und in Dörfern

beiſammen wohnten, da war jede von den drei Thalſchaften ein eig⸗ner Freiſtaat und für ſich ſelbſtſtändig geworden; doch vergaßen ſie dabei die alte Einheit nicht und hielten gegen jede Gewaltthat von Außen brüderlich zuſammen. Jede Lands⸗Gemeinde wählte ſich ſel⸗ber ihren Landammann und ihre Richter; das mußten freie unbe⸗ſcholtne Männer ſein. Durch dieſe regierte das Volk ſich ſelbſt und war dabei glücklich. Weil ſich aber die Waldſtätte zum deutſchen Reich bekannten, nämlich, als deſſen unmittelbare Glieder, ſo hat⸗ten ſie einen Reichsvogt. Dieſer wohnte jedoch nicht bei ihnen, ſon⸗dern ſie beriefen ihn jedesmal, wenn in des Kaiſers Namen über Blutſchuld zu richten war, in's Land herein. Dies Amt hatten ſeit einiger Zeit die Grafen von Habsburg gut und ehrlich verwaltet.

Als nun König Rudolf geſtorben war, welcher den Waldſtätten gar lieb und werth geweſen, weil er ihre Freiheit hochgeehrt hatte, und wie ſie vernahmen, daß ſein Sohn Albrecht die Verwaltung der habsburgiſchen Erblande übernommen hatte, war ihnen ſehr bang vor dieſem, weil auch ſie Albrechts böſes Trachten kannten. Da traten ſie zuſammen und beſchworen (1291) ihren uralten Bund auf's Neue: keinen fremden Mann bei ſich als Richter aufzunehmen und ſich aus allen Kräften ſelber zu helfen. Hierauf hielten die Männer aus den drei Waldſtätten, (wie auch alle Bürger und Bauern in den andern helvetiſchen Landen,) treu zum König Adolf, weil dieſer ſie in ihrer Freiheit und in ihren Rechten beſchirmte. Als aber Adolf auf dem Haſenbühel bei Gellheim erſchlagen und Albrecht an ſeiner ſtatt König geworden war, ſchickten die aus den Waldſtätten zu Alb⸗recht nach Straßburg mit Bitten um Beſtätigung ihrer uralten Ver⸗faſſung. Tückiſch gab er ihnen zur Antwort: „Ich denke, euren Zu⸗ſtand nächſtens zu verändern.“ Dieſes Beſcheids wurden ſie nicht froh und gingen mit ſchweren Herzen heim. Um ſo froher waren dagegen die adligen Herren in der Schweiz, wie ſie des Königs feind⸗ſelige Gedanken gegen die freien Männer erkannten; ſie zogen voll Uebermuths wider die Stadt Bern und dachten, durch ihre Ueber⸗macht zu ſiegen. Doch die Berner Bürger rückten ihnen entgegen und ſchlugen (1298) die ſtolzen Ritter auf dem Donnerbühel, daß

dieſen die Hoffahrt verging. Nun ward jedem freien Manne das Herz leichter und der Muth höher gegen die Herrſchſucht des Königs.

Dieſer aber verſuchte es mit Liſt, die Waldſtätte um ihre Freiheit zu bringen und ſeinem Hauſe unterthan zu machen. Er ſchickte an das Volk in den Waldſtätten zwei Herren mit folgender Botſchaft: „Seht wohl zu, ihr guten Männer im Waldgebirg, wie rings um euch her alles Land und alle Vogteien mein Eigen ſind! Meine Macht iſt ſo groß, daß ihr derſelben nicht widerſtehen könnt. Dennoch hab' ich nicht im Sinn, euch um irgend was zu kränken, weder um eure Heerden, noch was ſonſt euer iſt; denn ich weiß wohl, daß ihr arm ſeid. Vielmehr will ich, als Enkel eurer getreuen Vögte, euch aus aufrichtiger Liebe und zu eurem eignen Nutz und Frommen, auf ewige Zeiten in meinen mächtigen Schutz aufnehmen. Ich weiß auch gar wohl, daß ihr tapfre Männer ſeid, und darum möchte ich euch gern zu Siegen und hohen Ehren führen, euch durch Beute reich machen und durch Ritterſchaft und Lehen gar wohl erhöh'n.“ Hierauf erwiederten die von Uri, Schwyz und Unterwalden: „Wir gedenken's noch gar wohl und werden's auch nie vergeſſen, was für ein guter Vogt uns König Rudolf geweſen iſt; verlangen uns übrigens keinen andern Zuſtand des Gemeinweſens, als wie's unſern Vätern gut genug geweſen; ſo lieb iſt's uns auch. Das mag uns der König als ein gerechter Herr beſtätigen, wie's ſein Vater gethan, und uns einen Reichsvogt ſenden, weil wir lediglich beim Reich bleiben wollen.“ Da dachte der König erzürnt: „Wohlan, ihr Bauern, ſo will ich euch das Reich dermaßen verleiden, daß ihr doch noch lieber dem Hauſe Habsburg unterthan werden müßt.“ Und er ſchickte ihnen den Hermann Geßler von Bruneck und den Beringer von Landenberg zu Reichsvögten. Beide waren habsburgiſche Dienſtleute, gering an Gut, darum voll großer Habſucht, und hofften in den Waldſtätten ſchöne Ernte für ſich zu halten, und waren dabei roh und gewaltthätig, daß ſie bald verhaßt wurden.

Doch eben darauf baute der ſchlaue Albrecht ſeinen Plan; denn er dachte: „Wenn das Volk in den Waldſtätten durch der Reichsvögte Tyrannei erſt zum offnen Aufſtand getrieben worden iſt, dann gibt es

ſelbſt mir den beſten Vorwand, es mit Waffengewalt völlig zu unterdrücken, gleichwie mir's in Oeſterreich gelang." Darnach trieben's auch die Vögte im frevelhaften Muthwillen auf's Alleräußerſte. Wiewohl kein Reichsvogt bisher in den Waldſtätten ſelbſt hatte wohnen dürfen, ſo baute ſich doch der Geßler in Uri einen Zwinghof, und der Landenberger ſaß in des Königs Schloß bei Sarnen in Unterwalden. Da ſchalteten und walteten ſie, als willige Knechte, im Geiſt ihres Herrn gegen die freien Männer, zugleich als wären ſie ſelber die Herren; verachteten die Freiheit, traten alles Recht mit Füßen und verhöhnten das biedre, treuherzige Volk. Wo ſie einen geringen Anlaß oder Vorwand fanden, da ließen ſie die freien Männer in finſtre Kerker werfen oder gefangen gar aus dem Land führen, was bisher unerhört geweſen war. Auch legten ſie ſchwere Zölle auf die Einfuhr und verboten die Ausfuhr. Die einheimiſchen Geſchlechter, an denen das Volk mit Liebe hing, ſchimpften ſie „Bauernadel", ſo daß die jüngeren Herren in denſelben, von falſcher Scham bethört, lieber Hof- und Herrendienſt ſuchten. Endlich hingen die Vögte, im Uebermuth auf des Königs Wohlgefallen, daß ſie ungeſtraft Alles thun dürften, ohne Scheu ihren böſen Gelüſten nach.

Mit großem Kummer ſah'n die freien Bauern dies arge Treiben; ſie ſchickten zum König Albrecht und ſtellten ihm Alles beſcheiden vor, empfingen aber weder Hülfe noch Troſt. Weil nun kein Bedrängter mehr zu ſeinem Recht kommen konnte, ſo ward Jedem die Nothwehr zum letzten heiligen Recht. Und es geſchah, daß der Landenberger dem Heinrich an der Halden, einem Mann aus dem Melchthal in Unterwalden, wegen geringer Urſach' ein ſchönes Joch Ochſen nahm, und ſein Knecht, der es hinwegführte, höhnte noch gar den Beraubten alſo: „Will der Bauer Brot eſſen, ſo mag er ſelbſt den Pflug zieh'n;" da kam Arnold, Heinrich's Sohn, in ſo heftigen Zorn, daß er den Knecht ſchlug und ihm einen Finger brach; d'rauf entfloh er vor des Vogtes Zorn. Dieſer aber ließ, weil ihm der Sohn entkommen war, ſtatt deſſen den Vater feſtnehmen und ohne Erbarmen ihm die Augen ausſtechen. Zur ſelben Zeit ſaß auch auf der Schwanau im Lowerzer See ein böſer Burgvogt; der nahm der Tochter eines

Mannes von Art ihre fräuliche Ehre; dafür nahmen ihm ihre Brüder das Leben. So ging's auch dem Junker Wolfenſchießen, welcher des Königs Burgvogt auf Roßberg war und der ſchönen Hausfrau des Konrad von Baumgarten in Alzellen nachſtellte. Eines Tages, während ihr Mann draußen im Walde war, kam der Junker in's Haus und befahl der Frau, ihm ein Bad zu rüſten, und wollte ihr Ungebührliches anthun. Aber ſie holte eilig ihren Eheherrn; der kam mit der Axt herein, da der üppige Junker im Bade ſaß, und geſegnete ihm das Bad mit einem Hieb, daß ihm der Schädel entzwei ſprang.

In dieſer ſchlimmen Zeit fuhr Werner Stauffacher, ein Ehrenmann aus Schwyz, über den See zu einem Freund, den er im Lande Uri hatte; der hieß Walter Fürſt und herbergte den flüchtigen Arnold aus dem Melchthal. Dieſe drei klagten einander über die Noth der Waldſtätte und rathſchlagten über die Befreiung ihrer Landsleute. Und nachdem Jeder zuvor ſeine Freunde und Verwandten ſorgſam erforſcht hatte, kamen ſie am Mittwoch vor Martinstag 1307 in ſtiller Nacht auf das „Grütli"; das iſt eine einſame Wieſe auf einer Höh' am Waldſtätterſee, und nicht weit davon ſtoßen die Grenzen von Uri und Unterwalden zuſammen. Jeder von jenen Dreien hatte zehn fromme Männer mit ſich gebracht, und alle drei und dreißig reichten ſich brüderlich die Hände darauf: daß Keiner in gemeinſamer Sache nach eignem Gutdünken handeln, ſondern Alle treueinig für einander und für ihre Landsleute leben und ſterben wollten, rechtſchaffen, ohne des Königs Gut und Rechte zu ſchmälern, und ohne Blut zu vergießen; auf daß die Freiheit, die ſie von ihren Vätern erhalten hatten, als allertheuerſtes Gut ihren Kindern und Kindeskindern verbliebe. Das beſchworen die frommen Männer bei dem allmächtigen Gott und ſeinen Heiligen. Dann gingen die Eidgenoſſen heim und erwarteten ſtill und verſchwiegen die rechte Stunde für ihr Werk.

Inzwiſchen hatte Geßler in ſeinem Argwohn ſich vorgenommen, die Herzen derer zu erforſchen, welche ſeinem Regiment und dem Hauſe Oeſterreich am meiſten abhold wären. Deßhalb ließ er im Lande Uri

den Herzogshut von Oeſterreich auf einer hohen Stange aufrichten, mit dem Gebot: Jeder, welcher des Weges käme, müſſe ſich vor dem Hute neigen und demſelben Ehrfurcht beweiſen. Da kam Wilhelm Tell, ein Mann aus Bürglen in Uri, der auf dem Grütli mitgeſchworen hatte, weit und breit bekannt als der beſte Schütze und als ein Mann, der zu Allem beherzt ſei. Der wollte dem Hut nicht Ehrfurcht beweiſen. Als der Vogt dies vernahm, kam er voll Grimms herzu, ließ den Tell greifen und that nach Uebermuth alſo mit ihm: Er ließ des Tells Kind an eine Linde hinſtellen und einen Apfel auf des Kindes Haupt legen, und gebot dem Vater, weil er ein ſo guter Schütze ſei, ſolle er zur Stelle den Apfel vom Haupt des Kindes herabſchießen. Mit Gottes Hülfe unterwand ſich der Tell der That und traf glücklich den Apfel, ohne ſeines Kindes Haupt zu verletzen. Indeſſen hatte der Vogt genau auf des Tells Miene und Geberden geachtet und wie Alle Gott prieſen, daß Er dem braven Mann geholfen, ſprach er zu ihm: „Du biſt ein wackrer Schütze! Doch ſag' mir an: Ich ſah, wie Du einen andern Pfeil hinten in's Goller ſteckteſt; wofür war der?“ Da ſäumte der Tell mit der Antwort und wollte ſich entſchuldigen: „das ſei ſo Schützenbrauch“. Doch der Vogt in ſeinem Argwohn nahm dies nicht an und ſprach: „Tell, es iſt ein andrer Grund; den ſag' mir fröhlich und frei; Du ſollſt Deines Lebens ſicher ſein.“ Da erwiederte der Tell: „Wohlan, Herr, weil Ihr mich meines Lebens verſichert habt, ſo will ich Euch gründlich die Wahrheit ſagen. Wenn ich mein Kind getroffen, dann hätte ich Euch ſelbſt mit dem andern Pfeil erſchoſſen, und Eurer nicht gefehlt.“ Wie der Vogt dies vernahm, ſprach er: „Deines Lebens hab' ich Dich geſichert und will dies halten. Weil ich aber Deinen böſen Willen erkannt, ſo will ich Dich führen und hinlegen laſſen an einen Ort, wo Du Sonne und Mond nimmermehr ſehen ſollſt, damit ich vor Dir ſicher ſei;“ und ließ ihn fangen und binden und führte ihn mit ſich über den Waldſtätterſee; denn er wollte ihn nach Küßnacht bringen auf ſein Schloß und dort in den Thurm werfen. Wie ſie aber dahin fuhren auf dem See, und jenſeits des Grütli kamen, da ward der wilde Wind los, welcher der „Föhn“ heißt, der

K. RB.

z. S, 346.

See ging hohl und die Wellen ſchlugen hoch auf und tief nieder, daß den Vogt ein Grauſen ankam um ſein Leben. In ſolcher Todesnoth ließ er dem Tell, welcher gebunden da lag, die Feſſeln löſen, daß er, als ein ſtarker und der Fahrt auf dem See wohl kundiger Mann, ihn errette. Nun führte der Tell das Fahrzeug mit Macht gegen Wind und Wellen; wie ſie aber an den Axenberg kamen und der Tell eine Felsplatte erſah, drückte er das Schiff hart daran, ergriff raſch ſein Schießzeug, ſprang aus dem Schiff auf die Platte und ſtieß das Schiff mit dem Fuß gewaltig in den See hinaus; ſo war er aus des Vogts Gewalt frei. Jene Platte heißt ſeitdem die Tellenplatte. Hierauf entrann der Tell eiligen Fußes durch Schwyz und legte ſich in die hohle Gaſſe bei Küßnacht, wo der Geßler des Weges kommen mußte. Und als derſelbe heranritt, voll böſer Anſchläge auf den Tell, da durchſchoß ihn dieſer mit dem zweiten Pfeil, daß er todt vom Roſſe fiel; ſo gerechten Lohn fand der Vogt dafür, daß er ein freies Volk hatte verknechten wollen. Alle Herzen ſchlugen nun voll Freud' und Hoffnung höher; aber die Männer, welche auf dem Grütli geſchworen hatten, ſchwiegen ſtill, bis das Jahr 1307 herum war.

Und in der Nacht, als das neue Jahr anging, kam ein junger Geſell aus Stans, der am Grütli mitgeſchworen hatte, vor die Veſte Roßberg, worin eine Magd war, die ihn liebte. Dieſe ließ ihm ein Seil aus ihrem Fenſter herab, woran er ſich in ihr Kämmerlein hinaufzog. Das hatte er mit zwanzig Eidgenoſſen ſo verabredet, daß ſie der Veſte mit Liſt Meiſter würden, und zur ſelben Zeit ſollte auch des Königs Burg Sarnen gewonnen werden. Während nun der junge Geſell mit der Magd koſete, zogen ſich die zwanzig Eidgenoſſen, welche mit ihm gekommen waren, Einer nach dem Andern, an dem Seil in's Schloß hinauf. Darin fingen ſie den Amtmann und ſein Geſinde, und ſchloſſen das Thor zu, daß Niemand hinaus konnte, der es denen zu Sarnen angeſagt hätte. — Dort ging der Landenberger am Neujahrsmorgen aus dem Schloß in die Kirche, um die Meſſe zu hören. Sieh, da traf er am Thor zwanzig Männer aus Unterwalden, welche ihm nach einer Gewohnheit, die er aufgebracht

hatte, Lämmer, Ziegen, Haſen, Geflügel und andre Gaben zum Neujahrsgeſchenk brachten; frohgemuth hieß er ſie die Gaben in's Schloß hineintragen und zog in die Kirche. Wie er fort war, ſtieß plötzlich Einer von ihnen unter'm Thor in's Horn, (wie ſie's verabredet hatten,) und nun ſteckten die Andern raſch ſcharfe Speereiſen, welche ſie verborgen gehabt, auf ihre Stäbe; auf dies Zeichen rannten dreißig andre Eidgenoſſen herzu, die bis dahin in einem nahen Erlenholz d'rauf gewartet hatten, und alle Funfzig eroberten die Zwingburg und brachen ſie bis auf den Grund. Als dies der Landenberger in der Kirche vernahm, floh er zitternd gen Alpnach; er ward gefangen, aber die freien Männer verſchmähten es, ſein Blut zu vergießen, und ließen ihn blos ſchwören, das Land für immer zu meiden. Als nun ſo die Veſte Sarnen gewonnen worden war, gaben die Eidgenoſſen Allen im Lande Unterwalden durch Feuer, die ſie auf den Alpen anzündeten, das Zeichen, daß die Freiheit gerettet ſei. Da brachen die im Lande Uri freudig die Burg, welche Geßler dort erbaut und dem Volk zum Hohn „Zwing-Uri" genannt hatte, und in Schwyz zerſtörte der Stauffacher mit den Eidgenoſſen die Herrenburg auf der Inſel Schwanau im Lowerzer See. Da war lauter Jubel in den drei Waldſtätten, und Alle dankten Gott inbrünſtig, daß er ihnen gegen die Zwingherren beigeſtanden hatte. Am nächſten Sonntag d'rauf, als dem Tag des Herrn, traten ſie fromm zuſammen und beſchwuren ihren alten Bund wieder auf zehn Jahre; er iſt noch oft darnach erneuert und zum feſten ewigen Bund geworden. Dies war der helle Neujahrsmorgen der Volksfreiheit in der Schweiz. Vier Monate darnach ſank ihr gewaltiger Feind, König Albrecht, in ſein Blut.

Doch die alte Volksfreiheit war nicht blos in der Schweiz aufrecht geblieben, wo ihr Gott die himmelhohen Alpen mit den leuchtenden Eisgipfeln gleichſam zu ewigen Wächtern geſetzt hat und wo er die Lawinen donnern läßt, wie Warnungsſtimmen für Einheimiſche und Fremde: die Freiheit zu achten und nicht anzutaſten; — auch auf dem Küſtenland Oſtfrieslands war ſie geblieben, an welches die Wellen der Nordſee ſo ungeſtüm ſchlagen, daß den Menſchen

der Boden unter den Füßen nicht ſicher iſt; wie ein hungriges Ungeheuer haſcht das Meer nach dem Lande. Da ſind große furchtbare Fluthen geſchehen, eine im Jahre 1219, die Marcellusfluth geheißen, und eine andere im Jahre 1287, welche viel Land mit ganzen Dörfern und wohl 50,000 Menſchen verſchlang; und an der Stelle, wo ehemals blühendes Land geweſen, war nun der Meerbuſen, welcher der Dollart heißt. Um des Lebens ſicher zu ſein, mußte das Volk immerdar wachſam und rüſtig mit der Natur im Kampfe liegen und ſich durch ſtarke Dämme und Deiche gegen die Herrſchaft des Meeres vertheidigen. Dabei erhielt es ſeine Kernkraft und ſeinen Muth, und bei dieſen beiden blieb ihm auch der alte Freiheitsſinn immer friſch. Im ſteten Kampf um das Land, wollte es auf demſelben auch ſein eigner Herr ſein; den Unbeſtand alles irdiſchen Hab' und Guts vor Augen, hielt es die Freiheit höher als das Leben. In allen Anfechtungen um dieſelbe blieb es ſtandhaft, und es erhielt ſie auch glücklich, weil es von der alten deutſchen Verfaſſung nicht abließ, durch welche die Freiheit geſchützt ward, vielmehr dieſe Verfaſſung mit Vorſicht und ſchlichter Weisheit immer feſter ausbildete.

Das ganze Land von der Weſer bis zum Fly beſtand aus lauter kleinen Gebieten, mit welchen die deutſchen Kaiſer einſt geiſtliche und weltliche Herren, als mit Grafſchaften, belehnt hatten. Während nun die Grafen in allen übrigen deutſchen Landen die ihnen untergebenen Bezirke zu ihrem erblichen Eigenthum zu machen wußten, ließen die Männer in Oſtfriesland, der Freiheit ihrer Ahnen eingedenk, dies über ihren Grund und Boden nicht ergehen, ſondern wehrten ſich treueinig dagegen mit aller Kraft. Die Kaiſer aber, welche ihre Kriegsmacht für ſich ſelber brauchten, weil ſie damals mit den Päpſten auf Leben und Tod zu kämpfen hatten, konnten den Grafen in dem ſo weit entlegenen Oſtfriesland gegen das Volk nicht beiſtehen; ja ſie dachten endlich gar nicht daran, die dort erledigten Grafſchaften wieder zu beſetzen, — zum Heil des Volkes, welches Klugheit und Kraft beſaß, ſich ſelbſt zu regieren. So iſt's gekommen, daß das oſtfrieſiſche Volk unvermerkt ſeine Freiheit behielt. Es

pflegte und behütete ſie mit ſo großer Treue, wie gute Söhne ihre Mutter pflegen und behüten, und achtete die Geſetze, welche es ſich ſelbſt gab, hoch und heilig; dies war die Bürgſchaft des Glücks.

Jede Landſchaft der Frieſen bildete einen eignen Freiſtaat für ſich, und erwählte ſich ſelbſt ihre Richter für ihre verſchiedenen Bezirke. Dieſe hatten ihr Amt nur für ein Jahr, und mußten, bevor ſie es antraten, vor dem ganzen Volk ſchwören, daß ſie ohne Geſchenk und Gabe helfen wollten, den Armen ſo gut wie den Reichen, Feinden wie Freunden gleich gerecht. Jeder Richter war bei Geldbuße gehalten, nur über jene Streitigkeiten Recht zu ſprechen, die in ſeinem Gerichtsbann vorkamen, nicht d'rüber hinaus; auch hatte ein Richter nur geringen Lohn, und drei Wochen bevor er von ſeinem Amte abtrat, mußte er, zur Sicherheit des Volkes, eine Summe Geldes als Bürgſchaft hinterlegen. Hingegen war ſein Anſehn ſehr groß, vonwegen der Heiligkeit des Geſetzes; wer frevelnd Hand an einen Richter legte, wurde um ein Drittel des Wergeldes höher gebüßt, als im gleichen Fall bei einem andern Mann. Ebenſo ward der Gerichtsfriede heilig gehalten, nicht blos auf dem Gerichtshof ſelbſt, ſondern auch auf dem Weg hin und zurück. Und wollte ſich einem Richter bei ſeinen Amtshandlungen irgendwer widerſetzen, ſo wurden die Feuerbacken angezündet und ward das ganze Volk zur Beſchützung des Rechts aufgeboten. Damit aber ein Richter ſeine Amtsgewalt nicht mißbrauchen konnte, beſtellte ſich das Volk aus ſeiner Mitte „Talemänner" (d. i. Sprecher), je auf ein halbes Jahr. Dieſe mußten ſchwören, die Rechte des gemeinen Mannes gegen die Richter treu zu wahren, wenn dieſe etwa ungerecht walten ſollten. Glaubte ſich bei einem Spruch eine Partei im Recht gekränkt, ſo kam die Streitſache zur Läuterung vor den „Volkswarf", wo dann die übrigen Richter den Spruch des einzelnen prüften; und ward auch da noch nicht zur Genüge entſchieden, ſo kam ſie vor's ganze Volk in der Landſchaft, daß dieſes ſelbſt darüber richtete, und das hieß der „breite Warf". Das ganze Volk der Landſchaft entſchied auch, wenn die einzelnen Bezirke derſelben unter ſich Streit

hatten. Zweimal im Jahre hielt das Volk ein großes öffentliches Gericht, jedesmal drei Tage lang; das hieß die „gemeine Acht“, und vorher mußten die Richter in allen Bezirken umherziehn und alle Klagen beendigen; welche Sache dann nicht beendigt ward, die kam vor die „gemeine Acht“. In ſolcher Weiſe hing die Staatsverfaſſung der Landſchaften Oſtfrieslands mit der Gerichtsverfaſſung auf's Innigſte zuſammen. Der Rechtsſinn des Volks war die Grundveſte der Freiheit; Gleichheit Aller und Gemeinſinn ſtützten ſie als ſtarke Säulen. Da ward mit großer Sorgfalt d'rüber gewacht, daß die Reichen nicht durch Hab' und Gut allzugroßes Anſehn zum Nachtheil der minder Wohlhabenden und der Freiheit gewannen; ſo waren manche Landſchaften, in denen es lange Zeit gar keine Edle, und blos Freie gab; in manchen wurde es der Freiheit und Gleichheit lang für gefährlich gehalten, Schlöſſer, ja ſelbſt ſteinerne Häuſer im Lande zu haben; und der ſchönſte Ehrenname in Oſtfriesland war der eines Freien. Das war die Zeit, wo noch der Trinkſpruch galt: „Dir gilt's, edler freier Frieſe!“ Und wie in weltlichen Dingen, ſo litt das Volk auch in geiſtlichen keinen Zwang. Als einmal der Biſchof von Münſter den Bann ausrief, daß kein Geiſtlicher in Oſtfriesland Gottesdienſt halten ſollte, nöthigte das Volk die Prieſter mit Gewalt dazu. Auch gab es denſelben keine Zehnten und Erſtlinge, noch irgend auferlegte Schatzung um Geld, nichts an die Kirche, als aus freiem frommen Antrieb; was d'rüber war, ſchien ihnen gegen die Freiheit zu gehn. Auch litt das Volk keine eheloſen Prieſter bei ſich, aus Beſorgniß für Sitte und Zucht in den Familien.

So war's in den einzelnen Landſchaften beſtellt, daß jede als Freiſtaat für ſich ſelbſt ſorgte. Dabei hielten jedoch alle feſt zuſammen, ſowohl zum wechſelſeitigen Schutz der Ordnung und des Friedens im Lande, als auch gegen jeden Feind von Außen, und alle waren durch gemeinſchaftliche Landes-Grundgeſetze gleichſam zu einem einzigen Staatskörper vereinigt. Solche Grundgeſetze, welche für ganz Oſtfriesland galten, waren die ſogenannten ſiebenzehn Willküren und die vier und zwanzig Landrechte. Dieſe wurden durch die

Abgeordneten der ſieben freien Seelande am Upſtalsboom abgefaßt. Das iſt ein Hügel gen Sonnenuntergang, eine Stunde von Aurich, worauf drei mächtige alte Eichen ſtanden; unter dieſen traten ſeit undenklichen Zeiten, alljährlich zu Pfingſten, die Frieſen zuſammen, die auf dem Landtag mitreden durften.

Dies war die Verfaſſung der freien Oſtfrieſen, bei welcher ſie lange Zeit glücklich waren. So lange ſie dieſelbe pflegten und unter ſich einig blieben, konnte ihnen keine fremde Macht, war ſie auch noch ſo ſtark, etwas anhaben. So weigerten ſie ſich, den Grafen Reinhold von Geldern, welchen König Rudolf mit der Herrſchaft über ganz Friesland belehnt hatte, als Statthalter und Landesherrn anzuerkennen, und als König Albrecht 1299 dieſe Belehnung beſtätigte, vermochte der Graf ſeine Anſprüche doch nicht durchzuſetzen, weil das Volk einig zuſammen hielt; während die Weſtfrieſen kurz vorher (1297) dem Grafen von Holland unterlegen waren. Erſt nachdem die Einigkeit wankend geworden und die frühere Gleichheit verſchwunden war, als das Volk ſich in drei Stände: Geiſtliche, Häuptlinge, (welche Burgen und Gerichtsbarkeit hatten,) und den Hausmannsſtand, geſchieden hatte, und die Häuptlinge Herrſchaft zu erringen ſtrebten, wankte das Glück; aber der Sinn des Volkes für die Freiheit noch lange nicht.

4.

Was der Flügelſchlag der Zeit zertrümmert,
Baut des Menſchen Hand nicht wieder auf.

Nach König Albrecht's Ermordung trachtete das Haus Habsburg eifrig, die deutſche Krone zu gewinnen; aber die Erinnerung an Albrecht's herriſches Walten und die Furcht vor Habsburg's allzugroßer Macht ſtanden dieſem Trachten im Wege; überdies warben viele andere Fürſten und Herren eiferſüchtig um die Herrſchaft des deutſchen Reiches. Unter ſolchen Umſtänden blieb dieſe ſieben Monate lang erledigt.

Damals war Philipp der Schöne König von Frankreich, ein kluger und kühner Mann, welcher den ſtolzeſten Plänen zur Erhebung ſeines Geſchlechtes mit großem Glück nachhing, aber auch kein noch ſo ſchlechtes Mittel ſcheute, wenn es nur zum Zwecke führte. Dieſer wollte nun jene Umſtände benutzen, um die deutſche Krone für ſeinen Bruder Karl von Valois zu gewinnen. Hochgewaltig als Herr in ſeinem eigenen Lande, übte Philipp auch auf die Beſetzung des päpſtlichen Stuhles alleinigen Einfluß und hatte den ehrgeizigen Clemens V. darauf erhoben, welcher um dieſen Preis alle Pläne des Königs gut heißen und vor den Augen der Welt gleichſam heiligen mußte. Nun ſollte Clemens das vermeintliche Recht der Päpſte zur höchſten Entſcheidung über das deutſche Reich nach Philipps Willen in Kraft treten laſſen. O wie nah war damals dem Vaterland die Schmach, unter einen fremden Machthaber geſtellt zu werden! Denn ſchon hatten ſich ſogar zwei deutſche Fürſten, der Erzbiſchof von Köln und der Herzog von Sachſen-Lauenburg, dazu bereit gefunden, und das deutſche Volk ſelbſt hatte ja längſt keine Stimme mehr, wen es zum König haben wollte. Zum Glück für's deutſche Vaterland erkannte der Papſt, daß die Selbſtſtändigkeit und die Würde der Kirche gänzlich verloren gehen würden, wenn er auch diesmal dem König von Frankreich unbedingt gehorchen wollte, und daß er zum Schutz gegen deſſen Allgewalt g'rade eines deutſchen Königs bedürfe. D'rum ermahnte er jetzt die Kurfürſten von Mainz und von Trier heimlich und dringend, die Wahl zu beſchleunigen; der Eigennutz Beider kam dem Vaterland zu gut. Beide brachten nämlich den Grafen Heinrich von Luxemburg in Vorſchlag; der Kurfürſt Balduin von Trier that's, weil dieſer ſein Bruder war, der Kurfürſt von Mainz hingegen (Peter Aichſpalter), weil dadurch die ihm verhaßten Habsburger von der Herrſchaft ausgeſchloſſen wurden und weil er ſich zugleich von Heinrich große Vortheile zu erzwingen hoffte. Wirklich mußte ihm Graf Heinrich die Beſtätigung aller Rechte und Freiheiten des Erzſtiftes Mainz, immerwährenden Beiſtand und große Summen Geldes verſprechen. Nun brachte es Peter Aichſpalter durch Schlauheit und raſtloſe Thätigkeit dahin, daß ſein Schützling am 27. November 1308

in Frankfurt am Main als Heinrich der Siebente zum deutſchen König erwählt wurde. Im nächſten Jahre beſtätigte der Papſt dieſe Wahl und verſprach auch, Heinrich VII. zum Kaiſer zu krönen, wiewohl gegen Bedingungen, durch welche der Papſt die kaiſerliche Machtvollkommenheit in Welſchland zu ſeinem eigenen Vortheil eben ſo einzuſchränken, als zu demüthigen hoffte.

König Heinrich VII. beſaß nur eine geringe Hausmacht, aber einen um ſo beſſern und zwar wohlbegründeten Ruf der Tapferkeit, Klugheit und Gerechtigkeit. Kaum hatte er den Scepter in der Hand, ſo war's ſein Erſtes, den Landfrieden zu gebieten für's ganze deutſche Reich. Zugleich that er Albrecht's Mörder in die Acht und beſtätigte den freien Gemeinden in der Schweiz ihre Reichsunmittelbarkeit. Auf dem erſten Reichstag, den er hielt, ließ er die Leichen ſeiner Vorfahren, der Könige Adolf und Albrecht, gen Speier bringen und mit großer Pracht bei den Kaiſern beſtatten; im Frieden des Todes lagen nun dieſe zwei Feinde neben einander, während er ihre wehklagenden Wittwen tröſtete; da flehte ſeine Gemahlin inbrünſtig zu Gott, daß nicht auch ihr ein ſolcher Kelch des Jammers zu Theil würde wie jenen.

Wie nun Heinrich VII. die Geſchäfte des Reichs kräftig nach Recht zu ordnen begann, ſtieß er allenthalben auf Trotz und Widerſtand der großen Herren, welchen die Macht als höchſtes Recht galt. So ſprach Graf Eberhard von Würtemberg, da ihm der König über die Bedrückung der ſchwäbiſchen Reichsſtädte Rechenſchaft abforderte: „Ich bin Niemand's Dienſtmann und d'rum will ich mit den Städten ſo thun, wie mir's beliebt,“ und ging grollend ohne Urlaub vom Reichstag hinweg. D'rauf that ihn Heinrich in die Acht. — Mit großer, faſt königlicher Pracht war auch Friedrich (der „Schöne“ zubenannt), König Albrechts Sohn, auf den Reichstag gekommen, um für ſich und ſein Haus die Belehnung der öſterreichiſchen Lande zu erhalten, doch Heinrich VII. verlangte das Erbtheil des Königsmörders Johann, als dem Reich verfallen, zurück, ebenſo auch jene Herrſchaften, welche Albrecht für ſein Haus erworben hatte; als er dabei die Worte fallen ließ: „Von jeher war das Herzogthum Oeſterreich den deutſchen Königen ein unſeliges; ſchon fünf haben darüber

ihr Leben verloren!“ nahm Friedrich der Schöne die Rede alſo auf: „Lüſtet's den König, ſo kann er ſelbſt der ſechſte ſein!“ So verrieth er ſeinen Stolz und Trotz, und wollte von dannen ziehn; nur mit genauer Noth wurde zwiſchen Beiden Friede geſchlichtet. — Heinrich VII. kannte die Schwierigkeit ſeiner Stellung gar wohl, und wie die ſtolzen Fürſten wegen ſeiner geringen Hausmacht leichtes Spiel mit ihm zu haben dachten, doch dies ſchreckte ihn nicht; er beſchloß durchzugreifen. Da kam ihm plötzlich gute Botſchaft aus Böhmen, welche ihn mit Freude und Hoffnung erfüllte. Dort hatte ſich nämlich Herzog Heinrich von Kärnthen, welcher nach Rudolfs Tod zum König erwählt worden war, durch Bevorzugung ſeiner Landsleute, der Kärnthner, gegen die Böhmen, bald eben ſo verhaßt gemacht wie jener, und eine Partei unter den böhmiſchen Ständen beſchloß nun, dem Sohne Heinrich's VII., Johann, die böhmiſche Krone anzubieten, wenn ſich derſelbe mit Eliſabeth, der jüngſten Schweſter weiland Wenzeslav's III., vermählen würde. Da nun Heinrich von Kärnthen verſäumt hatte, Böhmen vom deutſchen Reich zu Lehn zu nehmen, ſo ſetzten ihn die Reichsfürſten ab und erklärten Böhmen für ein erledigtes Reichslehn. Hierauf belehnte Heinrich VII. ſeinen Sohn Johann damit und dieſer vermählte ſich mit Eliſabeth. So hatte Heinrich VII. in Böhmen eine ſtattliche Hausmacht erworben, um den andern gewaltigen Fürſtengeſchlechtern die Stirne bieten zu können. Und alſobald rüſtete er drei Heere, eins zum Schutz der ſchwäbiſchen Städte, gegen den geächteten Grafen Eberhard von Würtemberg, ein anderes zur Eroberung Böhmens gegen Heinrich von Kärnthen, und ein drittes zur Fahrt nach Welſchland, wo er die Kaiſerkrone auf ſein Haupt ſetzen und das zertrümmerte Kaiſerthum wieder in alter Größe und Herrlichkeit aufrichten wollte.

Böhmen wurde bald erobert, Prag that ſich ſchon am 3. December 1310 dem jungen König Johann auf, und dieſer wurde daſelbſt, nachdem Heinrich nach Kärnthen heimgeflohn, im Februar 1311 durch den Kurfürſten von Mainz gekrönt. Damals erhielt auch Landgraf Friedrich mit der gebiſſenen Wange Meißen und Thüringen endlich wieder.

In Schwaben verlor Graf Eberhard binnen zwei Jahren vor

dem Heer der dortigen Reichsſtädte Sieg und Macht. Die Eßlinger eroberten ſein Stammſchloß Würtemberg, und endlich waren ihm von allen ſeinen Burgen, Städten und Dörfern nur noch ein paar übrig geblieben; er mußte vom Asperg fliehen und ſich in Beſigheim bei ſeinem Schwager, Rudolf von Baden, verborgen halten.

Indeſſen (1310) hatte König Heinrich VII., begleitet von ſeinen zwei Brüdern, von dem kühnen und tapfren Herzog Leopold von Oeſterreich, dem Grafen Amadeus von Savoyen, dem Pfalzgrafen Rudolf und mehreren andern geiſtlichen und weltlichen Herren, ſeine Heerfahrt nach Welſchland angetreten, welches von Parteikämpfen zerriſſen war. Noch ſchollen dort die Loſungen „Guelfen“ und „Ghibellinen“ zum Kampf und zu Freveln jeder Art, aber nicht mehr in ihrer alten Bedeutung (Ghibellinen für's Kaiſerthum, Guelfen für Städtefreiheit und Papſtthum). Denn durch die Auflöſung der Kaiſergewalt, durch die Entfernung des Papſtes aus Italien, durch den Umſtand, daß das Geſchlecht Anjou Neapel und das arragoniſche Geſchlecht Sicilien beſaß, hatten ſich dort alle Verhältniſſe völlig verändert; auch waren die Adeligen, welche früher den welſchen Städten zur Erringung der Freiheit gegen die Kaiſer geholfen hatten, im Laufe der Zeit aus bloßen Beamten der Städte (nämlich aus „Podeſta's“, welche den Blutbann zu verwalten hatten und „Capitanen“, welche die bewaffnete Macht anführten), deren Herren geworden, und blos der Kampf um die Herrſchaft zwiſchen einzelnen adligen Geſchlechtern wurde nun unter jenen alten Parteinamen ausgefochten. Am 24. December 1310 zog Heinrich VII. feierlich in Mailand ein, ließ ausrufen, daß er weder Guelfen, noch Ghibellinen kenne, gebot den Häuptern beider Parteien, ſich zu verſöhnen, und ward als König von Italien gekrönt. Hierauf verlieh er die Würde der Podeſta's an Männer von beiden Parteien und machte den Grafen von Savoyen zum Reichsſtatthalter über ganz Lombardien. Da er aber eine Kronſteuer ausſchrieb, brach plötzlich der alte Haß der Welſchen gegen die Deutſchen los. Mit Gewalt erdrückte Heinrich VII. jeden Widerſtand, und, da dieſer hauptſächlich von den Guelfen ausgegangen war, ſo beſchützte und hob er

jeẓt die Ghibellinen; eben dadurch reizte er die Guelfen erſt recht. Doch er zagte und wankte nicht, ob auch drei Viertel ſeines Heeres vor den Mauern Brescia's erlegen waren und ob auch König Robert von Neapel Böſes gegen ihn ſann, ſondern zog voll hoher Pläne (1312) gen Rom. Dort ſtritten zwei mächtige Parteien, das guelfiſche Geſchlecht der Urſini's und das ghibelliniſche der Colonna's, und überdies lag eine ſtarke Beſatzung König Roberts, welche die Peterskirche und den Vatikan inne hatte, in der Stadt. Heinrich VII. erſtürmte das Kapitol und empfing am 29. Juni 1312 die Kaiſerkrone in der lateraniſchen Kirche aus der Hand des Kardinalbiſchofs von Sabina. Während der Krönung höhnten ihn draußen die trotzigen Guelfen mit lautem Geſchrei. Seine Lage ward immer bedenklicher; die deutſchen Fürſten, die mit ihm gekommen waren, erklärten: ſie hätten nun der Pflicht der Romfahrt genug gethan, und kehrten, bis auf Herzog Leopold von Oeſterreich, heim; hinter dem Kaiſer erhob die guelfiſche Partei trotzig das Haupt; vor ihm ſtand der tapfre König Robert von Neapel, wohlgerüſtet. Mitten in dieſen Gefahren blieb der Kaiſer unerſchrocken, beſonnen, unerſchütterlich. Im Gefühl ſeiner Thatkraft und begeiſtert vom Gedanken an das hohe Ziel der Hohenſtaufen, wollte er ſein begonnenes Werk nicht aufgeben, und bedachte nur das Einzige nicht, daß die Geſchichte, welche nie ſtille ſteht, über den Trümmern des alten großen Kaiſerthums bereits hinweggeſchritten war und neuen Entwickelungen zueilte; bald ſollte ſich dies ausweiſen. Gleichwohl verdient ſeine Beharrlichkeit hohen Preis. Er verband ſich gegen Robert mit König Friedrich von Sicilien, welcher ein Sohn von Manfreds Tochter, Konſtanze, war. Dann brach er von Rom eilig auf und zog den Guelfen in Oberitalien gerade entgegen, entbot neue Hülfe vom Reich und ließ Robert von Neapel und ſeine Anhänger der beleidigten Majeſtät und Empörung anklagen; die Rechtsgelehrten Bologna's ſprachen denſelben ſchuldig, daß er Land, Güter, Lehn und Leben verlieren ſollte. Ueber dieſe Entſchiedenheit und Feſtigkeit erſchraken und ergrimmten der König von Frankreich und der Papſt, und der Letztere that auf Befehl des Erſteren den Kaiſer in den Bann. Darum unbekümmert,

zog dieſer Heeresmacht zuſammen und ſchickte ſich an, Neapel zu erobern. Da ſtarb er plötzlich, am 24. Auguſt 1313, zu Buonconvento, — alle Deutſchen glaubten: durch Gift, und erzählten, daß ihm ein Dominikanermönch daſſelbe bei'm heiligen Abendmahl beigebracht habe.

5.

Was dem bedrängten Reiche fehlt, iſt nicht
Ein Ritterſpiegel und ein Königsheld,
Der ſeinen Namen zu den Sternen trägt, —
Es iſt ein Pfleger alles Heilſamen,
Ein Hort des Friedens und ein Hort des Rechts,
Ein ernſter Rächer alles Uebermuths.

Uhland.

Indeſſen walteten in den meiſten deutſchen Ländern die Fürſten und großen Herren lediglich nach ihrem Eigennutz und die Wenigſten von ihnen wollten d'ran denken, daß auch das Volk Rechte habe. Gleichwohl regte ſich der Geiſt des Volkes um die Freiheit, die ja der Menſch als das älteſte göttliche Recht mit ſich auf die Welt bringt; ſchon blitzte es aller Orten in Deutſchland auf, wie Spuren einer neuen beſſeren Zeit. Immer entſchiedener und allgemeiner gab ſich der Widerſtand der ſtädtiſchen Gemeinweſen und der freien Bauerſchaften gegen Fürſten und Adel kund, je mehr ſich dieſe vermaßen, die erſteren zu unterjochen. Die Noth feſtigte die Einigkeit und ſchärfte die Vorſicht; dieſe beiden erhoben das Selbſtgefühl.

Im deutſchen Norden war damals Waldemar von Brandenburg (aus dem Hauſe Anhalt) der kühnſte und gewaltigſte Fürſt, welcher mit Eiferſucht d'rauf hinſah, wie die Macht der „Hanſa“ immer ſtolzer und ſicherer heranwuchs. Er eroberte Pomerellen, Danzig und das Land, wo die Weichſel mündet, und übergab dieſe Eroberungen dem deutſchen Ritterorden, um ihn zum rüſtigen Bundesgenoſſen gegen die Hanſa zu haben. Wie nun ſeine feindſeligen Abſichten gegen dieſe kund wurden, traten alle geiſtlichen und weltlichen Herren im Norden, welche die Hanſa längſt beneideten und haßten, auf ſeine Seite, auch König Erich von Dänemark, und ſie legten

ſich mit ihm (1310) vor die Stadt Roſtock, welche zur Hanſa gehörte. Dennoch gelang es allen zuſammen nicht, Roſtock zu erobern. Während dieſer Zeit drang Friedrich „mit der gebiſſenen Wange" in Waldemars Land, um ſich die Lauſitz wieder zu erkämpfen; — Waldemar beſiegte ihn (1312) bei Großenhayn und nahm ihn gefangen. Waldemars Anſehen im Norden wurde immer größer und alle dortigen Fürſten blickten lang mit Neid auf ihn. Als er nun den Herzog von Pommern bekriegte, weil dieſer Stralſund in ſeine Gewalt zu bringen ſuchte, ſchloſſen die meiſten Fürſten im deutſchen Norden, wie auch Polen, Dänemark, Schweden und Norwegen, einen Bund gegen ihn; Waldemar wurde geſchlagen, machte jedoch dem Dänenkönig in deſſen eigenem Land arg zu ſchaffen und der Bund ſeiner Feinde löſ'te ſich auf. Er ſtarb im Jahre 1319, ohne Kinder zu hinterlaſſen; bald nach ihm verſchied auch Landgraf Friedrich der Gebiſſene, deſſen ganzes Leben faſt blos ein ununterbrochener Kampf voll wunderſamer Abenteuer geweſen war.

Im deutſchen Süden eiferten inzwiſchen die Geſchlechter Habsburg und Wittelsbach, das erſtere in den öſterreichiſchen Landen und in der Schweiz mächtig und nach immer größerem Beſitz lüſtern, das zweite in Baiern und in der Pfalz. Habsburg war ſtark durch Eintracht; fünf Brüder, König Albrechts Söhne, regierten die Erblande gemeinſchaftlich unter Leitung der beiden älteſten, Friedrichs des Schönen und Leopolds; Wittelsbach hingegen ſchwächte ſich ſelbſt durch Landestheilung und Zwieſpalt der Blutsverwandten. Die erſte Landestheilung im Geſchlechte Wittelsbach war ausgegangen von den Söhnen Otto's des Erlauchten, welcher zugleich Herzog von Baiern und Pfalzgraf am Rhein geweſen war, und es hatte (1255) Ludwig (der ältere von jenen Beiden,) die Pfalz am Rhein und Oberbaiern, Heinrich (der jüngere) Niederbaiern genommen. Nach Ludwigs Tode (1294) lagen deſſen beide Söhne, Rudolf und Ludwig, lange Zeit in ſchwerem Zwiſte gegen einander, bis ſie 1310 das oberbairiſche Land abermals theilten; die Pfalz behielt Rudolf ungetheilt. — Ebenſo theilten auch die drei Söhne Heinrichs von Niederbaiern nach deſſen Tode (1290). Otto (der älteſte von

ihnen) war von einer Partei in Ungarn zum König erwählt und (1302) zu Stuhlweiſſenburg gekrönt worden. Bald war jedoch die Gegenpartei (für Karl Robert von Neapel) mächtiger geworden und Otto in Gefangenſchaft gerathen. Er entrann nach Breslau zum Herzog Heinrich von Schleſien, welcher ihn abermals gefangen nahm; Agnes, des Herzogs Tochter, befreite ihn, und ſtatt der Krone brachte er ſie als ſeine Braut nach Baiern heim. Während ſeiner Abweſenheit aber war König Albrecht aus Rache mit Kriegsvolk in Baiern eingebrochen; das ſchuldloſe Volk mußte den Zwiſt der Fürſten büßen. Nach König Albrechts Tod rächte nun Otto an deſſen Sohn, Friedrich dem Schönen, die erlittene Unbill, und an Oeſterreich Baierns Noth. Nachdem Otto's zwei Brüder vor ihm geſtorben waren, übergab er auf ſeinem Todtenbett (1312) ſein unmündiges Söhnlein und ſeine zwei Neffen der Treue ſeiner Städte Straubing und Landshut, daß ſie die Waiſen ſchützen und ſeinen tapfren und edlen Vetter, den Herzog Ludwig von Oberbaiern, als Vormund anerkennen ſollten. Sie thaten's mit Freuden. Aber der niederbairiſche Adel wollte dieſe Bevorzugung der ihm verhaßten Städte nicht dulden, verband ſich, die ſtrenge Gerechtigkeitsliebe Ludwigs ſcheuend, mit Herzog Friedrich dem Schönen von Oeſterreich, und übertrug dieſem die Vormundſchaft. Voll Thatenluſt und Ruhmdurſt nahm Friedrich ſie an, und als Ludwig ſie nicht aufgeben wollte, kam's, nach einer fruchtloſen Zwieſprache Beider, darüber zum Krieg. Friedrich und Ludwig waren blutsverwandt, beide König Rudolfs Enkel, Friedrich von väterlicher, Ludwig von mütterlicher Seite, denn Ludwigs Mutter, Mechtild, war eine Schweſter König Albrechts. Einſt, da Ludwig noch im zarten Jugendalter, war Mechtild mit ihm vor den Mißhandlungen ihres andern Sohnes Rudolf zu ihrem Bruder Albrecht gen Wien geflohn; dort wurde Ludwig mit Friedrich dem Schönen erzogen; ſo waren beide in Jugendfreundſchaft herangewachſen, beide reich an herrlichen Gaben, muthvoll, ritterlichen Sinns, hochſtrebend. Als es nun wegen der Vormundſchaft ſo weit gekommen war, daß ſie zu den Schwertern griffen, hatte Ludwig einen harten Stand; denn nicht blos Friedrich und deſſen treuer Bruder Leopold,

ſo wie der niederbairiſche Adel waren gegen ihn, ſondern auch ſein eigener Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, welcher ihm noch immer grollte. Aber Ludwig vertraute auf die Kernkraft des Volks, die in den Bürgern lag, und freudig ſchwangen dieſe ihre Schwerter, dem ſtolzen Adel zu weiſen, daß der Werth des Menſchen nicht im angeerbten Vorrecht, ſondern im Bewußtſein der Freiheit und im Verdienſt liegt, das ſich der Mann ſelbſt erwirbt. Bei Gammelsdorf in Baiern ſchlug Ludwig durch die Kraft der ſchlichten Bürger, am 9. November 1313, die übermüthige Ritterſchaft Oeſterreichs und Baierns. Da wurden gar viele Edelleute gefangen; zum ewigen Gedächtniß ſetzte Ludwig den ſtreitbaren Bürgern von Landshut drei Ritterhelme in ihr Stadtwappen. Hierauf vertrug ſich Friedrich der Schöne zu Salzburg (am 17. April 1314) mit Ludwig dem Baier, und entſagte den Anſprüchen auf die Vormundſchaft in Baiern. Ihm ſtand jetzt ein höheres Ziel vor Augen, — die Herrſchaft des deutſchen Reichs, welche durch Heinrichs VII. Tod erledigt war; Ludwig verſprach ihm, daß er ihm bei der Königswahl nicht entgegen ſein wolle.

Friedrich der Schöne hoffte zuverſichtlich, daß die Wahl auf ihn fallen würde; denn groß war Habsburgs Macht und die Zahl ſeiner Freunde; der Erzbiſchof von Köln, der Pfalzgraf Rudolf, die Herzoge von Sachſen-Wittenberg und von Kärnthen waren für Friedrich, und, was noch mehr war als deſſen Macht, Bündniſſe und Reichthum, — er hatte einen Bruder, der für ihn gegen eine ganze Welt in Waffen mit Freuden in den Tod gegangen wäre. Das war der kühne, tapfre Herzog Leopold, welcher „die Blume der Ritterſchaft“ hieß, aber die Krone der Brudertreue heißen ſollte; denn ſein höchſter Stolz war, ſeinen Bruder groß und herrlich zu ſehn; ſein ganzes Leben gab er mit bewundernswerther Aufopferung, in verzehrender Leidenſchaft dafür hin. Aber eine nicht minder mächtige Partei war gegen das Haus Habsburg; der junge König Johann von Böhmen (Kaiſer Heinrichs VII. Sohn), die Kurfürſten von Mainz (Peter Aichſpalter) und Balduin von Trier, Markgraf Waldemar von Brandenburg und der Herzog von Sachſen-Lauenburg, kurz Alle, welche

dem Hauſe Luxemburg anhingen, deſſen Sprößling, König Johann von Böhmen, noch zu jung für die deutſche Krone war. Dieſe luxemburgiſche Partei wandte ihre Blicke auf *Ludwig den Baier*, der als ein edler, gerechter und tapferer Herr bekannt war, und trug ihm die Krone an. Als dieſe Botſchaft zu ihm kam, ſprach er überraſcht: „Was wollen die Fürſten mit mir? Ich gab meinem Vetter Friedrich mein Wort, ihm bei der Wahl nicht zuwiderzuhandeln! Ihn wählet zum König! Auch iſt ſeine Macht bei weitem größer, als die meinige.“ Darauf entgegneten ihm die Kurfürſten von Mainz und Trier: „Das Verſprechen, das Ihr ihm gabt, iſt null und nichtig; denn Ihr gabt es, bevor Ihr wiſſen konntet, daß Ihr ſelbſt erwählt würdet. Was aber Eure Macht betrifft, ſo wiſſet, daß alle Freunde des Hauſes Luxemburg für Euch einſteh'n.“ Nun willigte Ludwig endlich ein. Aber kaum hatte er's gethan, ſo kam auch der Eigennutz der Kurfürſten an den Tag und ſie bedingten ſich große Summen Geldes und wichtige Vorrechte von ihm aus.

Als nun der Tag zur Königswahl da war, lagerten ſich beide Parteien, die habsburgiſche und die luxemburgiſche, am Main vor Frankfurt. Die erſtere wählte am 19. October 1314 mit vier Stimmen Friedrich den Schönen, die letztere am folgenden Tage mit fünf Stimmen Ludwig den Baier. Freudig ſchloß dieſem die Stadt Frankfurt die Thore auf und huldigte ihm als rechten Herrn des deutſchen Reichs, während ſie Friedrich den Schönen abwies. Da wollte ſich dieſer ſchnell in Aachen krönen laſſen, doch Ludwig kam vor ihm an und ſo ließ ſich Friedrich am 25. November in Bonn durch den Erzbiſchof von Köln krönen; Ludwig empfing des Tags darauf zu Aachen aus der Hand des Erzbiſchofs von Mainz die Krone. So hatte jeder der beiden Nebenbuhler ein Herkommen für ſich, und zwar Friedrich: daß ihn jener Erzbiſchof gekrönt hatte, welcher dieſe Handlung ſeit alten Zeiten zu verrichten pflegte, Ludwig hingegen den herkömmlichen Krönungsort; da nun bisher nur die *Einhelligkeit* der Wahlſtimmen gegolten hatte und das Wahlgeſetz für den Fall einer bloßen Stimmen*mehrheit* nichts entſchied, ſo führte jeder von Beiden ein Herkommen für die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl an und die

Entſcheidung ward auf das Gottesurtheil des Kampfes geſtellt. Darüber wurde ganz Deutſchland zum Schlachtfeld, und — leider — Jahre lang; alle edlen Geſchlechter und Städte ergriffen Partei, die letzteren meiſt für Ludwig, den Freund des Volks; auch die Waldſtätte in der Schweiz entſchieden ſich für ihn. Dieſe waren im Streit mit dem Abt von Einſiedeln geweſen, welchen das Haus Habsburg beſchützte, hatten das Kloſter überfallen und waren darüber in Acht und Bann gekommen; Ludwig befreite ſie von der Acht und ließ ſie durch den Erzbiſchof von Mainz auch vom Bann löſen.

6.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte.

Arndt.

Aber heftig zürnte Herzog Leopold den freien Männern in den Waldſtätten, und ſchwur, ſie für ihren kühnen Widerſtand gegen das Haus Habsburg zu züchtigen. In ſeiner Leidenſchaft haßte Leopold Jeden unverſöhnlich, der ſeines Bruders Friedrich Erhöhung entgegen war, und es ſchien ihm ein Leichtes, jene Bauern, die von den Künſten des Krieges nichts verſtanden, durch ſeine kampfgeübte Ritterſchaft zu unterwerfen. „Mit dem Fuß will ich ſie zertreten,“ rief er im Uebermaße ſeines Grimms. Als dies der Graf Friedrich von Toggenburg vernahm, welcher ihnen wohlwollte, bat er den Herzog um die Gunſt, daß er zwiſchen ihm und den Waldſtätten unterhandeln dürfte. Der Herzog gab ihm zur Antwort: „O ſie verdienen's wohl, um ſo vieler Schmach willen, die ſie meinem Vater, meinen Brüdern und unſern Vögten angethan, daß ich Rache nehme und ſie ausreute. Doch weil Ihr für ſie bittet, ſo will ich ihnen vergeben, wofern ſie meinen Bruder als rechten König anerkennen und ſich unſerm Hauſe unterwerfen.“ Da ritt der Toggenburger in die Waldſtätte und ſtellte mit aufrichtigem Rath des Herzogs große Macht vor, daß die Eidgenoſſen das Gebot annehmen möchten. Sie erwiederten ihm: „Herr, wir danken Dir für Deine Lieb' und Treu';

aber das Gebot nehmen wir nicht an. Nie thaten wir den Fürſten von Oeſterreich ein Leid, da doch ſie an uns ſo viel Uebermuth geübt; wir haben nichts gethan, als uns vor Tyrannei gerettet. D'rum, will der Herzog wider uns kommen, ſo wird er uns finden; mit Gottes Hülfe wollen wir uns wehren, ſo gut wir's vermögen." D'rauf hielten ſie vorſichtig gute Wacht; Herzog Leopold aber, als er ihren Beſcheid vernahm, entbrannte nur noch heftiger vor Zorn.

Nachdem nun König Friedrich mit der Prinzeſſin Iſabella von Arragonien und Herzog Leopold mit Katharinen von Savoyen zu Baſel prachtvoll Hochzeit gehalten hatten, brach der letztere mit großer Macht gegen die Eidgenoſſen auf. Um ihren Bund zu zerſprengen und ihre Kraft zu zerſplittern, beſchloß er, ſie von mehreren Seiten her zugleich anzugreifen und hielt Rath, wie er in das Land Schwyz käme. Da ſprach ſein Narr, der klüger war, als all' die ernſthaften ſtolzen Herren: „Ihr habt wohl berathen, wie Ihr in's Land hinein kommen mögt, aber Keiner hat gerathen, wo wir wieder herauskommen." Dieſe Warnung ward als närriſch verlacht. Herzog Leopold führte zwei Heerhaufen gen Zug; mit ihm kamen zahlreiche Herren vom Adel und Ritter, darunter Manche, welche ihre lang verhaltene Rache an den Eidgenoſſen jetzt auslaſſen wollten, wie der Landenberger und Geßlers Sippſchaft, auch Kriegsvolk des Kloſters Einſiedeln. Es war aber ein braver Edelmann, Heinrich von Hunenberg, deſſen Burg nicht weit von Zug ſtand; der gedachte dankbar eines guten Dienſtes, welchen ihm die von Schwyz einſt gethan, und ſchrieb auf Zettel: „Hütet euch auf St. Otmars Tag, Morgens am Morgarten!" ließ die Zettel an Pfeile binden und die Pfeile in's Dorf zu Art ſchießen, daß die von Schwyz gewarnt waren. Da beſchickten ſie eilig die von Uri und Unterwalden und erfragten zu Schwyz den Rath eines alten Mannes, Rudolf Reding, der in Kriegsſachen hoch erfahren war, beteten alsdann zu Gott dem Allmächtigen um Beiſtand, und zogen hierauf, nur Dreizehnhundert an der Zahl, an den Berg Sattel. Da kamen funfzig Männer von Schwyz, welche wegen Parteifehden durch's Geſetz aus der Heimath verbannt worden waren, an die Grenze und riefen ihren Landsleuten flehentlich zu: „Laßt

uns mit euch für's Vaterland kämpfen!" Aber es ward ihnen abgeſchlagen, damit vom Geſetz, durch welches ſie verbannt waren, ſelbſt wegen der Noth, keine Ausnahme gemacht würde und es in Anſehn bliebe. Nun legten ſich die funfzig Verbannten, die trotzdem für's Vaterland einſteh'n wollten, unter'm Sattel auf die Anhöhe des Morgartens auf eine Matte, worunter die Straße zieht, und harreten der Feinde. Am 15. November 1315 in der Frühe zog Leopold mit ſeiner ſtattlichen Ritterſchaft heran und erfüllte die ganze Straße zwiſchen dem Berg und dem Aegeri-See. Und wie ſie hinkommen, wo der Paß ſich verengt, da wälzen auf einmal die funfzig Verbannten laut ſchreiend von der Anhöhe der Sigler-Flue mächtige Felsblöcke auf die Ritter herab, daß Mann und Roß fällt. Als die dreizehnhundert Eidgenoſſen auf dem Sattel dies gewahren, rennen ſie mit Macht hernieder, fallen den Rittern in die Seite, laſſen ihre gewaltigen Keulen auf die Helme niederſchmettern und ſtoßen mit ihren langen Hellebarden auf Roſſe und Reiter. Da ſinken die Zierden des Adels zu Boden, die Verwirrung nimmt zu, viele Roſſe ſpringen ſcheu in den See. Nun wollen die Reiter hinter ſich drängen; aber da ſteht Leopolds Fußvolk eng geſchichtet und hält ſie auf. So werden viele im Fußvolk von den Roſſen zermalmt; was in der Verwirrung nicht durch die Freunde ſelbſt zu Grunde geht, dem geben die Eidgenoſſen den Reſt. — Mit genauer Noth floh Herzog Leopold am See hinab, gen Zug und nach Winterthur. Dort vernahm er, daß auch ſeine anderen Heerhaufen überwunden und in die Flucht getrieben worden waren. Das war der erſte Kampf der Eidgenoſſen um die Freiheit. Nun nahmen die Schwyzer die funfzig Verbannten wieder auf. Alle Eidgenoſſen feierten den Tag, an welchem Gott ſie aus der Gewalt ihrer Feinde gerettet, als einen hohen Feiertag und ließen alljährlich Meſſen leſen für die, ſo am Morgarten für's Vaterland geſtorben, und ihre Namen vor allem Volk laut nennen. Hierauf erneuerten ſie am 9. December zu Brunnen am See den alten Bund.

Im dritten Jahre darnach geſchah (auch in der Schweiz) eine andre Volksthat, ewigen Preiſes werth. Herzog Leopold, immerdar

rüſtig, allerorten die Anhänger König Ludwigs zu bezwingen, lag (1318) mit vielem Kriegsvolk vor der Stadt Solothurn, welche zu Ludwig hielt. Wie er nun dieſe arg bedrängte, ſchwoll der Aarſtrom plötzlich von heftigen Schlagregen, ſo daß die Brücke, welche Leopolds Lager verband, in großer Gefahr war, zerriſſen zu werden. Eilig ließ er ſie mit Steinen beſchweren und ſein Kriegsvolk herüberziehn. Da nun deſſen Viele auf der Brücke waren, zerbarſt ſie vom Schwall der Waſſer und Alle hatten den Tod vor Augen. Da eilten die von Solothurn ohne lang Beſinnen mit Schiffen herbei, in ſelbſteigner Gefahr, retteten ihre Feinde, brachten ſie in die Stadt, wärmten und ſpeiſ'ten ſie und ſchickten ſie dann wieder in's Lager. Vor ſolchem Edelmuth ſtreckte der Herzog die Waffen; er ritt mit dreißig Rittern in die Stadt, verehrte ihr ein Banner und gab den Krieg auf.

Gleichwie die Eidgenoſſen in der Schweiz, ſo wehrten ſich einige Jahre ſpäter die Dithmarſen, welche hoch oben an der Nordſee zwiſchen der Eider und der Elbe ſaßen, auf dem Boden, den ſie dem Meer abgerungen hatten, um ihre Freiheit. Ungeſchwächt hatten ſie die Kernkraft unſrer Urväter und eben ſo rein deren Sitten und Tugenden bewahrt. Sie waren hoch von Wuchs und ſtämmigen Gliederbau's, von erſtaunlicher Stärke und Gewandtheit. Nicht in Stände abgeſchieden, waren ſie Alle unter ſich gleich, — Alle Bauern, Alle frei. Sie hatten keine Städte, — blos Dörfer, die zu Kirchſpielen (Kerkſpele) verbunden waren; dagegen war ihr ganzes Land (ſieben Wegſtunden lang von Norden nach Süden, und vier Wegſtunden am breiteſten von Oſten gen Weſten) durch Gräben, Wälle, Deiche, Schleußen und Flüſſe gegen die Nachbarn abgeſchloſſen, wie eine einzige Feſtung. Das ganze Volk bildete gleichſam einen Bund von Geſchlechtern, jedes Geſchlecht theilte ſich in mehrere „Klüfte", welche oft über viele Kirchſpiele ausgebreitet waren. Jeder einzelne Dithmarſe war ſeinem ganzen Geſchlecht verpflichtet mit Rath und That, zu Recht und Buße, in Wohl und Weh. Durch dieſe Einrichtung lernte Jeder von früh auf Gemeinſinn, welcher das ganze Volk durch ein heiliges Gewebe von tauſend unſichtbaren Fäden zu-

ſammen hielt. So blieb den Dithmarſen das Vaterland das Allerhöchſte, und Vaterland und Freiheit waren in ihren Begriffen ſtets eins. Zum Dienſt beider wurden die Kinder ſorgfältig auferzogen, frühzeitig ſelbſtſtändig, um den Werth der Unabhängigkeit fühlen und einſehen zu lernen. Der Knabe war ſchon mit acht Jahren mündig; im vierzehnten ſtand er bereits in der Waffenübung und erprobte ſie bei der Heerſchau im Dorf, welche jährlich am Mittwoch nach Pfingſten ſtattfand; da mußte die ganze junge Mannſchaft des Dorfes ſchwören: des Landes Freiheit zu vertheidigen, und welcher Wehrhafte dabei ausblieb, der wurde um dreißig Mark gebüßt. Mit achtzehn Jahren war der Dithmarſe zu jeder Staatsleiſtung und Gerichtspflicht verbunden. Alle Grundbegriffe und Grundeinrichtungen der uraltdeutſchen Gerichtsverfaſſung beſtanden bei den Dithmarſen in voller Kraft, das Wergeld, die Mannbuße, die Friedensbuße, das Gottesurtheil, das Geſchwornengericht. Groß war die Achtung vor dem Geſetz, gute Sitten machten allzuviele Geſetze überflüſſig. Das hohe Rechtsgefühl des Volkes erſetzte oft den richterlichen Urtheilsſpruch. Einen erwieſenen Dieb ſtieß ſein Geſchlecht als unehrlich aus und Keiner ſeiner Sippſchaft nahm ſich ſeiner an oder leiſtete Erſatz für ihn. Er büßte durch den Strang; die „Schließer", welche mit dem Vogt die Polizeibehörde bildeten, vollzogen das Urtheil, denn Scharfrichter gab's nicht. Verräther und Feinde des Landes wurden enthauptet. Beſonders ſtreng wurden Verbrechen gegen die Keuſchheit geſtraft und zwar von den nächſten Verwandten der Schuldigen ſelbſt, durch Feuertod, Ertränken, Lebendigbegraben. Denn Sittenzucht galt dort noch eben ſo heilig wie bei unſern Urvätern. Eben ſo wurden auch die Frauen geehrt, und mit vollem Recht; denn ſie waren edel, ſtarkmüthig, begeiſtert für Ehre, Freiheit und Vaterland; ſie folgten den Männern in die Schlachten nach, labten ſie mit Speiſe und Trank, eiferten ſie an, fochten ſelber mit in Mannskleidern und Harniſchen, und wählten lieber Tod als Schmach. Mit gleicher Treue, wie die Dithmarſen an der Verfaſſung unſerer Urväter hingen und die Tugenden derſelben erhielten, bewahrten ſie auch noch deren Luſtbarkeiten; kriegeriſche waren ihnen die liebſten, wie's einem Volke geziemt,

das für die Freiheit lebt, zumal war der Schwerttanz beliebt, welchen ſie mit großer Kunſt auszuführen verſtanden, dann auch Werfen, Ringen, Springen. Und wie dadurch die Kraft des Leibes immer friſch und rüſtig erhalten blieb, ſo auch die geiſtige; da klang das Volkslied frei und keck, wie des Meeres Wellenſchlag, von Krieg und Sieg, zu Preis und Spott, zu Lieb' und Luſt, und nicht etwa in Stuben und Kammern, nein, zum frohen Reigentanz griff's mächtig bewegend in's öffentliche Leben.

So waren die Dithmarſen, keuſch und ſittenſtreng, einfach und mäßig, fleißig und ſtreitbar, gleich und einig, und durch dies Alles der Freiheit werth. Jahrhunderte lang haben ſie, bei den großen Welthändeln unbeachtet, ihr Vaterland wie eine reine Jungfrau vor ſchnöden Angriffen fremder Machthaber geſchützt. Nach den Tagen Heinrichs des Löwen, ihres gewaltigen Feindes, haben ſie abwechſelnd gegen die Grafen von Holſtein und gegen die Dänen geſtritten, denn die erſteren wollten, als das Land die Freiheit errungen, doch ihre Anſprüche nicht aufgeben. Die Dithmarſen ſchlugen ſie 1289. Im Jahre 1320 benützten ſie die Uneinigkeit der Grafen, brachen in deren Land ein, drangen bis Kiel vor und kehrten mit großer Beute heim. Da überfiel ſie Graf Gerhard, der „Große", bei Bornhörvede, erſchlug ihrer fünfhundert und trieb die andern in die See. Hierauf hoffte er, ihr Land mit leichter Müh' zu erobern, und führte (1322) viel Kriegsvolk hinein, „die Bauern ſollten ihm's" (wie er meinte) „beſolden." Er gewann auch in zwei Feldſchlachten den Sieg und ihrer ſiebenhundert wurden erſchlagen. Die aber, ſo entrannen, flüchteten ſich in die Kirche zu Oldenwörden und befeſtigten dieſe wie eine Burg. Da ſchichteten die Holſteiner Holz um die Kirche und zündeten es an. In ſolcher Noth rufen ihm die Dithmarſen zu: ſie wollten ſich ihm ergeben. Er aber traut ihnen nicht und läßt das Feuer noch näher an die Kirche legen. Schon wird's ſo arg, daß durch die Ritzen der Decke das geſchmolzene Blei vom Kirchendach den Dithmarſen auf die Scheitel träuft. Da thun ſie ſich zuſammen, brechen todesmuthig in Haufen aus der Kirche, und nun auf die Holſteiner los und drein! Dieſe verſah'n ſich im Uebermuth deſſen

nicht; jetzt müſſen ſie's büßen. Auf einmal ſteigen aus allen Hecken und Gräben ringsum Dithmarſen hervor; auch die von der Inſel Buſum kommen eilig herzu, und alle Bauern zuſammen haben die Holſteiner mitten unter ſich, und fechten, im Blute watend, auf einem Acker bei Oldenwörden mit ſolchem Grimm und Fleiß, daß zweitauſend Feinde, zwölf große Herren dazu, todt auf dem Platze bleiben. Mit genauer Noth und wenigem Volk entrannen Graf Gerhard und Herzog Heinrich von Mecklenburg. Damals war eine dithmarſche Frau; die hatte ihren Mann und acht Söhne in den Kampf geſchickt und bekam Botſchaft: „Weib, Deine Söhne ſind im Kampf gefallen; doch tröſte Dich! Dein Mann iſt noch am Leben.“ Wie ſie dies hört, ruft ſie grimmig vor Scham: „Wie? meine Söhne und ſo viele brave Landsleute für's Vaterland gefallen und mein Mann allein — geflohn? So komm' er mir nimmer vor die Augen!“ Da gibt ihr der Bote Beſcheid: „Wohl hat er das Leben noch, aber ſo tiefe Wunden, daß er nicht mehr aufkommt!“ „Herr Gott, ich danke Dir,“ ruft jetzt das Dithmarſen-Weib, „daß Du mir einen ſolchen Mann und ſolche Söhne gabſt, die für's Vaterland ſterben!“

7.

Die Treue iſt der Ehre Mark.

F. Schlegel.

Inzwiſchen dauerte der Streit der beiden Gegenkönige Ludwig und Friedrich ohne Entſcheidung ſieben Jahre lang fort. Der Papſt Johann XXII. nannte Beide „ſeine geliebten Söhne und erwählte römiſche Könige.“ Doch als ihn jeder um die Beſtätigung der Wahl anging, erklärte er plötzlich: „bis der Kaiſerthron wieder beſetzt iſt, hat der Papſt allein das Reich zu verweſen, Italien ſo wie Deutſchland.“ Er hatte dabei die Abſicht, ganz Ober- und Mittelitalien für ſich zu erobern; deshalb beſoldete er aus ſeinem Schatz, den er klug zu vermehren wußte, ein ſtattliches Heer, und gebot den Oberhäuptern der lombardiſchen Städte, die Reichsſtatthalterſchaften, welche ihnen Kaiſer Heinrich VII. verliehen hatte, niederzulegen.

Matthäus Viſconti in Mailand that dies, wurde jedoch zum Oberherrn dieſer Stadt und brachte zehn Städte zu ihrem Gebiet, ſo daß Mailand nun der Mittelpunkt eines Fürſtenthums war. Darüber ergrimmte der Papſt und befahl dem König Friedrich, den Viſconti zu bekriegen. Friedrich ſandte ſeinen Bruder Heinrich dahin; als aber ihm die Ghibellinen Beiſtand gegen Ludwig verſprachen, zog Heinrich wieder von dannen.

Endlich vermochte der feurige Friedrich ſeine Ungeduld nach einer Entſcheidung nicht länger mehr zu bemeiſtern und brach im Herbſt des Jahres 1322 in's Baierland ein. Seine zuchtloſen Kriegsleute hauſ'ten dort ſo übel, daß Ludwig, vom Schmerz um die Noth des Volks tief erſchüttert, lieber der Krone entſagen, als es noch länger leiden ſehen wollte. Doch ſchon drängten ihn Friedrich und Leopold zur Schlacht. Leopold wollte von Schwaben her gegen ihn andringen; Friedrich lagerte mit einem zahlreichen, wohlgerüſteten Heer und mit Hülfsvolk aus Ungarn bei dem Städtchen Mühldorf am Inn und ſchickte Eilboten an ſeinen Bruder Leopold, ſo ſchnell als möglich mit ſeinen Truppen herbeizukommen. Gelang's beiden Brüdern, ihre Streitkräfte zu vereinigen, ſo war Ludwig verloren. Doch Leopold ſäumte zur Unzeit, indem er aus Rache die Güter des Grafen von Montfort verwüſtete, und zu Ludwigs Glück fingen die Mönche von Fürſtenfeld die Boten auf, welche zwiſchen den beiden Brüdern hin und wieder gingen, ſo daß Keiner vom Andern etwas erfuhr. Raſch zog jetzt Ludwig ſeinem Feinde entgegen und ſtellte ſeine Heeresmacht bei Ampfing (nicht weit von Mühldorf) auf; mit ihm waren zumal die meiſten Bürger (wie bei Friedrich der Adel), ſodann Kriegsvölker des Kurfürſten von Trier und des Königs Johann von Böhmen. Er übergab die Leitung der Schlacht und den Oberbefehl einem wohlerfahrnen Ritter, Seifried Schweppermann. Wie dieſer, ein gebeugter Greis, herangeritten kam und das Heer Friedrichs überſah, ſchlotterten ihm die Füße in den Steigbügeln, daß ihn alle jungen Herren verlachten; er ließ ſie lachen und beſtellte ſtill die Schlachtordnung. Den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, legte er mit 400 Rittern, welche aus Kriegsliſt öſterreichiſche Farben und

Fahnen angenommen hatten, in einen Hinterhalt. König Ludwig trug einen einfachen Wappenrock, wie ein gemeiner Mann, aus Vorſicht, weil ſeinem Leben ſchon öfter meuchleriſch nachgeſtellt worden war; Friedrich ritt, als König gerüſtet, im leuchtenden goldnen Harniſch, den Reichsadler d'rauf, die Krone auf dem Helm, ſtolzfreudig den Seinen voran; nie ſchien er ſchöner als an dieſem Tag. Am frühen Morgen des 28. Septembers 1322 brach die Schlacht los. Die Schlachthörner ſchollen, die Heerpauken ſchmetterten d'rein; mit Geheul jagten Friedrichs Hülfsvölker aus Ungarn, die wilden Kumanen und Bulgaren, gegen den linken Flügel von Ludwigs Schlachtreih' heran. Dort ſtanden die Böhmen unter ihrem König Johann und vertheidigten ſich heldenmüthig. Dennoch mußten ſie und die Baiern endlich über den Fluß Iſen zurückweichen. — Schon ſtand Ludwig ſelbſt in Gefahr, gefangen zu werden; da drangen die Münchner Bäcker zu ihm heran und brachen ihm mit tüchtigen Hieben freie Bahn. Bairiſche Reiter hielten die Flucht ihres Fußvolks auf, und nun konnten ſich auch die Böhmen wieder ſammeln. Indeſſen wandte der kluge Schweppermann plötzlich den linken Flügel, ſo daß die Feinde Sonnenſchein, Wind und Staub in's Geſicht bekamen. Begeiſtert focht Friedrich mit ritterlichem Heldenmuth um die Krone; Siegesjubel erſchollen in ſeinem Heer. Doch unerſchrocken ſchlug und wehrte ſich Ludwigs Heer zehn Stunden lang. Horch, da erſchallt vom rechten Flügel der Oeſterreicher her helles Freudengeſchrei; aus einem Waldthal an der Iſen ſeh'n ſie friſche Schlachthaufen mit ihren Fahnen und Farben heranrücken; das iſt gewiß Herzog Leopold! Die Schaaren eilen dicht in Seiten und Rücken der Oeſterreicher heran; jetzt erſt, Stirn an Stirn, erkennen dieſe die Kriegsliſt; nicht Leopold, ſondern ihr Feind, der Burggraf von Nürnberg, iſt's mit friſchem Volk. Nun bricht Entſetzen rings in die öſterreichiſchen Reih'n. Von allen Seiten her umſtellt, drängen ſie ſich zur Flucht an die Iſen und d'rüber zurück. Nur Friedrich ficht noch mit drei edlen Genoſſen wie raſend auf einer Wieſe. Endlich ſtürzt ſein Roß; da eilt der Ritter Albrecht von Rindsmaul, Schweppermanns Schwager, auf ihn zu; dieſem übergibt er ſein Schwert. Freundlich begrüßte

ihn Ludwig, welcher durch dieſen Sieg nun Alleinherr war; Friedrich ſchwieg vor tiefem Schmerz. Als ſich d'rauf am Abend die müden Helden zum Mahl ſetzten, gab's nach ſo viel Arbeit gar ſpärliche Koſt; in der ganzen geplünderten Gegend waren blos Eier aufzutreiben. König Ludwig vertheilte ſie; es reichte je eins auf den Mann, und eins blieb dann übrig. Das gab er dem Schweppermann und ſprach dazu: „Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Dieſe Worte ließ der alte Held auf ſeinen Grabſtein ſchreiben. In den nächſten Tagen darauf ließ Ludwig ſeinen gefangenen Gegner auf das Schloß Trausnitz an der Pfreimdt bei Nabburg in ritterliche Haft führen.

Als Leopold das Unglück ſeines geliebten Bruders vernahm, zog er voll tobenden Grimms und Schmerzes, doch mit feſtem Muth, nach Schwaben zurück. Himmel und Hölle wollte er in Bewegung ſetzen, um Friedrich aus dem Kerker auf den Thron zu führen. — Indeſſen benutzte Ludwig ſein Glück mit Klugheit und Muth. Er gebot auf einem Reichstag zu Nürnberg (1323) den Landfrieden und beendigte eben dort den langen Streit um die Mark Brandenburg, deren Beſitz durch den Tod des Kurfürſten Waldemar (1319) und den ſeines Erben Heinrich von Landsberg (1320) erledigt war; er verlieh ſie als eröffnetes Reichslehn ſeinem achtjährigen Sohn Ludwig. So ſuchte er ſeine Hausmacht zu vermehren und ſein Anſehen dadurch zu befeſtigen. Es that ihm auch noth; denn ſchon ſtand ihm ein neuer, furchtbarer Kampf bevor, welcher nicht blos ſeine Perſon, ſondern auch das Vaterland mit betraf, der Kampf mit dem Papſt.

Johann XXII. war nämlich in heftigen Zorn über Ludwig entbrannt, weil dieſer dem Galeazzo Visconti von Mailand (dem Sohn des Matthäus) 800 Ritter zur Hülfe gegen das päpſtliche Heer geſchickt hatte, worauf dieſes die Belagerung Mailands aufheben mußte. Da ließ der Papſt 1323 zu Avignon an die Pforte des Doms eine Schrift anſchlagen, des Inhalts: „Ludwig ſolle ſich der Regierung enthalten und Alles, was er bisher als König gethan, widerrufen; bei Strafe des Banns dürfe ihn Niemand als König erkennen."

K. AM

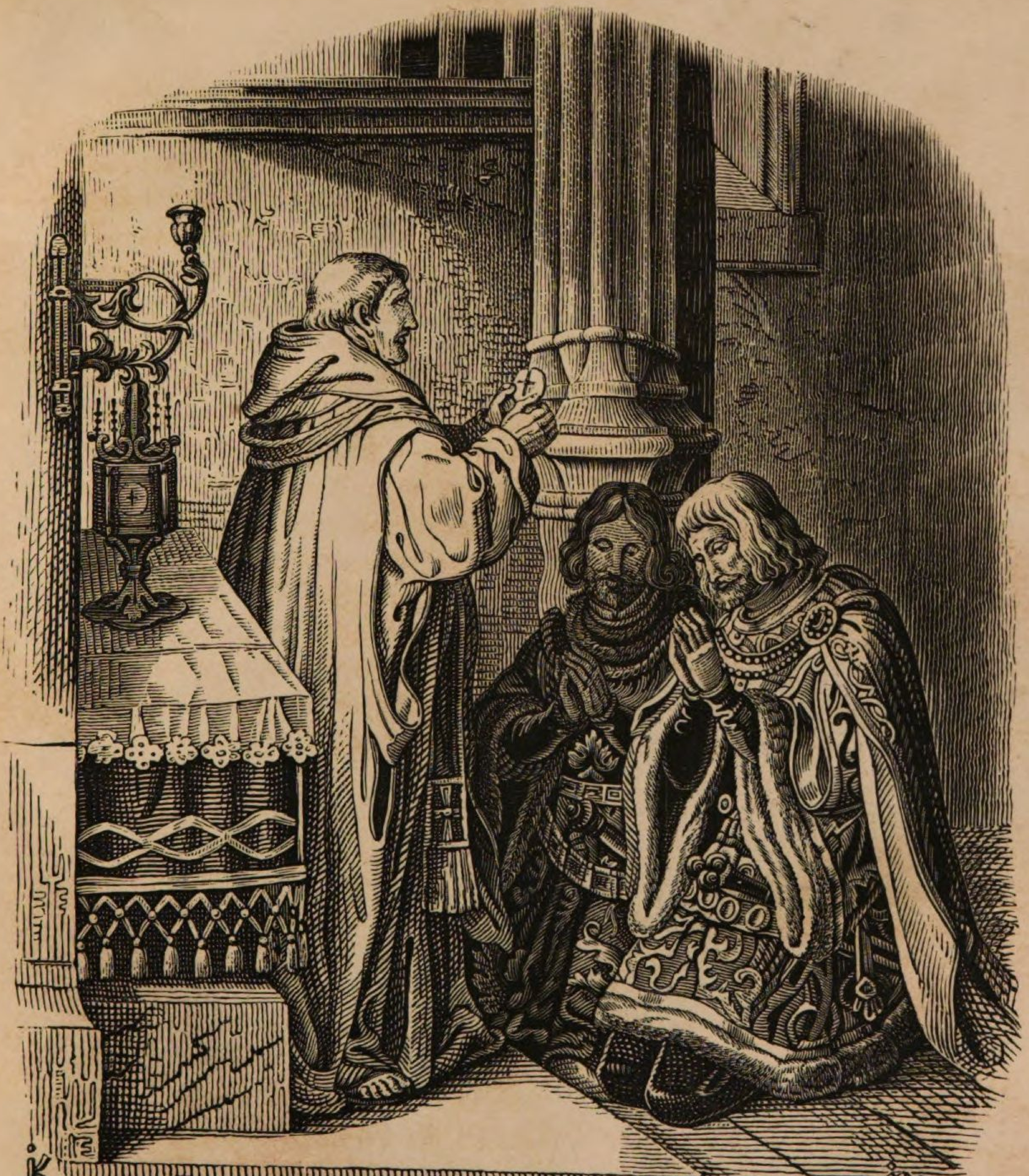
S. 372.

Als Ludwig dies erfuhr, wahrte er zu Nürnberg in einer Schrift feierlich die Rechte des Reichs und die Unabhängigkeit der deutſchen Krone und berief ſich auf eine allgemeine Kirchenverſammlung. Dieſen Beſchluß zu Ehren der ganzen deutſchen Nation erklärte der Papſt für ein Verbrechen und that Ludwig (am 23. März 1324) in den Bann, ſetzte ihm jedoch zwei Friſten zu einer demüthigen Verantwortung, wiewohl er insgeheim bereits Anſtalten getroffen hatte, um ihm die Krone zu rauben, und ſie dem König Karl IV. von Frankreich zu verſchaffen. König Johann von Böhmen, in ſeinen Geſinnungen ſtets wandelhaft, je nachdem er für ſich Vortheil fand, ſchloß ſich jetzt an die franzöſiſch-päpſtliche Partei, mit ihm die ganze luxemburgiſche; auch Herzog Leopold, welcher Tag und Nacht blos an die Befreiung des geliebten Bruders dachte, trat, von Rachſucht getrieben, in den Bund. Als nun die letzte Friſt abgelaufen war, welche der Papſt geſetzt hatte, warf er am 1. Oktober 1324 den Bann auf König Ludwig und das Interdikt auf alles deutſche Land. Da fanden Ludwig und Deutſchland einen unerwarteten wichtigen Beiſtand bei den Minoriten (Franziskanern). Dieſe vertheidigten hartnäckig das Gelübde unbedingter Armuth, demzufolge ſie nicht das geringſte irdiſche Gut beſitzen wollten; weil nun der Papſt dieſe Lehre verwarf, traten ſie kühn gegen ihn auf und beſtritten ſein Anſehn. Eifrig öffneten ſie dem lang verblendeten Volk die Augen, ſowohl durch Predigten, als auch in den Beichtſtühlen, über alle Anmaßungen des römiſchen Stuhls, über alle Mißbräuche und Laſter am römiſchen Hofe. So zerriſſen ſie den Schleier des Wahns, hinter welchem ſich das Volk den Papſt bisher nicht blos wie Gottes Stellvertreter, ſondern faſt wie den allmächtigen Gott ſelbſt in unbegreiflicher Majeſtät und Heiligkeit gedacht hatte. Da verlor die früher ſo furchtbare Waffe des Interdikts ihre vermeintlichen Schrecken; und, wollten jetzt die Geiſtlichen irgendwo, dem Gebot des Papſtes zufolge, nicht Gottesdienſt halten oder die Sakramente nicht ausſpenden, ſo zwang ſie das Volk dazu. — Um ſo grimmiger betrieb der Papſt Ludwigs Untergang. Er bewog den König von Polen zum Einfall in Brandenburg und vermochte die Kurfürſten von Mainz und

Köln, daß ſie mit ſeinen und den franzöſiſchen Geſandten gen Renſe zur Abſetzung Ludwigs und zur Wahl Karls IV. von Frankreich zuſammenkamen. Doch mannhaft ſprach Graf Berthold von Buchedk, Komthur des deutſchen Ritterordens zu Koblenz, dagegen und rettete durch die Gewalt der freien Rede das Vaterland von der Schmach, einem fremden Herrn unterthan zu werden. Indeſſen hatte Leopold, ungeduldig über die Lauheit des Königs von Frankreich, mit Ludwig Verhandlungen angeknüpft und ihm, für Friedrichs Freilaſſung, ſogar die Reichskleinodien ausgeliefert. Als aber Ludwig noch immer zögerte, ſeinen Gegner freizugeben, brach Leopold, auf's Neue ergrimmt, von Schwaben her in's Baierland und verwüſtete es mit Mord und Brand. Ludwig, welcher zur Rettung herangezogen kam, mußte von Burgau gen Ulm fliehen. Schweren Herzens begab er ſich von dort nach München und erwog die Gefahren, welche ſich von allen Seiten gegen ihn heranwälzten.

Da trat der Karthäuſer-Prior Gottfried von Mauerbach, Friedrichs Beichtiger, zu Ludwig und redete mit ſanften Worten an ſein Herz. Fromm horchte ihm Ludwig zu; er gedachte der alten Jugendfreundſchaft, und, voll Vertrauens auf Friedrichs edles Herz, ſah er in Verſöhnung den Stern des Heils. So ritt er in aller Stille von München zur Veſte Trausnitz und bot dort Friedrich dem Schönen ohne Löſegeld die Freiheit an. Freiheit! Dies Wort tönte dem Gefangenen wie der Klang von Oſterglocken; freudetaumelnd verzichtete er auf das Reich und verſprach, ſowohl für ſich als auch für ſeine Brüder, dem König zu huldigen und wider alle Feinde deſſelben, auch wider den Papſt, beizuſtehen, — endlich: wenn er dieſe Sühne nicht in's Werk zu richten vermöchte, ſich auf Johannis, zur Sonnenwende, wieder in Haft zu ſtellen. Andächtig hörten hierauf die verſöhnten Jugendfreunde die Meſſe und nahmen das heilige Abendmahl; der edle Prior Gottfried theilte die Hoſtie zwiſchen ihnen zur Weihe der Eintracht und des Friedens; da umarmten und küßten ſie ſich tief ergriffen; der Geiſt des Herrn heiligte dieſe Stunde. Es war am 13. März 1325.

Blaß und abgemagert kehrte Friedrich, der einſt ſo ſchön und



z. S. 374.

ʒ. S. 375.

freudig geweſen war, nach Wien zurück. Seine treue Gattin Iſabella konnt' es nicht mehr ſeh'n, wie ſeine Schönheit durch's Unglück verſchwunden war; ſie hatte ſich um ihn blind geweint. Doch herrlicher, als Friedrich je in Schönheit, Glück und Hoffnung geweſen, war er jetzt in ſeiner Treue. Um ſein Wort zu löſen, bat er alſogleich ſeine Brüder, dem König Ludwig zu huldigen und die Reichsgüter im Elſaß und in Schwaben zurückzugeben; das ganze Reich forderte er auf, Ludwig als allein = rechtmäßigen Herrn anzuerkennen. Auch ſuchte er den Papſt zur Verſöhnung mit Ludwig zu bewegen. Doch der unverſöhnliche Johann XXII. erwiederte ihm: „Nichtig iſt der Eid, den Du ihm ſchwurſt, und hältſt Du ihn wirklich, ſo treffe Dich dafür der Bann, wie ihn." Tobend vor unſäglichem Schmerz verſchloß auch Leopold den Friedensworten ſeines Bruders das Ohr und ſprach: „Nie werd' ich erfüllen, was Du überraſcht in meinem Namen verſprachſt. O ſieh, mein ganzes Leben gab ich ja einzig für die Macht und Ehre unſeres Hauſes dahin, — für Dich, o Friedrich, für Dich! Und Alles wär' jetzt umſonſt? Nein! Endlich iſt uns das Glück hold; Du biſt frei, ich bin gerüſtet, unſre Bundesgenoſſen harren ungeduldig. D'rum nichts von Frieden! — Kampf! und die Krone iſt Dein!" Der Papſt reizte noch dieſen Ungeſtüm; er rief überdies die Könige von Frankreich und Polen gegen Deutſchland auf, entband das Volk in Brandenburg von den Eiden, die es dem Sohne Ludwigs geſchworen, und entbot die heidniſchen Litthauer zum Einbruch in die Mark; — Alles, um den verhaßten Ludwig zu verderben.

Als nun Friedrich ſah, daß er ſein Verſprechen nicht erfüllen konnte, wollte er doch ſein Wort halten. Er kam zur Sonnenwende gen München, und ſtellte ſich freiwillig wieder in die Haft. Tief gerührt ſchloß ihn Ludwig an's Herz und wollte ihn nicht mehr davon laſſen. Von Stund' an aßen Beide an einem Tiſch und ſchliefen in einem Bett, wie zwei leibliche Brüder. Der Papſt konnte ſolche deutſche Treue lang' nicht für menſchenmöglich halten. Ludwig hingegen baute feſt darauf. Und als er ſeinem Sohn in Brandenburg zu Hülfe ziehen mußte, übergab er dem treuen Friedrich die

Obhut Baierns. Am 5. September 1325 aber ſchloß Ludwig mit Friedrich einen Vertrag, daß ſie auch die Herrſchaft theilen wollten, wie Tiſch und Bett, und das Reich brüderlich treu gegen jeden Feind beſchirmen. Dies hielten ſie jedoch geheim, damit die Kurfürſten und zumal der Papſt nicht Einſpruch dagegen erhöben. Als der Vertrag dennoch kund ward, traf dieſe Beſorgniß wirklich ein. Da ſchloſſen ſie am 7. Januar 1326 zu Ulm einen neuen, und ſchwuren, ihn trotz dem Papſt und den Kurfürſten, aufrecht zu halten; Friedrich ſollte in Deutſchland König bleiben, Ludwig über Italien herrſchen. Bald darnach ſtarb Herzog Leopold zu Straßburg. Friedrich aber zog ſich, in Schwermuth und ſehnſüchtig nach Ruhe, in das Karthäuſerkloſter Mauerbach zurück.

8.

Ihr, die verpflanzt in arge Zeiten
Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
Ihr ſollt dem Lichte Bahn bereiten
Und fühlt die Schauer, eh' es tagt!

Salis.

Ludwig führte nun den Kampf gegen den Papſt unerſchrocken fort. Er fuhr im Jahre 1327 nach Welſchland, wurde zu Mailand mit der eiſernen Krone gekrönt, zog ſiegreich gen Rom und erhielt dort im Januar 1328 die kaiſerliche aus der Hand des Sciarra Colonna, und zwar im Namen der Stadt Rom, weil dieſe einſt die Welt beherrſcht hatte, ſtatt, wie bisher, im Namen des Papſtes. Und als die Römer auf dem Platz vor der Peterskirche verſammelt waren, ließ er durch den Herold ausrufen: „Wer führt das Wort für Johann von Cahors, welcher ſich Papſt nennt?“ Als Alle ſchwiegen, ſprach der Kaiſer weiter: „Johann von Cahors hat durch Simonie und Ketzerei die päpſtliche Würde befleckt und die Majeſtät geſchändet. D'rum entſetze ich den Unwürdigen ſeines Amtes; ein Würdiger beſteige den Stuhl Petri!“ Hierauf wurde der fromme Minorit Petrus von Corvara mit Beiſtimmung des römiſchen Volkes zum Papſt er-

wählt und nahm den Namen Nikolaus V. an; der Kaiſer ſelbſt hing ihm den Mantel um und ſteckte ihm den Fiſcherring an den Finger, das Sinnbild der päpſtlichen Macht. So ſchien's in dieſem Augenblick, als habe das Kaiſerthum nach langem Streit endlich über das Papſtthum geſiegt.

Doch bald darnach kehrten die deutſchen Fürſten heim; Ludwigs gewaltigſter Anhänger Caſtruccio Caſtracani verließ Rom; Kriegsvolk des Königs Robert von Neapel ſtreifte bis vor die Thore der Stadt; ſein eignes konnte er nicht mehr beſolden, und aus Geldnoth mußte er die Römer beſteuern. Da ſank ſein Anſehen raſch; rings um ihn wuchſen Empörung und Verrath; der furchtbare Johann XXII. rief ganz Italien zu den Waffen wider ihn. So mußte denn Ludwig am 6. Auguſt Rom verlaſſen. „Es lebe die heilige Kirche! Tod den Ketzern!" riefen ihm die wankelmüthigen Römer nach, und ſöhnten ſich mit Johann XXII. wieder aus. Schritt für Schritt mit Gefahren und Noth kämpfend, durchzog nun der Kaiſer Italien, und ſtiftete 1329 zu Pavia einen Hausvertrag, daß alles wittelsbachiſche Erbland immerdar unzerſplittert bleiben ſollte. Hierauf zog er aus der Lombardei gen Trient; dort vernahm er, daß Friedrich der Schöne am 13. Januar 1330 im Schloß Gutenſtein geſtorben ſei. In Deutſchland erwarteten ihn neue Kämpfe. Herzog Otto von Oeſterreich, Friedrichs ſtreitluſtiger Bruder, war heftig erzürnt, daß Ludwig dem alten Herzog Heinrich von Kärnthen die Erbfolge für deſſen Tochter zugeſagt hatte. König Johann von Böhmen vermittelte diesmal den Frieden, verſöhnte ſich ſelbſt mit dem alten Herzog und vermählte ſeinen Sohn, Johann Heinrich, mit deſſen Erbtochter Margaretha Maultaſch, um dadurch Kärnthen, Krain und Tyrol für ſein Haus zu gewinnen. Zweideutig unterhandelte er mit allen Parteien, betrog Alle, und ſorgte dabei für ſich ſelbſt und ſein Geſchlecht.

Indeſſen ſehnte ſich der Kaiſer, aus ungeheuchelter Frömmigkeit, längſt nach einer Ausſöhnung mit der Kirche. Der Papſt aber verlangte, daß er ihm die verhaßten Minoriten aufopfere, und Ludwig war ſo ſchwach, ſich dazu bereit zu erklären. Als der Papſt und der König von Frankreich dieſe Schwäche erſahen, hatten ſie friſchen

Muth und der Erſtere verlangte nun kühn: „Der Kaiſer ſollte die Krone niederlegen und ſich unterwerfen.“ Auch darein willigte Ludwig, jedoch unbeſchadet ſeiner Ehre und der des Reichs, die ihm höher galten, als der bloße Beſitz der Krone. D'rum forderte er, daß der Papſt ihn vor Allem vom Banne freiſpreche und daß die Unterhandlung verſchwiegen bliebe; ſein Neffe, Herzog Heinrich von Niederbaiern, ſollte die Urkunde der Entſagung ſo lang' bewahren, bis die Losſprechung vom Bann erfolgt ſei; denn dann hoffte er in die kaiſerliche Würde wieder eingeſetzt zu werden. Bei allen dieſen Verhandlungen hatte der kluge aber zweideutige König Johann von Böhmen unermüdlich die Hand im Spiel, und, während Ludwig ſchlicht und ehrlich zu Werke ging und Alles aufbot, um den Frieden mit der Kirche herzuſtellen, triumphirten ſeine Feinde ſchon, wie herrlich ſie ihn überliſtet hätten. Beſonders konnte Herzog Heinrich von Niederbaiern, welcher nun ſelbſt Kaiſer zu werden hoffte, ſeine Freude nicht verbergen, und wollte ſich ſchon von den rheiniſchen Städten huldigen laſſen. Da durchſchaute der Kaiſer das ganze Gewebe ſchändlicher Ränke, zerriß plötzlich alle Unterhandlungen und trat in edlem Selbſtgefühl mit friſcher Kraft auf. Ergrimmt, daß ſein Plan, ſo nah' am Ziele, fehlgeſchlagen, verfluchte der neunzigjährige Papſt den Kaiſer und reizte das deutſche Volk zur Empörung. Doch mannhaft widerſtand ihm Ludwig; er verbot, dem Papſt Zehnten und Steuern zu geben, welche dieſer unter dem Vorwand eines Kreuzzugs eintrieb, und wehrte deſſen Anmaßungen kräftig ab. Da ſtarb Johann XXII. und der rechtſchaffene aber ſchwache Benedikt XII. wurde an deſſen Stelle erwählt. Dieſer war zur Ausſöhnung mit dem Kaiſer geneigt und ermahnte den neuen König von Frankreich, Philipp VI., dringend, ſein Streben nach der Kaiſerkrone aufzugeben. Redlich that auch der Kaiſer das Seinige zur Ausſöhnung mit dem Papſt und dem König von Frankreich; doch der Letztere benützte die Abhängigkeit des Papſtes, um Deutſchland und die Kaiſerkrone zu gewinnen.

Zur ſelben Zeit (1335) war der alte Herzog Heinrich von Kärnthen verſtorben und der Kaiſer vergab deſſen Länder an deſſen Neffen, die Herzoge von Oeſterreich. Als König Johann von Böhmen dies

vernahm, ſchwur er (im Zorn, daß die Erbſchaft ſeinem Hauſe entgangen war), er wolle den Kaiſer binnen Jahresfriſt todt oder lebendig in des Papſtes Gewalt liefern, und rüſtete mit großer Macht. Alle Feinde des Kaiſers ſtanden ihm bei, aber Ludwig behielt den Sieg. Da ſuchte Johann den Frieden und überließ den Herzogen von Oeſterreich Kärnthen und Krain; nur Tyrol behielt er für ſeinen Sohn Johann Heinrich, den Gemahl der Margaretha Maultaſch.

Während dieſer Zeit hatte der Kaiſer abermals mit dem Papſt wegen einer Ausſöhnung unterhandelt; aber Philipp von Frankreich verhinderte ſie durch Liſt und Gewalt. Da überzeugten ſich der Kaiſer und alle deutſchen Fürſten, daß die Ehre und Unabhängigkeit der ganzen deutſchen Nation auf dem Spiel ſtehe, und ſie vereinigten ſich, um das Vaterland für immer vor den Anmaßungen aller Fremden, zumal der Päpſte, ſicher zu ſtellen. Gelehrte Männer ſtanden als Vorfechter in dem großen Kampfe da. Der Minorit Bonagratia ſchickte eine Schrift über die Unrechtmäßigkeit der Bannflüche Johanns XXII. an alle Kapitel und gelehrten Schulen; ein andrer Minorit, Wilhelm Occam, ein Engländer, ſchrieb, mit Beweiſen aus dem römiſchen und Kirchenrecht, über die Grenzen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt, und ein Deutſcher, der Domherr Lupold von Bebenburg, ſtellte aus der Geſchichte die Rechte des römiſchen Reichs und des Kaiſerthums auf. Alle dieſe ſprachen es laut aus, was leider ſo lang' vergeſſen worden war: „daß ein König in Deutſchland die Herrſchaft nur durch die Wahl des Volks habe, deſſen Recht auf die Kurfürſten übertragen worden ſei, und daß die Rechtmäßigkeit der Wahl blos bedingt ſei durch die Zuſtimmung des Volks, nicht durch die des Papſtes; denn die Krönung ſei nur durch Zufall an den Papſt gekommen und gebe dieſem kein Recht, die Könige und Kaiſer zu prüfen oder gar zu verwerfen; überdies ſtehe die päpſtliche Gewalt nicht über der kaiſerlichen, weil Gott die höchſte weltliche Gewalt auf den Kaiſer allein, die geiſtliche aber auf alle Biſchöfe übertragen habe; d'rum ſtehe der Papſt auch nicht über, ſondern unter einer allgemeinen Kirchenverſammlung, und alſo ſei's ein Mißbrauch, wenn er jene mit dem Bannfluch belege,

welche ſein Anſehen nicht in allen Dingen als allerhöchſtes und untrügliches anerkennen wollen.“

Im Einklang mit dieſen Grundſätzen handelte der Kaiſer. Er verlieh aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit dem deutſchen Orden das Land Litthauen zu ewigem Beſitz. Hierauf hielt er im Mai des Jahres 1338 einen großen Reichstag zu Frankfurt am Main; auf denſelben hatte er, nebſt den geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herren, auch Reichsfreie und Edle, die Kapitel der Stifte und Boten der Städte, berufen, ſo daß der größte Theil der Nation durch Abgeordnete vertreten war. Da erwies Ludwig zuerſt ſeine Rechtgläubigkeit gegen die ungerechten Vorwürfe von Ketzerei, dann zeigte er, wie er zur Ausſöhnung mit der Kirche alle erdenklichen Mittel angewendet habe, die ſich mit Deutſchlands Ehre vertrugen. Hierauf erklärten nun die Reichsſtände: „Das ungerechte Interdikt Johanns XXII. iſt außer Kraft und der Kaiſer ſoll es aufheben.“ Nun begab ſich Ludwig am 15. Juli mit allen Kurfürſten (bis auf den König Johann von Böhmen) gen Rhenſe an den Rhein, wo der Königsſtuhl ſtand. Dort vereinigten ſich jene durch einen theuren Eid: „daß ſie das heilige römiſche Reich mit allen Rechten und Freiheiten gegen jede fremde Gewalt und Anmaßung ſchützen und bewahren wollten, ſtets durch einmüthigen Beſchluß, oder, wenn Zwieſpalt entſtünde, nach Mehrheit der Stimmen; und derjenige, welchen ſie Alle oder die Meiſten von ihnen zum König und Kaiſer erwählen würden, der ſollte es bleiben, *kraft der Wahl, ohne päpſtliche Beſtätigung*.“ Dieſen Beſchluß des *Kurfürſtenvereins zu Renſe* ließ Ludwig öffentlich als ein Grundgeſetz des Reichs verkündigen. So war die Majeſtät des Reiches feierlich hergeſtellt.

Ludwig benutzte das neue Anſehen der Unabhängigkeit redlich zu des Volkes Heil. Eine ſchöne, freudige Zeit ſchien endlich zu beginnen, in welcher die Fürſten mit dem Kaiſer, das Volk mit den Fürſten, in klarer, aufrichtiger Eintracht leben und ſtreben würden. Auch gelang's dem Kaiſer, den Landfrieden feſt aufzurichten für Baiern, Schwaben und Franken bis in den deutſchen Norden hinauf. Beſonders in ſeinem Baiern wirkte er ſegensreich, durch Geſetz und

z. S. 381.

Gericht, zum Schutz aller Niedern, zur Vertheidigung aller Bedrängten.

Mit Vorſorge und Liebe nahm er ſich zumal der Städte an. Dieſe ſtanden damals in voller Blüthe ihrer Entwickelung. Auch die unteren Stände, die Zünfte der Handwerker, erhoben ſich im ſchönen Selbſtgefühl um den Vollgenuß aller bürgerlichen Rechte, und errangen durch Kraft und Entſchloſſenheit, meiſt mit Gewalt, Antheil an der Verwaltung der Gemeinweſen, ſo daß der Rath in den meiſten Städten jetzt nicht mehr ausſchließlich durch die adligen Geſchlechter, ſondern meiſtens zur Hälfte durch die Zünfte beſetzt war. Zu Straßburg geſchah dies 1332, zu Zürich 1336. Da gediehen Gewerbfleiß, Handel, Wohlſtand und Macht immer mehr. Ein reges Leben entfaltete ſich in den Städten, alle Kräfte des Bürgerthums entwickelten ſich im ſtolzen Wetteifer und trieben in Sitten und Bräuchen gar üppige Blüthen; doch leider ſchwand dabei nur allzuoft die edle alte Einfachheit, und bei Feſten und Gelagen, wie in den Kleidertrachten, kam immermehr Hoffahrt und Verſchwendung auf.

Damals ſang das Volk ſeine Lebensluſt in Liedern aus, voll und friſch, wie's aus dem Herzen quoll. Die Kunſt des Dichtens aber wurde unter den Händen der gewerbfleißigen Bürger zum Handwerk. Sie ſtellten Geſetze auf und Formen des Reimens, ſogenannte „Tabulaturen", wachten über dieſelben, wie über Zunftſatzungen, und hatten auch eigene Meiſter im Dichten (wie in Gewerken); davon hieß es Meiſtergeſang; die Meiſter pflegten ihn gar ſtreng in eigenen Schulen. Einer der erſten und berühmteſten Meiſter war Heinrich, in Mainz, ein ernſter, ſinniger Mann, welcher den Namen Frauenlob erhielt, weil er in ſeinen Gedichten die Herrlichkeit der Frauen pries und deren Krone, die gnadenreiche Himmelskönigin, die jungfräuliche Mutter Maria. Er hielt einmal mit einem andern Meiſter, dem Barthel Regenbogen, einen Wettſtreit, ob der Name Weib oder Frau ehrenvoller ſei. Frauenlob ſtarb zu Mainz im Jahre 1317; da trugen die dankbaren Frauen wehklagend ſeine Leiche von ſeiner Herberge bis zur Grabſtätte und

goſſen ſüßen Wein auf ſein Grab, daß deſſen Fülle im Umgang der Kirche floß.

In jenen Zeiten hat die edle Volksſprache die lateiniſche, welche früher in Staatsſchriften und Geſchichtsbüchern vorgeherrſcht hatte, immer mehr verdrängt; begeiſterte Prediger und tiefſinnige Gottesgelehrte bedienten ſich ihrer und bildeten aus dem unerſchöpflichen Kerntrieb derſelben treffende Ausdrücke für die kühnſten Gedanken.

Inzwiſchen vermehrte Kaiſer Ludwig die Macht ſeines Hauſes mit großem Glück. Er vereinigte nach dem Ausſterben der niederbairiſchen Linie ganz Baiern (1341) und gewann 1342 für ſeinen Sohn Ludwig von Brandenburg auch Tyrol, indem er aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit die Ehe der Erbin dieſes Landes, Margaretha Maultaſch, mit Johann Heinrich auflöſ'te und Margarethen mit ſeinem Sohne vermählte. Die Erwerbung Tyrols war ihm, wegen der Lage dieſes Landes zwiſchen Baiern und Italien, ungemein wichtig. Aber er erbitterte dadurch den neuen Papſt, Clemens VI., in welchem der Geiſt Johanns XXII. wieder lebendig ward; auch ſchadete er ſich dadurch mächtig in der öffentlichen Meinung, weil er in die geiſtliche Gewalt des Papſtes eingegriffen hatte, und überdies brachte er dadurch die ganze luxemburgiſche Partei neuerdings gegen ſich auf. Schnell ſchloß ſich an dieſe die franzöſiſche, Deutſchlands ränkevolle Feindin. Doch muthig und ſiegreich kämpfte Ludwig, und Johann mußte auf Tyrol verzichten. — Nach dem Tode ſeines Schwagers, des Grafen Wilhelm von Holland (1346), gewann Ludwig auch die Grafſchaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau für ſein Haus, indem er ſie für eröffnete Reichslehn erklärte und ſeine Gemahlin damit belehnte.

Dieſer Zuwachs ſeiner Macht hatte jedoch die deutſchen Fürſten ſchon beſorgt gemacht. Da ſehnte ſich der Kaiſer aus Frömmigkeit abermals nach Ausſöhnung mit der Kirche, und begann mit Clemens VI. Unterhandlungen. Nun ſchrieb ihm dieſer (wie einſt Johann XXII.) unwürdige Bedingungen vor, verlangte Widerruf aller ſeiner früheren Handlungen, ja ſelbſt die Niederlegung der

Kaiſerkrone. Raſch folgte der Wankelmuth der Fürſten dem des Kaiſers. Und eben ſo raſch benützte dies der Papſt, um ihn mit einem Schlage zu vernichten; denn er beſorgte damals noch überdies, daß der Kaiſer nach Italien ziehen und dies Land mit dem deutſchen Reich wieder vereinigen würde. Alſo rief Clemens VI. am 13. April 1346 den Bannfluch über ihn in folgenden Worten aus: „Schmettre ihn zu Boden, allmächtiger Gott! Schlage ihn mit Blindheit und Raſerei! Schleudre deine Blitze auf ſeinen Scheitel, daß die Erde unter ſeinen Füßen berſte und der Abgrund ihn verſchlinge! Verflucht ſei er dieſſeits und jenſeits, verflucht ſein ganzes Geſchlecht!" Hierauf entband er das Volk von allen Eiden der Treue, entſetzte Ludwig's ſtandhaften alten Freund, den Erzbiſchof Heinrich von Mainz, gebot den Kurfürſten, unverzüglich eine neue Wahl vorzunehmen, und bezeichnete ihnen dazu den Markgrafen Karl von Mähren, (einen Sohn des Königs Johann,) welcher ihm die ſchimpflichſten Verſprechungen gethan hatte, als den Würdigſten. Mehrere der Fürſten ließen ſich durch Geld gewinnen und am 11. Juli 1346 traten die Kurfürſten (bis auf die von Brandenburg und der Pfalz) in demſelben Renſe zuſammen, wo ſie vor acht Jahren die Aufrechthaltung der Wahlfreiheit gegen den Papſt beſchworen hatten; dort erwählten ſie in aller Eile den Markgrafen K a r l zum König, als V i e r t e n dieſes Namens. Als dabei die Reichsfahne geſchwenkt wurde, fiel ſie in den Rhein und ging unter, wie jener Fürſten Ehre und Treue. Doch die S t ä d t e hielten ſtandhaft zum Kaiſer Ludwig, trotz Bannfluch und Meineid; weder Frankfurt, noch Aachen wollten Karl IV. aufnehmen. Als Ludwig mit Waffenmacht herbeieilte, ging ihm Karl verzagt aus dem Wege und zog mit ſeinem Vater Johann, welcher erblindet war, nach Frankreich; dort kämpfte dieſer in der Schlacht bei Creſſy gegen die Engländer und fand im Gefecht den Tod. Karl hingegen entrann, kam gen Bonn, ließ ſich dort krönen und floh hierauf nach Böhmen, wo er gegen den Kaiſer rüſtete. Bald wurde Ludwig von drei Seiten her bedroht und angegriffen. Doch er erhob ſich in ſeinem alten Muth, machte alle ſchlau berechneten Pläne ſeiner Feinde zu nichte und wollte nun gen Italien ziehn. Da ſtarb er plötzlich auf der

Jagd, nicht weit vom Kloſter Fürſtenfeld in Baiern (am 11. Oktober 1347). Weil er im Bann verſchieden war, wollten die Auguſtiner zu München ſeine Leiche nicht aufnehmen; ſie ward in der dortigen Liebfrauenkirche beſtattet.

9.

Der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Schiller.

Nun hielt ſich Karl IV. für den unbeſtrittenen Herrn des Reiches. Die Wittelsbacher aber (Rudolf, der Pfalzgraf am Rhein und Ludwig von Brandenburg), ſo wie zumal der treue Erzbiſchof Heinrich von Mainz, erklärten die Wahl Karl's IV. für nichtig, weil ſie, mit Verletzung der Reichstags-Beſchlüſſe, in Abhängigkeit von dem Papſt geſchehen war. Deshalb trugen ſie die Krone zuerſt dem König Eduard von England, dann, als dieſer ſie ablehnte, dem Markgrafen Friedrich von Meißen an, welcher aber ſeine Anſprüche an Karl IV. verkaufte. Mittlerweile verlobte Karl IV., um ſich ſicher zu ſtellen, ſeine Tochter Katharina mit Rudolf, dem Sohn des Herzogs Albrecht von Oeſterreich. Während er ſich dadurch feſter an das Haus Oeſterreich anſchloß, ſuchte er zu gleicher Zeit den Markgrafen Ludwig von Brandenburg in deſſen eigenem Lande zu verderben. Plötzlich hieß es nämlich dort: der Markgraf Waldemar wäre im Jahre 1319 nicht geſtorben, ſondern aus Buße in's Morgenland gepilgert und nun ſei er heimgekommen, um ſein Brandenburg wieder in Beſitz zu nehmen. Alſobald trat dort wirklich ein alter Mann auf, welcher ſich für jenen Waldemar ausgab und ihm auch von Anſehn glich; es ſoll ein Müller (Namens Rehbock) geweſen ſein. Dieſen Betrüger belehnte Karl IV. 1348 mit der Mark Brandenburg.

Da trug die wittelsbachiſche Partei dem tapfern und biedern Grafen *Günther von Schwarzburg* die Krone an und dieſer willigte ein, ſie anzunehmen, jedoch unter der Bedingung, daß Beſtechung auf ſeine Wahl keinen Einfluß haben ſollte. Hierauf kam er am 10. Januar 1349 vor Frankfurt und wurde nach 14 Tagen mit

lautem Jubel auf dem Wahlfeld als König ausgerufen; der größte Theil des Reichs hing ihm an, voll Vertrauen auf deſſen Recht-ſchaffenheit. Karl IV. ſcheute eine Entſcheidung durch Kampf und ſuchte Günthers Macht dadurch zu zernichten, indem er ihm ſeine Freunde abwendig machte. Er warb um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf und erhielt ſie auch, ſicherte den Söhnen Kaiſer Ludwigs den Beſitz ihrer Länder und verſöhnte ſich mit Ludwig von Brandenburg. Da verließen die Wittelsbacher den edlen König Günther. Ritterlich behauptete dieſer ſein Recht, erkrankte jedoch plötzlich im Rheingau; das Volk glaubte: er habe Gift bekommen. In Ahnung ſeines nahen Todes, entſagte er der Krone zu Gunſten Karls IV. Sterbend zog Günther mit wallenden Fahnen und Trompetenſchall wieder in Frankfurt ein, wo er am 14. Juni 1349 verſchied und in dem Dom begraben ward. Hierauf wurde Karl IV. abermals gewählt und gekrönt.

Damals war das Vaterland mit furchtbaren Nöthen hart heimgeſucht worden. Erdbeben, feurige Zeichen, die am Himmel geſehen wurden, ſchwere Wolken voll betäubenden Nebelgeruchs, waren die Vorboten der Peſt, welche ſich 1348 vom Aufgang gen Niedergang heranwälzte. Die Menſchen bekamen ſchwarze Beulen, an denen ſie am dritten Tage ſtarben; davon hieß dieſe Peſt „der ſchwarze Tod". Er wüthete bis zum Jahre 1349 und raffte den dritten Theil der Menſchen dahin. Da zerriß ungeheures Entſetzen die heiligſten Bande der Liebe, ſo daß ein Bruder vor dem andern, daß Aeltern vor ihren Kindern und Eheleute vor einander flohen. Alle Gemüther waren verwirrt; der ſchwarze Tod erſchien als ein Strafgericht Gottes für große Sündhaftigkeit. Da wähnten die Menſchen, den Himmel durch Buße und Abtödtung des Fleiſches zu verſöhnen. Viele Schwärmer geißelten ſich bis auf's Blut, was ſie die „Bluttaufe" nannten, und dieſer Aberglaube ergriff ebenſo anſteckend den Verſtand, wie die Peſt die Leiber. Ganze Schaaren ſolcher Geißler zogen halbnackt, bluttriefend, ſchwere Kreuze mit ſich ſchleppend, von Ort zu Ort, ſangen Bußlieder und forderten Alle, die ihnen begegneten, zu gleicher Kaſteiung auf. Bald artete dieſe Schwärmerei in

Gräuel jeder Art aus; die zuchtloſen Schaaren trieben Raub, Mord und Unzucht, bis der König und die Biſchöfe ſie endlich mit Strenge unterdrückten.

Am allerfurchtbarſten mußten die unglücklichen Juden den finſtern Aberglauben büßen. Der Pöbel, welcher ſie verachtete, um ihre Reichthümer beneidete und wegen often Wuchers haßte, war im Wahn, ſie hätten durch Vergiftung der Brunnen und durch Zauberſprüche die Peſt veranlaßt; ja, es hieß: ſie hätten in finſtern Kellern geraubte Chriſtenkinder geſchlachtet und heilige Hoſtien mit Nadeln zerſtochen. Dieſe unſinnigen Anklagen reizten den Pöbel gegen ſie zur Wuth und manche Fürſten und Herren mißbrauchten dieſe, um bei ſolcher Gelegenheit die Reichthümer der Juden zu gewinnen. Da erging, zur Schande des deutſchen Namens, ein gräßliches Gemetzel über die Juden; Raubthieren gleich wurden ſie aus ihren Häuſern, wie aus Mörderhöhlen, herausgeriſſen, zuſammengetrieben, gefoltert und zu Tauſenden geſchlachtet. In der Verzweiflung verſchloſſen ſich Viele in ihren Häuſern oder in den Synagogen und ſteckten dieſe in Brand; — ganze Familien ſtarben lieber freiwillig in den Flammen, als unter den Händen der raſenden Chriſten. Nur in wenigen Städten, wie in Regensburg, und bei wenigen Fürſten, wie bei'm Herzog von Oeſterreich, fanden ſie Schutz. Dieſe Gräuel begaben ſich im Jahre 1349.

10.

Hell geht ein Klang durch alle deutſchen Lande,
Er heißt: Verfaſſung, Recht!
Um Fürſt und Volk ſchlingt er die feſtern Bande,
Als je um Herrn und Knecht!
Selbſt nach der Zukunft feſtverſchloſſ'ner Pforte
Geht hell der Klang und frei.
Verfaſſung, Recht! O wahrt die kräft'gen Worte,
Ihr Enkel, wahrt ſie treu!

K. Buchner.

Indeſſen überſah Karl IV. an der Spitze des Reiches mit ſcharfen Blicken alle Verhältniſſe. Er beſaß keinen perſönlichen Muth,

dagegen eine hohe Bildung und eine große Staatsklugheit, welche er in der Schule des franzöſiſchen und des päpſtlichen Hofes erlernt hatte. Nur fehlte dieſer Staatsklugheit leider die Ehrlichkeit; ſie ging auf den Schleichwegen unedler Liſt, und der verderbliche Hauptgrundſatz derſelben war, daß der Zweck die Mittel heilige. Dadurch befleckte Karl IV. die Ehre der deutſchen Krone. Er hatte kein Herz für's große deutſche Vaterland, ſondern war hauptſächlich nur beſorgt, die Macht ſeines Hauſes zu erhöhen und zu befeſtigen; Böhmen ſollte der Mittelpunkt derſelben werden. Dies Land liebte und begünſtigte er über Alles. Er ſtiftete am 6. April 1348 in Prag eine Univerſität, — die erſte deutſche; — er ſchuf in Böhmen herrliche Bauwerke, belebte den Kunſtſinn, weckte den Gewerbfleiß, beförderte den Handel und Wohlſtand und regte alle Volksklaſſen in Böhmen zum ſchönen Wetteifer in Entwickelung und Bildung an.

Ganz anders benahm er ſich im Reich. In ſeiner treuloſen Politik trachtete er unabläſſig, die Macht des Hauſes Wittelsbach zu untergraben und zu zertrümmern, und feſtigte anderſeits die des Hauſes Habsburg, um an dieſer eine ſichere Stütze für ſein Geſchlecht zu haben, und ſie demſelben auch nach ſeinem Tode zu erhalten. Beides gelang ihm. Wiewohl er ſich anfangs den Anſchein gab, als wolle er ſich mit den Wittelsbachern verſöhnen, und wiewohl er dem Markgrafen von Brandenburg den falſchen Waldemar (1350) aufgeopfert hatte, ſo bereitete er jenen doch den Untergang. Die Wittelsbacher ſelbſt aber erleichterten ihm ſein Werk, indem ſie in unſeligem Zwieſpalt durch immerwährende Fehden ihre Kräfte ſchwächten und ihre Erbländer zertheilten. In dieſen Zeiten ſchloſſen Viele vom Adel in den einzelnen Landesbezirken Baierns Verbindungen unter ſich, um durch vereinigte Kraft zum Heil des Landes die Ruhe aufrecht zu halten, die Kriege der Landesherren durch Vermittlung zu verhindern, und ſelbſt Beſchwerden gegen dieſe zu ſchlichten. In dieſe Verbindungen traten dann auch die Städte und die Geiſtlichkeit, und ſie wurden „Landſchaften“ genannt.

Dieſe Landſchaften oder Landſtände ſind in Deutſchland ſehr alt. Sie gründeten bereits tief im Geiſt der alten deutſchen

Staatsverfaſſung, und nicht weniger in der deutſchen Territorialverfaſſung der damaligen Zeit, ungeachtet in derſelben das angenommene römiſche Recht das abſolute Regierungsſyſtem begünſtigte. Bis zur völligen Ausbildung des landſtändiſchen Inſtituts bemerkte man im Mittelalter, daß geiſtliche und weltliche Landesherren zu den wichtigſten Regierungshandlungen nicht nur den Rath, ſondern auch die Einwilligung ihrer Vaſallen und Miniſterialen, oder der Landherren, die geiſtlichen ohnedies auch die Einwilligung ihrer Kapitel, einholten. Landſtändiſches Rechtsſprichwort war: „Wo wir nicht mitrathen, da wollen wir auch nicht mitthaten.“ Unter dieſen Umſtänden iſt begreiflich, wie über den Urſprung der Landſtände ſchon vielfach Streit geweſen iſt. Einige ſetzten ihn beſtimmt in das zwölfte, Andre in's dreizehnte, noch Andre in das funfzehnte, und wieder Andre zwiſchen das vierzehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert. Es ging eben da, wie mit andren Dingen, die durch dieſelbe innere Nothwendigkeit bedingt, doch äußerlich nur nach und nach und in einigermaßen verſchiedener Geſtaltung hervortraten, wie gerade Zeit und Umſtände es wollten oder erlaubten. So rauſcht den Völkern, die um einen großen heiligen Strom wohnen, derſelbe Strom; aber theils von ihrer Klugheit, theils von ihrem Muth, theils von Gunſt oder Ungunſt des Bodens, der zwiſchen ihnen und dem Strome liegt, wird es abhängen, ob ſie früher oder ſpäter, und in welcher Art ſie ſeine Welle zur Befruchtung ihrer Fluren in Schleußen und Kanälen ſich zuführen.

Die Freiheiten der Holſteiner ſind ſo alt, als das Volk. Seit ſie durch Karl den Großen zum deutſchen Reich kamen, befragten ihre Herren und Grafen bei jeder wichtigen Vorkommenheit die Stimme ihrer Landherren, der „Seniorum terrae.“ Eben ſo alt iſt die landſtändiſche Verfaſſung in den meißniſch-thüringiſchen Ländern. Im Lüttichiſchen beſtanden ſchon ſeit dem dreizehnten Jahrhundert Stände für Geſetzgebung und Beſteuerung, landesgrundvertragmäßig ſeit dem Frieden von Fexhe (1316). Landtage kamen dann auf in Baiern, in der Oberpfalz, in Pfalz-Neuburg, in Schwaben (Würtemberg und Baden), in Mecklenburg,

in Lippe, in der Mark Brandenburg, in Schleſien, in Heſſen u. ſ. w.

Die Idee der Landſtände beruht auf der Vertretung Aller, d. h. des Volkes, durch Einzelne. Denn die Geſammtheit der freien Ackerbeſitzer, oder, was gleichbedeutend war, die Geſammtheit aller aktiven Staatsbürger, bildete die Landsgemeinde, und die Mitglieder derſelben repräſentirten (vertraten) zugleich in ihrer Eigenſchaft als Privatſchutzherren, ihre Hinterſaſſen, d. h. die blos mittelbaren Staatsangehörigen. Ja, jenes in neuerer Zeit ſo vielfach beſtrittene Wort: repräſentiren, findet ſich ſchon in einem Titel des ripuariſchen Volksgeſetzes (de homine ingenuo repraesentando). In den Feudalzeiten beſchränkte ſich allmälich das allgemeine Repräſentationsrecht, und es verminderte ſich die Zahl der unmittelbaren Staatsbürger, während doch jener Grundſatz fort und fort in Kraft blieb. Man hatte nun Stände als Landſtände: den Stand der Ritterſchaft, der Biſchöfe (ſpäter: Prälaten) und der Städte. Neue Entwickelungen im Geiſt und in der Geſchichte der Nation griffen aber auch da wieder ändernd ein: die vergrößerte Zahl der unmittelbaren freien Ackerbeſitzer, in Folge des Falls des Adels; bei mächtigerer Geltung der Gelehrſamkeit, der Induſtrie, der Bildung überhaupt; die Entmündigung der Gemeinden. Und ſo machte ſich in neuerer Zeit die urſprüngliche Idee, die Idee ächter Volksvertretung, theils erreichend, theils anſtrebend oder wünſchend, in Deutſchland wieder geltender.

Anſehen und Macht der Landſchaften wurde im Lauf der Zeit dadurch bedeutend gemehrt, daß die Landesherren, wenn ſie ſich in Geldnoth befanden, bei denſelben Hülfe nachſuchten, wobei dieſe entweder die Schulden der Landesherren übernahmen oder ihnen eine Steuer für gewiſſe Zeit verwilligten. Bei ſolchen Anläſſen ließen ſich die Landſchaften von den Landesherren nicht blos ihre früheren Rechte und Freiheiten beſtätigen, ſondern erwarben auch neue; dies geſchah meiſtens auf dem Wege des Vertrags. Die wichtigſten Rechte der Landſtände, wie ſie ſich mit der Zeit im Allgemeinen immer entſchiedener herausgeſtellt haben, ſind folgende geweſen:

Ohne ihren Rath und ihre Hülfe durfte der Landesherr keine Bündniſſe ſchließen und keine Kriege beginnen, ohne ihre Bewilligung das Land nicht theilen, noch Theile veräußern, und keine Steuern erheben. Sie durften ſich ohne beſondere Berufung des Landesherrn verſammeln. Sie brachten Beſchwerden Einzelner, wie des ganzen Landes, vor ihn, ja ſie durften ſich ihm ſogar widerſetzen, wenn er ihre Rechte und Freiheiten antaſtete. Streitigkeiten zwiſchen mehreren regierenden Herren ſchlichteten ſie durch Unterſtützung jenes Theils, auf deſſen Seite das Recht war, oder durch Austräge. Endlich hatten ſie (wenigſtens die meiſten) entſcheidenden Antheil an der Geſetzgebung, alſo, daß der Landesherr ohne ihre Bewilligung keine Landesordnung, keine Aenderung der Gerichtsverfaſſung einrichten durfte. Das kam daher, weil das Recht der Geſetzgebung, welches urſprünglich dem Volke zuſtand, nie ausſchließlich auf die Grafen und Herzoge übergegangen war, als dieſe noch Beamte des Königs waren; folglich konnte es ihnen, wie ſie die Landeshoheit bekamen, auch nicht ausſchließlich zuſtehen. D'rum iſt's Irrthum, wenn Manche in neuerer Zeit den Landſtänden dies Mitrecht an der Geſetzgebung beſtreiten wollen. Jene wichtigen Rechte gereichten den Landesherren keineswegs zum Nachtheil; vielmehr wurde dadurch das Wohl der Fürſten g'rade um ſo ſicherer gewahrt; denn wie könnte eines Fürſten Wohl für die Dauer gedeihen, wenn er durch Leichtſinn oder Willkür ſein eigen Land, dieſe einzige Nahrungsquelle ſeiner Macht, bis zu Noth und Verderbniß erſchöpft? Wenn alſo die Landſtände in ſolchen Fällen ſeinen Willen weiſe und ſtandhaft beſchränkten, ſo war dies zu ſeinem eignen Vortheil, ſo wie zu dem ſeiner Nachkommen. Auch erlangten die Fürſten durch das mit den Ständen gemeinſchaftliche Recht zur Geſetzgebung erſt den vollen Umfang der Landeshoheit. Durch die geſetzliche Beſchwerdeführung wurde den ſchlimmen Folgen vorgebeugt, welche die Selbſthülfe des Volkes für die Landesherren haben konnte. Endlich bewahrten die Landſtände in ſchweren Zeiten, bei Kriegen oder Sterbefällen, oder überhaupt bei Abweſenheiten,

das Land mit Kraft und Treue dem rechtmäßigen Herrn. Kurz, durch die landſtändiſchen Verfaſſungen ſind die Rechte des Volks und der Fürſten auf's Innigſte verbunden worden. Und nur dadurch war es möglich, daß, bei der Zerſplitterung des großen deutſchen Vaterlandes in ſo viele Herrenländer, die geiſtige und bürgerliche Entwickelung in jedem einzelnen naturgemäß und ungehindert von ſtatten ging.

11.

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.

Schiller.

Während ſich die landſtändiſchen Verfaſſungen im Stillen ſegensreich ausbildeten, erhielt das Reich ein wichtiges neues Grundgeſetz. Nachdem nämlich Karl IV. unter ſchimpflichen Bedingungen, welche er dem Papſt Innocenz VI. zugeſtanden hatte, am 5. April 1355 in Rom zum Kaiſer gekrönt worden war, erließ er 1356 zu Nürnberg und Metz ein Geſetz, welches von dem goldenen Majeſtätsſiegel, das an der Urkunde befeſtigt war, die „goldene Bulle" genannt wurde. In dieſem Reichsgeſetz wurden feſte Beſtimmungen für die Königswahl getroffen, die Rechte und Pflichten der Kurfürſten feſtgeſetzt und Verfügungen wegen des Landfriedens getroffen. Und zwar alſo: Nach Erledigung des Throns ſoll der Kurfürſt von Mainz die übrigen Kurfürſten binnen drei Monaten zur Wahl nach Frankfurt am Main berufen. Dort müſſen ſie ſchwören: ohne eigenſüchtige Abſicht zu wählen, und dürfen nicht auseinander gehen, bevor die Wahl zu Stande gekommen iſt; Mehrheit der Stimmen gilt eben ſo viel, als Einhelligkeit; die Krönung wird zu Aachen durch den Erzbiſchof von Köln vollzogen. Während Erledigung des Throns ſoll der Pfalzgraf am Rhein in den Ländern des fränkiſchen, und der Herzog von Sachſen in jenen des ſächſiſchen Rechts Reichsverweſer ſein. Das Wahlrecht ſteht ausſchließlich den ſieben Kurfürſten zu, nämlich den Erzbiſchöfen von Mainz, Trier

und Köln, dem König von Böhmen, dem Pfalzgrafen am Rhein, dem Herzog von Sachſen-Wittenberg und dem Markgrafen von Brandenburg. Die Kurwürde haftet nicht blos auf dem Beſitz der Reichserzwürde, ſondern auch immerdar auf dem des untheilbaren *Kurlandes*, welches in den weltlichen Kurfürſtenthümern nach dem Recht der Erſtgeburt erblich iſt. Alljährlich vier Wochen nach Oſtern ſollen ſich die Kurfürſten verſammeln (nach dem Vorbild der alten Reichstage), um die Reichsangelegenheiten zu berathen. Ferner erhalten die Kurfürſten das „jus de non evocando", d. h. das wichtige Recht, daß ihre Unterthanen und Stände ſich von ihren Gerichten nicht auf die kaiſerlichen berufen dürfen, außer wenn ihnen die Rechtshülfe verweigert würde (dadurch hatten nun die Kurfürſten eine *abgeſchloſſene Territorialgerichtsbarkeit*). Außerdem gehören ihnen in ihren Ländern die kaiſerlichen Regalien (Bergwerke, Münze, Zölle u. ſ. w.), und ſie dürfen ohne beſondere kaiſerliche Erlaubniß von andern Fürſten und Ständen Länder an ſich bringen. Sie gehen an Rang allen andern Reichsfürſten voran und ihre Perſonen ſind unantaſtbar, Angriffe auf dieſelben gelten für Majeſtätsverbrechen. — Durch dieſe Beſtimmungen der „goldenen Bulle" war nun den vielen Streitigkeiten bei den Königswahlen vorgebeugt, anderſeits aber auch die *Zertheilung des deutſchen Reichs in verſchiedene deutſche Staaten geſetzlich vollendet*; die kaiſerliche Oberhoheit war nur noch ein loſes Band der politiſchen Einheit. — Was den Landfrieden betraf, ſo wurde in der goldnen Bulle das alte *Fehdegeſetz* erneuert und ein *Verbot* erlaſſen gegen alle *Verbindungen von Städten und einzelnen Perſonen* unter ſich, ohne Genehmigung der betreffenden Landesherren.

So hatte nun die Reichsverfaſſung eine große Wendung bekommen, und zwar zu Gunſten der Fürſten und zu *Ungunſten* des zerſtreuten *unmittelbaren Reichslandes*, der *Städte* und *freien Herren*. Die Fürſten ſuchten überdies ihre Macht durch *Erbverbrüderungen* mit Andern ihres Ranges noch zu verſtärken und ſicher zu ſtellen; der Kaiſer ging ihnen dabei mit ſeinem

eignen Beiſpiel voran. Kurz: die Freiheit war bedroht. Aber der Freiheitstrieb iſt tief verwachſen in's Herz des deutſchen Volkes; keine Staatsklugheit noch Gewalt der Fürſten, keine Macht der Umſtände, kein Wechſel des Glücks kann ihn daraus vertilgen; je ſtärker er niedergedrückt werden ſoll, gerade mit um ſo größerer Kraft muß er empor ſtreben. Dies zeigte ſich auch damals. Gleichwie nun die Fürſten Erbverbrüderungen, ſo ſchloſſen jetzt die Städte unter ſich Bünde oder vergrößerten bereits beſtehende; beſonders geſchah dies in Schwaben und Franken, am Rheinſtrom und in der Wetterau, zum Schutz gegen die um ſich greifende fürſtliche Landeshoheit. Zum gleichen Zweck ſchloß auch die Ritterſchaft Vereine. Aber wiewohl der Adel für ſeine eigene Unabhängigkeit gegen die Fürſten kämpfte, ſo wollte er doch die der Städte nicht aufkommen laſſen, und ſo hatten die Städte eine doppelt ſchwierige Stellung. Um ſo mehr lernten ſie den Werth der Einigkeit ſchätzen, um ſo aufmerkſamer wachten ſie, daß die Freiheit in ihren Gemeinweſen geſund blieb, um ſo rühmlicher waren ihr Selbſtvertrauen und ihre Ausdauer. Dies war beſonders in Schwaben der Fall. Dort ſtrebte Graf Eberhard III. von Würtemberg, zubenannt „der Greiner" oder „der Rauſchebart", über die Reichsſtädte wie über den Adel Landeshoheit zu gewinnen. Da entſtanden gegen ihn mehrere Bünde des Adels; einer hieß der der „Schlegler", an deren Spitze ſtand der trutzige Ritter Wolf von Wunnenſtein, genannt der gleißende Wolf, ein andrer der der „Martinsvögel"; beide waren in Niederſchwaben. In Oberſchwaben beſtanden die Adelsbünde „vom Schwert" und „von der Krone" wider die Städte. Eberhard der Greiner kam durch den Adel in harte Bedrängniß, die Städte boten ihm ihren Beiſtand an. Doch ſtolz wies er ſie zurück, und nun machte der Adel gern mit ihm gemeinſame Sache wider die Städte. Die Bürger wurden (1372) bei Ulm beſiegt. Doch ihr Selbſtvertrauen verließ ſie nicht und ſie hielten nur um ſo feſter zuſammen.

Indeſſen erreichte der kluge Karl IV. langſam und ſicher ſeine Zwecke. Das Haus Wittelsbach ſank von der Höhe, zu welcher Kaiſer Ludwig der Baier es emporgebracht hatte, immer tiefer

herab, und zwar größtentheils durch eigene Schuld, welche Karl IV. wohl zu benützen verſtand. Er begünſtigte die pfälziſche Linie Wittelsbachs, welche von der bairiſchen getrennt war. Die Kurſtimme von Brandenburg haftete, zufolge der goldenen Bulle, nicht mehr auf dem Geſchlecht, ſondern auf dem Lande, und dies ging für die Wittelsbacher verloren; Otto, (Kaiſer Ludwigs unwürdiger Sohn,) welcher lieber der Ueppigkeit als der Ehre nachging, verkaufte Brandenburg 1373 an Karls Sohn, Wenzeslav, für einen Spottpreis — 200,000 ungariſche Gulden. — Zehn Jahre früher (1363) hatten die Wittelsbacher auch Tyrol verloren; Margaretha Maultaſch hatte ſich nämlich nach dem Tode ihres Sohnes Mainhard mit dem jungen feurigen Herzog Rudolf IV. von Oeſterreich vermählt und es dieſem als Mitgift zugebracht. In der Folge (1428) ging auch Holland für die Wittelsbacher verloren und kam an Burgund, welches Karl IV. nebſt der Dauphiné 1358 Philipp dem Kühnen, dem Sohn Königs Johann von Frankreich, zu Lehn gegeben hatte und welches nun als ein eigenes mächtiges Reich wieder erſtand. Um ſo ſtattlicher wuchs die Macht des luxemburgiſchen Hauſes. Es beſaß in Böhmen ein herrliches Erbreich, in welchem Karl IV. die deutſche Bildung zur ſchönſten Blüthe gebracht und mit welchem er auch viele andere Länder vereinigt hatte. Selbſt für den Fall, daß die deutſche Krone nach Karls Tode nicht bei deſſen Geſchlecht bleiben ſollte, behielt daſſelbe doch eine hervorragende Macht durch die wichtigen kurfürſtlichen Vorrechte, welche, kraft der goldenen Bulle, auf dem Kurlande Böhmen hafteten. Ferner bekam das Haus Luxemburg durch die Vermählung Sigismunds (eines Sohnes Karls IV.) mit Maria, der Erbtochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, die Anwartſchaft auf dieſe beiden Reiche.

Gleichen Schritts mit Luxemburgs Macht (wiewohl nicht ohne manche wechſelſeitige Eiferſucht) kam auch die Habsburgs empor, welche Karl IV. als Gegengewicht gegen Wittelsbach begünſtigte. Damals herrſchte in Oeſterreich Herzog Rudolf IV., ein edler junger Fürſt voll Thatkraft und regen Sinns für Bildung und Wohlfahrt

ſeines Volks. Mit rühmlichem Eifer ahmte er Karls IV. Fürſorge für Böhmen nach. Er ſtiftete 1364 in Wien eine Univerſität und legte ſich den Titel eines Erzherzogs von Oeſterreich bei.

Während Karl IV. unermüdlich für das Beſte ſeines Geſchlechts arbeitete, gelang es ihm auch, zum Beſten des Reichs das Bündniß zwiſchen Frankreich und dem päpſtlichen Hofe zu trennen, welches für Deutſchland ſo lang verderblich geweſen war. Er wußte, daß die Päpſte ſelbſt ihrer Abhängigkeit vom franzöſiſchen Hofe überdrüßig waren, und ſchloß ſich nun feſter an ihr Intereſſe. So ſchwächte er Frankreichs Uebergewicht, und, da er ſich den päpſtlichen Anforderungen willig unterwarf, ſo hatte Deutſchland auch von dieſer Seite nichts mehr wie früher zu befürchten. Freilich ward Deutſchlands Selbſtſtändigkeit theuer genug — um die Erniedrigung des kaiſerlichen Anſehens — erkauft. Als der Papſt Urban V. die bisherige päpſtliche Reſidenz Avignon verlaſſen hatte, und nach Italien zurückgekehrt war, führte ihn Karl IV. (1367) feierlich in die Stadt Rom ein; da ritt der Papſt auf einem prächtig aufgeſchmückten Roſſe und der Kaiſer ging wie ſein Diener nebenher, des Roſſes Zügel in der Hand! Wohl jauchzten da die ſtolzen Römer; doch damit war auch der Umſchwung einer ſchweren Zeit vollendet. Schon ſiechte das Papſtthum tiefinnerlich und deſſen unnatürliche Weltherrſchaft ſchwand dahin durch das moraliſche Verderbniß, welches die Kirche in ihrem Oberhaupt und in ihren Gliedern durchdrungen hatte. Bald kam dies zum Vorſchein. Im Jahre 1378 wurden zu gleicher Zeit zwei Päpſte erwählt, Urban VI. in Rom, und Clemens VI. in Avignon; Beide ſtritten um die Herrſchaft, Jeder behauptete der rechtmäßige zu ſein und verfluchte den Andern. Das war der Anfang der großen Kirchenſpaltung (des „Schisma's“), welche zum Aergerniß aller Gläubigen 39 Jahre dauerte.

Am Abend ſeines Lebens vollendete Karl IV. ſein langes Werk für die Größe ſeines Geſchlechts; er verſchaffte nämlich ſeinem Sohne Wenzeslaw durch Beſtechung der Kurfürſten (alſo den Beſtimmungen der goldnen Bulle zuwider) 1376 die Nachfolge auf

dem Throne. Um die Gelder zur Wahl und Krönung aufzubringen, hatte er Eberhard dem Greiner mehrere ſchwäbiſche Städte verpfändet, — wiewohl er dieſe früher begünſtigt, ihnen das Recht: Bündniſſe unter ſich abzuſchließen und Kriege zu führen, zugeſprochen, ſie von auswärtigen Gerichten befreit und ihnen zugeſichert hatte, daß das Reich ſie niemals veräußern dürfe. Doch die Städte erneuerten und vergrößerten vorſichtig ihren Bund zu Schutz und Trutz, befeſtigten ihre Mauern und Thürme, und benützten die wichtige Erfindung des Schießpulvers, welche der Franziskanermönch Berthold (genannt der „ſchwarze Mönch“) in den funfziger Jahren jenes Jahrhunderts gemacht haben ſoll. Unter den Händen der gewerbfleißigen Bürger wurde dieſe Erfindung ſchnell ausgebildet; ſchon im Jahre 1360 war in Lübeck eine Pulvermühle, bald gab's in den meiſten Städten geſchickte Stückgießer, und die Geſchütze („Donnerbüchſen“ genannt) wurden nun mit dem größten Erfolg ſtatt der alten Steinſchleudern bei Belagerungen angewendet. Im Beſitz der neuen furchtbaren Waffe nahmen es die Bürger um ſo kühner mit Fürſten und Adel auf. Vergeblich that der Kaiſer die verbündeten ſchwäbiſchen Städte in die Acht, vergeblich zog er ſelbſt mit dem Reichsaufgebot vor Ulm, welches das Haupt des Bundes war. Er konnte es nicht bezwingen und verordnete deshalb einen Stillſtand. Die Reutlinger aber ſchlugen 1377 den Grafen Ulrich, Eberhards des Greiners Sohn, der ſie vom hohen Felſenſchloß Achalm herab bedrängt hatte und trieben ihn in die Flucht. Als Graf Eberhard dies vernahm, zürnte er ſeinem Sohne ſchwer, und ſchnitt, als ſich dieſer mit ihm an den Tiſch ſetzte, ſchweigend das Tiſchtuch vor ihm entzwei, zum Zeichen, daß er keine Gemeinſchaft mit ihm haben wollte, bis Ulrich ſeine Ritterehre von dem Flecken der Flucht wieder rein gewaſchen habe. — Dem Kaiſer aber blieb nichts übrig, als nachzugeben; und wirklich nahm er die Verpfändung zurück. Nun wollten jedoch die ergrimmten Ritter nicht Frieden halten; da wehrten ſich aber die Städte mit ſolcher Kraft, daß der Kaiſer und ſein Sohn Wenzeslav endlich ſelbſt auf ihre Seite traten, um die Macht derſelben für ihr Geſchlecht in Gunſt zu erhalten.

z. S. 396.

Während ſo die ſüddeutſchen Städte feſt verbunden für ihre bürgerliche Freiheit ſtritten, und ſich dadurch die Achtung des Kaiſers ertrotzten, erkämpfte ſich im deutſchen Norden auch ein Städtebund, nämlich die Hanſa, die Handelsfreiheit gegen Dänemark und Norwegen. 1361 ſchlug die Flotte der Hanſa, von dem kühnen Wittenborg angeführt, die däniſche und landete in Dänemark. Dort aber verlor Wittenborg vor der däniſchen Landmacht den Sieg; dafür ließ ihn, als er heim kam, der Rath von Lübeck enthaupten. Um dies Unglück zu rächen, verbanden ſich bald ſieben und ſiebenzig Städte der Hanſa und rüſteten gegen den Dänenkönig Waldemar III. Er mußte 1365 den Frieden erkaufen. Drei Jahre ſpäter erneuerte die Hanſa, von Dänemark abermals ſchwer gereizt, den Krieg, eroberte Kopenhagen und Helſingör, und erzwang ſich ſo die freie Fahrt durch den Sund. Als Norwegen den Dänen beiſtehen wollte, landeten die gewaltigen Männer der Hanſa 1369 auch an Norwegens Küſten und ſteckten wohl zweihundert Ortſchaften in Brand. Nun flehten die Könige von Dänemark und Norwegen bei den gewaltigen Bürgern um den Frieden und erhielten ihn, doch mußte Dänemark (1370) ſchwören: „ohne Einwilligung der deutſchen Hanſa weder einen König zu wählen, noch einen als rechtmäßig anzuerkennen, der nicht zuvor die Rechte und Freiheiten der Hanſa anerkannt habe.“ So erwarben die Hanſa-Städte hohen Ruhm und der Kaiſer ſelbſt ſchmeichelte ihnen darum; ſie aber brauchten ſich weder um ſeine Gunſt noch um ſeinen Zorn zu kümmern. Dieſe Macht und Selbſtſtändigkeit verdankten ſie der Einigkeit! Sie hielten auch mit großer Wachſamkeit d'rauf und ſchützten einander getreulich; ſie hatten ihr eigenes Schiedsgericht, auf daß keine Stadt die andre bei einem fremden Herrn verklage, ſie hielten Hanſa-Tage, wo die Abgeordneten der einzelnen Städte zuſammenkamen, erhoben von Allen Abgaben zur Beſtreitung gemeinſamer Bedürfniſſe und thaten ungetreue Bundesglieder in den Bann der Hanſa (das hieß „Verhenſen“), dadurch verloren ſolche alle Rechte des Bundes und bekamen keinen Schutz wider Feinde; zugleich ſorgte die Hanſa auch für Aufrechthaltung der bürgerlichen Ruhe und Ordnung in den einzelnen Städten.

Im Jahre 1378, zwei Monate nach dem Ausbruch der Kirchenſpaltung, war Karl IV. geſtorben und ſein ſiebenzehnjähriger Sohn Wenzeslav beſtieg nun den deutſchen Thron. Er war roh, jähzornig, grauſam, ohne Achtung vor Menſchenwürde und Tugend und vertobte ſein Leben in wilden Lüſten. Das war nicht der Mann für jene ernſte Zeit. Denn Deutſchland bedurfte damals eines Königs von Ehre, Rechtſchaffenheit, Klugheit und Entſchloſſenheit, um die vielfach verworrenen Kämpfe zwiſchen Fürſten, Adel, Bürgern und freien Bauern zum allgemeinen Beſten zu ſchlichten. Wenzeslaw bekümmerte ſich jedoch gar wenig um's Reich, und wenn er's zuweilen that, ſo beging er meiſtens Mißgriffe.

So hatte er ſehr unklug im Jahre 1379 dem Herzog Leopold III. von Oeſterreich (einem Bruder Rudolf's IV. und Enkel des Königs Albrecht) die Landvogteien in Schwaben als Pfandſchaft übergeben. Da wurden die ſchwäbiſchen Städte für ihre Freiheit beſorgt, und einunddreißig von ihnen ſchloſſen einen Bund unter ſich, wie auch mit dem Pfalzgrafen Ruprecht und mit Baden. Nun verſtärkte auch die Ritterſchaft, eiferſüchtig auf die Macht der Städte, ihre Bündniſſe; die mächtigſte Adelsgeſellſchaft war die vom „Löwen", welche ſich am ganzen Rheinſtrom ausbreitete; außerdem beſtanden in Schwaben noch die Bünde von „St. Georg" und von „St. Wilhelm." Zum Schutz wider dieſe Adelsbünde ſchloß ſich hierauf der ſchwäbiſche Städtebund an den rheiniſchen. So maßen ſich die Kräfte in reger Wechſelwirkung. Endlich gelang es Eberhard dem Greiner (1382), ſowohl die drei Ritterbünde als auch die Städte und Fürſten der obern Lande in eine Einigung zu bringen, zur Sicherung des Landfriedens, und hierauf machte König Wenzeslav (1383 und 1384) den Vorſchlag, dieſen Landfriedensbund über das ganze Reich auszudehnen. Indeſſen nahm der Widerwille der ſchwäbiſchen Städte gegen den Herzog Leopold III. zu und ſie warben bei der Eidgenoſſenſchaft in der Schweiz, welche ſich ſeither beträchtlich verſtärkt hatte, um einen Bund gegen Oeſterreich. Wirklich ſchloſſen (1385) ein und funfzig freie und Reichsſtädte vom Rhein, von Franken und Schwaben eine Vereinigung mit fünf ſchweizer

Städten, Zürich, Bern, Solothurn, Zug und Luzern. Die von Schwyz aber hielten ſich, Namens der Waldſtätte, davon fern; ſie wollten nur ihr eigen Recht im eignen Lande bewahren und ſich nicht in fremde Händel miſchen. So zeigte ſich bei der allgemeinen Spannung zwiſchen Fürſten und Adel und Städten auch noch eine beſondere zwiſchen den Städten und den freien Landgemeinden.

Herzog Leopold aber vertrug ſich mit den ſchwäbiſchen Städten, um ſeine ganze Macht gegen die Schweizer wenden zu können. Er hegte gegen ſie den alten Haß ſeines Geſchlechts, und der Abfall der tapfern Männer in Entlibuch, der Bürger von Sempach und mehrerer andrer öſterreichiſcher Unterthanen, welche zu den Eidgenoſſen geſchworen hatten, reizte jetzt ſeinen Zorn auf's heftigſte. Leopold war ein edler, hochherziger Fürſt und wußte leider nicht, wie arg ſeine Amtleute das Volk bedrückt und bis zum Aeußerſten getrieben hatten; und ſo betrachtete er die Eidgenoſſen, zumal die Luzerner, als Anſtifter jenes Abfalls, während eigentlich der Uebermuth des öſterreichiſchen Adels d'ran ſchuld war. Entſchloſſen, manche alte Schmach ſeines Hauſes zu rächen, kam er denn jetzt in den Aargau, um die Schweizer zu beſtrafen, und für ſein Land, Volk und Recht zu kämpfen. Da frohlockte aller Adel und rüſtete mit Macht und Pracht, um die verhaßte Volksfreiheit zu zertrümmern. Binnen zwölf Tagen ſchickten wohl 167 geiſtliche und weltliche Herren den Eidgenoſſen Fehdebriefe zu, und viertauſend Ritter, das Fußvolk ungezählt, zogen unter Oeſterreichs Banner ungeduldig, voller Siegeshoffnungen, in's Feld. Doch auch die Eidgenoſſen konnten's kaum erwarten, dem übermüthigen Adel, der ſie ſo oft gehöhnt hatte, auf Schwertslänge nah' zu kommen; ſie freuten ſich, ihre eigne Sache auch blos mit eigner Fauſt ausrichten zu können, ohne Beiſtand des Städtebundes; ſogar Bern blieb ohne Theilnahme.

Herrlich zog Leopold an der Spitze ſeiner ſtattlichen Ritter, er ſelbſt der Edelſte von Allen, von Baden durch den Aargau, über Surſee gegen das Städtlein Sempach heran (das liegt drei Stunden von Luzern am ſchönen See); darnach wollte er Luzern durch

Ueberfall bewältigen. Als er vor Sempach kam (es war am 9. Juli 1386 zur Erntezeit, ein heißer Tag! und die Schnitter mähten das Korn), da ſtanden die Eidgenoſſen, — nicht mehr als 1500 — auf der Anhöhe im Wald, und erwarteten die Ritter. Dieſe vermaßen ſich, das Häuflein der Bauern allein, ohne Hülfe des Fußvolks, zu vernichten. Der Herzog hieß die Ritter von den Roſſen abſitzen. Sie hieben ſich, um im Gefecht nicht gehindert zu werden, die langen Schnäbel von den Schuhen ab, wie ſie damals getragen wurden, und verſpotteten die Bauern. Wohl warnte ein alter Kriegsmann, Hans Ulrich von Haſenburg, die Ritter: „Hoffahrt ſei zu nichts gut;“ doch ſie riefen lachend: „Haſenburg — Haſenherz!“ Etliche riethen dem Herzog: er ſolle ſein Leben nicht dem blinden Schlachtenglück preisgeben; er aber erwiederte edelſtolz: „Nein! hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich ſiegen oder untergeh'n.“ Wie nun die Ritter abgeſeſſen, zogen die Eidgenoſſen aus dem Wald heraus, die Höhen hinab, auf's Feld, in ſchmaler Reih', den Rittern entgegen; hatten keine Harniſche an und blos kurze Waffen, Hellebarden, breite Schwerter und Morgenſterne; Einige trugen Bretter ſtatt der Schilde an den Armen; die Ritter aber ſtanden in langer Schlachtreih', ganz in Eiſen da, mit Schilden gedeckt, und ſtreckten weitragende Speere vor ſich hin; ſo dünkten ſie ſich unangreifbar. Die Eidgenoſſen thaten knieend ihr Schlachtgebet; die Ritter verhöhnten ſie d'rum, als ob ſie bei ihnen um Gnade flehen wollten. Die Eidgenoſſen aber ſtanden auf und rannten mit Geſchrei durch's Feld, gegen die eiſerne Mauer von Schilden und Speeren. Doch da war kein Ankommen und Durchbrechen. Und wie nun die Ritter die Enden ihrer langen Schlachtordnung, als wie zum großen Halbmond, bewegen, um die Eidgenoſſen zu umſchließen, ſinkt der edle Schultheiß von Luzern, Petermann von Gundoldingen, der gegen ſie anrennt, auf den Tod verwundet zu Boden; viel andre Luzerner mit ihm. In dieſer Noth der Eidgenoſſen ruft plötzlich Arnold Strutthan von Winkelried aus Unterwalden mit lauter Stimme: „Ich will euch eine Gaſſe machen,“ ſpringt d'rauf aus der Reihe hervor, ruft noch hinter ſich: „Sorgt

z. S. 401.

für mein Weib und meine Kinder, liebe treue Eidgenoſſen, und gedenkt meines Geſchlechts," und ſtürzt auf die Feinde; mit beiden Armen umfaßt er ſoviel von ihren Speeren, als er erfaſſen kann, drückt ſie an ſich, und wie ſie ſeine Bruſt durchbohren, reißt er, zur Erde ſinkend, ſie mit ſich hinab. So entſteht eine Lücke in der eiſernen Mauer und dicht aneinander geſchloſſen ſtürmen die Eidgenoſſen durch dieſelbe über Winkelrieds Leiche inmitten der Ritter. Dort ſchwingen ſie voll Kampfwuth ihre Schwerter und Morgenſterne und ſchmettern die ſchwer Geharniſchten links und rechts zu Boden. Da erſtickt mancher in der Rüſtung. Der Herzog ſelbſt ergreift Oeſterreichs Banner und ſchwingt es hoch über den Leichen ſeiner Genoſſen. „Mit euch ehrlich und treu in den Tod!" ruft er und ſtürzt ſich in die dichteſten Haufen der Eidgenoſſen. Im Gewühl ſinkt er zu Boden; er will ſich emporraffen, doch die ſchwere Rüſtung hindert ihn daran. So findet ihn ein gemeiner Mann aus Schwyz; der will's nicht hören, wie ſich der Fürſt zu erkennen gibt, und erſticht ihn. Martin Malterer von Freiburg im Breisgau, welcher das Banner dieſer Stadt trug, findet die Leiche, wirft ſich über ſie, und deckt ſie treu vor Feindes- und Freundestritten, bis er ſelbſt zur Leiche wird. Kaum iſt der Tod des Herzogs bei den Rittern bekannt, ſo drängen ſich dieſe voll Entſetzen zur Flucht und ſchreien: „Die Hengſte her!" Doch zwei feige Hauptleute waren mit Knechten und Roſſen ſchon längſt von dannen geflohn. Nun verkaufen die Ritter das Leben theuer; aber aller Heldenmuth hilft ihnen nichts; 656 Grafen, Herren und Ritter werden erſchlagen, dazu zahlreiches Volk aus den habsburgiſchen Städten Aarau, Bremgarten, Zofingen. Der Schultheiß von Zofingen, Nikolaus Thut, zerriß das Banner der Stadt, das er trug, damit es nicht in Feindesgewalt käme und hielt deſſen Schaft noch im Tode mit den Zähnen feſt. Solcher Großthaten geſchahn viele an jenem Tag, an dem zur gerechten Züchtigung adeligen Uebermuths ganze Adelsgeſchlechter erloſchen, und durch Arnolds von Winkelried Todesweihe die Freiheit glorreich errettet ward.

Raſch und mit Glück benützten die Eidgenoſſen ihren Sieg, zerbrachen viele Burgen des Adels und bedrängten Habsburgs Macht.

Dieſe war als Feindin der Freiheit ſo verhaßt, daß Niemand mehr Pfauenfedern auf dem Hut trug, weil die Habsburger ſolche zu tragen gewohnt waren; ja daß in der Schweiz gar kein Pfau mehr geduldet ward. Aber Habsburg und der Adel ruhten nicht, wiewohl 1387 ein Stillſtand geſchloſſen worden war, ſondern ſannen auf Rache. Im nächſten Jahre bewältigten ſie das Städtlein Weſen und bedrohten darnach die Männer von Glarus mit ſolcher Macht, daß dieſe ſchon um billigen Frieden baten. Da ward ihnen als Bedingung vorgeſchrieben, ſie ſollten ſich dem Herzog von Oeſterreich unbedingt unterwerfen, die Urkunde ihres Bundes mit den Eidgenoſſen abliefern und gegen dieſe für Habsburg einſtehn. Als ſie ſich deſſen weigerten, zogen ſechstauſend Ritter und Herren gegen die Landwehr von nur zweihundert Männern heran, welche am Paſſe Näfels ſtand; Matthias am Büel war deren Hauptmann. Die Ritter erſtürmten die Schanze und brachen in's Land. Die Sturmglocken klangen, Weiber und Kinder flüchteten; Matthias am Büel aber ſammelte indeſſen fünfhundert Männer und zog mit ihnen zurück gen den Berg Rüti; den hatten ſie hinter ſich und vor ihnen war der Boden voll Felsgeröll. Als nun die feindlichen Reiter heran kamen, ſchleuderten die Glarner Steine unter ſie; dann rannten ſie zum Kampf. Mit lautem Geſchrei zogen dreißig junge Männer aus Schwyz herbei und halfen den Glarnern am Siegeswerk. Die Ritter floh'n, die heldenhaften Bauern eilten hinter ihnen her bis gen Weſen an die Brücke; ſie brach unter den Rittern. Dritthalbtauſend fanden den Tod. Dies geſchah bei Näfels am 9. April 1388. Nun ſah'n die Herzoge von Oeſterreich, daß ſie zu ſchwach waren, den Eidgenoſſen im offnen Feld zu widerſtehen, d'rum ſchloſſen ſie Frieden mit ihnen, zuerſt (1389) auf ſieben Jahre, ſpäter auf zwanzig. Die Eidgenoſſen behielten alle Ortſchaften, welche ſie erobert hatten, bis auf die Stadt Weſen, und erwarben durch Käufe von dem verarmten Adel und durch Verträge noch viele Landſchaften, Vogteien, Thäler und Burgen, und immer mehrere Städte ſchloſſen ſich an ſie; das Recht ſtand feſt und die Wohlfahrt des Volkes gedieh dabei; das waren die Früchte der Einigkeit.

Zwölf Jahre nach der Schlacht bei Näfels erhob ſich auch das rüſtige Hirtenvolk im Lande Appenzell, welches der Abtei St. Gallen gehörte, von deſſen Vögten und Amtleuten allzuhart gedrückt, um die Freiheit. Da bat der Abt von St. Gallen zehn ſchwäbiſche Reichsſtädte, mit welchen er einen Bund hatte, um Hülfe. Die Städter, welche das Landvolk gering ſchätzten, verwarfen durch einen Schiedsſpruch deſſen billige Bitten und Vorſchläge; vielmehr wurden die verjagten Vögte und Amtleute wieder in ihre Gewalt eingeſetzt und bedrückten nun die Bauern noch härter, als bisher. Da baten die Appenzeller bei den Eidgenoſſen um Schutz. Aber nur die von Schwyz und Glarus nahmen ſich ihrer an. Als nun der Abt und ſeine Freunde, die Städter, gegen ſie heranzogen von St. Gallen über den Lindenbühel zur Höhe Vöglinseck hinauf gen das Dörflein Speicher, und den Appenzellern dies verkundſchaftet worden war, gingen ſie ſchnell hinauf, legten ſich oben in den Hohlweg, — die Schwyzer und Glarner im Wald, — und empfingen die Feinde im Engpaß ſo heiß, daß ſechshundert Ritter in ihren Harniſchen den Geiſt aufgaben und die andern flohen. Das geſchah am 15. Mai 1403. Darauf brachen die Appenzeller die Burgen in ihrem Land und machten Freundſchaft mit der Stadt St. Gallen. Nun lag der Abt (wie auch der Adel) dem Herzog Friedrich von Oeſterreich an (einem Sohn Leopolds, der bei Sempach erſchlagen worden war,) ihm gegen die Hirten beizuſtehen, und ſagten ihm: „da dieſe allen Leuten benachbarter Herren die Freiheit geben, ſo iſt auch Oeſterreichs Herrſchaft bedroht.“ Eifrig rüſtete der Herzog. Da trat zu den Appenzellern Graf Rudolf von Werdenberg, welcher durch die Herzoge von Oeſterreich um Land und Gut ſeiner Väter gekommen war, in die Landsgemeinde und bat: „Laßt mich eures Gleichen ſein, und mit euch leben und kämpfen.“ Sprach's, und that ſeinen Harniſch ab, und zog ihr Hirtenkleid an. Sie machten ihn zu ihrem Feldhauptmann. Nun führte er ſie gegen des Herzogs Kriegsvolk, das in ihr Land einfallen wollte, auf die Höhe am Stoß. Dort ſtritten (am 17. Juni 1405) vierhundert Hirten gegen eine große Ueberzahl des tapferſten Adels. Auf einer nahen Anhöhe kamen in

weißen Hirtenhemden auch noch die Weiber und Töchter herangezogen; die Feinde hielten ſie, im Schrecken, für Männer, und flohen; die Appenzeller mit erhobenen Mordwaffen hinter ihnen her. Als die Feinde vertrieben waren, kehrten die Sieger auf den Stoß zurück und dankten Gott für ſeinen Beiſtand. Indeſſen war der Herzog von St. Gallen umgekehrt und gen Arbon zurückgezogen; da griffen ihn die Bürger der Stadt St. Gallen am Hauptlisberg an und ſchlugen ihn. Nun ſtellte er ſich an, als wolle er nach Tyrol heimziehen; aber bei'm Dorfe Thal ließ er ſein Kriegsvolk die Wolfshalde hinanſteigen, um die Appenzeller zu überfallen. Dieſen war's verrathen worden; unerwartet griffen ſie die Feinde an und jagten ſie, nach verzweifelter Gegenwehr, die Wolfshalde hinab. Da verwünſchte der Herzog dieſen Krieg und ging in ſein Land Tyrol zurück. Hierauf ſchloſſen die Appenzeller mit der Stadt St. Gallen einen Bund auf neun Jahre, und eroberten dankbar dem Werdenberg das verlorne Erbe ſeiner Väter wieder, ihren guten Geſellen, den Schwyzern, das Thal Wägi und die fruchtbare untere Mark. Dann drangen ſie in's Vorarlberg und Tyrol, riefen dort das Volk zur Freiheit auf und ſchlugen bei Landeck des Herzogs Söldner. Weit und breit erging Schrecken vor ihrer Heldenkraft. Im Jahre 1407 brachen ſie gegen die öſterreichiſche Dienſtmannſchaft im Thurgau auf, eroberten wohl ſechszig Burgen und belagerten auch Bregenz, die feſte Stadt am Bodenſee. Nun beſorgten Fürſten und Adel einen allgemeinen Aufſtand des Volkes in Schwaben und Baiern und ſchloſſen Bünde, um Bregenz zu entſetzen und die Kriegsmacht der freien Bauern zu zernichten. Sie überfielen die Appenzeller vor Bregenz und gewannen in einem furchtbaren Kampf endlich den Sieg über ſie. Dieſe zogen in feſter Ordnung in ihre Heimath zurück und Niemand wagte, ſie zu verfolgen. Darnach ward Frieden geſchloſſen. Die Appenzeller behaupteten ihre Freiheit und traten 1411 in Landrecht und Verein mit allen Eidgenoſſen, bis auf Bern.

Während dieſer Zeit befanden ſich die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Städte in Spannung mit den Fürſten; König Wenzeslav

hatte die Städte begünſtigt und ihren Bund feierlich beſtätigt, um ſich durch ihre Macht gegen die mit ihm unzufriedenen Fürſten ſicher zu ſtellen. Bald brach jene Spannung in offenen Krieg aus; des Königs Wort und das Glück der ſchweizer Bauern ermuthigten die Bürger. Ihrer viertauſend von den ſchwäbiſchen Städten zogen gegen Eberhard den Greiner aus; — die Rheinſtädte ſtanden, vom König ſelbſt aufgemuntert, gegen den Pfalzgrafen Ruprecht. Bei Döffingen, unweit dem Städtchen Weil, kam's am 24. Auguſt 1388 zur Schlacht zwiſchen den ſchwäbiſchen Städten und dem Grafen Eberhard von Würtemberg. Da wollte deſſen Sohn Ulrich ſeine Niederlage von Reutlingen rächen, und drang ungeſtüm gegen die Schlachtreih' der Städter an; aber ſie hielten tapfern Stand und warfen ihn zurück; er löſ'te ſeine Ritterehre durch den Heldentod. Schon glaubten die Städter den Sieg zu haben. Da rief der alte Greiner: „Mein Sohn iſt, wie ein anderer Mann. Ausgehalten! Die Feinde flieh'n!“ Zur guten Stunde kam ihm g'rade der gleißende Wolf von Wunnenſtein zugeritten, ſein alter Feind, nun aber ſein Freund, weil's den Städtern galt, und bracht' ihm Hülfe. Die Schlacht begann auf's Neue, und die Städter mußten, ſo tapfer ſie fochten, endlich flieh'n. Bald darauf erlitten die rheiniſchen und fränkiſchen Städte gleiches Unglück wie die ſchwäbiſchen bei Döffingen. Nun verließ König Wenzeslav die Städte und gab ſie dem Grimme des Adels und der Fürſten preis. Darüber entſtand in Schwaben viel Fehde und großes Elend, bis endlich Wenzeslav 1389 zu Eger die Fürſten und Städte vertrug; dort wurden die Städtebünde auf Betrieb der Fürſten, welche auch auf Abſchaffung der Aufnahme von Pfahlbürgern drangen, durch Reichstagsbeſchluß aufgelöſ't und alle Reichsſtände in ein einziges Landfriedensbündniß gezogen, welches gelten ſollte am Rhein, in Schwaben, Baiern, Franken, Heſſen, Thüringen und Meißen. Solchen Ausgang nahm der Kampf der ſüddeutſchen Städte. Aber ihre Macht blieb ungeſchwächt und das Einungsweſen hat noch lange ſpäterhin wohlthätig nachgewirkt.

12.

— — — Was herrlich war
Und groß, das ſinkt zuſammen und vergeht.
Uhland.

Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts hatte die Macht der *deutſchen Ordensritter in Preußen*, durch weiſe zeitgemäße Verfaſſung des Ordens und Staates und durch treffliche Verwaltung, ihre herrlichſte Blüthe entfaltet. In Folge der Begünſtigung der nach Unterwerfung des Landes angeſiedelten deutſchen *Bauern* war beſonders der *Ackerbau* ſehr emporgekommen. Und wie dadurch die Wurzeln des Staatsweſens kräftig blieben, ſo trug auch der Stamm: das *Bürgerthum*, durch ſtädtiſche Freiheitsbriefe („Handfeſten") geſichert, an markigen Aeſten die lachenden Früchte des Gewerbfleißes und Handels; die Regierung bildete die ſtolze ehrenreiche Krone dieſes Baums, Stürmen und Wettern trotzend.

Die Ordensregierung war ſo eigenthümlich zuſammengeſetzt, daß alle einzelnen Beſtandtheile derſelben ſich wechſelſeits gleichſam ergänzten. Der Hochmeiſter des Ordens, welcher an der Spitze ſtand, beſaß einerſeits, weil ihm alle Ritter Gehorſam geloben mußten, ſo viel Macht, daß er ſtets mit Nachdruck zum Heil des Ganzen handeln konnte; andrerſeits war dieſe Macht durch ſeine *Verantwortlichkeit* gegen das *Generalkapitel* in ſofern beſchränkt, daß er ſie nicht zum Schaden des Ganzen mißbrauchen konnte. Alle Staatsverhältniſſe waren dermaßen gegliedert, daß keine Selbſthülfe, kein Fauſtrecht unter der Herrſchaft des Ordens aufkommen konnte, und jeder Streit durch die Ordensregierung geſetzlich geſchlichtet ward. Alle überſchüßige Streitkraft, die nach innen zu keinen verderblichen Spielraum fand, mußte ſich folglich nach außen hin ergießen; das lag überdies auch ſchon in dem kriegeriſchen Geiſt des Ordens. So geſchah's, daß der Ordensſtaat ſich und die deutſche Bildung immer weiter ausbreitete, vom Oderſtrom bis gen Eſthland hinauf. Zur Zeit ſeiner größten Blüthe umfaßte er 55 Städte, 10,000 Dörfer, 2000 Höfe, 48 Schlöſſer.

Einen achtzigjährigen Kampf hatte er mit den heidniſchen Litthauern zu beſtehen und eben dadurch erſchöpfte er endlich ſeine Kraft. Damit vereinigten ſich noch zwei wichtige Umſtände. Der Großfürſt Jagello von Litthauen hatte nämlich nach dem Tode des Königs Ludwig von Ungarn und Polen (1382) die Krone Polens erhalten, war 1386 zum Chriſtenthum übergetreten, und bekehrte auch die Litthauer dazu. Nun war alſo der Kampf des deutſchen Ordens gegen dieſe kein Glaubenskampf mehr, und deshalb zogen auch keine Kreuzfahrer mehr aus Deutſchland dem Orden zu Hülfe, während dieſer zu gleicher Zeit durch die Vereinigung Polens und Litthauens einen doppelt mächtigen Feind gegen ſich hatte. Am 15. Juli 1410 geſchah bei Tannenberg eine entſcheidende Schlacht. Jagello (in der Taufe Wladislav II. genannt) führte ein Heer von 160,000 Mann gegen den Orden; der kriegeriſche Hochmeiſter Ulrich von Jungingen ſtellte ihnen 83,000 Mann gegenüber. Vierzigtauſend davon, darunter der Hochmeiſter ſelbſt und 600 Ritter, wurden erſchlagen. An dieſem Tage war das Werk von faſt zwei Jahrhunderten bis tief in den Grund erſchüttert worden. Der unerſchrockene und edle Heinrich Reuß von Plauen, Komthur von Schwetz, rettete die Marienburg und den ganzen Orden. Doch nur für den Augenblick; den Verfall deſſelben konnte er, ſelbſt nachdem er Hochmeiſter geworden war, nicht aufhalten. Denn der alte Geiſt des Gehorſams und der Sittenſtrenge war aus dem Orden entſchwunden und die Zwietracht dafür eingezogen. Da nun Heinrich Reuß von Plauen, um den durch den Krieg zerrütteten Staatshaushalt wieder herzuſtellen, mit Strenge durchgreifen wollte, murrten die Ritter über ihn, weil er ihren Privatvortheil beeinträchtigte; ſie verläſterten ihn, ſetzten ihn (1413) ab, und legten ihn ſogar in Haft, worin er ſtarb. Und wie die Ritter, ſo thaten auch die Unterthanen des Ordens; ſie ſchmachteten durch die langen Kriege im Elend, und ſollten doch ſchwere Abgaben erlegen, weil der Ordensſchatz erſchöpft war; dadurch wurde die Herrſchaft des Ordens immer mehr verhaßt.

So ſchwebt das Verderben mit rauſchenden Fittichen über der Größe und Herrlichkeit vergangener Zeiten; das erhabene Gebäude

der Herrſchaft löſ't ſich in ſeinen Fugen, die Pfeiler wanken, und ſchon ſchleicht die Meuterei durch die verödenden Säle, in welchen die alten verblichenen Siegesbanner hängen.

13.

Es muß die Kirche ſich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Peſt und wilden Kriegesfeuern
Erſchütternd zu: Gedenke mein!

N. Lenau.

König Wenzeslav lebte, um die Regierung des Reiches wenig bekümmert, meiſtens in Böhmen, und zwar in Schwelgerei und Grauſamkeit. So lang' die Reichsfürſten dabei ihren Vortheil fanden, ließen ſie ihn gewähren. Dies war (unter Anderm) der Fall, als er, wegen großer Verwirrung im Geldweſen, 1390 auf einem Reichstag plötzlich alle Schulden an die Juden im ganzen Reich für nichtig und abgethan erklärte, nach der herkömmlichen Vorſtellung, daß die Juden, weil ſie keinen Landbeſitz hatten, mit Leib und Gut der kaiſerlichen Kammer als „Kammerknechte" gehörten. Ihre Schuldner zahlten dafür der Kammer funfzehn Procent. Durch ſolche unehrliche Gewaltſchritte ſuchte ſich Wenzeslav Geld zu erwerben, was er gar ſehr brauchte, weil die königlichen Einkünfte durch den Uebergang der Regalien in die Hände der Fürſten bedeutend geſchmälert worden waren. Aus Geldverlegenheit hielt der König auch den Adel feil, und Standeserhöhungen für Geld (durch ſogenannte „Adelsbriefe") kamen ſeit Karl IV. immer mehr auf.

Endlich hatte jedoch Wenzeslav durch ſeine Gewaltthätigkeit die böhmiſchen Großen ſo ſehr erbittert, daß ſie ſich mit ſeinem Bruder Sigismund, welcher nach dem Tode ſeines Schwiegervaters Ludwig im Jahre 1382 König von Ungarn geworden war, und mit ſeinem Vetter, dem Markgrafen Jodokus von Mähren, gegen ihn verbündeten. Der Letztere nahm Wenzeslav (1394) gefangen. Da beſtellten die Deutſchen den Pfalzgrafen Ruprecht zum Reichsverweſer und

forderten, entrüſtet über die Schmach, welche in der Perſon des Königs der Krone war angethan worden, von den Böhmen die Freilaſſung des Königs. Dies geſchah. Doch Wenzeslav war durch das Unglück nicht beſſer geworden, ſondern lebte und regierte wie vor und eh' in Böhmen, trunkſüchtig, jähzornig, roh und grauſam. Für Deutſchland ernannte er (1396) ſeinen Bruder Sigismund zum Reichsverweſer. Dieſer aber mußte damals eilig gegen den türkiſchen Sultan Bajeſſid in's Feld zieh'n, welcher Ungarn bedrohte, und ihn (1396) beſiegte.

Indeſſen dauerte die Kirchenſpaltung fort, zum Aergerniß der ganzen Chriſtenheit, durch die Hartnäckigkeit der beiden Päpſte, Bonifacius IX., welcher 1389 zu Rom, und Benedicts XIII., welcher 1394 zu Avignon erwählt worden. Immer dringender wurde zugleich die Nothwendigkeit einer gründlichen moraliſchen Kirchenverbeſſerung gefühlt. Man erinnerte ſich wieder, daß der Papſt urſprünglich blos der Biſchof von Rom ſei und daß ſein Primat, d. i. ſeine Oberherrſchaft über die ganze Kirche, weder einen rechtlichen, noch einen bibliſchen Grund habe. Deshalb dachte man an die Berufung einer allgemeinen Kirchenverſammlung (eines Conciliums), welche die ganze katholiſche Kirche rechtmäßig vorſtelle und vertrete, und welcher ſich auch die beiden Päpſte unterwerfen ſollten. Schon 1381 hatte ein Deutſcher, Heinrich Langenſtein aus Heſſen, eine ſolche Verſammlung in Vorſchlag gebracht. Nun drangen die Univerſitäten Paris und Oxford (1398) mit Beſtimmtheit darauf. Da raffte ſich König Wenzeslav endlich aus ſeiner Trägheit auf und kam wegen dieſer Angelegenheit mit dem König Karl VI. von Frankreich in Rheims zuſammen; ſie beſchloſſen dort die Abſetzung der beiden ſtreitenden Päpſte und die Wahl eines neuen rechtmäßigen kirchlichen Oberhauptes. Dabei beſorgte aber der Erzbiſchof Johann von Mainz, ſein Erzbisthum zu verlieren, welches er von Bonifacius IX. gekauft hatte, und ſuchte nun jenes Vorhaben zu vereiteln. Auf ſeinen Betrieb vereinigten ſich mit ihm die übrigen rheiniſchen Kurfürſten (1400) zu Oberlahnſtein, entſetzten den König Wenzeslav, als untüchtig, unwürdig und ungerecht, und erwählten drei Tage

ſpäter den Pfalzgrafen Ruprecht. Viele andre Fürſten aber und zumal auch die oberdeutſchen Städte blieben dem Wenzeslav treu. So war nun das Reich unter zwei Königen, gleichwie die Kirche unter zwei Päpſten geſpaltet, und dadurch überall unſelige Verwirrung.

König Ruprecht war tapfer, edel und dem Recht wie der Bildung zugethan; er hatte ſchon 1386 die Univerſität zu Heidelberg geſtiftet. Gleichwohl konnte er in jener ſchweren Zeit der Zerrüttung weder zu Macht noch zu Anſehn kommen, weil ihm überall der Eigennutz und die Eiferſucht der Fürſten und der Haß der Städte im Wege ſtanden. Er unternahm 1401 einen Römerzug; aber kaum war er bis in's Gebiet von Brescia gekommen, ſo mußte er (1402) aus Geldnoth ſchon wieder umkehren. Nun wollte König Wenzeslav auch einen Römerzug thun, um die Kaiſerkrone zu erhalten; aber plötzlich wurde er von ſeinem Bruder abermals gefangen genommen, und hierauf erkannte der Papſt Bonifacius IX. Ruprecht als rechtmäßigen Kaiſer an. Bald entkam jedoch Wenzeslav aus ſeiner Haft und trat nun endlich mit Kraft auf; freilich war's jetzt für ihn ſchon zu ſpät. Da aber König Ruprecht, mit aufrichtigem Ernſt und mit Strenge, Ordnung und Gerechtigkeit im Reich herzuſtellen trachtete, wurden ihm die Fürſten vollends abhold, insbeſondere eben jener Erzbiſchof Johann von Mainz, weil Ruprecht die Raubſchlöſſer einiger Vaſallen deſſelben zerſtört hatte. Johann verbündete ſich gegen ihn mit mehreren andern Fürſten 1405 zu Marbach in Schwaben.

Dieſe allgemeine Verwirrung in Staat und Kirche wurde noch vermehrt, als 1409 eine Kirchenverſammlung zu Piſa die beiden ſtreitenden Päpſte abgeſetzt und ſtatt ihrer einen neuen, Alexander V., gewählt hatte. Da nämlich jene beiden ihre Würde nicht aufgeben wollten, ſo hatte die Kirche nun drei Päpſte auf einmal. Bald darnach (1410) ſtarb Ruprecht und nun wurden durch Parteiung der Kurfürſten zwei deutſche Könige erwählt, Jodokus von Mähren und Sigismund von Ungarn; auch der abgeſetzte Wenzeslav lebte noch in Böhmen, und ſo hatte jetzt das Reich drei Könige. Jodokus

ſtarb jedoch im nächſten Jahre (1411) und Sigismund wurde nun abermals gewählt, und zwar mit Bewilligung ſeines Bruders Wenzeslav, welcher bl s den Titel behielt und in Böhmen, als König dieſes Landes, noch bis zum Jahre 1419 in ſeiner alten Weiſe lebte.

Das Reich kam nun wieder zur Einheit. Die Kirche hingegen blieb noch immer in Spaltung; denn nach dem Tode Alexanders V. (1410) wurde Balthaſar von Coſſa, ein mit Sünden befleckter Mann, als Johann XXIII. zum Papſt erwählt. Benedict XIII. aber und Gregor XII. nannten ſich fortwährend rechtmäßige Oberhäupter der Chriſtenheit. Noch ſchlimmer und gefährlicher aber, als dieſe Spaltung, war die immer wachſende Verderbtheit der Kirche, ſowohl was die Glaubenslehren, als auch was die Sitten der Geiſtlichkeit betraf.

Schon längſt hatte die Geiſtlichkeit viele neue Begriffe und Lehren, durch welche ſie große Macht über die Seelen erlangte, als Glaubensartikel aufgeſtellt, obwohl dieſe nicht in den Grundlehren des Chriſtenthums zu finden waren und nicht ſelten der Abſicht Chriſti ſelbſt widerſprachen. So geſchah's, daß der göttliche Kern des Chriſtenthums unter einer Menge ſinnlicher Vorſtellungen allmälig faſt ganz vergraben und unkenntlich worden war. Statt an ächte Gottesverehrung im Geiſt und in der Wahrheit, hielt ſich das Volk an den blendenden Schein eines prachtvollen Gottesdienſtes und an die ſtrenge Be bachtung der eingeführten Gebräuche, von denen manche völlig heidniſch, einige ſogar ruchloſe Verhöhnungen der Religion und der Kirche waren. Die Verehrung der Heiligen war durch den Aberglauben in eine wahre Abgötterei ausgeartet. Man ſchrieb der bloßen Wiederholung mancher Gebete in beſtimmter Zahl und gewiſſen Gebetsformeln übernatürliche Kräfte zu; man glaubte, durch Gebete, vornämlich der Prieſter, die Seelen Verſtorbener aus dem Fegefeuer zu erlöſen, und durch Anlegung eines Mönchskleides auf dem Todtenbette vor der ewigen Verdammniß gerettet zu werden. Im Allgemeinen beſtimmte nicht ſowohl die Liebe zu Gott die Herzen der Menſchen, als vielmehr die Furcht vor dem Teufel: und der Betrug

machte ſich die Dummheit zu Nutze, welche oft aus Schlechtigkeit entſprang und immer wieder zu Schlechtigkeiten führte.

Die Erwerbung irdiſcher Schätze und das allzueifrige Trachten nach immer mehreren waren die Keime des Sittenverderbniſſes der Geiſtlichkeit geweſen. Der Mammon hatte zur Herrſchſucht geführt, dieſe zur Allgewalt, die Allgewalt zum Uebermuth und zur Sittenloſigkeit. Im Uebermuth aber verſchwendete die Geiſtlichkeit ihre Schätze zur Befriedigung ihrer Prachtliebe, ihrer Schwelgerei und ihrer ſinnlichen Lüſte; und da ihre gewöhnlichen Einkünfte dazu nicht ausreichten, ſo erſann ſie neue außergewöhnliche. Deshalb ſchrieben die Päpſte Jubeljahre aus, daß die Menſchen ihr Geld auf Wallfahrten gen Rom brachten. Sie verkauften geiſtliche Aemter und Würden, ſelbſt die Anwartſchaft darauf, für welche letztere ſie die Einkünfte des erſten Jahres (die ſogenannten „Annaten") erhielten. Für Geld löſ'te man in Rom die für Blutsverwandte angeordneten Eheverbote und dergleichen. Die ergiebigſte Geldquelle für den römiſchen Hof aber war der „Ablaß"; darunter hatte man früher blos eine Nachlaſſung der Kirchenſtrafen verſtanden; in der Folge aber eine Nachlaſſung aller Sünden ſelbſt, nicht blos der begangenen, ſondern oft auch der noch zu begehenden, und zwar für Geld; jede Sünde hatte ihre Taxe; eigene Ablaßverkäufer zogen mit Fahnen und den Schlüſſeln St. Peters in Deutſchland umher, riefen den Ablaß wie eine Waare aus und belegten Diejenigen mit dem Bann, welche ſich dieſem Mißbrauch widerſetzten. Die Ungebildeten aber, welche daran glaubten, meinten nun, für ihr Geld ungeſtraft ſündigen zu können. Es iſt klar, daß dadurch die Sittlichkeit in tiefen Verfall kam.

Indem nun ſo das Verderbniß auf's alleräußerſte getrieben wurde, begann es auch bereits zu verweſen, um nach den ewigen Geboten des Sittengeſetzes, welches das Weltgeſetz iſt, friſchen geſunden neuen Keimen Platz zu machen. Die alte Sehnſucht nach einer durchgreifenden Verbeſſerung (Reformation) der Kirche in Haupt und Gliedern ſprach ſich lauter und allgemeiner als Forderung aus. Der Hauptanſtoß der Bewegung ging von England aus. Dort

trat in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Johann Wycliffe, Lehrer an der Univerſität zu Oxford, kühn gegen das Mönchthum und das Papſtthum auf, verwarf den Ablaß, die Ohrenbeichte und die Lehre von der Verwandlung des Brotes in Chriſti Leib, ſo wie die Gewalt des Papſtes, zu binden und zu löſen, und überſetzte die heilige Schrift, deren Gebrauch die Geiſtlichkeit allenthalben dem Volke vorenthielt, in's Engliſche. Er ſtarb 1384. Seine Bücher kamen nach Deutſchland und Böhmen und fanden daſelbſt eifrige Leſer. Beſonders gefielen Wycliffe's Ideen von Freiheit den kühnen, trotzigen Böhmen, welche durch Kaiſer Karl's IV. Fürſorge den Deutſchen an Bildung vorangeeilt waren. Tief ergriffen Wycliffe's Lehren zumal den beredten Ritter Hieronymus Faulfiſch (genannt Hieronymus von Prag) und deſſen Freund, den frommen und gelehrten Meiſter Johannes aus Huſſinecz (genannt Johannes Huß), welcher Lehrer an der Univerſität und Beichtvater der Königin war. Beide empfahlen und vertheidigten eifrig die Schriften Wycliffe's, und luden dadurch den Zorn der päpſtlich geſinnten Geiſtlichen in Prag auf ſich. Meiſter Huß predigte (ſeit 1401) in der Kirche Bethlehem insbeſondere gegen die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen, gegen die Entartung der Kirche in Glaubensſätzen und Gottesdienſt, und gegen den Primat des Papſtes. Aus Nationalhaß gegen die böhmiſchen Lehrer an der Univerſität ſchlugen ſich die Deutſchen zu den Feinden des Huß. Dieſem aber gelang es, die Verfaſſung der Univerſität zu verändern. Die Lehrer und Studenten waren nämlich nach ihrer Herkunft in Nationen geſchieden; die Vorſtände derſelben ſchlichteten über Geld- und Ehrenſachen und wählten den Rektor. Nun hatten bis dahin drei fremde Nationen das Uebergewicht über die Böhmen gehabt; jetzt aber bekamen dieſe drei Stimmen und alle übrigen nur eine. Da zürnten alle deutſchen Lehrer und Studenten ſchwer, zogen (ihrer 5000) im Jahre 1409 aus Prag fort und kamen gen Leipzig, wo der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, ſie hoch willkommen hieß und die Univerſität Leipzig ſtiftete. Huß aber wurde in Prag zum Rektor erwählt und verbreitete ſeine Lehre, allen Widerſachern zum Trotz.

Vergeblich lud ihn der Papſt Johann XXIII. nach Rom; Huß berief ſich auf eine allgemeine Kirchenverſammlung und eiferte mit ſeinem Freunde Hieronymus gegen den Ablaßhandel. Da belegte ihn Johann XXIII. (1413) mit dem ſchärfſten Bann; Huß mußte Prag verlaſſen und predigte nun dem Volk auf dem Lande.

Indeſſen hatte ſich Sigismund der Kirchenangelegenheit angenommen, und bei ſeiner Anweſenheit in Italien den Papſt Johann XXIII. dahin vermocht, daß dieſer eine *allgemeine Kirchenverſammlung nach Koſtnitz* (oder Konſtanz) ausſchrieb. Aus allen Reichen der Chriſtenheit waren Patriarchen und Kardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Aebte, Mönche und Prieſter herbeigekommen, ſodann viele gelehrte Doctoren und Meiſter von den Univerſitäten, ferner Geſandte der chriſtlichen Könige, faſt alle Reichsfürſten, zahlreicher Adel und vieles Volk. Dieſe Fremden hatten alle erdenkliche Pracht und Herrlichkeit, aber leider hatten zugleich die Gelehrten ihre Leidenſchaften bei wiſſenſchaftlichen Streitigkeiten und die Geiſtlichen eine große Unſittlichkeit mitgebracht, ſo zwar, daß das Verderbniß, welches durch das Concilium ausgerottet werden ſollte, bei vielen Mitgliedern deſſelben g'rade recht furchtbar zu ſchauen war. Von den drei ſtreitenden Päpſten war blos Johann XXIII. nach Koſtnitz gekommen. Wenige Tage nach ihm, am 3. November, traf auch Johann Huß dort ein; Sigismund hatte ihm feierlich *freies Geleit* hin und zurück verſprochen, und auch der Papſt gelobte ihm: er ſolle in Koſtnitz auf keine Weiſe gekränkt werden. Die Kirchenverſammlung wurde am 16. November eröffnet. Die Prälaten hatten ſich zur Abſtimmung in vier Hauptnationen geſchieden (in die deutſche, franzöſiſche, engliſche und italieniſche) und die erſteren drei Nationen drangen vor allem ſtreng auf die Abſetzung der drei Päpſte (zur Beendigung der Kirchenſpaltung); dann ſollte ſogleich das Werk der Kirchenverbeſſerung vorgenommen werden. Der ſtolze Johann XXIII. mußte in einer Sitzung am 2. März 1415 ſelbſt ſeine Abdankung beſchwören; aber er dachte keineswegs dieſen Eid zu halten, und entfloh vielmehr ſchon am 21. März, mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Oeſterreich, als

z. S. 415.

Reiter verkleidet, aus Koſtnitz nach Schaffhauſen. Von dort aus wollte er das ihm ſo furchtbare Concilium durch einen Machtſpruch auflöſen. Aber die Kirchenverſammlung erklärte (am 6. April): „daß ſie die ganze katholiſche Kirche vorſtelle und daß ſich der Papſt allen ihren Anordnungen zu unterwerfen habe.“ Herzog Friedrich wurde in die Reichsacht gethan; die ſchwäbiſchen Städte und die Eidgenoſſen vollſtreckten ſie und entriſſen ihm alle öſterreichiſchen Stammherrſchaften in der Schweiz. Reumüthig erſchien er hierauf wieder in Koſtnitz und unterwarf ſich der Gnade Sigismunds. Johann XXIII. aber wurde am 16. Mai wegen ſeiner vielen erwieſenen Verbrechen feierlich abgeſetzt und als Gefangener in das Schloß Gottlieben im Thurgau gebracht.

Dort ſaß auch ſeit dem Palmſonntag der edle Huß, welcher ſchon am 28. November des vorigen Jahres auf Befehl eben jenes Papſtes, ungeachtet des kaiſerlichen freien Geleites, gefangen genommen worden war. Er ſaß in Eiſen und Banden und war ſiech von Kerkerluft und Mißhandlungen, blieb aber ſtarkmüthig, ergeben in den Willen Gottes, ſeiner Ueberzeugung getreu, und entſchloſſen, lieber Schmach und Tod zu erleiden, als die Wahrheit zu verläugnen. Seine Angelegenheit wurde indeſſen auch durch den Umſtand verſchlimmert, daß der Prediger Jakob von Mieß in Böhmen das Abendmahl nach uralt-chriſtlicher Weiſe, nämlich unter beiderlei Geſtalten, des Brotes und des Weines, ausſpendete; darin erblickten die Prieſter, welche es den Laien blos unter der einen Geſtalt des Brotes austheilten, eine Aufhebung ihres Vorrechts; Huß aber hatte jene Ausſpendung unter beiden Geſtalten gebilligt. Das mußte er entgelten. Vergeblich verlangte er, man ſolle ſeine Lehren durch die Bibel widerlegen. Man konnte dies nicht, darum verdrehte und verfälſchte man ſeine Sätze, wollte ſeine Vertheidigung nicht anhören, und verhöhnte ihn ſogar um jedes Wort, welches er in tiefſter Herzensfrömmigkeit ſprach. Eben jene Männer in der Verſammlung, welche doch ſelbſt ebenſo ſtreng wie Huß gegen den Primat des Papſtes und gegen die Mißbräuche des Papſtthums geeifert hatten, trachteten nun am allerheftigſten nach ſeinem Ver-

derben. Und warum? aus kleinlichem Haß über verſchiedene wiſſenſchaftliche Meinungen; denn Huß vertheidigte die Anſichten der ſogenannten realiſtiſchen Schule, jene Männer aber gehörten zu der entgegengeſetzten nominaliſtiſchen. Am 6. Juli beſchuldigte man Hußen in öffentlicher Sitzung des Conciliums fälſchlich, „er habe ſich ſelbſt die vierte göttliche Perſon genannt." Da rief Huß: „O Jeſu Chriſt, deſſen Wort dies Concilium verdammt, auf Dich beruf' ich mich!" und vertheidigte alle ſeine Schritte. Als er in ſeiner Entſchuldigung fortfahrend, auch ſprach: „ich kam auf dies Concilium mit freiem Geleit, das mir der Kaiſer gegeben, in ſichrer Hoffnung, meine Unſchuld vertheidigen zu können," und mit ſtarren Blicken den eidbrüchigen Sigismund anſah, welcher mit der goldnen Krone auf dem Haupt, im kaiſerlichen Schmuck auf dem Throne daſaß, da ward dieſer blutroth und wich ſcheu den Blicken des Verrathenen aus; — es ſchlug ihm das Gewiſſen, wiewohl ihn die Prieſter ſeines Wortes durch den Trugſchluß entbunden hatten, „daß man Ketzern keine Treue halten dürfe." Als ob der mehr oder weniger ſtrenge Kirchenglaube unſeres Nebenmenſchen an den Pflichten rütteln dürfe, die wir ihm von Gott und Ehre wegen ſchuldig ſind! Die verſammelten Kirchenväter verurtheilten endlich den frommen Huß als „einen verſtockten Ketzer", weil er, begeiſtert für die unbefleckte Würde der Kirche, die eingeſchlichenen Mißbräuche angegriffen hatte. Nachdem er ſo ungerecht verdammt worden war, riſſen ihm ſieben Biſchöfe ſeine Prieſterkleider ab, ſetzten ihm eine mit Teufelsfratzen bemalte papierne Krone auf und riefen: „Wir übergeben Deine Seele dem Teufel!" „Ich aber empfehle ſie in Deine Hände, Jeſu Chriſte, der Du ſie erlöſet haſt;" betete der fromme Huß. Hierauf wurde er dem weltlichen Gericht überantwortet und vor die Stadt hinaus auf den Richtplatz geführt, wo ein Scheiterhaufen aufgerichtet war. Schon ſtand Huß auf demſelben, als man ihn nochmals ermahnte, ſeine Ketzereien zu widerrufen. Feſt und groß erwiederte er: „Ich bin mir keiner bewußt. Das, was mir fälſchlich zur Laſt gelegt ward, habe ich nie geglaubt noch gepredigt, und für die reine Wahrheit des Evangeliums, die ich verkündigte,

ſterb' ich getroſt und mit Freuden." Da ward der Scheiterhaufen angezündet. Als die Flammen rings um Huß aufſchlugen, ſang er zweimal mit lauter Stimme: „Jeſu Chriſte, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme Dich meiner," bei'm dritten Ruf wehte ihm der Wind Flamme und Rauch in's Geſicht, und er erſtickte. Als ſeine Leiche verbrannt war, wurde die Aſche in den Rhein geſtreut. Am 30. Mai des folgenden Jahres (1416) ſtarb auch ſein kühner und edler Freund Hieronymus von Prag muthig in den Flammen.

Papſt Johann XXIII. wurde nach ſeiner Abſetzung blos fünf Jahre lang in Haft gehalten und ſpäter ſogar wieder zur Kardinals-würde befördert. Gregor XII. hatte aus freien Stücken auf die Papſtwürde verzichtet. Zu dem ſtarrſinnigen Benedikt XIII. reiſ'te Sigismund ſelbſt nach Spanien, um ihn zu demſelben Schritt zu bereden. Um die Reiſekoſten zu erſchwingen, hatte Sigismund dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, (1417) die ſchon früher an denſelben verpfändete Mark Brandenburg verkauft. Der greiſe Benedikt XIII. aber wollte nicht entſagen und ſchleuderte ergrimmt den Bannfluch auf die ganze Welt, wiewohl Niemand darauf achtete; das Concilium entſetzte ihn am 26. Juli 1417 der päpſtlichen Würde. Nachdem nun ſo durch die Abſetzung der drei Päpſte der Grund der Kirchenſpaltung beſeitigt worden war, drangen die Deutſchen eifrig darauf, daß jetzt auch die ſo wichtige Kirchenverbeſſerung vorgenommen würde. Dies war jedoch gegen das Intereſſe der italieniſchen Kardinäle und Biſchöfe. Leider ſiegte auch die welſche Liſt, und in Folge deren wurde, bevor man an jenes Geſchäft ging, am 11. Oktober 1417, ein neuer Papſt gewählt. Er nannte ſich Martin V., kannte die Gefahr, welche dem Anſehen des päpſtlichen Stuhles durch die Kirchenverſammlung drohte, und machte ſie zu nichte. Da nämlich im folgenden Jahre eine Seuche ausbrach, ſo war ihm dies ein gelegener Vorwand, um die Kirchenverſammlung plötzlich — aufzulöſen. Dies geſchah auch, und nun waren denn alle Hoffnungen auf Kirchenverbeſſerung wieder vereitelt.

Als in Böhmen die Kunde von Hußens Hinrichtung erſcholl,

ſchrieen nicht blos ſeine Freunde um Rache; das ganze böhmiſche Volk erhob ſich in tiefer Entrüſtung, und betrachtete die Religionsfreiheit als Nationalſache. Die Stände beſchloſſen (1416): „Jeder Edelmann ſollte das Recht haben, auf ſeinen Gütern Hußens Lehre predigen zu laſſen.“ Hußens Anhänger nannten ſich ihm zu Ehren Huſſiten; Niklas, Gutsherr von Huſſinecz (Hußens Geburtsort), ſtellte ſich an ihre Spitze. Nach der Lehre von der Ausſpendung des Abendmahls an die Laien unter beiderlei Geſtalt („sub utraque“) nahmen jene nun den Kelch (welcher den Laien bisher verweigert worden) zum äußeren Sinnbild, und nannten ſich „Brüder vom Kelch“ (oder Kalixtiner), ſowie „Utraquiſten“. Bald verführte ſie der religiöſe Eifer zu Grauſamkeiten; Prieſter und Mönche, welche ſich weigerten, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt auszutheilen, wurden mißhandelt, gefoltert, ermordet, Kirchen und Klöſter geplündert und verwüſtet. Eine Bannbulle des Papſtes Martin V. entflammte die Wuth des Volkes nur noch mehr. An die Spitze der Huſſiten ſtellte ſich ein gewaltiger Kriegsmann, Johann Ziska von Trocznow. Sie hielten Verſammlungen auf einem Berge im Bechiner Kreiſe, welchen ſie Tabor hießen, nannten ſich darnach Taboriten und trotzten kühn dem König Wenzeslav.

Als dieſer (1419) vom Schlage gerührt, kinderlos geſtorben war, wollte ſein Bruder Sigismund, als einziger Erbe aller Stammlande des Hauſes Luxemburg, die Regierung Böhmens antreten. Aber die Böhmen gedachten ihm ſeinen Wortbruch an Huß und weigerten ſich, ihn anzuerkennen. Durch übel angebrachte Strenge gegen die huſſitiſche Lehre und die Huſſiten, erbitterte er die Böhmen noch mehr, und entzündete einen Bürgerkrieg, welcher mit Sturmeseile allerorten aufflammte. Aus Parteiwuth wurden ſcheußliche Grauſamkeiten verübt und noch grauſamer gerächt. Um dieſen Gräueln ein Ziel zu ſetzen, legten die katholiſchen Landherren und die Prager, welche gemäßigter waren, als die übrigen Huſſiten, dem König ihre Forderungen in vier Artikeln vor, welche die „Prager Artikel“ heißen. Sie verlangten darin: „Freiheit des Predigens in der Landesſprache, Ausſpendung des Abendmahls an die Laien unter beiderlei Geſtalt, ferner, daß die Geiſtlichen ihre

Schätze und Beſitzthümer aufgeben und hinfür ein apoſtoliſches Leben führen, endlich, daß alle Sünden und Laſter, ſowohl bei den Geiſtlichen als den Laien, ausgerottet werden ſollten.“ Sigismund verwarf dieſe vier Prager Artikel unbedingt; den wilden Taboriten hingegen waren dieſelben noch viel zu mild und gemäßigt. Gleichwohl vereinigten ſich beide Parteien gegen Sigismund, welcher beiden gleich verhaßt war. Vergeblich erhob dieſer das Schwert; er hatte nicht etwa blos eine Rotte Empörer zu bekämpfen, ſondern den tiefbeleidigten Nationalgeiſt; die Taboriten fochten nicht blos für ihren Glauben, ſondern zugleich für die Freiheit. Nach dem Tode des Niklas von Huſſinecz 1421 wurde Johann Ziska, welcher ſich „Johann vom Kelch, in Gottes Hoffnung Hauptmann der Taboriten“, nannte, ihr alleiniger Anführer. Wiewohl erblindet, ſchritt er ihnen, wie ein Würgengel, zu Schlachten und Siegen voran. Zweimal zog Sigismund (1421 und 1422) mit vielem Kriegsvolk gegen die Huſſiten; doch der Schrecken vor dieſen ſprengte jedesmal die Deutſchen auseinander. Nach Ziska's Tode (1424) theilten ſich die Huſſiten in mehre Parteien, welche mit Erbitterung gegen einander, aber einträchtig und darum glücklich gegen den verhaßten Sigismund und gegen alle Katholiſchen kämpften. Unwiderſtehlich brachen ſie auch aus Böhmens Grenzen hervor und trugen Mord und Brand nach Sachſen, Meißen und Franken, Oeſterreich, Ungarn und Schleſien. Vergeblich waren alle päpſtlichen Predigten zu Kreuzzügen, vergeblich alle Reichsaufgebote gegen ſie. So oft die Deutſchen den Grenzen Böhmens nahten, wurden ſie geſchlagen oder flohen. Dies ſchmähliche Kriegsunglück der Deutſchen kam größtentheils daher, weil in Deutſchland ſelbſt das Fehdeweſen fortwährend wüthete und die einzelnen Reichsſtände ſchwächte. Auch fochten die begeiſterten Huſſiten in einer den Deutſchen ganz neuen Kampfweiſe. Oder hatten die Deutſchen kein Glück, weil ſie ſich brauchen ließen, ein Volk zu unterdrücken? Oder büßten ſie durch ſolche Kriegsſchmach die Schmach des Wortbruchs, welche auf ihrem König lag?

Erſt nachdem der Glaubens- und Bürgerkrieg in Böhmen Jahre lang unſägliches Elend angerichtet, erſt nachdem Tauſende hinge-

mordet waren, neigte ſich Sigismund zur Nachgiebigkeit; aber die Böhmen trauten ihm nicht.

Das Bedürfniß des Friedens war jedoch ſo allgemein dringend geworden, wie das einer Kirchenverbeſſerung. Deshalb hatte ſich 1431 zu **Baſel** abermals ein Concilium verſammelt. Der Papſt Eugenius IV. eiferte zwar heftig dagegen und gebot den verſammelten Kirchenvätern, auseinander zu gehen. Sie behaupteten jedoch ſtandhaft: „ein Concilium ſteht **über** dem Papſt, welcher blos das dienende Oberhaupt deſſelben iſt.“ Indeſſen hatte ſich Sigismund (1431) nach Italien begeben, um ſich dort von dem Papſt zum Kaiſer krönen zu laſſen. Er ließ ſich dabei die tiefſte Erniedrigung gefallen; der Papſt ſetzte ihm nämlich nicht ſelbſt die Krone auf, ſondern ließ ſie ihm durch einen Andern, und zwar **ſchief**, auf's Haupt ſetzen und ſtieß ſie dem knieenden Kaiſer mit dem Fuße zurecht! Mit dieſer Schmach kam Sigismund im Oktober 1433 nach Baſel zum Concilium. — Schon zu Anfang jenes Jahres waren die Stimmführer der Huſſiten dort eingetroffen und hatten dem Concilium die vier Prager Artikel zur Beſtätigung vorgelegt. Nach langen Verhandlungen wurden endlich (am 30. November deſſelben Jahres) dieſe Artikel durch die ſogenannten „Compactaten“, jedoch in folgender Ermäßigung, angenommen: „die Freiheit des Predigens ſoll gelten, aber nur für verordnete Prieſter; das Abendmahl darf unter beiderlei, aber auch unter einer Geſtalt geſpendet werden; die Geiſtlichen ſollen keine Güter mehr beſitzen, wohl aber ſolche verwalten; endlich ſollen alle Sünden ausgerottet werden, jedoch nur durch die rechtmäßigen Obrigkeiten.“ Nun unterwarf ſich die gemäßigte Partei der Huſſiten; die republikaniſch geſinnten Parteien der Taboriten und Waiſen aber weigerten ſich voll Erbitterung, jene Compactaten anzunehmen. Sie rüſteten ſich, wurden aber 1434 bei Böhmiſch-Brod beſiegt. Nun nahm ſich das Concilium eifrig der Kirchenverbeſſerung an, ſchaffte viele Mißbräuche ab und verſuchte auch die weltliche Macht des Papſtes und der römiſchen Kirche zu beſchränken, zum großen Aerger des Papſtes Eugenius IV. und der ganzen römiſchen Partei.

Indeſſen war Sigismund als König von Böhmen anerkannt

worden, nachdem er die Aufrechthaltung der Compactaten und des huſſitiſchen Gottesdienſtes beſchworen hatte; 1436 zog er feierlich in Prag ein. Doch kaum hatte er die Gewalt in der Hand, ſo brach er dem Volk ſeinen Eid. Da erhoben die Böhmen drohend ihre gefürchteten Waffen, und ſeine eigne zweite Gemahlin, Barbara von Cilly, eine verrufene laſterhafte Frau, ſpann gegen ihn Verrath; ſie zürnte ihm nämlich, weil er dem Herzog Albrecht von Oeſterreich, dem Gatten ſeiner Tochter aus erſter Ehe, Eliſabeth, die Erbfolge von Ungarn und Böhmen zugedacht hatte. Dieſe Länder wollte ſie ſelbſt, nach Sigismund's Tode, beherrſchen; deshalb bot ſie noch bei deſſen Lebzeiten dem jungen König Wladislav von Polen ihre Hand an und ſchloß ſich eng an die betrogenen und tiefgekränkten Huſſiten. Als Sigismund von der Verſchwörung Nachricht bekam, lockte er ſeine Gemahlin durch Liſt aus Böhmen nach Znaim in Mähren, und ließ ſie dort gefangen nehmen. Hierauf beſtellte er ſein Teſtament und ſtarb bald darnach (9. December 1437) im ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm des Hauſes Luxemburg, und deſſen Macht, für deren Ausbreitung Karl IV. ſo unermüdlich gewirkt hatte, war durch die Schuld ſeiner Söhne zerfallen.

14.

Schon ringt im wildverworrnen Streit
Das Neue mit der alten Zeit.

Damals war das Band der alten Reichsverfaſſung immer lockerer geworden und das Anſehen der Kaiſergewalt zuſehends dahingeſchwunden, weil ſich die Staatsgewalt ſo vieler einzelner Reichsſtände (als Fürſten) über ihre Länder (die früheren Reichsprovinzen) unter beſonderen Verfaſſungen immer kräftiger ausgebildet hatte. Während nun ſo eine erſt in der Entwickelung begriffene neue Geſtaltung die alte verdrängte und zerſprengte, wurde dieſe neue Entwickelung noch vielfach geſtört und aufgehalten durch gar manche üble Reſte aus der alten Zeit, vornämlich durch die Eiferſucht zwiſchen Fürſten,

Adel und Städten, durch die immerwährenden Zwiſtigkeiten der Fürſten unter ſich, durch die furchtbaren Mißbräuche, welche ſich die heimlichen Vehmgerichte erlaubten, durch die allgemeine Verwirrung im Münz- und Geldweſen, endlich durch das alte zügelloſe Fehdeweſen.

Ein trauriges Bild aller dieſer Uebel war damals beſonders in Baiern zu ſchauen. Hier ſeht einzelne Züge zu dieſem Bilde! Noch immer haderten die Fürſten aus den verſchiedenen Linien des Hauſes Wittelsbach, welche Baiern unter ſich getheilt hatten, mit der größten Erbitterung gegeneinander; vornämlich die beiden Vettern, Herzog Ludwig von Ingolſtadt (zubenannt „im Bart") und Herzog Heinrich von Landshut. Dieſer Letztere vergaß aus Zornmuth ſeine fürſtliche und ritterliche Ehre ſo ganz und gar, daß er einſt in Konſtanz ſeinen Feind Ludwig im Bart meuchleriſch anfiel! Ganz Baierland wurde durch die Zwiſte der Fürſten in Parteien zerriſſen. Bei Alling fochten (1422) Baiern gegen Baiern, und die Fürſten eines Bluts gegen einander; dort entſchieden die Bürger Münchens, ihren Fürſten Ernſt und Wilhelm getreu, das Glück der Schlacht. — Wie übel es um das Recht des Einzelnen beſtellt war, gibt das Beiſpiel eines edlen Ritters, Kaspars des Törringers, zu erkennen. Dieſem hatte Herzog Heinrich von Landshut ungerecht all' das Seinige genommen, und da Törringer ferne war, ſeine Burg gebrochen. Der Törringer, von allen ſeinen Freunden verlaſſen, konnte bei Kaiſer und Reich kein Recht finden, darum lud er den Herzog vor die heilige Vehme auf die rothe Erde. Der Herzog ritt gar ſtolz und ſtattlich hin, aber an dem Tage, da das Gericht gehegt werden ſollte, fehlte der Törringer als Kläger; darum erklärte ihn die Vehme, als einen Meineidigen, für ſchuldig und er verſchwand von Stund' an; Niemand erfuhr, wo er geendet. Herzog Heinrich aber ward ein Wiſſender des heimlichen Gerichts. — In jenen argen Zeiten ließ ſich der Herzog Ernſt von München durch falſchen Fürſtenſtolz zu einer großen Grauſamkeit verleiten. Sein Sohn Albrecht hatte eine Jungfrau aus Augsburg, Agnes Bernauer, liebgewonnen, welche wegen ihrer Schönheit und Tugend bei Jung und Alt „der Engel"

ʒ. S. 423.

hieß. Und wiewohl ſie nur geringen Standes war, nämlich eines Baders Kind, ſo wurde ſie doch durch prieſterlichen Segen heimlich des jungen Fürſten eheliches Weib. Darüber ergrimmte ſein Vater Ernſt, und, als Albrecht einſt in Regensburg zu einem Turnier einreiten wollte, ließ ihm jener die Schranken verſchließen, wie einem Unehrlichen, weil er „wider Sitte und Zucht mit einer Jungfrau lebe". Vergeblich ſchwur Albrecht laut, Agnes ſei ſeine eheliche Hausfrau. Als jedoch keine Vorſtellung nützte, führte er ſie ſtolz und frei auf ſeine Burg zu Straubing und ließ ſie dort als Fürſtin ehren. Einſt aber, als er ferne war, ſchickte ſein Vater nach Straubing, ließ die ſchöne unſchuldige Frau ergreifen und gefangen ſetzen, und gebot, ſie hinzurichten. Gefeſſelt, wie eine Miſſethäterin, wurde Agnes auf die Donaubrücke geſchleppt und in den Strom geſtürzt; als die Wellen, mitleidiger als die Menſchen, ſie an's Ufer trugen, faßte ſie ein Henker mit einer Stange an ihrem goldigen Haar und ſtieß ſie in die Tiefe des Stroms hinab, daß ſie ertrank (1436). So opferte ein Vater dem Vorurtheil von Standesgleichheit das Glück ſeines Sohnes und die Unſchuld. — Wie hier der Vater gegen den Sohn, ſo wüthete ſpäter — auch in Baiern — Ludwig der Höckerige ruchlos gegen ſeinen Vater, Ludwig im Bart von Ingolſtadt. Er belagerte dieſen 1443 in Neuburg, und ließ ihn in einen verborgenen Kerker werfen. Ganz Baiern ſtand deshalb im Bürgerkrieg. Selbſt als der unnatürliche Sohn (1445) geſtorben war, wurde Ludwig im Bart nicht frei, ſondern von einem Kerker in den andern geſchleppt, bis er, 81 Jahre alt, aber trotzig und ungebeugt, in einem Thurm zu Burghauſen ſtarb.

Ein ganz andrer Geiſt, als dieſe Baierfürſten, beſeelte den neuen Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, welcher auch von früher her in Franken vieles Land beſaß (Anſpach, Baireuth u. ſ. w.). Während jene Fürſten durch immerwährende Landestheilungen und Zwiſtigkeiten ihre Kräfte zerſplitterten und zugleich unſägliches Elend über ihr Volk brachten, erwarb ſich Friedrich, klug, gerecht und feſt, die Liebe des ſeinigen, als die ſicherſte und edelſte Stütze fürſtlicher Macht, ſuchte den Frieden zu

erhalten und nahm ſich der Kirchenverbeſſerung gegen die Anmaßungen der Päpſte an. Das iſt der Ahnherr der jetzigen Könige von Preußen. — Zur ſelben Zeit (1423) kam Sachſen mit der Kurwürde an den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Streitbaren, und blieb bei deſſen Geſchlecht.

Inzwiſchen wuchs dem deutſchen Reich gegen Niedergang das neue Herzogthum Burgund zu gar gefährlicher Nachbarſchaft heran. Es hatte allmälig faſt alle Länder zwiſchen der Maas und Schelde, bis zur Nordſee hinauf, an ſich gezogen. Damals beherrſchte es Philipp der Gütige; dieſer hat 1430 den berühmten Orden des goldenen Vließes geſtiftet.

Von Aufgang her drohte Deutſchland und dem ganzen Abendlande ein furchtbarer Feind; das waren die Osmannen (oder Türken). Unabläſſig und unwiderſtehlich ſtürmten ſie gegen das längſt ohnmächtig gewordene griechiſche Kaiſerthum an und bereiteten ſchon deſſen Untergang. Und war erſt dieſe Vormauer der Chriſtenheit vor ihren ſiegreichen Waffen in Trümmer zerfallen, dann ergoſſen ſich die Türken auch über Ungarn, dann drangen ſie unaufhaltſam auch in's Herz Europa's, in Deutſchland ein.

Dies edle Herz, — des Höchſten fähig und des Höchſten werth, weil es, wenn auch zuweilen in ſchweren Zeiten matter, doch ſtets für's Höchſte, für die Freiheit ſchlug, — es pochte damals gegen die Anmaßungen der Päpſte kühner und ſtolzer als je. Tief gekränkt fühlte es, wie argliſtig dieſe alle Hoffnungen einer Kirchenverbeſſerung getäuſcht hatten, und es wollte ſich nicht abermals täuſchen laſſen. Die Päpſte aber ſahen gar wohl ein, daß ihre ganze Macht zerfallen müſſe, ſobald ſie ein allgemeines Concilium als höchſte Macht über ſich anerkennen würden, und wehrten ſich hartnäckig um die Exiſtenz der Hierarchie. Deshalb verſuchte Eugenius IV. alles Mögliche, um das Basler Concilium aufzulöſen und berief ein andres nach Ferrara in Italien; denn dort hoffte er durch den überwiegenden Einfluß der italieniſchen Prälaten ſeine Intereſſen durchzuſetzen. In dieſem kirchlichen Streite blieb das für die Kirchenverbeſſerung eifrige Basler Concilium ſtandhaft und ſchaffte die

Hauptpunkte der allgemeinen Klage, die Sittenloſigkeit der Geiſtlichkeit und jene Mißbräuche im Gottesdienſte ab, welche die Religion entweihten. Der deutſche Reichstag nahm die Beſchlüſſe des Conciliums an. Als nun Eugenius IV. ſich demſelben nicht fügen wollte, ſetzte ihn das Concilium (25. Juni 1439) ab, und erwählte ſtatt ſeiner den Papſt Felix V.

Während dieſer Zeit (1438) war Herzog Albrecht von Oeſterreich, weiland Kaiſer Sigismunds Eidam, als *Albrecht* II. zum König und Kaiſer erwählt worden, ein hochgebildeter und entſchloſſener Fürſt, untadelhaft von Sitten und voll der beſten Abſichten für das Wohl des Reichs. Er brachte, zur Herſtellung des Landfriedens, eine Eintheilung Deutſchlands in vier, ſpäter eine in ſechs Kreiſe in Vorſchlag, nebſt beſſerer Einrichtung der Gerichte und Anordnung von „Austrägen". Doch die Eiferſucht der Fürſten auf die Städte verhinderte die Ausführung ſeiner Vorſchläge. Bald darauf (27. Oktober 1439) ſtarb Albrecht II. Erſt nach ſeinem Tode gebar ſeine Wittwe Eliſabeth einen Sohn, Ladislaus, welcher der Nachgeborne (Posthumus) genannt wurde.

Nun erwählten die Kurfürſten ſeinen Vetter, den Herzog *Friedrich* von Steiermark, als *Dritten* dieſes Namens, zum Oberhaupt des Reichs. Das war ein bedächtiger Herr, welchem die Ruhe über Alles ging, ſchwach und unfähig und doch auch länderſüchtig, — kleinlich und doch auch eigenſinnig. So untüchtig in allen Eigenſchaften, konnte ſich *Friedrich der Dritte* in die vielfach verworrenen Verhältniſſe nicht finden, welche ſich von allen Seiten um ihn herandrängten, und vermochte noch viel weniger den Geiſt ſeiner Zeit zu begreifen, jene geheimnißvolle Sprache der Stürme, wie ſie in der Natur die Nähe des Frühlings verkündigen, oder dem Licht der Morgenſonne voraneilen, wenn ſich dieſe noch hinter den dunkeln Bergen des Horizontes verbirgt.

Obwohl Friedrich der Dritte ſelbſt nur den geringſten Theil der öſterreichiſchen Hausmacht beſaß, ſo machten ihm doch die Angelegenheiten ſeines Geſchlechtes hinlänglich zu ſchaffen, weil er die Vormundſchaft über ſeine jungen Vettern, Siegmund von Tyrol und

Ladislaus den Nachgebornen, führte, welcher Letztere der Erbe von Ungarn und Böhmen war. In Böhmen beſorgten zwei vom Adel, Meinhard von Neuhaus und Heinrich Ptarsko (nach deſſen Tode Georg von Podiebrad) die Regierung als Statthalter für den jungen Ladislaus; in Ungarn aber erkannte nur eine Partei dieſen als König an, während eine andre (unter Johann Hunyades Corvinus) dem König Wladislaw von Polen huldigte; der junge Ladislaus ſelbſt kam (mit der ungariſchen Krone) in Friedrich's III. Schutz und vormundſchaftliche Gewalt.

15.

Und ſinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Preiswerth hinüberwallen!

F. Schlegel.

Seit etwa vier Jahrzehnten war in den ſchaurig ſchönen Thälern des hohen Rhätiens, wo die Quellen des Rheins aus dem ewigen Eiſe der Gletſcher herabrinnen und wo das Volk verſchiedene Sprachen zu reden beginnt, die Freiheit aufgerichtet worden. Die ſchlichten Hirten, welche in jenem Lande wohnten, waren von alten Zeiten her dem Biſchof von Chur, den Aebten von Diſentis und Pfäffers und vielen mächtigen Edelleuten unterthan geweſen. Dieſe hatten überall ihre Burgen und mißbrauchten ſchändlich ihre Gewalt über das Volk. So begehrte der Kaſtellan von Cardovall im Engadin muthwillig eines Mannes Tochter aus Camogask. Der Vater brachte ſie ihm bräutlich geſchmückt gen Cardovall hinauf; wie aber der Kaſtellan die Jungfrau frech umarmen wollte, da durchſtieß ihn der Vater mit dem Schwert und alſobald ſprangen ſeine Freunde herzu, erſtürmten Cardovall, zertrümmerten es und befreiten das Land unter den Quellen des Innſtroms. Im grünen Schamſer Thal war ein Mann, Johannes Chaldar, kühn und ſtark; der ſaß einſt gutes Muths mit den Seinigen bei'm Mahl, da trat der Edelherr von Fardün herein und ſpie ihm vor Uebermuth in den Brei.

Dies gethan und Chaldar faßte ihn an der Gurgel, ſtieß ihm den Kopf in die Speiſe, rief dazu: „Jetzt friß den Brei, den Du gewürzt haſt" und erwürgte ihn. D'rauf bot er das Volk auf und ſie brachen die Burgen. Aber der Biſchof Hartmann gab aus freiem Antrieb ſeinen Gotteshausleuten das Recht: zu ihrem Schutz und Schirm Bündniſſe unter einander und mit ihren Nachbarn zu ſchließen. So entſtand 1396 der Gotteshausbund. Im Oberland waren viele rechtſchaffene Männer im Wald bei'm Dorfe Truns zuſammengekommen und beriethen ſich oft heimlich bei Nacht zum Schutz gegen der Herren Gewalt. Und der Abt Peter von Diſentis redete bei dieſen für die Sache des Volkes. So kamen im Mai 1424 die Boten der Gemeinden in ihren grauen Kitteln mit den Herren bei Truns zuſammen unter einem Ahornbaum und beſchworen einen Bund, welcher der „obere" oder „graue" hieß; und wovon in der Folge das ganze Land „Graubündten" genannt worden iſt. Zwölf Jahre darnach (1436), als Graf Friedrich von Toggenburg kinderlos geſtorben war, kamen die Männer aus ſeinen dortigen Herrſchaften in Rhätien (gegen Tyrol hin) zuſammen, und ſchloſſen, weil ſie ſich durch ſeinen Tod als Freie betrachteten, auch einen Bund, der hieß der der zehn Gerichte. Dieſe drei Bünde haben ſpäter (1471) wieder einen großen Bund unter einander geſchloſſen, zu Schutz und Trutz, für die Volksfreiheit, gegen Gefahren von innen und außen.

Aber über den Beſitz der übrigen Toggenburg'ſchen Herrſchaften in den Schweizerlanden entſtand Streit zwiſchen den Eidgenoſſen. Die Schwyzer und Züricher machten darauf Anſpruch, — die Schwyzer, weil der letzte Graf bei ihnen Landrecht gehabt, — die Züricher, weil er bei ihnen Bürger geweſen. Zwietracht zwiſchen Freien um Herrſchaft! der erſte Keim des Verderbens für die Freiheit! Die Toggenburg'ſchen Unterthanen aber wollten freie Männer werden und ſchwuren deshalb zu Schwyz. Da ward Zürich voll heftigen Neids und Zorns, daß es die Toggenburger nicht zu Unterthanen haben ſollte, und erhob ſelbſtſüchtig ſchmählichen Krieg gegen alle Eidgenoſſen. Ein Verrath kommt nie allein. Als die Züricher von

jenen (1440) beſiegt wurden, ſchloſſen ſie ohne Scham einen Bund mit Friedrich III., welcher, wie ſeine Ahnherren, die Eidgenoſſenſchaft haßte und gern eine Gelegenheit ergriff, um ſie zu zerſprengen, und die Landſchaften wieder zu gewinnen, welche das Haus Habsburg durch die Eidgenoſſen verloren hatte. Weil ſich aber dieſe mit Kraft und Glück wehrten, Zürich bedrängten und Friedrich III. ſelbſt nicht Kriegsvolk genug hatte, ſo bat er, — der deutſche Kaiſer! — den König von Frankreich um Hülfe gegen Glieder des deutſchen Reichs.

Der König von Frankreich hatte gar viel müßiges räuberiſches Kriegsvolk in ſeinem Lande, und war froh, deſſen los zu werden. Es hieß — nach einem früheren Feldhauptmann, dem Grafen von Armagnac, — die Armagnaken (die Deutſchen nannten ſie ſpottweiſe die „armen Gecken"); Ludwig, der Thronerbe von Frankreich, führte ihrer 30,000 gegen die Eidgenoſſen. Die Armagnaken zogen (im Auguſt 1444) gen Baſel heran. Die Eidgenoſſen aber lagen vor Zürich und ſpotteten ihrer; nur 1500 Eidgenoſſen ſtanden gegen die ungeheure Uebermacht des Feindes und drangen begeiſtert in dieſelbe ein. Sie wurden zerſprengt, ein Theil auf eine freie Au, der andre an das Siechenhaus bei St. Jakob an der Birs (bei Baſel). Aber herrlich fochten ſie fort für Freiheit und Vaterland, bis die auf der Au alle hingemäht lagen. Die am Siechenhaus hatten die Gartenmauer wie einen Bruſtwall vor ſich, ſchlugen dreimal den Sturm der Feinde zurück, thaten zwei Ausfälle und wichen nicht, bis die Mauer zuſammenſtürzte und das Siechenhaus in lichten Flammen ſtand. Da lagen nach zehnſtündigem Kampf 6000 Feinde erſchlagen, und alle Eidgenoſſen, bis auf zehn, welche durch die Flucht das Leben gerettet, aber ewige Schande dafür gewonnen haben. Nach der Schlacht ritt Burkard Münch, Herr von Landskron, der Schweizer Feind, mit andern Rittern gar ſtolz über die Leichen dahin und ſprach vergnügt: „Nun bad' ich in Roſen". Das hörte ein ſterbender Mann, der am Boden lag, Arnold Schick von Uri, faßte voll Grimms einen Stein, warf ihn mit letzter Kraft dem Burkard Münch an's Haupt, und rief: „So friß dieſe Roſe". Und als der Stolze zerſchmettert hinſtürzte, gab der von Uri vergnügt den Geiſt auf.

Nachdem der Thronerbe von Frankreich die Schweizer ſo kennen gelernt hatte, verging ihm der Muth gegen ſie, er friedete mit ihnen zu Enſisheim und zog den Rhein hinab. Der Krieg im Schweizerlande wüthete jedoch fort und die Eidgenoſſen überwanden alle Feinde, daß ihr Ruhm hoch blieb. Erſt 1450 ward durch den Schultheißen von Bern der Streit vertragen, alſo, daß der Bund Zürichs mit Oeſterreich ab und todt ſein ſolle. So hatte der Kaiſer für ſeine ſchlechten Ränke nichts als das Nachſehn und Schmach.

Nach dieſem Schweizerkrieg entſtand ein großer Krieg mehrerer Fürſten gegen die oberländiſchen Reichsſtädte, welche ſie gern zu ihren Landſtädten gemacht hätten. Der Krieg erſtreckte ſich vom Main bis an den Bodenſee und dauerte von 1449 bis 1450. Zweihundert Dörfer waren dabei in Flammen aufgegangen, und was das Allerſchlimmſte war, die Städte ſelbſt hatten über dem Eigennutz der einzelnen unter ſich den Gemeinſinn verloren.

16.

. . . . Den Flug
Des Denkens hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen!

Schiller.

Zur ſelben Zeit mußte die vertrauensvolle deutſche Nation durch welſche Argliſt und durch die Unfähigkeit ihres Oberhauptes, Friedrich's III., alle Früchte des Basler Conciliums und damit auch alle Hoffnungen auf Kirchenverbeſſerung und Glaubensfreiheit einbüßen. Friedrich III. wollte den Streit des Basler Conciliums mit dem Papſt Eugenius IV. beendigen und ſchickte deshalb an ihn ſeinen Geheimſchreiber Aeneas Sylvius. Dieſer war ein Mann, reich an allen Gaben des Geiſtes, gelehrt, ein Meiſter im Dichten, Geſchichtforſchen und in der Ueberredungskunſt, aber er benützte die letztere Gabe eigennützig zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes und opferte dieſem ohne Bedenken ſeine Grundſätze. So trat er, wiewohl er früher ein heftiger Feind des Papſtthums und ein eben ſo eifriger

Vertheidiger der Kirchenfreiheit geweſen war, plötzlich auf die Seite des Papſtes Eugenius IV., und dieſer wurde nun ſo kühn, daß er es wagte, die Kurfürſten von Trier und von Köln abzuſetzen, weil ſie bisher gegen ihn geweſen waren. Da ſchloſſen die deutſchen Kurfürſten (1446) zu Frankfurt einen Verein und gelobten ſich, gegen die Anmaßungen des Papſtes die Beſchlüſſe des Basler Conciliums, überhaupt die deutſche Kirchenfreiheit aufrecht zu erhalten. Aber Aeneas Sylvius wußte den ſchwachen Kaiſer auf die Seite des Papſtes zu bringen und beſtach den Kanzler des Kurfürſten von Mainz, welcher hierauf auch ſeinen Herrn dafür ſtimmte. Vergeblich hatte ein deutſcher Ehrenmann, deſſen Name nie vergeſſen werden ſoll, Georg von Heimburg, (tiefgelehrt, vieler Fürſten Rath und Syndikus in Nürnberg), als Geſandter in Rom auf gut deutſch, ohne Scheu, die Sprache der Wahrheit dem ganzen ränkevollen römiſchen Hof in's Geſicht geſagt. Eugenius, ſchon krank und dem Tode nah', verſprach: „die Beſchlüſſe des Reichstags, wodurch die des Basler Concils angenommen waren, gelten zu laſſen, jedoch müßte ihn die deutſche Nation dafür entſchädigen," und zugleich verwahrte er ſich, daß dem päpſtlichen Stuhl dadurch kein Nachtheil entſtehen ſollte. Das war der Fallſtrick. Denn nun ſchloſſen die deutſchen Reichsfürſten (1447) mit ihm eine Uebereinkunft; und der Kaiſer zu Wien (1448) gleichfalls eine (die ſogenannten „Wiener Konkordate"), worin alle Beſchränkungen der päpſtlichen Macht — zurückgenommen wurden; dies geſchah ohne gemeinſame Zuziehung der Fürſten, welche Aeneas Sylvius erſt nachträglich, einen nach dem andern, durch beſondere Zugeſtändniſſe dafür gewann. Nun war das Basler Concilium ohne Kaiſer- und Fürſtenſchutz und mußte ſich auflöſen. So triumphirte das Papſtthum. Der ehrgeizige Aeneas Sylvius hatte ſich durch ſeine ſchlaue Beihülfe dazu den Weg zu kirchlichen Würden gebahnt, er wurde Biſchof von Trieſt. Friedrich III. ließ ſich (1452) durch den neuen Papſt Nikolaus V. zu Rom die Kaiſerkrone aufſetzen. Die deutſche Nation aber — war ſchamlos betrogen.

Doch ob auch das Papſtthum damals über die deutſche Glaubensfreiheit triumphirte, — der alte treue Gott wachte noch über

ſein deutſches Volk. Er erweckte damals aus deſſen Mitte einen Mann und erleuchtete denſelben mit der Gabe einer Erfindung, durch welche der Tyrannei für alle Zeiten ihr Stachel gebrochen worden iſt. Dieſer Mann war Johann Gensfleiſch, genannt Gutenberg, eines edlen Geſchlechts, geboren in Mainz zwiſchen 1393 und 1400. Er war, noch jung an Jahren, bei Gelegenheit eines Streites der Zünfte gegen die adeligen Geſchlechter, mit vielen Andern ſeines Standes aus ſeiner Vaterſtadt fortgezogen und nach Straßburg gekommen, wo er manche nützliche Kunſt pflegte und über das Mittel nachſann: geſchriebene Worte in kürzerer Zeit und mit leichterer Mühe bis zu tauſend Malen zu vervielfältigen, als dies bis dahin durch das Abſchreiben möglich war. Schon ſeit einiger Zeit war eine Kunſt erfunden worden, Bilder zu vervielfältigen; man ſchnitt ſie nämlich auf hölzerne Tafeln, überzog dann die Oberfläche derſelben mit einer Schwärze und druckte ſie ſo, vermittelſt eines Reibers, auf Papier ab (das war die Holzſchneidekunſt). Oft wurden auf ſolche Tafeln auch ganze Schriftzeilen in Buchſtaben geſchnitzt. Dieſes noch rohe ſogenannte „Briefdrucken" brachte Gutenberg wahrſcheinlich auf die Spur ſeiner Erfindung. Er wollte nämlich in ähnlicher Weiſe ganze Bücher drucken und unternahm dazu zahlloſe Verſuche. Endlich ſchnitt er ganze Schriftſeiten auf Holztafeln, zertheilte dieſe, reihte die einzelnen Buchſtaben zu Zeilen aneinander, welche er wieder zerlegen und wieder zuſammenſetzen konnte, und druckte nun den Satz vermittelſt einer Preſſe. Das aber iſt eben das Weſen der Buchdruckerkunſt, bewegliche Buchſtaben, welche zu Worten zuſammengeſetzt ſind, abzudrucken (gleichſam eine ſichtbare Nachahmung oder Anſchauung der menſchlichen Sprache ſelbſt, welche der Geiſt aus ſo vielen beweglichen Tönen und Lauten kunſtreich zuſammenſetzt). Es war ein mühſeliges Werk, aber die Mühe war dem Gutenberg ſelig, denn er lebte einzig in ſeinem hohen Gedanken; und freudig opferte er in Geduld und Gottvertrauen ſeinem Werk all' ſein Hab' und Gut. Seit 1444 lebte er wieder in Mainz, und da nun ſein Vermögen über ſeinen zahlloſen Verſuchen ganz dahingeſchwunden war, ſo verband er ſich

1450 mit einem reichen Bürger in Mainz, Johann Fuſt, zur gemeinſamen Betreibung ſeiner Erfindung, in ſolcher Art, daß Fuſt das nöthige Geld zur Einrichtung der Werkſtätte (gegen Verpfändung) hergeben ſollte, ſodann jährlich einige hundert Gulden für Koſten, jedoch nur vorlagsweiſe, Gutenberg ſeine Kunſt, ſeinen Fleiß und ſeine Zeit; der Nutzen der Unternehmung ſollte gemeinſchaftlich ſein. Es war aber bei der Vervielfältigung von Büchern wohl ein großer Gewinnſt zu erwarten, denn ein abgeſchriebenes Werk koſtete damals oft vierzig Goldthaler oder noch mehr. Alſo ſchloſſen beide Männer einen Vertrag. Nicht lange darnach erſann Gutenberg eine leichtere Art, wie in kürzerer Friſt, als zum Schneiden ſo vieler Buchſtaben erforderlich war, deren mehrere, dauerhaftere und zierlichere als die hölzernen gefertigt werden könnten; er goß nämlich in Metall Matrizen (d. i. vertiefte Mutterformen), und aus dieſen wieder Metallbuchſtaben. Mit ſolchen begann er (1452) den Druck der heiligen Schrift. Wie ſchlug ihm das Herz vor Freuden, als er nach jahrelangem Hoffen und Harren dem Fuſt die erſten Blätter ſeines Druckwerks zeigen konnte; das iſt die ſogenannte zweiundvierzigzeilige Bibel. Ein kunſtfertiger Mann, Peter Schöffer von Gernsheim, welcher früher Schreiber geweſen war und ſich in Fuſt's Hauſe befand, erſann während der Zeit eine leichte Art die Buchſtaben zu gießen, er prägte nämlich ſtählerne Buchſtabenformen in Kupfer ein und gewann dadurch ſchärfere Matrizen. Als Fuſt Schöffer's große Geſchicklichkeit erkannte, gab er ihm ſeine Tochter zur Hausfrau und gewann ihn für ſein Geſchäft. Nachdem ſich nun Fuſt ſo geſichert hatte, nahm er 1455 einen Streit mit Gutenberg über die Abrechnung zum Anlaß, um ſich von dieſem zu trennen und alles Druckwerkzeug für ſich allein zu behalten. Es kam zu einem Prozeß. Gutenberg verlor ihn und ſtand nun wieder ſo arm und verlaſſen wie früher in der Welt, betrogen um die Früchte ſeines Fleißes, und noch dazu ohne Geräthe zur Betreibung ſeiner Kunſt. Fuſt und Schöffer hingegen druckten eifrig fort und förderten 1457 ein herrliches Werk, das Pſalterium, zu Tage. Gutenberg verzagte nicht und baute auf Gott. Und ſiehe, ein braver Mann, Doktor Humery, ſchoß ihm

z. S. 432.

Geld vor, wovon er ſich neues Geräthe anſchaffen konnte. Damit begann er friſch zu arbeiten, und vollendete 1460 den Druck des „Katholikons“ (einer allgemeinen lateiniſchen Grammatik). Die neue Kunſt wurde, ſchon in Folge der Trennung Gutenbergs von Fuſt, beſonders aber der Eroberung von Mainz (1462), durch die Kunſtverwandten in alle Länder verbreitet und hoch geehrt; Kaiſer Friedrich III. verlieh den Schriftſetzern einen Adler, den Buchdruckern einen Greif mit den Druckerballen, nebſt gekröntem offnen Helm, zum Wappen. Man weiß nicht genau, wann Gutenberg geſtorben iſt (wahrſcheinlich zwiſchen 1467 und 1468); gleichviel! Sein Werk, die Buchdruckerkunſt, wird in allen Welttheilen ſo lange beſtehen, als die Menſchheit, für welche dadurch eine neue Zeit der Entwickelung begonnen hat. Denn nun hatte das flüchtige Wort Dauer erlangt für Jahrhunderte und gab bei ganzen Nationen tauſendfachen Wiederhall; nun konnte ſich keine Kaſte mehr für ſich allein den ausſchließlichen Beſitz der Wahrheit vorbehalten; unaufhaltſam wurde dieſe jetzt Eigenthum des Volkes. Und „die Wahrheit wird euch frei machen!“ heißt es in der heiligen Schrift.

17.

„Untröſtlich iſt's noch allerwärts,
Doch ſah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz!“

Uhland.

Inzwiſchen befand ſich Kaiſer Friedrich III. fortwährend in großen Mißhelligkeiten mit ſeinen erbländiſchen Ständen und mit jenen von Ungarn und Böhmen, weil er ſich weigerte, ſeinen jungen Neffen Ladislaus, welchen nach dem Tode König Wladislaw's von Ungarn (1444) Alle zu ihrem Herrn haben wollten, aus ſeiner vormundſchaftlichen Gewalt zu entlaſſen. Darüber entſtand ein Bürgerkrieg, und im Auguſt 1452 zogen die Oeſterreicher und Böhmen gewaffnet vor Wieneriſch-Neuſtadt, wo der Kaiſer war. Sie liefen Sturm, eroberten die Vorſtadt und drangen bis an die Zugbrücke vor dem

Wiener Thor; ein einziger Mann, Andreas Baumkircher, vertheidigte dieſe, von dreizehn Wunden bedeckt, mit Rieſenkraft gegen die ganze Menge, bis die Brücke abgebrochen war und das Gatter niederfiel. Endlich erſchrak der Kaiſer vor dem Ernſt der Völker und übergab ihnen (1452) ſeinen Neffen Ladislaus. Mit Jubel wurde der erſehnte Knabe allenthalben begrüßt; und es übernahmen für ihn der Graf von Cilly in ſeinem Antheil am öſterreichiſchen Erbland, Georg Podiebrad in Böhmen, in Ungarn Johann Hunyad, die Statthalterſchaft. Der Kaiſer genoß nirgends Achtung und Anſehn. Dennoch war er d'rauf bedacht, die Würde ſeines Geſchlechtes zu erhöhen und führte (1453) für alle Glieder des Hauſes Oeſterreich nunmehr ſtändig den erzherzoglichen Titel ein, welchen ſie noch heute haben.

Am 29. Mai 1453 hatten die Türken unter Anführung ihres kühnen Sultans Mohammed II. Konſtantinopel erſtürmt und das tauſendjährige griechiſche Kaiſerthum zertrümmert. Da kam Entſetzen über das ganze Abendland. Der Papſt rief die Völker zum heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen auf; doch mit dem Glauben an die Heiligkeit des Papſtes war auch die Begeiſterung längſt erloſchen. Der Kaiſer aber hatte nur Thränen, keine Thatkraft. Die deutſchen Fürſten kamen zwar auf mehreren Reichstagen zuſammen, beriethen ſich über einen Zug gegen die Türken und verſprachen ſogar, den bedrohten Ungarn ein Kriegsheer zu Hülfe zu ſchicken; gleichwohl vergaßen ſie über ihren einheimiſchen Zwiſten ihr Verſprechen und gaben die Ungarn den osmaniſchen Eroberern preis. Da ſchirmten die Ungarn, von Natur aus heldenhaft, in heiliger Begeiſterung ohne fremde Hülfe ihr Vaterland, und hielten dadurch auch von dem ganzen Abendlande den Anſchwall der verheerenden Völkerfluth aus Oſten ab. An der Spitze der Helden ſtanden der Statthalter Johann Hunyad mit dem Schwert in der Hand, und ein greiſer Franziskanermönch, Johann Capiſtranus, welcher die Kreuzesfahne ſchwang. Schon früher war Capiſtranus, welchen das Volk wegen ſeines ſtrengen Wandels wie einen Wunderthäter und Heiligen verehrte, durch die Lande Oeſterreich und Mähren gezogen, und hatte, wohin er kam, gegen Irrlehren, Kleiderpracht, Spielſucht

z. S. 435.

und Sittenverderbniß gepredigt; die Flamme der Begeiſterung, welche aus ſeinen Blicken leuchtete, hatte alle Herzen entzündet. Die Zuhörer verſtanden die lateiniſchen Worte ſeiner Predigten nicht; der bloße Ton ſeiner Rede erſchütterte jedes Herz durch die Kraft des Herrn, die mit ihm war. Seine Zuhörer warfen ihre üppigen Kleider und Geſchmeide von ſich, brachten Würfel und Karten herbei, ſchichteten ſie zu Scheiterhaufen und verbrannten ſie; zahlreiche Sünder gingen in ſich und thaten Buße. So geſchah's (1451) zu Wien, wo noch heutzutag am Stephansfriedhof Capiſtran's ſteinerne Kanzel zu ſchauen iſt. Durch dieſe Kraft der Begeiſterung hatte Johann Capiſtranus 1456 viel Volk, meiſtens aus den unteren Klaſſen, zum heiligen Kampf mit ſich fortgeriſſen und als Kreuzfahrer dem Hunyad zugeführt. Es war hoch an der Zeit. Denn ſchon ſtand der ſiegreiche Sultan, der da wollte: „es ſolle nur ein Herr auf Erden, wie nur ein Gott im Himmel ſein," vor Belgrad und beſchoß dieſe Stadt aus dreihundert Kanonen. Am 21. Juli 1456 ſtürmten die Türken die Stadt; ſchon gab ſelbſt der kühne Hunyad ſie für verloren; doch Capiſtranus, gottbegeiſtert, wankte nicht und trieb die Türken zurück. Des andern Tages that er, — zwei Ordensbrüder und den Fahnenträger zur Seite, — mit 1000 Kreuzfahrern einen Ausfall; „Jeſus" war das Schlachtgeſchrei. Bald verkündete es den Sieg. Belgrad war gerettet. Der ſtolze Sultan flüchtete; 24,000 Türken lagen todt auf dem Plan. Zwei Wochen darnach ſtarb Hunyad auf dem Krankenbette und nach drei Monaten folgte ihm Capiſtran in's ewige Leben.

Indeſſen vergab ſich der Kaiſer immer mehr an ſeiner Würde und ließ ſich von dem ſchlauen Aeneas Sylvius beſtimmen, einen Verſuch mehrerer Fürſten zur Sicherſtellung der deutſchen Kirche gegen Rom's Oberherrſchaft von ſich zu weiſen. Aeneas Sylvius aber ſtieg bis zur Kardinalswürde empor und erreichte endlich im Jahre 1458 das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes, er wurde nämlich zum Papſt gewählt. Als ſolcher nahm er den Namen Pius II. an, bemühte ſich raſtlos, einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, und verkündigte zugleich die hierarchiſchen Grundſätze, welche

er anfangs ſelbſt bekämpft, dann aber ſo unerſchütterlich vertheidigt hatte, nunmehr der ganzen Chriſtenheit als Machtgebote. Er wollte das Papſtthum im ganzen Umfang früherer Hoheit, aber auch mit allen Mißbräuchen, wieder herſtellen. So verdammte er jede Berufung von dem Papſt auf eine zukünftige Kirchenverſammlung als fluchwürdig. Bald mußte Deutſchland die päpſtliche Einmiſchung ſchwer empfinden, gleichwie es auch bereits alle Kämpfe auszuſtehen hatte, welche — bei des Kaiſers gänzlicher Nichtigkeit — durch die Beſtrebungen der Fürſten, ihre Macht auszubreiten, ſo wie durch die Gegenbeſtrebungen des Adels und der Städte entſtanden waren.

So litten die ſächſiſchen Länder fünf Jahre lang (1445 — 1450) durch einen Krieg zwiſchen dem Kurfürſten Friedrich dem Sanftmüthigen und ſeinem Bruder Wilhelm (den Söhnen Friedrich's des Streitbaren). Dabei hatte dem Kurfürſten ſein Hofmarſchall, der tapfre Ritter Kunz von Kaufungen, treu gedient, und von ihm für manchen im Krieg erlittenen Schaden Güter in Meißen bekommen. Dieſe ſollte er nach dem Frieden (1450), gegen Erſtattung ſeiner eigenen, zurückgeben. Als er ſich aber deſſen trotzig weigerte, verwies ihn der Kurfürſt des Landes. Da wollte ſich Kaufungen an ihm rächen, warb Genoſſen, erſtieg, während der Kurfürſt in Leipzig bei einem Feſte war, das Schloß zu Altenburg und raubte ihm ſeine beiden Kinder, die Prinzen Ernſt und Albrecht. Den Letzteren brachte er ſchnellen Ritts durch Wald- und Wildwege gen Böhmen. Er hatte kaum noch eine halbe Meile bis zur Grenze, als er in einem Walde Raſt machte, um dem hungernden Prinzen Beeren zu pflücken; da kam ein Köhler herbei, dem ſich Albrecht zu erkennen gab. Kaufungen wollte ſich zur Wehre ſetzen, verwickelte ſich aber mit den Sporen im Geſträuche; nun ſchwang der Köhler rüſtig ſeinen Schürbaum gegen ihn, und ſein Weib rief alle Köhler in der Runde herbei; die kamen und fingen den Prinzenräuber. Seine Genoſſen, welche den Prinzen Ernſt entführt hatten, lieferten dieſen aus, nachdem ſie ſich zuvor Gnade ausgebeten hatten; Kunz von Kaufungen aber ward zu Freiberg enthauptet. Dieſe zwei Prinzen haben in der Folge (1485) zu Leipzig die ſächſiſchen Länder getheilt, und die

z. S. 436.

zwei nach ihnen benannten Linien des ſächſiſchen Hauſes geſtiftet, welche noch heutzutag regieren, die Erneſtiniſche mit Kurſachſen und Thüringen, und die Albertiniſche mit den meißniſchen Ländern.

In Brandenburg erſtarkte die monarchiſche Verfaſſung durch die Kraft und Klugheit der Fürſten aus dem Hauſe Hohenzollern immer mehr. —

In dem benachbarten Preußen war die Herrſchaft des deutſchen Ordens ſeit den Zeiten der Huſſitenkriege immer mehr zerfallen; eine vorgeſchlagene Vereinigung zwiſchen dem Orden, dem Adel und den Städten führte nur dazu, daß die beiden letzteren ſich gegen den erſteren verbanden, deſſen Regierung nach Auflöſung der geſetzlichen Ordnung zu Willkür entartet war. Ja, die Städte ſagten (1454) dem Orden ſogar förmlich ab, und boten in Verbindung mit einer mächtigen Adelspartei das Land dem Polenkönig an. Die Macht des Ordens war damals ſchon ſo tief geſunken, daß er (1455) den zur Vertheidigung geworbenen Söldnern das Land und die Marienburg verpfänden und die Neumark an Brandenburg verkaufen mußte; die Söldner aber verkauften die Marienburg, ſo wie jene Städte und Burgen, welche ſie inne hatten, an den König von Polen. Nach vielen Kämpfen wurde endlich 1466 zu Thorn ein Friede geſchloſſen, in welchem der Orden nur einen kleinen Theil ſeines Landes behielt, den übrigen an Polen abtrat und dafür deſſen Vaſall wurde! —

In Baiern wagte es Herzog Ludwig von der Landshuter Linie, 1458 die Reichsſtadt Donauwörth zu überfallen, um ſie zu ſeiner Landſtadt zu machen; ein Beiſpiel, wie ſehr die Fürſten jener Zeit ſich ſelbſt als unumſchränkte Herren, den Kaiſer als eine bloße Null betrachteten! Darüber kam er in des Reiches Acht und erweckte einen langen verderblichen Krieg; auf des Papſtes Anmahnung gab er endlich Donauwörth dem Reiche zurück. —

In der Rheinpfalz hatte Friedrich der Sieghafte, Ludwigs Freund, ſtatt ſeines Neffen und Mündels Philipp, die Kurwürde an ſich geriſſen. Das war ein gar kluger, kriegserfahrner, aber auch den Künſten und Wiſſenſchaften holder Herr, welcher ſich kühn gegen Kaiſer und Papſt ſetzte. Seine Feinde hießen ihn nur

den „böſen Fritz". Für Kaiſer und Papſt ergriff der gewaltige Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg Partei, ein Held, berühmt in allen Turnieren und Schlachten, und eben ſo thätig an Geiſt. Dieſe beiden Männer, der „böſe Fritz" von der Pfalz und Albrecht Achilles, ſtanden, hoch über alle andere Fürſten emporragend, gleichſam als Vorkämpfer mitten in den Wogen der großen Bewegung, welche der Papſt erregte. Der Papſt wollte nämlich den 1459 zum Kurfürſten von Mainz erwählten Diether nur dann beſtätigen, wenn ihm dieſer eine übermäßige Summe Geldes (als „Annaten") bezahlen und geloben würde, keine Fürſtenvereine mehr zu berufen (weil dieſe ſo oft den päſtlichen Anmaßungen entſchiedenen Widerſtand geleiſtet hatten). Diether verweigerte, als deutſcher Mann, beides, und berief ſich — was der Papſt ſo ſcharf verboten hatte — 1461 auf ein allgemeines Concilium. Da that ihn der Papſt in den Bann und beſtellte — mit des Kaiſers Einwilligung — ſtatt ſeiner den Grafen Adolf von Naſſau zum Erzbiſchof von Mainz. Dem ſchwachen Kaiſer und dem herriſchen Papſt zum Trotz, verbanden ſich nun Diether und der „böſe Fritz", welche früher Feinde geweſen; — auf der anderen Seite aber kämpfte Albrecht Achilles gegen den Freund des „böſen Fritz", den Herzog Ludwig von Baiern-Landshut, und Adolf von Naſſau ſchloß Bündniß mit des „böſen Fritz" alten Gegnern, dem Grafen von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden und den Biſchöfen von Speier und Metz. Dieſe führten voller Wuth einen abſcheulichen Krieg; ſie ſengten und brannten, mordeten und raubten in dem geſegneten Land am Rhein, Main und Neckar. Wer mußte dabei das Meiſte leiden? Das arme Volk. Bei Seckenheim, wo der Neckar in den Rheinſtrom rinnt, trieb der „böſe Fritz" (am 30. Juni 1462) ſeine Feinde zur Schlacht. Sie war kurz, aber entſcheidend. Der Graf von Würtemberg, der Markgraf von Baden und der Biſchof von Metz fielen in des Siegers Gewalt. Es wird erzählt, daß der ſiegreiche Kurfürſt den Würtemberger als Gefangenen auf dem Heidelberger Schloß zu einem ſtattlichen Mahl geladen, wo koſtbare Speiſen und Wein die Fülle aufgetragen waren, nur kein Brot. Und als der Würtemberger dies vermißte, ließ ihn der

z. S. 439.

Kurfürſt hinabſchauen auf die verwüſtete Pfalz weithin und ſprach: „Wo ſoll das Brot herkommen, da Ihr dem Volk muthwillig die Saat niedergeritten?“ Bald darauf beſiegte Ludwig von Baiern den Albrecht Achilles bei Giengen. Der Kaiſer war in heftigem Zorn; der „böſe Fritz“ lachte darüber und ließ die Gefangenen nicht los, bis daß ſie ſich durch eine gute Summe Geldes auslöſten. Endlich vermittelte der Papſt den Frieden. Wenige Monate nach jener Schlacht gewann jedoch ſein Gegner Adolf von Naſſau durch Ueberfall und Verrätherei die Stadt Mainz, nahm ihr ihre Freiheiten und machte ſie ſich unterthan. Da mußte der mannhafte Diether auf Erzbisthum und Kurwürde verzichten, erlangte ſie jedoch nach Adolfs Tode (1475) wieder. —

Zur ſelben Zeit hatte der Kaiſer ſelbſt mit ſeinem eignen Hauſe und in ſeinen öſterreichiſchen Erblanden Fehde. Der junge König Ladislaus war 1457 geſtorben, worauf die Ungarn den Matthias Corvinus, einen Sohn des Helden Hunyad, die Böhmen den Georg Podiebrad zu Königen wählten. Den Kaiſer mochte keine Nation und er mußte Oeſterreich mit ſeinem herrſchſüchtigen Bruder Albrecht und ſeinem Neffen Sigismund von Tyrol theilen. Nun war das Volk dort durch unmäßige Zölle und ſchlechte Münze ſchwer erbittert und litt noch obendrein unſäglich durch die Räubereien zahlreicher Schaaren von entlaſſenen und müßigen Söldnern, welche im Lande umherſtreiften. Der Kaiſer kümmerte ſich um all' das Elend nicht und lud dadurch gerechten Unwillen auf ſich. Bei ſolcher Stimmung war es dem ränkevollen Erzherzog Albrecht ein Leichtes, die Wiener gegen den Kaiſer aufzuhetzen. Ein kühner Mann, Wolfgang Holzer, ſtellte ſich an ihre Spitze, vertrieb den dem Kaiſer zugethanen Rath und erklärte ſich zum Beſchützer der Stadt. Friedrich III. rückte mit Kriegsvolk vor Wien, wo ſich ſeine Gemahlin und ſein Söhnlein Maximilian befanden, und wurde nach dreitägigen Unterhandlungen endlich in die Stadt eingelaſſen. Kaum war er aber wieder in der Burg ſeiner Väter, ſo gebot er den Wienern, ſeine entlaſſenen Söldner zu bezahlen. Dieſe raubten und plünderten und der Kaiſer ſchützte einen der Verhaßteſten unter ihnen gegen den

Rath. Da kündeten die Wiener dem Kaiſer den Gehorſam auf und belagerten ihn in ſeiner Burg; der kecke Holzer, welcher mittlerweile Bürgermeiſter geworden war, rief Albrecht zum Oberfeldherrn aus. Endlich zog der König Podiebrad zu des Kaiſers Rettung heran und vermittelte 1462 den Frieden, worin Albrecht das Land Oeſterreich und die Stadt Wien erhielt; ſein Bruder, der Kaiſer, aber that ihn bald darauf in die Reichsacht. Albrecht waltete, darum unbekümmert, grauſam und tyranniſch in Wien, ſo daß der Holzer, um die Stadt zu retten, einen Anſchlag machte, ihn gefangen zu nehmen und dem Kaiſer auszuliefern. Dies ward verrathen und der Holzer hingerichtet. Doch bald darauf (1463) ſtarb auch Albrecht, und nun erſt wurde die Ruhe in Oeſterreich auf einige Zeit hergeſtellt. —

In Böhmen hielt König Georg Podiebrad mit Klugheit und Entſchiedenheit die nationalen Intereſſen des Landes und die Religionsfreiheit aufrecht. Aber eben dadurch lud er den heftigen Zorn des Papſtes Pius II. auf ſich. Dieſer verbot das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt und that den König, welcher ihn vergeblich warnte und ihm dann kräftig widerſtand, in den Bann. Papſt Paulus II., der Nachfolger des 1464 geſtorbenen Pius II., ließ ſogar einen Kreuzzug gegen den König predigen. Vergeblich erbot ſich dieſer, gegen die Türken in's Feld zu ziehen; der Haß des Papſtes gegen die Ketzer war größer, als deſſen Eifer gegen die Ungläubigen, er verkündigte den von ſeinem Vorfahrer ausgeſprochenen Bann, und trug dem König Kaſimir von Polen die Krone Böhmens an. Der undankbare Kaiſer machte mit dem Papſt gemeinſame Sache und verbündete ſich insgeheim mit dem König Matthias Corvinus von Ungarn gegen Podiebrad, welcher deſſen Schwiegervater war, und auch feindlich in Böhmen einbrach. Heimlich aber wollte er den Papſt bewegen, ſeinem Sohne Maximilian die Nachfolge in den Reichen Ungarn und Böhmen zuzuſichern.

Während dieſer Zeit verlor Oſtfriesland ſeine alte Freiheit; 1463 machte ſich der gewaltige Junker Ulrich Cirkſena zum Grafen über das Land.

Jener deutſche Biedermann aber, Georg von Heimburg, konnte

in Deutſchland keine Freiſtätte finden, wo er ſein gebanntes Haupt zur Ruhe hinlegen mochte, das im Kampfe für's Vaterland und die Wahrheit ergraut war. Der edle Podiebrad nahm ihn bei ſich auf; nach deſſen Tode (1471) mußte Georg von Heimburg abermals flüchten; lebensmüde, verſöhnte er ſich endlich mit der Kirche und ſtarb 1472.

Während des ungerechten Krieges gegen Böhmen waren die Türken mit Mord und Brand durch Kroatien ſchon bis nach Krain vorgedrungen, und hatten viele Tauſende in die Sclaverei mit ſich fortgeſchleppt. So ſtand nun die Gefahr den Reichsſtänden und dem Kaiſer plötzlich dicht vor den Augen. Und dennoch kamen weder die Erſteren, noch der Letztere zur Thatkraft. Die Reichsſtände hielten manche Zuſammenkünfte und beſchloſſen viel zur Herſtellung des Landfriedens und zur Abwehr des Feindes von außen, aber kein Beſchluß wurde ausgeführt. Der Kaiſer beſuchte nach zwei Jahren (1471) einen Reichstag zu Regensburg, auf welchen auch päpſtliche Geſandte gekommen waren; aber ſchon in der erſten Sitzung ſchlief er ein während einer Rede des einen päpſtlichen Geſandten, und der andere mußte ihn wecken! Und als zur Beſtreitung des Türkenzugs eine allgemeine Beſteuerung in Vorſchlag gebracht wurde, weigerten ſich die Städte, beſorgt, dazu beizutragen. So ſtellte Deutſchlands politiſche Lage bei dem Streben der Fürſten nach Erweiterung ihrer Macht ein Bild der traurigſten Zerrüttung dar. In hundert Vaterländchen zertheilt, deren jedes nur für ſich ſorgte, hatten die Deutſchen den Gedanken an ein in Freiheit, Treue und Ehre einziges und einiges Vaterland vergeſſen. Es war eine Zeit, daß ein verzagtes Herz wohl hätte denken mögen, ſie ſei die Sterbeſtunde der Nation. Aber es war nur die letzte Stunde des Mittelalters und ſeiner morſchen Inſtitute, welche ihre Rollen ausgeſpielt hatten, des Feudalweſens und der Hierarchie; und hinter dieſer trüben Sterbeſtunde ſtieg ſchon die Sonne einer neuen Zeit empor, welche Deutſchlands Wiedergeburt beleuchtete.

18.

„Nicht unſrer Ahnen Zahl, nicht künſtliches Gewehr,
Die Eintracht ſchlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft; ſie iſt in eurer Treu'!
Ach, würde ſie noch jetzt bei jedem Leſer neu!"

A. v. Haller.

Damals herrſchte Herzog Karl der Kühne (ein Sohn des 1467 geſtorbenen Philipps des Guten) über das burgundiſche Reich, welches Herzogthum und Grafſchaft Burgund, Artois, Flandern, Geldern, Limburg, Luxemburg, Namur, Hennegau, Holland, Seeland und Friesland umfaßte. Karl der Kühne war der reichſte Fürſt ſeiner Zeit, und unterhielt ein wohlgerüſtetes ſtehendes Heer, war tapfer, voll glänzender Geiſtesgaben, hochgebildet; aber vom Glück verwöhnt und ehrgeizig, beſaß er die Mäßigung nicht, welche das Glück erſt adelt und dauernd macht, und achtete die Menſchenwürde nicht. Sie rächte ſich an ihm.

Seinem ſtolzen Gemüthe war der Herzogstitel für den Beſitz ſo vieler reicher und herrlicher Länder nicht genug, er wollte König heißen. Kaiſer Friedrich III. war geneigt, ihm dieſe Würde, noch mehrere Bisthümer dazu und das Reichsvikariat über alle Länder jenſeits des Rheinſtroms zu ertheilen; zugleich aber beabſichtigte er eine Vermählung ſeines Sohnes Maximilian mit Karls einziger Tochter Maria zu Stande zu bringen, um dadurch Karls ungeheure Erbſchaft an das Haus Habsburg zu bringen. 1473 kamen Karl der Kühne mit ſeiner holdſeligen Tochter und der Kaiſer mit ſeinem Sohne in Trier zuſammen. Da ſah die edle Maria den jungen Maximilian in ſeiner Schönheit und Kraft und ward ihm von Stund' an hold, und behielt ſein Bild für immer in ihrem Herzen. Aber dem König von Frankreich, Ludwig XI., war der Bund ſehr zuwider und er ließ argliſtig den Kaiſer warnen, als trachte der ehrgeizige Herzog Karl nach dem Kaiſerthum. Der Kaiſer glaubte es und verließ Trier in aller Eile, ohne Urlaub, zur großen Beleidigung des mächtigen Herzogs von Burgund, welcher ihm dafür Rache ſchwur.

Nun war damals ein Streit in Köln zwiſchen dem abgeſetzten Erzbiſchof Ruprecht, welcher von ſeiner Würde nicht weichen wollte, und dem Domkapitel. Das Letztere hatte den Kaiſer um Schutz gegen Ruprecht angegangen; dieſer aber ſtellte ſich in den Schutz des Herzogs von Burgund, welcher alſobald (1474) mit ſechzigtauſend Kriegsleuten vor Neuß zog, das zu Köln gehörte. Als der Kaiſer dies erfuhr, berief er das Reichsaufgebot, verbündete ſich mit Frankreich und zog mit ſtattlichen Heeresſchaaren heran, um Neuß zu entſetzen. Alles erwartete eine entſcheidende Schlacht; ſiehe da ward (1475) plötzlich Friede geſchloſſen zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog und der Kaiſer entließ ſein Heer.

Der Herzog von Burgund dachte bereits an einen andern Kampf. Erzherzog Sigismund von Tyrol hatte ihm das Elſaß verpfändet, und Karl einen ungerechten tyranniſchen Mann, Peter von Hagenbach, als burgundiſchen Landvogt dahin geſetzt, welcher das Land grauſam bedrückte. Nun hatten Frankreich, die Stände im Elſaß und Oeſterreich um die Freundſchaft der Eidgenoſſen geworben und Bündniſſe mit ihnen geſchloſſen, ebenſo der junge Herzog von René von Lothringen, und da es der Hagenbach, welcher zu Breiſach ſaß, in ſeinem Uebermuthe zu weit trieb, ſo hatten ihn die Bürger gefangen und er war (1474) hingerichtet worden. Der Kaiſer ſelbſt hatte den Eidgenoſſen geboten, in Hochburgund einzufallen, auch der König von Frankreich hatte ſie dazu gereizt und ſie hatten es mit Freuden gethan. Nachdem aber der Friede in der kölniſchen Angelegenheit geſchloſſen worden war, verließen der Kaiſer und der König von Frankreich treulos die Schweizer. Da brach Karl der Kühne zornentbrannt (1476) in Lothringen ein, eroberte es, brachte den König von Frankreich auf ſeine Seite und warf ſich dann mit ſeiner ganzen Macht auf die Schweizer. Vergeblich ſuchten dieſe durch Abgeſandte den Frieden zu erhalten. Karl gewann Genf und Lauſanne. In Grandſon ergab ſich die Beſatzung der Burg auf das Ehrenwort eines bübiſchen Edelmanns, welcher wie ihr guter Freund zu den Belagerten kam und ihnen im Namen des Herzogs freien Abzug zuſicherte. Aber als ſie aus der Burg hervorzogen, ließ Karl

der Kühne die 450 tapfren Kriegsmänner ergreifen und wie Verbrecher hinrichten. Da zogen zwanzigtauſend Schweizer (1476) einträchtig zur Blutrache gegen Grandſon heran, und ſchlugen (am 3. März) des Herzogs überlegenes kriegsgeübtes Heer, daß es in wilder Flucht dahinjagte; ſein ganzes Lager mit allen Koſtbarkeiten ward von den Siegern erbeutet. Karl der Kühne tobte vor Schmerz und Grimm. Bald hatte er wieder ſechzigtauſend Kriegsleute unter ſeinen Fahnen und zog von Lauſanne gegen den Neuenburger See und Murten; von dort wollte er gen Bern und Freiburg rücken. Er ſtürmte Murten, doch es widerſtand heldenhaft. Sobald die in Lothringen, in Straßburg und in der Schweiz es erfuhren, kamen ſie eilig wider ſeine große Wuth und Gewalt herbei. Am 22. Juni 1476 geſchah bei Murten eine Schlacht. Da ward der See vom Blute roth, funfzehntauſend ſeines Kriegsvolks wurden ihm erſchlagen, Karl ſelbſt mußte mit dreitauſend Reitern flieh'n; nur mit dreißig kam er, todtenbleich und ſchweigend, an den Genferſee. Die Schweizer harrten nach altem Brauch drei Tage lang auf dem Siegesfelde, dann verſenkten ſie die Leichen der erſchlagenen Feinde in großen Gruben; ſpäter (1480) errichteten ſie für die Knochen ein Beinhaus, fürſtlichem Uebermuth zur Warnung.

Nun wollten der Papſt, der Kaiſer und der König von Ungarn Frieden vermitteln. Aber Karl der Kühne war vor Scham und Verzweiflung wie von Sinnen und wollte das Glück erzwingen. Oft ſaß er ſchweigend und brütete vor ſich hin, dann ſtürzte er Becher Weins hinab, um ſich zu betäuben, ſprang auf, raufte ſein Haar und rief, daß ſich Alle vor ſeinem gottverlaßnen Weſen entſetzten: „Nichts von Nachgeben, nichts von Frieden, wenn der Junge von Lothringen nicht ausgeſchloſſen bleibt!“ Der Herzog René von Lothringen hatte nämlich mittlerweile ſein Land und ſeine Hauptſtadt Nancy wieder gewonnen und die Schweizer ſandten ihm achttauſend Kriegsleute zur Hülfe. Wie ein Raſender zog nun Karl der Kühne gegen ihn in's Feld, vor Nancy, um die Stadt zu entſetzen. Dort kam's am 5. Januar 1477 zur Schlacht. Als Karl ſich am Morgen jenes Tages auf's Pferd ſchwang, fiel ſeine Helm-

zier, ein goldner Löwe, auf den Sattel herab; „das iſt von Gott", ſprach er düſter, und gab, an ſeinen Tod denkend, ſeinen Dienern verſiegelte Befehle. Die Schlacht begann. Da riß ſich ein welſcher Verräther, der Herr von Campobaſſo, auf welchen Karl ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte, ſeine rothe Schärpe ab und ging mit achthundert Mann zu René über. Karls Heer wurde umzingelt. Wüthend brach das Morden los. Vergeblich ſuchte Karl die Ordnung herzuſtellen; es war nicht Haltens mehr. Da ſprengte er verzweifelnd davon und ſtürzte mit ſeinem Roß in einen gefrornen Bach, deſſen Eis unter ihm einbrach. So lag er hülflos, da kam ein tauber lothringiſcher Edelmann heran und ſpaltete ihm mit der Hellebarde das Haupt. Erſt am dritten Tage fand man ſeine entſtellte Leiche.

19.

Und ob das Alte rings veraltet,
Soll deutſcher Sinn fortan beſteh'n;
Und ob die Welt ſich umgeſtaltet,
So lang' der Gott der Väter waltet,
Soll das Geſchlecht nicht untergeh'n!

Schmidt von Lübeck.

Alſobald entſtand ein großer Streit um das Erbe Burgunds und um die Hand der ſchönen Prinzeſſin Maria. Der König von Frankreich wollte ihr ſeinen Sohn anvermählen; aber die treue Maria reichte ihre Hand dem geliebten Erzherzog Maximilian von Oeſterreich. Zu Gent war am 19. Auguſt 1477 die Hochzeit. Das Haus Habsburg erwarb nun das reiche Erbe Burgunds. Ritterlich behauptete es Maximilian gegen Frankreichs Neid und Trotz in der Schlacht bei Guinegate (1479). Aber ſchon 1482 verlor er ſeine theure Gattin, welche ihm zwei Kinder — Margaretha und Philipp — geſchenkt hatte, durch den Tod. Da bemächtigten ſich die Niederländer der Vormundſchaft und ließen ſich mit dem ränkevollen

König von Frankreich in Unterhandlungen ein. Margaretha wurde dem Thronerben Frankreichs verlobt und ſollte dieſem die Grafſchaften Charolais, Artois und Burgund als Mitgift bringen; der junge Philipp blieb unter der Vormundſchaft der niederländiſchen Stände. Dafür bekämpfte Maximilian die Niederländer und gewann endlich (1484) durch einen Vertrag zu Brügge, daß ſie ihm die Vormundſchaft und die Landesverwaltung überließen, wofür er ihnen ihre koſtbaren alten Freiheiten beſtätigen mußte.

Nach dem Tode Podiebrads hatten die Böhmen Wladislav, den Sohn des Polenkönigs Kaſimir, zu ihrem König gewählt, und der Kaiſer dieſen belehnt. Darüber ergrimmte aber der Ungarnkönig Matthias Corvinus, und überzog nicht nur Böhmen, ſondern auch Oeſterreich mit Krieg, während die Türken mit Mord und Brand in Kärnthen, Krain und Steiermark einbrachen. Der alte Kaiſer, aus ſeiner geliebten Ruhe aufgeſcheucht, flehte vergeblich das Reich um Hülfe an; die Reichsſtände machten es ihm ſtets zur erſten Bedingung, den Landfrieden herzuſtellen und durch ein höchſtes Reichsgericht zu ſichern. Der Kaiſer aber verzögerte dies lange. Endlich (1485) eroberte der kühne Ungarkönig Oeſterreich und die Reſidenzſtadt Wien. Da mußte der Kaiſer flüchten und kam 1486 mit ſeinem Sohne Maximilian gen Frankfurt. Dort erwählten die verſammelten Fürſten am 16. Februar den Erzherzog Maximilian zum römiſchen König.

Auf dieſen thatkräftigen jungen Fürſten waren alle Hoffnungen der deutſchen Nation gerichtet, daß er ihre Wünſche und Bedürfniſſe werde in's Werk ſetzen helfen. Dieſe betrafen die Herſtellung des Landfriedens und die Ordnung der ſo vielfach verworrenen inneren Verhältniſſe durch reichsſtändiſche Theilnahme an der Reichsverwaltung. Zwar ſcheiterte die Errichtung eines oberſten Reichsgerichts an der kleinlichen Eiferſucht des Kaiſers, welcher beſorgte, ſeine höchſte Machtvollkommenheit dadurch einzubüßen. Hingegen wurde in Schwaben, wo — trotz der Zerſplitterung des Landes in lauter kleine Gebiete vieler geiſtlicher und weltlicher Herrn und Städte — das alte Einungsweſen noch nachwirkte und beim Ritterſtande auch noch fortdauerte, 1488 der Anfang zu einer wirkſamen wechſelſeitigen

Verbindung der einzelnen Stände gemacht. Längſt ſchon beſtand dort eine große *Adelsgeſellſchaft*, genannt „*vom Sankt-Georgen-Schilde*", welche alle übrigen in ſich aufgenommen hatte und zu welcher auch Prälaten gehörten; ſie umfaßte die Landſchaften in vier Kreiſen und ſah es für den Beruf des Adels an, „Gerechtigkeit und Frieden zu fördern." Auf Betrieb des Grafen *Hug von Werdenberg*, welcher des Kaiſers Vertrauen beſaß und verdiente, trat nun dieſe Adelsgeſellſchaft in Vereinigung mit zwei und zwanzig *Reichsſtädten*, und mit beiden Theilen verbanden ſich endlich auch die *Fürſten*; alle zu dem gemeinſamen Zweck: durch gemeinſame Kraft den Landfrieden zu erhalten. Dieſe allgemeine Verbindung wurde in der Folge der *ſchwäbiſche Bund* genannt, und gewann eine *ausübende Gewalt* von hoher Bedeutung.

Zur ſelben Zeit nahmen die Bürger der Stadt Brügge in den Niederlanden den König Maximilian gefangen und wollten ihn zwingen, die Vormundſchaft ſeines Sohnes Philipp dem König von Frankreich zu überlaſſen. Während jedoch ihm ſein Vater, der Kaiſer, mit einem Reichsheer zur Hülfe heranzog, wurde Maximilian wieder freigegeben, wiewohl auf harte Bedingungen. — Zwei Jahre darnach (1490) ſtarb der Ungarkönig Matthias Corvinus in Wien, und nun gewann König Maximilian Oeſterreich und nahm auch die Krone Ungarns in Anſpruch. Doch eine zahlreiche Partei der dortigen Großen erwählte den König Wladislav von Böhmen, mit welchem Maximilian nach einigen Kriegsbewegungen einen Vergleich zur Thronfolge in Ungarn (nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes) ſchloß. — Damals raubte Karl VII., König von Frankreich, Maximilians Braut, Anna von Bretagne, und ſchickte ihm deſſen Tochter Margaretha zurück, obwohl er ihre Mitgift (die Grafſchaften Charolais, Burgund, Artois) behielt. Maximilian wollte dieſe Beleidigung rächen, und da ihn das Reich im Stiche ließ, ſo warb er auf eigene Koſten ein Heer gegen Frankreich und erlangte endlich (1493) die Herausgabe jener Grafſchaften. In demſelben Jahre ſtarb ſein Vater, Kaiſer Friedrich III., nachdem er drei und funfzig Jahre die Krone getragen hatte, ohne je wirklich geherrſcht zu haben, nämlich im wahren Sinne dieſes

Worts. Er hinterließ ſeinem Sohne das Reich in Verwirrung und die kaiſerliche Krone ohne Anſehen.

Maximilian war in allen Eigenſchaften ganz das Gegentheil ſeines bedächtigen, unentſchloſſenen Vaters. Er beſaß Lebhaftigkeit des Geiſtes und raſtloſe Thätigkeit, klaren Blick, hohen Sinn für Ehre und ritterlichen Muth, welcher ſich ſelbſt in Abenteuern gefiel, eine nicht gemeine Bildung, Kenntniſſe in allen Dingen, beſonders im Kriegsweſen, und entſchiedene Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften, endlich, bei ſeinem einfachen Weſen, eine große Gabe der Leutſeligkeit. Gleichwie ſeinen Ahnen, lag auch ihm die Vergrößerung der Macht ſeines Hauſes ſehr am Herzen, wobei ihn das Glück über alle Erwartung begünſtigte. Dabei hatte er redliche Abſichten für das wahre Wohl des deutſchen Reiches und fügte ſich den Vorſchlägen, welche darauf abzweckten. Endlich ſchwebte noch ein hohes Ziel vor ſeinem Geiſte: die Vertreibung der Türken aus Europa. So ſtand er, von der Nachwelt der „letzte Ritter" genannt, wie mit gezücktem Schwerte auf den zuſammengeſunkenen Trümmern des Mittelalters, eine ehrfurchtgebietende Geſtalt, obgleich er nicht Alles erreicht hat, was er erſtrebte.

Damals gingen in den europäiſchen Staatenverhältniſſen große Veränderungen vor, ſowohl in Beziehung auf die äußere Stellung der einzelnen Staaten zu einander, als auch in Bezug auf die inneren Entwickelungen, auf Politik, Handel, Kriegsverfaſſung und Nationalgeiſt. Alle dieſe Veränderungen ſtanden in einem innigen Zuſammenhang, und kein einzelner Staat vermochte ſich von der allgemeinen Bewegung auszuſchließen, auf deren Bahn die neue Zeit als Siegerin heranzog. 1492 wurde Amerika durch Chriſtoph Columbus entdeckt; die wunderſamen Berichte von den ungeheuren Schätzen auf dieſem Erdtheil entzündeten die Einbildungskraft und die Leidenſchaften der Menſchen in Europa; der gewinnſüchtige Kaufmann, wie der kriegsluſtige Abenteurer und der bekehrungseifrige Mönch blickten ſehnſüchtig nach jener neuen Welt, wie nach dem Paradies auf Erden. Da überdies durch die Eroberung Konſtantinopels das Morgenland dem Zuge des europäiſchen Handels unzugänglich

geworden war, ſo fing dieſer jetzt an, ſeine Richtung gen Weſten zu nehmen. Demzufolge erlangten nun jene Staaten Europa's, welche zunächſt gen Weſten lagen, eine immer größere Bedeutung; auf der andern Seite mußten Italien und Deutſchland, welches ſeinen bisher ſo ergiebigen Speditionshandel einbüßte, zumal die Hanſa, dabei verlieren. Zunächſt gewann Spanien dadurch, welches die Länder der neuen Welt mit gewaffneter Hand in Beſitz nahm und deren unermeßliche Reichthümer an ſich zog. Frankreich, welches ſeit langer Zeit ſtets eiferſüchtig und eroberungsluſtig auf Deutſchland hinüberblickte, war durch die innigſte Vereinigung aller Staatskräfte vermittelſt der monarchiſchen Verfaſſung gleichfalls zu einer furchtbaren Macht herangewachſen; die Könige konnten ohne Widerſpruch auf Volk und Adel rechnen, wenn ſie beiden die Ausſicht auf Ruhm gaben; überdies ſtanden den Königen die bedeutendſten Geldmittel zu Gebot, und, was ſie weder durch Waffen noch durch Gold ausrichteten, das erreichten ſie durch ihre doppelzüngige Politik, welche ſie ſchon längſt in der Schule des römiſchen Hofes gelernt hatten. Ueberhaupt wurden jetzt Geld und Politik die wichtigſten Hebel. Da ſeit der Einführung der Feuergewehre die Kriege immermehr durch beſoldete Schaaren geführt wurden, ſo konnte man ohne Geld keine mehr unternehmen. Die Politik der Höfe aber wurde zur Kunſt des Betrugs, zu einem frevelhaften Spiel mit Eiden, und, wer den Andern am feinſten täuſchte, hatte Ehre und Vortheil davon. Es iſt klar, wie furchtbar dies Beiſpiel der Höfe auf die Entſittlichung der Völker wirken mußte. In dieſer Kunſt erreichte auch Spanien bald die Meiſterſchaft. Wie ſollte, da die Grundpfeiler der Treue untergraben waren, der Tempel des Völkerrechts beſtehen?

Der Einfluß aller dieſer Verhältniſſe zeigte ſich auch in Deutſchland, deſſen politiſche Lage ohnehin durch ſeine Zerſplitterung ſehr ſchwach war. Bei der Ohnmacht der kaiſerlichen Gewalt und den oft eigennützigen Beſtrebungen einzelner Reichsſtände konnte die Ehre der geſammten Nation ſelten würdig vertreten werden. Die Peſt der Politik ergriff ſowohl den Kaiſer als auch die Fürſten, und, wer davon rein blieb, deſſen Ehrlichkeit mußte unterliegen. Gleichwohl

war noch ſo viele Redlichkeit im Kern der Nation, daß jene Politik (die ſogenannte „wälſche Praktik") im Allgemeinen verachtet ward. Die Kriegsverfaſſung durch ſtehende Heere von Söldnern, welche in Deutſchland „Landsknechte" hießen, äußerte einen nachtheiligen Einfluß auf den Adel (der Geſchlechtsadel war ſchon durch die Einführung des Briefadels geſunken) und auf das Ritterthum; denn deſſen Bedeutung lag in der perſönlichen Tapferkeit, und dieſe galt jetzt weniger, weil ſeit der Einführung der Feuergewehre und ſtehenden Heere der Kampf in Maſſen den Ausſchlag gab. So ſtand alſo das Ritterthum, wiewohl es noch ſeinen alten Glanz in Turnieren und dergleichen behauptete, doch ſchon an ſeinem Grabe; aber die edelſten Männer, welche demſelben angehörten, griffen mit dem alten ritterlichen Muth bereits nach anderen, den geiſtigen Waffen; die minder Edlen gaben ihre Selbſtſtändigkeit auf und wurden höfiſch; die Kräftigſten übten trotzig das alte Fehderecht; die Tüchtigſten leiſteten der Ausbildung der Fürſtenmacht Widerſtand. — Das Söldnerweſen wirkte übrigens auch nachtheilig auf die Sitten ein. Denn, wo blinder Gehorſam für Geld — Treue heißt, da geht die ächte Treue verloren. Wofür verſchwendeten jene Landsknechte die gefürchtete deutſche Tapferkeit? Für's Vaterland? Nein! für die Zwecke der Machthaber, die ſie bezahlten. Ueberdies erloſch die Idee der Volksbewaffnung; der Soldatenſtand wurde zu einer eigenen Kaſte, und ſtellte ſich dem Nährſtand um ſo trotziger und hochmüthiger gegenüber, je ſklaviſcher er ſelbſt den Befehlen ſeiner Oberen gehorchen mußte. Ueberhaupt zeigte ſich die ſchroffe Ungleichheit bei der Abgliederung der einzelnen Stände immer verderblicher; beſonders wurde der arme Bauernſtand furchtbar gedrückt, während Adel und Bürger ſich im Wohlleben und Luxus überboten. Endlich war auch die immer weiter um ſich greifende Erſtickung des vaterländiſchen Rechts durch das römiſche für die Nationalität höchſt nachtheilig, denn durch das letztere wurde die altvolksthümliche Oeffentlichkeit und Befugniß der Gemeinden zum Finden des Urtheils ausgeſchloſſen, wurde der moraliſche Rechtsbegriff von tauſend Spitzfindigkeiten über einzelne Fälle entſtellt, der ſchlichte Verſtand verwirrt, der Streitluſt wie der

Habſucht Thür und Thor geöffnet, durch Herleitung der Fürſtenmajeſtät unmittelbar von Gott auch der Sinn für die Freiheit tödtlich angegriffen, und die bloße Gewalt mit einem Heiligenſchein umgeben. Dies römiſche Recht wurde in Deutſchland durch die immer zahlreicher geſtifteten Univerſitäten ſtets weiter ausgebreitet, weil auf denſelben eigene Lehrſtühle für jenes errichtet waren. Trotz dem war der Kern der Nation noch geſund; Dank ſei's dem *Bürgerthum*, in deſſen Schooß ſich die mannigfaltigſten Bildungsſtoffe erhalten und entwickelt hatten! Der Geiſt der Nation war noch unverdorben; je ſchwerer der Druck der Verhältniſſe, um ſo höher und gewaltiger mußte er ſich wieder aufrichten. Immer deutlicher zeigte ſich das durchgreifende Streben nach einer *reichsſtändiſchen Vertretung* der deutſchen Nation, zur Einigung und zum Wohle derſelben.

Die Reichsſtände drangen kräftig und beharrlich auf eine *neue Reichsverfaſſung*, auf dem inneren *Frieden* gegründet, durch das *Geſetz* geheiligt und für die Dauer verbürgt. Dies geſchah auf einem Reichstag zu Worms 1495; dort wurde das uralte, aber veraltete *Fehderecht* bei Strafe der Reichsacht aufgehoben und ein *ewiger Landfriede* aufgerichtet. Indem nun die einzelnen Reichsſtände ſich nicht mehr wechſelſeits wie *Fremde* bekämpften, war zugleich die Möglichkeit vorhanden, daß ſie ſich, wiewohl jeder ſelbſtſtändig, doch alle wieder als Glieder *eines* Staates betrachten und vereinigen konnten. Zunächſt war hierauf eine *oberſtrichterliche Reichsbehörde* nothwendig, vor welcher jeder Gekränkte ſein *Recht* finden mochte. Als ſolche wurde das *Reichskammergericht* beſtellt. Dieſes beſtand, vom Hof unabhängig, aus einem Kammerrichter und ſechzehn theils adeligen, theils rechtskundigen Richtern, welche der Kaiſer mit Zuziehung der Reichsſtände wählte, und welche durch Beiträge der Reichsſtände beſoldet werden ſollten; Maximilian geſtand dem Reichskammergericht die wichtige Befugniß zu, die Reichsacht zu verhängen. Für die ausübende Gewalt wurde (1495) auch ein beſtändiges *Reichsregiment* in Vorſchlag gebracht; doch es kam damals noch nicht zur Ausführung. Hingegen ſollte ſich der Reichstag alljährlich in einem Monat verſammeln, um die Vollziehung der

Kammergerichtsurtheile und der Erkenntniſſe von Austragsgerichten (welche den Fürſten nach altem Rechte blieben), ſo wie die Kraft des Landfriedens zu überwachen. — Dieſe wichtigen Einrichtungen wurden dadurch vervollſtändigt, daß das Reichsgebiet (mit Ausnahme von Böhmen, Mähren, Schleſien, der Lauſitz und Preußen) in Landfriedens-Kreiſe, zuerſt (1500) in ſechs, ſpäter (1512) in zehn, getheilt wurde (den ſchwäbiſchen, baieriſchen, fränkiſchen, oberrheiniſchen, weſtphäliſchen, niederſächſiſchen, öſterreichiſchen, burgundiſchen und oberſächſiſchen); jeder Kreis hatte einen Kreisoberſten und Räthe, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit, ſo wie die Vollziehung der Reichsbeſchlüſſe bewahren ſollten. Dadurch war nun endlich ein feſtes Band der Einigung um die einzelnen deutſchen Länder geſchlungen, und auch die öffentliche Sittlichkeit und Sicherheit konnten nun von Staatswegen beſſer beaufſichtigt werden. Aber auch in Bezug auf die Geldbedürfniſſe des Reiches mußte eine beſtimmte Norm getroffen werden, ſchon wegen der Kriege gegen Reichsfeinde, dann auch wegen Beſoldung des Kammergerichts; deshalb wurde eine „Satzung wegen des gemeinen Pfennigs“ erlaſſen, d. i. ein allgemeines Reichsbeſteuerungsſyſtem. Durch dieſe Reichsverfaſſung, welche auf dem Reichstag zu Köln 1512 ihre Vollendung erhielt, waren nun die bei Erlaſſung der goldnen Bulle geſetzlich ſelbſtſtändig, aber ſich leider auch wechſelſeits fremdgewordenen deutſchen Länder wieder geſetzlich und ſittlich vereinigt, ohne daß die einzelnen deutſchen Länder ihre Selbſtſtändigkeit verloren. Damals wurde auch das Poſtweſen eingerichtet und dadurch die lebhaftere Verbindung des Verkehrs begründet.

In jenen Tagen (1495) erhob der Kaiſer die geſammten würtembergiſchen Lande zu einem Herzogthum; Graf Eberhard im Bart wurde erſter Herzog von Würtemberg, — der reichſte Fürſt ſeiner Zeit, nicht durch eitel Gold, ſondern weil er ſagen durfte: „Ich kann in jedes Unterthans Schooß ſicher ſchlafen.“ Goldne Worte, ihr deutſchen Fürſten! O vergeßt ſie nie! Gerechtigkeit iſt's und Treue, wodurch ihr euch ſo ſicher bettet!

20.

O unglückſel'ge Stunde, da das Fremde
In dieſe ſtillbeglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unſchuld zu zerſtören.
Schiller.

Die Schweizer waren durch ihr Kriegsglück in allen Landen gefürchtet, aber auch übermüthig geworden und vergaßen die alte Einfalt, Tugend und Einigkeit. So hatten ſie ſich über die Theilung der burgundiſchen Beute und über die Aufnahme Solothurns und Freiburgs in die Eidgenoſſenſchaft heftig entzweit. Dieſen Zwieſpalt ſchlichtete (1481) ein frommer Einſiedler, Nikolaus von der Flüe. Aber das wachſende Verderben ließ ſich nicht mehr aufhalten. Das junge, rüſtige Volk lief ſchaarenweiſe aus dem Lande, um fremden Herrn für Sold zu dienen; man nannte dies „Reislaufen". Nun waren nicht blos die Schweizerwaffen, ſondern auch leider die Schweizertreue feil, und mit dem fremden Geld kam das Verderbniß in die Alpen. Städte und Landgemeinden waren voll Eiferſucht auf einander, und unnatürlich ſtrebten die Freien nach Herrſchaft über Landsleute.

Als nun der Kaiſer Maximilian von den Eidgenoſſen verlangte, daß ſie, als Glieder des deutſchen Reiches, den „gemeinen Pfennig" geben, ſich dem Kammergericht unterwerfen und ihr Bündniß mit Frankreich aufgeben ſollten, wollten ſie's nicht thun (1496). Bald darnach (1498) hatten die Graubündner Streit mit ihren Nachbarn in Tyrol und traten in die Eidgenoſſenſchaft. Da rüſtete der Kaiſer mit dem ſchwäbiſchen Bunde gegen die Schweizer, und aller Adel erhob ſich ſtolz, um ſie endlich zu demüthigen. Aber die Schweizer ſchlugen ihre Feinde (1499) bei Fraſtenz, auf der Malſer Haide in Tyrol, und bei Dorneck. Es war ein kurzer Krieg, aber mehr als 20,000 Menſchen kamen d'rin um. Da ſchloß der Kaiſer am 22. September 1499 zu Baſel mit ihnen Frieden und ſprach ſie frei von der Verbindlichkeit zu Reichsſteuern und vom Kammergericht. So trennte ſich die Eidgenoſſenſchaft der dreizehn Orte, mit vielen

ſchutzverwandten Orten, vom Reichsverband. Damit endigte das funfzehnte Jahrhundert.

21.

Das Heiligſte ſchützen wir mit dem Schwert!

Körner.

Das neue Jahrhundert begann mit einer glorreichen Volksthat der Dithmarſen. — Kaiſer Friedrich III. hatte den König Chriſtian von Dänemark 1474 mit dem Dithmarſen-Lande belehnt, und Chriſtian's Sohn Johann brach im Februar 1500 in daſſelbe ein mit einem Heer von zwanzigtauſend Mann und einem gefürchteten Haufen von ſechstauſend fremden Söldnern, welche die „ſchwarze Garde“ hießen, und dachten Alle für gewiß, die Dithmarſen würden erſchrocken zur Stelle um Gnade flehen. Die. aber waren getroſt und die Weiber ſprachen zu den Männern: „Wohlauf! Gut und Blut für die Freiheit!“ Ein theurer Held, Wolf Iſenbrand, warf in der Eil' eine Schanze auf, dreihundert Männer vertheidigten ſie; — eine wehrhafte Jungfrau aus Hochwörden trug den Freien Kreuz und Banner voran in die Schlacht. Als nun die Feinde ſtolz heranzogen und das Feldgeſchrei riefen: „Wehr' Dich, Bauer, die Garde kommt“, und die Schanze ſtürmten, da hielten die dreihundert Dithmarſen gegen die vielen Tauſende aus, brachen hervor, ſtachen in den Feind, warfen zu Boden und riefen jauchzend: „Wehr' Dich, Garde, der Bauer kommt!“ Die Schleußen ſind auf, die Waſſerfluthen ſchießen auf die Feinde herein, ſie ſinken und ertrinken, wo einer den Dithmarſen zu entrinnen verſucht. Gar viele Grafen und Herrn und in die Tauſende des gemeinen Volks wurden erſchlagen, nur mit genauer Noth entrann der Dänenkönig. So haben die Dithmarſen mit Gottes Hülfe Freiheit und Vaterland gerettet; es war im Februar 1500.

22.

Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Bruſt ehrſüchtiger Könige,
Die unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geſchlechts in die Fremde ſchweiften.

Platen.

Indeſſen verfolgte Frankreich ſeine Vergrößerungspläne und machte Italien zum Schauplatz ſeiner Unternehmungen. Kaiſer Maximilian ſetzte ſich dawider und wurde dadurch in viele Kriege und in ein Gewebe von diplomatiſchen Verhandlungen verwickelt, in welchen die Gewaltigen der Erde ſich nicht ſchämten, heute Treue zu ſchwören, morgen den Eid zu brechen, und um Länderbeſitz Einer den Andern zu verrathen. Da die deutſchen Reichsſtände dem Kaiſer zu ſolchen auswärtigen Kriegen, welche das Intereſſe der Nation nichts angingen, keine Hülfe bewilligten, ſo konnte er, bei aller ſeiner Thätigkeit, in Italien nichts ausrichten. Der Verlauf der Begebenheiten war (in Kürze) folgender:

Aufgefordert von dem Herzog von Mailand, Ludovico Moro, hatte der kriegeriſche König Karl VIII. von Frankreich 1495 Neapel erobert. Aus Beſorgniß vor Frankreichs Uebermacht ſchloſſen nun der König Ferdinand von Spanien, der Papſt, der Kaiſer, die Republik Venedig und ſelbſt der Herzog von Mailand ein Bündniß, um die Franzoſen aus Italien zu vertreiben, und Karl VIII. verließ ſchnell dies Land. Kaum aber war jene Beſorgniß zerſtreut, ſo ließen die Verbündeten den Kaiſer im Stich. Karls VIII. Nachfolger, Ludwig XII., eroberte (1499) unter dem Vorwand alter Anſprüche Mailand, nahm durch Verrätherei eines Schweizers den Herzog (1500) gefangen und wollte nun auch Neapel beſitzen. Zu dieſem Zweck unterhandelte er (1500) mit dem König von Spanien, eroberte das Reich Neapel und theilte es mit dieſem. Doch unrecht Gut thut nicht gut. Bald entſtanden Streitigkeiten zwiſchen Frankreich und Spanien. Da hielt der König von Spanien den von Frankreich durch trügeriſche Friedensunterhandlungen zu Blois (1504) ſo lange hin, bis der ſpa-

niſche Feldherr die Franzoſen aus Neapel vertrieben hatte; Ludwig XII. mußte es 1505 an Spanien überlaſſen. In dem Frieden zu Blois belehnte der Kaiſer den König Ludwig XII. mit dem Herzogthum Mailand; dafür ſollte Ludwigs XII. Tochter des Kaiſers Enkel, Karl, heirathen und ihm Mailand als Mitgift bringen. Aber Ludwig XII. verlobte ſeine Tochter mit dem Herzog Franz von Angouleme und wollte zu Mailand auch noch die Herrſchaft über Genua gewinnen, deshalb zog er 1507 gegen Genua aus. Da erſchrak der Papſt Julius II. und berief den Kaiſer nach Welſchland. Dieſer wollte auch Mailand wieder beſetzen, weil Ludwig XII. ſein Wort gebrochen. Aber ſiehe da, die mächtigen Venezianer hatten ihm alle Päſſe verlegt. Damals nahm Maximilian (mit Bewilligung des Papſtes) den Titel eines „erwählten römiſchen Kaiſers" an. Die Venezianer aber ſchlugen ihn und eroberten Görz, Trieſt und Fiume. Durch dies Glück reizten ſie die Eiferſucht der übrigen Mächte, und Julius II. brachte (1508) ein Bündniß mit Frankreich, Spanien und dem Kaiſer gegen ſie zu Stande, welches die „Liga von Cambrai" hieß und die Demüthigung Venedigs zum Zwecke hatte. Die Verbündeten theilten ſchon im Voraus das Gebiet der Republik unter ſich und griffen ſie an; bei Agnadello erlitten die Venezianer (1509) eine furchtbare Niederlage durch die Franzoſen. Da wandte ſich das bedrängte Venedig mit lockenden Anerbietungen zuerſt an den Kaiſer, um ihn von dem Bündniß zu trennen; und, als dies vergeblich war, an den Papſt. Dieſer ſchloß ſchnell mit Venedig Frieden und verband ſich mit den Schweizern zur Entfernung der Franzoſen und Deutſchen aus Italien. Dadurch näherten ſich jetzt natürlich Frankreich und der Kaiſer wieder und bedrohten den Papſt. Dieſer aber ſchloß 1511 mit Venedig und Spanien die ſogenannte „heilige Liga" gegen Frankreich und bewog auch den Kaiſer zum Waffenſtillſtand mit Venedig. Auch die Schweizer traten zur Liga und eroberten dem Sohn des Herzogs Ludovico Moro Mailand wieder. Nun verbündete ſich Venedig (1513) mit Frankreich; — gegen Frankreich aber traten der Papſt, der Kaiſer, Spanien und England zuſammen. Ludwig XII. wurde 1513 bei Novara beſiegt, zugleich fiel der König von England in Frankreich ein;

der Kaiſer ſchlug die Franzoſen bei Guinegate und wollte das franzöſiſche Burgund für ſeinen Enkel Karl, den Sohn Philipps, erobern, nahm deshalb Schweizer in Sold und legte ein Heer vor die Stadt Dijon. Aber die Schweizer ließen ſich durch franzöſiſches Gold beſtechen und der Kaiſer ſchloß 1514 mit Ludwig XII. einen Stillſtand. Im nächſten Jahre ſtarb Ludwig XII. Gegen ſeinen Nachfolger, König Franz I., verbanden ſich Kaiſer und Papſt, Spanien, Mailand und die Schweizer. Aber Franz I. drang mit einem zahlreichen Heer nach Italien, beſiegte 1515 bei Marignano zum erſtenmal die gefürchteten Schweizer und gewann Mailand. Der Kaiſer führte zur Wiedereroberung dieſes Herzogthums ein zahlreiches Heer nach Italien, aber die Schweizer in ſeinem Heere wollten nicht gegen die im franzöſiſchen kämpfen. So wurde des Kaiſers Plan zunichte; bald darnach ſchloß Franz I. mit den Schweizern einen ewigen Frieden. Da mußte ſich auch der Kaiſer zum Frieden entſchließen und trat (1517) Mailand an Franz I. ab, Verona an die Republik Venedig.

23.

Der doppelhäupt'ge Adler Oeſt'reichs blickt
Im ſtolzen Flug hernieder auf zwei Welten.

Um ſo beſſer waren dem Kaiſer ſeine Pläne zur Vergrößerung der öſterreichiſchen Hausmacht geglückt.

Tyrol hatte er 1496 nach des Erzherzogs Sigismund Tode mit ſeinen Erblanden vereinigt. Durch die Vermählung ſeines Sohnes Philipp mit Johanna, der Tochter des Königs Ferdinand von Spanien, erhielt ſein Enkel Karl 1517 die Nachfolge in den ſpaniſchen Reichen nebſt dem Beſitz aller dazu gehörigen neuentdeckten Länder in Amerika. — Seine zwei andern Enkel, Ferdinand und Maria, vermählte der Kaiſer 1515 mit Anna und Ludwig, den Kindern des Königs Wladislav von Böhmen und Ungarn; dadurch erhielt das Haus Oeſterreich auch die Anwartſchaft auf dieſe beiden Königreiche. —

Auch bei dem baieriſchen Erbfolgekrieg gewann der Kaiſer manches

für Oeſterreich. Dieſer Krieg war nach dem Tode des Herzogs Georg von Baiern (des letzten von der *Landshuter* Linie) 1503 zwiſchen dem Herzog Albrecht von der *Münchner* Linie und zwiſchen Georgs Schwiegerſohn, dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, ausgebrochen und ſehr viele Fürſten hatten daran Theil genommen. Er wurde 1507 geſchlichtet und die Söhne Ruprechts von der Pfalz erhielten die ſogenannte „junge Pfalz" (die Landſchaft Neuburg an der Donau), Albrecht von München das Uebrige. Dieſer weiſe Fürſt ſtiftete für Baiern die Erbfolge nach dem Recht der *Erſtgeburt*, und verordnete die *Untheilbarkeit* des Landes.

So erhob ſich das *Haus Oeſterreich* zu einer erſtaunlichen Macht, allen fremden Staaten zum Neid und Schrecken, ſiegreich über alle Gegenbeſtrebungen derſelben; immer kühner faßte es die *Weltherrſchaft* als Ziel in's Auge; immer ſtolzer ſchritt es dieſem großartigen Ziele zu. Aber in *Deutſchland* ſtemmten ſich die *Reichsſtände* ſolchem Trachten mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit entgegen. Da die Hoheit und Macht der deutſchen Fürſten längſt eine *geſetzliche* geworden, ſo war das Trachten des Hauſes Oeſterreich nach der Alleinherrſchaft unhaltbar; die verbundenen deutſchen Fürſten, als Vertreter der ganzen Nation, erſetzten die abgeſtorbene Idee des alten Kaiſerthums viel heilſamer, und ihr kräftiger Widerſtand gegen Oeſterreich's Alleinherrſchaft rettete die neue allſeitige Nationalentwicklung vor Verflachung und Erſtarrung.

24.

Der Freiheit Morgen ſteigt herauf,
Ein Gott iſt's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltſam iſt ihr Lauf!

Uhland.

Schon ſeit einiger Zeit hatten die *unterſten Klaſſen des Volkes* an ihrem ſchweren Joch gerüttelt. Das angeborne Menſchenrecht, verhöhnt und in den Staub getreten, ſchrie um Rache. Durch die oft wiederholten Verbote, daß die Städte keine *Ausbürger*

mehr aufnehmen durften, hatten die armen Bauern jede Hoffnung auf Erleichterung ihres ſchrecklichen Looſes verloren; es blieb ihnen nichts mehr übrig, als ſich durch eigene Kraft zu helfen. „Wenn es denen in der Schweiz gelungen iſt, warum ſollen wir uns nicht auch erlöſen können?“ dachten ſie; „hilf Dir ſelbſt, ſo wird Dir Gott helfen.“ Schon 1460 waren die Bauern gegen den Abt von Kempten aufgeſtanden, 1471 die im Würzburgiſchen, 1492 ihrer 10,000 in den Niederlanden (die hießen die „Käſebröter“, waren aber vom Adel beſiegt worden), 1502 die im Erzbisthum Speier; dieſe hatten einen Bundſchuh zum Wahrzeichen und zur Loſung die Frage: „Höret, was iſt das für ein Weſen?“ nebſt der Antwort: „Wir können vor den Pfaffen und dem Adel nicht geneſen!“ Sind aber auch unterdrückt worden. 1513 erhoben ſich die Bauern im Breisgau, wollten blos Kaiſer und Papſt zu Herrn, ſonſt Niemand, und alles Unbillige abgethan wiſſen, beſonders die fremden Gerichte; aber auch ſie wurden unterdrückt. In Würtemberg hatte damals der junge Herzog Ulrich die Herrſchaft; der lebte in Saus und Braus, gab Feſte, Turniere und Jagden und ließ ſeine Diener und Räthe über Gut und Blut der Unterthanen nach Willkür ſchalten und walten. Das arme Volk litt dabei unſäglich durch Sporteln und Taxen, Beamtenwillkür und fürſtliche Jagdhunde. Da kamen viele rechtſchaffene Leute 1514 im Remsthal zuſammen und nannten ſich, weil ſie keinen Rath wider ſolches Weſen wußten, die Geſellſchaft „des armen Konrad“ (d. i. kein Rath). Als endlich die böſe Regierung ſogar Maß und Gewicht verringerte, ward es dem gemeinen Mann zu arg und die vom „armen Konrad“ kamen in großen Haufen herbei und verlangten Abſchaffung des neuen Weſens. Der Herzog, von ſeinen Räthen verleitet, wollte ſie mit Härte unterdrücken. Da zogen jene allüberall die Sturmglocken und wurden Meiſter des Landes. Nun kam in Stuttgard ein Landtag zu Stande und die Landſtände ſprachen nach ihrem heilſamen Recht: „Nun darf der Herzog ohne unſer Wiſſen und Wollen nichts mehr thun.“ Aber der gemeine Mann ſagte: „Ihr Städter und Edelleute ſorgt für euch, doch damit iſt uns noch immer nicht geholfen,“ und wollte ſich d'rum den Beſchlüſſen nicht unterwerfen.

Da überfiel der Herzog die Unzufriedenen mit großer Macht, beſiegte ſie und unterdrückte durch ein ſtrenges Gericht zwar den Aufſtand, aber nicht deſſen Urſache, ſondern lebte in Saus und Braus wie vor und eh.

Ein mehr oder minder ſchlechtes Regiment war leider noch in manchen andern deutſchen Ländern. Doch gab es auch viele edlere Fürſten, welche die erhabene Aufgabe ihres Berufes begriffen und redlich zu erfüllen trachteten. Unter ihnen ragte beſonders Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, hervor. Ueberhaupt aber war das Fürſtenthum ſelbſt, vollendet und unerſchütterlich durch landſtändiſche Verfaſſungen und Erbfolgeordnung, der Grundſtein des ganzen neueren Rechtszuſtandes in Deutſchland geworden, und zwar zum Heil der Nation.

Indeſſen hatten Glaubensverderbniß, Aberglaube und geiſtliche Tyrannei den höchſten Gipfel erreicht. So war die heidniſche und gottesläſterliche Vorſtellung aufgekommen, daß es Zauberer und Hexen gebe, welche mit dem Teufel Bündniſſe ſchließen und dadurch große Macht zum Schaden ihrer Mitmenſchen erlangen könnten. Dieſer entſetzliche Wahn wurde 1484 durch eine päpſtliche Bulle, in welcher der Hexenprozeß angeordnet ward, noch bekräftigt. Zwei Dominikanermönche wurden als Hexenrichter beſtellt und bekamen auch die kaiſerliche Erlaubniß, peinliche Unterſuchungen vorzunehmen; bald wetteiferten geiſtliche und weltliche Richter, Hexen aufzuſpüren, zu foltern und zu richten. Zugleich wurden alle religiöſe Mißbräuche auf's Neue geltend gemacht, und wer ſich dagegen auflehnte, wer mit kühnen Worten die geiſtige und geiſtliche Tyrannei antaſtete, wurde als Ketzer verfolgt, und mußte dies durch Gefängniß oder Tod büßen. In Köln am Rhein war ein päpſtlicher Großinquiſitor, deſſen Amt es war, den Aufſchwung des Geiſtes zu bewachen und zu unterdrücken. Ebenſo ſuchten die Päpſte den wichtigen Einfluß der Buchdruckerkunſt zu beſchränken, und geboten, bei Strafe des Bannes, daß kein Buch ohne vorhergegangene Durchſicht und Erlaubniß des Biſchofs gedruckt werden dürfte; das iſt der Urſprung der Büchercenſur; die deutſche Nation hat ſie alſo ihrer alten Erbfeindin: Rom

zu verdanken; in Mainz wurde 1486 die erſte Cenſurbehörde eingeſetzt. — Endlich nahm der Ablaßhandel noch mehr als bisher überhand. Und dennoch konnte die Macht der Finſterniß durch alle Anſtrengungen die neue Herrſchaft des Lichtes nicht mehr unterdrücken, in welcher die Menſchheit und das deutſche Volk insbeſondere ſich verjüngen ſollte.

Dieſe neue Morgenröthe ging von der Wiſſenſchaft aus. Zwar waren die deutſchen Univerſitäten, deren Zahl im Laufe des Jahrhunderts bedeutend zugenommen hatte, lange genug blos Pflanzſchulen der päpſtlichen Grundſätze geblieben, indem auf denſelben vorzugsweiſe die Scholaſtik getrieben wurde, jene troſtloſe Schulweisheit, welche durch ſpitzfündige Schlüſſe der Lüge den Schein der Wahrheit gab. Aber nach der Eroberung Konſtantinopels hatten viele geflüchtete Griechen mit ihrer Mutterſprache auch die Anregung in's Abendland gebracht, die Meiſterwerke der alten griechiſchen Dichter, Weiſen und Geſchichtſchreiber kennen zu lernen. Die vollendete Schönheit derſelben, ihre einfache und großartige Wahrheit, die heitere, reinmenſchliche Weltanſicht, welche aus ihnen leuchtete, begeiſterten die edelſten deutſchen Männer, und gleichwie der Handel und die Eroberungsluſt in Amerika, ſo fanden die hellen Geiſter der Nation in den Meiſterwerken der Alten eine neue Welt vor ſich aufgethan. Nun betrieb man mit ſchönem Eifer deren Studien, welche mit Recht „Humanoria" genannt wurden (weil ſie eine humane, d. i. reinmenſchliche Bildung erwirkten), ſowie die Männer, welche ſich damit befaßten, „Humaniſten". Unter ihnen ragten beſonders Johann Weſſel, Rudolph Agricola, Konrad Celtes, Hermann von der Busſche, Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin von Pforzheim hervor. Die Humaniſten verbeſſerten anfangs blos das entartete Sprachſtudium; bald aber traten ſie auch gegen die alte Scholaſtik auf und ſtrebten die geſunde Vernunft wieder in ihr Recht einzuſetzen. Sobald die Finſterlinge dies merkten, begannen ſie einen erbitterten Kampf und verſchrieen und verdammten die Humaniſten als Ketzer; dieſe deckten hinwieder die Blößen der Finſterlinge auf, machten ſie lächerlich und

trugen den glänzendſten Sieg über ſie davon. Am thätigſten war dabei der edle Ritter Ulrich von Hutten, deſſen ganze Seele für Deutſchlands Ehre und Freiheit glühte. Er war 1488 auf dem Schloſſe Steckelberg in Franken geboren, hatte in Italien Feldzüge mitgemacht, und focht in ſeinem Vaterland mit den Waffen des Geiſtes, als Dichter und Redner, kühn und hoffnungsreich für Wahrheit und Recht. 1517 lernte ihn Kaiſer Maximilian in Augsburg kennen und ſetzte ihm einen Lorbeerkranz auf, welchen die geiſtreiche Tochter Peutingers, eines gelehrten und hochberühmten Rathsherrn, geflochten hatte; eine ſolche Krönung mit dem Lorbeer war damals die höchſte Ehre für Dichter. Später hat Huttens edles Haupt eine Dornenkrone tragen müſſen!

Zu gleicher Zeit griff die Volksſprache als Schriftſprache mächtig fördernd in die freiere Entwickelung des Volksgeiſtes ein. Nun gab's nicht blos deutſche Geſchichtsbücher im Druck zu Jedermanns Belehrung, ſondern auch ſchon mehrere Ueberſetzungen der heiligen Schrift in's Deutſche, wiewohl noch roh und ungeſchlacht. Die alten Heldenlieder und Sagen kamen in ungebundner Rede als Volksbücher wieder an den Tag und neue dazu. Der gekünſtelte ſteife Meiſtergeſang verfiel, und ſtatt deſſen flatterten zahlloſe Volkslieder wie Frühlingsvöglein ringsumher, bald zart und herzinnig, bald kräftig und derb; Veit Weber aus Freiburg ſang herrliche Schlachtweiſen vom Schweizerkampf gegen Burgund. Auch der Volkswitz flog damals auf, wie ein rüſtiger Falke und riß mit ſcharfen Krallen allen Laſtern und Thorheiten die Mäntelchen vom Leibe; ſo ſchrieb Sebaſtian Brant ein Buch, betitelt „das Narrenſchiff", worüber der berühmte Geiſtliche Johann Geiler von Kaiſersberg ſogar predigte. Die Freiheitsluſt des Volks machte ſich im kernhaften Spott Luft. Seit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts kamen, beſonders in Nürnberg, luſtige Faſtnachtsſpiele auf, durch welche die früheren theatraliſchen Vorſtellungen aus der heiligen Geſchichte allmälig verdrängt wurden, und der Grund gelegt ward, daß die Bühne in der Folge zu einer volksthümlichen Anſtalt, zu einer Freiſtätte werden konnte für den Nationalgeiſt, wenn ihm alles andre öffentliche Leben genommen würde.

z. S. 462.

z. S. 463.

Jene Faſtnachtsſpiele ſpiegelten friſch und treu, wenn auch derb und roh, des Volkes Thun und Treiben. Lauter Lebenszeichen von der geſunden Kernkraft des Volks, welche unter allem geiſtigen Druck doch nicht erlegen war!

Dieſe Kraft, ſo wie die Tiefe des deutſchen Geiſtes, zeigte ſich vornehmlich in den zahlreichen Erfindungen, welche Deutſche im Laufe jener letzten Zeiten gemacht hatten, nämlich, außer der allerwichtigſten (der Buchdruckerkunſt), die des Spinnrads, der Taſchenuhren, der Flintenſchlöſſer, des Kanonenguſſes u. ſ. w., ſo daß die deutſche Nation mit Recht und Ehre vorzugsweiſe die „erfinderiſche“ heißt. Am herrlichſten aber zeigte ſich die Kraft der Nationalität in der Kunſt, und zwar in jenem Zeitraum vornehmlich in der Malerei und Bildhauerei. Schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatte in Köln eine Malerſchule beſtanden, und im vierzehnten war dort der edle Meiſter Wilhelm hochberühmt; unter Karl IV. war auch in Prag eine Malerſchule. Im funfzehnten Jahrhundert hatten die Brüder Hubert und Johann von Eyk in den Niederlanden die Oelmalerei erfunden und fortan wurde dieſe Kunſt vorzüglich dort gepflegt und vor allen Meiſtern ragten Hans Hemling und Israel von Mecheln hervor. Aber auch in verſchiedenen Städten Oberdeutſchlands bildeten ſich Malerſchulen, die berühmteſte in Nürnberg. Dort ſchufen gar emſig Martin Schön, Michael Wohlgemuth, Hans Burgkmair u. a. m.; aber zur höchſten Vollendung hat ſie Albrecht Dürer von Nürnberg gebracht (geboren 1471, geſtorben 1528). Der Kaiſer ehrte ihn hoch und gebot einſt einem Edelmann, dem Meiſter die Leiter zu halten. Als ſich der Edelmann deſſen weigerte, ſprach der Kaiſer: „Albrecht iſt mehr denn ein Edelmann. Wißt Ihr denn nicht, daß ich aus jedem Bauer einen Edelmann machen kann, aber nicht aus jedem Edelmann einen Dürer?“ Dürer malte ihn noch auf ſeinem letzten Reichstag zu Augsburg (1518). Auch als Holzſchneider und Kupferſtecher erwarb Dürer hohen Ruhm. Andre berühmte Maler jener Zeit waren Meiſter Lukas Kranach aus Franken (geb. 1471, geſt. 1553), an Kunſt und Treue ein ächt deutſcher Mann,

und der geiſtreiche Hans Holbein, welcher 1498 in Augsburg geboren ward, ſpäter in Baſel lebte und in England, reich an Ehren, 1554 ſtarb. In der Bildhauerei haben ſich beſonders die Nürnberger Meiſter Adam Kraft, Peter Viſcher (mit ſeinen Söhnen) und Veit Stoß hervorgethan. — In den Werken aller jener deutſchen Künſtler giebt ſich ein ernſter, tiefer und ſinniger Geiſt kund, ein ſtrenges Streben nach Wahrheit (oft ſogar auf Koſten der Schönheit) und ſo offenbart ſich auch darin recht der deutſche Charakter. Uebrigens dienten die Künſte noch immer der Religion, aber bereits im Bewußtſein ihrer Selbſtſtändigkeit. Sie hatten das Höchſte erreicht, was ihnen nach der bisherigen Weltanſicht möglich war. Jetzt, da dieſe einer neuen Platz machen ſollte, verklärten ſie gleichſam wie ein ſchönes Abendroth die untergegangene Zeit des Mittelalters.

Ende des erſten Bandes.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

J. Kirchhoff

A-W

290. Brezière Emile (jun)

Aus z. Gesch. d. Holzschnitts interessant!

318 L. Richter

265 ! " "

407 " "

221 " "

248 " "

277 "

33 ?

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duller, Eduard,

Die Geschichte des deutschen Volkes

Bd.: 1

Leipzig 1841

Germ.g. 109 ft-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015573-7